This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

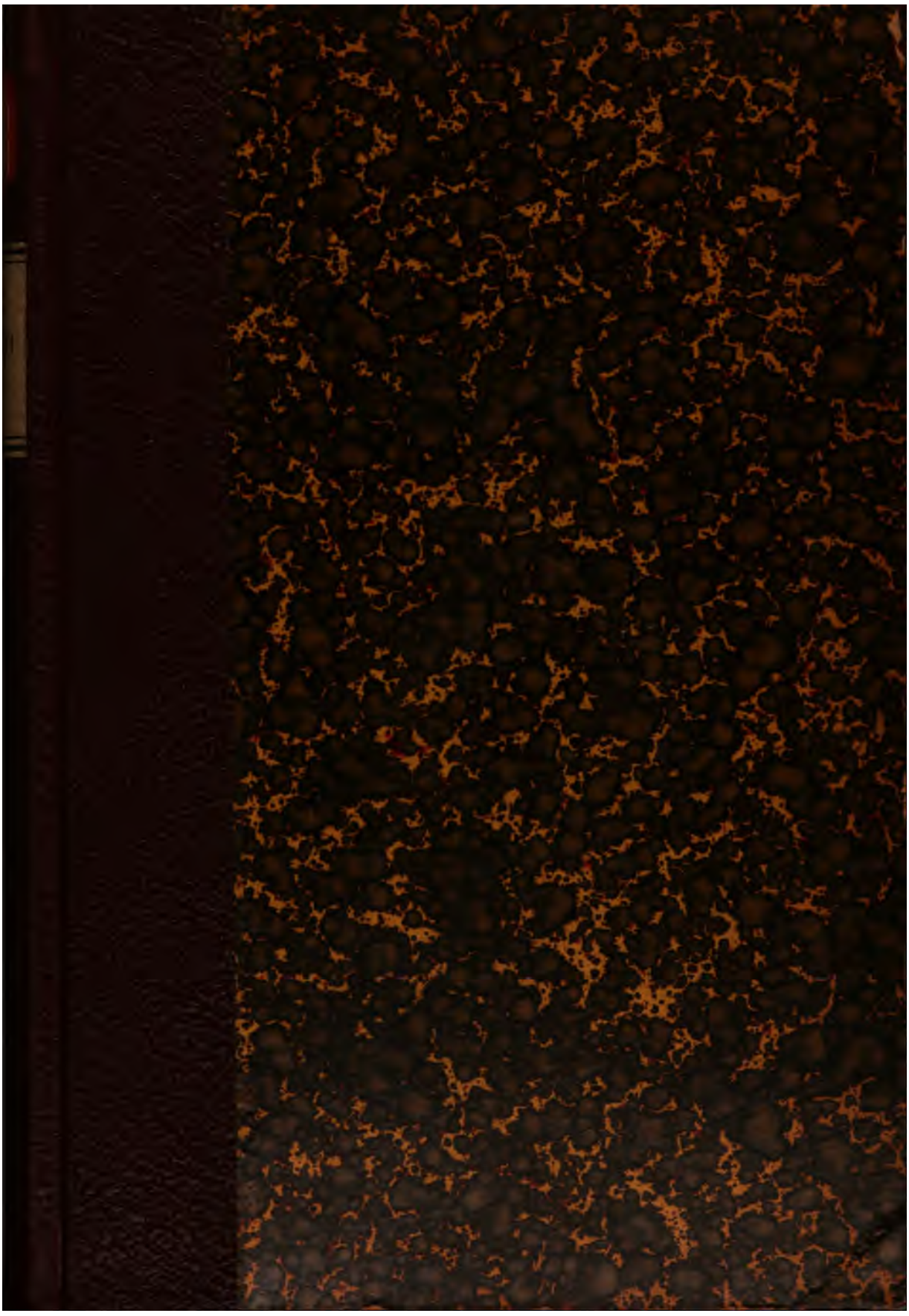
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



LSoc 1711.15

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN HARVEY TREAT

OF LAWRENCE, MASS.

(Class of 1862)

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.

Erste Vereinsschrift für 1902.

Dr. Hermann J. Wurm, Die Papstwahl. Ihre Geschichte und Gebräuche.

Köln, 1902.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Schriften der Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Jahresberichte und Vereinsgaben.

Kommissions-Verlag von J. P. Bachem in Köln.

1876—1900. Alljährlich ein Jahresbericht und eine bis drei Vereinsschriften.
(Vollständiges chronologisches Verzeichnis mit Preisangaben in der 3. Vereinsschrift für 1900. Verzeichnis nach Disciplinen geordnet in der 1. Vereinsschrift für 1901 S. 77 ff.)

1901. I. Die Görres-Gesellschaft 1876—1901. Denkschrift zur Feier ihres 25jährigen Bestehens, nebst Jahresbericht für 1900. Von Dr. Hermann Cardauns, Generalsekretär der Görres-Gesellschaft. 112 S. M. 1,80.

— **II. Der Anteil der Katholiken am akademischen Lehramte in Preußen.** Nach statistischen Untersuchungen. Von Dr. Wilhelm Lossen, o. ö. Professor der Chemie an der Universität Königsberg. 164 S. M. 2,50.

— **III. Die katholische Moral,** ihre Methoden, Grundsätze und Aufgaben. Von Dr. Joseph Mausbach, Professor der Moral und Apologetik an der Akademie zu Münster. 158 S. M. 2,50.

1902. Jahresbericht für 1901. 56 S.

Die **Mitglieder** der Gesellschaft erhalten den **Jahresbericht** und die regelmäßig in jedem Jahre erscheinenden **Vereinsgaben,** die Teilnehmer den Jahresbericht gratis und franko zugesandt.

Die Mitglieder und die Teilnehmer erhalten die sämtlichen auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Schriften [**nicht** jedoch das **Staatslexikon** und das **Concilium Tridentinum**] bei direktem Barbezug von dem General-Sekretär der Gesellschaft zu zwei Dritteilen des Ladenpreises.

Die Vereinsgaben und Gelegenheitsschriften [**nicht** die vom Verwaltungs-Ausschusse erstatteten Jahresberichte] sind auch durch den Buchhandel zu beziehen.

*

Adresse des General-Sekretärs: **Dr. H. Cardauns, Köln.**
„ der Geschäftsstelle: **J. P. Bachem, Köln.**

Die Papſtwahl.

Ihre Geſchichte und Gebräuche.

Von

Dr. Hermann J. Wurm.

Köln 1902.

Kommiſſions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

LSoc 1711.15

HARVARD COLLEGE
DEC 26 1914
LIBRARY

Treat fund

Alle Rechte, beſonders das der Ueberſetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Vorwort.

Bei der Ausarbeitung des Artikels „Papſtwahl“ für die zweite Auflage des Kirchenlexikons (IX, 1442—1452) erſah ich, daß eine Darſtellung der Gebräuche bei der Wiederbeſetzung des päpſtlichen Stuhles ſeit langen Jahren in Deutſchland nicht erſchienen iſt (ſ. S. 90 Anm.), und daß derartige Schriften recht ſelten ſind. Deshalb dürfte eine neue Darſtellung, zumal wenn ſie die geſchichtliche Seite berückſichtigt, auf einiges Intereſſe hoffen. In dem erſten, geſchichtlichen Teile kam es mir hauptſächlich darauf an, in Kürze die Entwickelung der Wahlgeſetzgebung zu zeigen. Zweck derſelben iſt vornehmlich die Freiheit der Wahl von weltlichem Einfluß zu ſichern; deshalb trat der Verſuch eines ſolchen Einfluſſes ziemlich in den Vordergrund der geſchichtlichen Darſtellung. Bei der Citierung der überaus reichhaltigen Litteratur mußte ich mich des Raumes wegen auf das Notwendigſte beſchränken.

Hausberge, am 24. Jahrestage der Krönung Leos XIII.,
am 3. März 1902.

Hermann J. Wurm.

Inhalt.

Seite

Geschichte der Papstwahl.

I. Bis Nicolaus I. Grundlagen der Wahlgesetze 7
II. Bis Alexander III. Einführung der Zweidrittel-Majorität 28
III. Bis Clemens VI. Einführung des Konklaves 36
IV. Bis Clemens XII. Endgültige Regelung der Papstwahl 43
V. Bis zur Jetztzeit. Fortdauer der staatlichen Ausschließung. Gelegenheitsgesetze 77

Die Gebräuche der Papstwahl.

I. Beisetzung des verstorbenen Papstes 90
II. Die Vorbereitungen zur Neuwahl 96
III. Das Konklave 101
IV. Die Wahl 110
V. Schluß des Konklaves. Verkündigung der Wahl 119
VI. Weihe und Krönung 124

Geschichte der Papstwahl.

I. Bis Nikolaus II. Grundlagen der Wahlgesetze.

Die erste Papstwahl nahm Christus der Herr vor, indem er zu Petrus sprach: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe" und ihn dadurch, entsprechend seiner früheren Verheißung, daß er auf ihn seine Kirche bauen und ihm die Schlüssel des Himmelreiches übergeben wolle, zum Oberhaupte seiner Kirche machte.

Petrus starb als Bischof von Rom[1]). Dadurch wurde das Papsttum, der Primat über alle Kirchen des Erdkreises, mit dem römischen Bischofsstuhl verbunden. In dem Bischofe der Stadt Rom erblickt und verehrt die katholische Kirche ihr Oberhaupt. Das ist katholische Glaubenslehre[2]). Durch göttliches Recht wird derjenige Petri Nachfolger als Oberhaupt der Kirche und empfängt unmittelbar von Gott die Gewalt über die Kirche, der durch das kirchliche Recht, nach Maßgabe der Gewohnheit und Gesetzgebung, Petri Nachfolger als Bischof von Rom wird. Dieses kirchliche Recht ist wandelbar und der geschichtlichen Entwicklung unterworfen.

Von den nächsten Nachfolgern des hl. Petrus sagt Eusebius, die Apostel hätten die Kirche dem Linus (67—79 ?)[3]) übergeben, dieser dem Anacletus (79—90 ?), dieser dem Clemens (90—99 ?), dieser dem Evaristus (99—107 ?)[4]). Der daraus hergeleitete Schluß, daß

[1]) Vgl. Schanz, Apologie des Christentums III, 2. Aufl. (Freiburg 1898), 436 ff. Kneller, Petrus, Bischof von Rom, Ztschr. für kath. Theologie. XXVI (1902), 33—69.

[2]) Concilium Vaticanum, Constitutio de Ecclesia Christi, cap. 2.

[3]) Für die Regierungsdauer der Päpste s. das Papstverzeichnis von Funk im Kirchenlexikon, 2. Aufl. IX, 1438—1442.

[4]) Historia eccl. III, 6. 13. 15. 34. Vgl. auch F. S. (Franz Kardinal Segna), De successione priorum Romanorum Pontificum, Romae 1897.

sie schon bei Lebzeiten ihren Nachfolger bestimmt hätten [1]), ist nicht zwingend, da es nicht notwendig ist, die Worte im aktiven Sinne zu deuten, wenn es auch beim hl. Petrus am ersten anzunehmen ist, daß er selbst seinen Nachfolger bestellt habe. Von Linus sagt auch Irenäus: „Die Apostel übergaben ihm das bischöfliche Amt zur Regierung der Kirche," während er von Anaclet sagt, er sei dem Linus gefolgt, und von Klemens, er habe das bischöfliche Amt erhalten [2]).

Im übrigen geschah die Neubesetzung des römischen Stuhles, wie überall, durch Wahl seitens des Klerus und der Gemeinde von Rom und der benachbarten Bischöfe. Nach Anterus' (235—236) Tode waren nach dem Berichte des Eusebius „sämtliche Brüder" zur Wahl eines neuen Bischofs versammelt, als Fabian dorthin kam und gewählt wurde (236—250) [3]). Gegen den nach ihm gewählten Priester Cornelius (251—253) stellte eine Minderheit den Priester Novatian auf. Für den ersteren trat der hl. Cyprian, Bischof von Karthago, ein, welcher damals sein berühmtes Buch über die Einheit der Kirche schrieb. In seinen Briefen in dieser Angelegenheit kommt er auch auf die Rechtmäßigkeit des Cornelius zu sprechen und betont, daß derselbe erhoben sei durch das Urteil Gottes, das Zeugnis fast der gesamten Geistlichkeit, die Wahl des Volkes und die Zustimmung der Bischöfe. Es wählte also die Gemeinde, wobei naturgemäß dem Klerus ein hervorragender Anteil zukam; die benachbarten Bischöfe, unter deren Leitung die Wahlhandlung stattfand, gaben ihre Zustimmung und erteilten dem Gewählten die bischöfliche Weihe. Cyprian hebt an Cornelius auch hervor, daß er alle kirchlichen Stufen und Aemter durchlaufen habe. Es konnte also nur jemand Papst werden, welcher sich unter den Priestern oder Diakonen befand. Diese entstammten in der römischen Kirche, an deren Kreis man sich bei der Wahl zunächst hielt, in der Mehrheit der Stadt und der Umgegend, so daß die Päpste der ersten Jahrhunderte vorwiegend Römer waren [4]).

Die Wahl geschah unmittelbar oder wenigstens kurz nach der Beerdigung des verstorbenen Papstes, doch bewirkten die Verfolgungen nicht selten eine längere Erledigung des päpstlichen Stuhles. Die Kon-

---

[1]) Holder, Die Designation der Nachfolger durch die Päpste (Freiburg, Schweiz), 13.

[2]) Adv. haereses III, 3. Sägmüller, Die Thätigkeit und Stellung der Kardinäle (Freiburg 1896), 117.

[3]) Hist. eccl. VI, 29.

[4]) Funk, Die Bischofswahlen im christlichen Altertum und im Anfang des Mittelalters, in Kirchengeschichtliche Abhandlungen und Untersuchungen I (Paderborn 1897), 26 ff. Sägmüller 118 ff. Lector, Le Conclave (Paris 1894) 13, weist den Bischöfen die entscheidende Rolle zu. — Eine Zusammenstellung der Päpste des 4. und 5. Jahrhunderts nach ihrer Nationalität bei Grisar, Geschichte Roms und der Päpste I (Freiburg 1901), 302.

sekration des Neugewählten nahm der Bischof von Ostia vor, dem die von Albano und Porto assistierten[1]).

Dieselbe Art und Weise der Wahl war auch zwei Jahrhunderte später im Gebrauch, wie sich aus Briefen Innocenz' I. (401—417) und Leos des Großen (440—461) ergiebt. Doch waren inzwischen dadurch, daß die Kaiser und die Römer in der Mehrzahl christlich geworden waren, zwei Momente hinzugekommen. An die Stelle des Volkes, das in seiner tausendköpfigen Menge zur Vornahme einer solchen Wahl nicht mehr geeignet war, traten die Vornehmen, die kaiserlichen Beamten und schließlich der Senat[2]). Auch die Kaiser suchten auf die Besetzung des bischöflichen Stuhles der Reichshauptstadt Einfluß zu gewinnen, und man wird sagen können, daß gegen ihren Willen nicht leicht ein Kandidat erhoben werden konnte[3]). Den weitestgehenden Eingriff erlaubte sich der Arianer Konstantius, indem er, wie die Bischöfe von Alexandrien und Konstantinopel, den Liberius (352—366) in die Verbannung schickte und den Archidiakon Felix als Papst einsetzte, den aber das Volk mied.

Wie sich die Anteilnahme und der Einfluß des Kaisers äußerte, ist nicht genau zu sagen; für die Notwendigkeit einer Bestätigung lassen sich aber ausreichende Beweise nicht erbringen[4]). Die Quellen erwähnen die Kaiser nur bei zwiespältigen Wahlen. Als zum Nachfolger des Liberius eine Partei den Diakon Ursinus erhob, eine andere den Diakon Damasus (366—384), ließ Kaiser Valentinian I. den ersteren durch den Stadtpräfekten verbannen. Dem folgenden Papste Siricius (384—399) sprach Valentinian II. in einem Schreiben an den Stadtpräfekten seine Anerkennung aus[5]); ein besonderer Grund dafür lag darin, daß Ursinus seine Bestrebungen noch immer nicht aufgegeben hatte. Der Kaiser beruft sich darauf, daß die Römer den Siricius gewollt, den Ursinus aber zurückgewiesen hätten; das legt die Vermutung nahe, daß der Kaiser eine Prüfung des Wahlvorganges vornahm. Die Vermutung dürfte bestätigt werden durch die nächste zwiespältige Wahl. Noch während der Beerdigung des Zosimus (417—418) hatte eine Partei den Archidiakon Eulalius erhoben, während am folgenden Tage der Priester Bonifatius gewählt wurde; der erstere erhielt auf den Bericht des heidnischen Stadtpräfekten, der bei der Erhebung beteiligt gewesen war, die Anerkennung des Kaisers Honorius, da er in rechter Weise, zu richtiger

---

[1]) Liber pontificalis ed. Duchesne I (Paris 1886), 202. Sägmüller 14 f.

[2]) Sägmüller 119. — [3]) Funk a. a. O. 31.

[4]) Lorenz, Papstwahl und Kaisertum (Berlin 1874) 12 ff. und Hinschius, Kirchenrecht II, 514, nehmen die Notwendigkeit einer Bestätigung an; s. dagegen Funk a. a. O. 31 und Theol. Quartalschrift 1875, 330—341.

[5]) Die Stelle bei Grisar 303.

Zeit und am richtigen Orte geweiht sei. Als dann der römische Klerus dem Kaiser die ordnungsgemäße Wahl des Bonifatius darlegte, nahm er sofort sein Edikt zu Gunsten des Eulalius zurück und erklärte später den Bonifatius für den rechtmäßigen Papst (bis 422)[1]). Auf dessen Veranlassung verbot dann Honorius alle ehrgeizigen Bestrebungen bei der Wahl und verfügte, daß derjenige als gesetzmäßiger römischer Bischof betrachtet werden solle, der mit allgemeiner Einwilligung gewählt sei; bei einer zwiespältigen Wahl solle eine neue stattfinden. Dieses Gesetz ist auch in das kirchliche Rechtsbuch aufgenommen, hat aber einen praktischen Erfolg kaum gehabt[2]).

Wie dieses erste Papstwahlgesetz, so sind auch im Laufe der Jahrhunderte sämtliche Verordnungen über die Besetzung des päpstlichen Stuhles aus den jeweiligen Verhältnissen und Bedürfnissen hervorgegangen. Der Versuch, die Papstwahl als solche an die Zustimmung der weltlichen Macht zu binden, begegnet zuerst im Jahre 483. Als man sich nach dem Tode des Simplicius (468—483) zur Wahl versammelt hatte, erklärte der Stadtpräfekt Basilius, er sei von dem verstorbenen Papste beauftragt worden, dafür Sorge zu tragen, daß die Wahl ohne jede Störung und ohne Nachteil der Kirche im Einverständnis mit ihm erfolge. Daß Basilius wirklich einen solchen Auftrag erhalten hatte, kann nicht bezweifelt werden, er ist begreiflich bei der damaligen politischen Lage Italiens und dem arianischen Glaubensbekenntnis Odoakers, des Beherrschers der Halbinsel, dem keine Veranlassung zur Einmischung geboten werden durfte; doch war es jedenfalls nicht die Absicht des Simplicius gewesen, die Wahl für alle Zeiten gesetzlich von der Genehmigung der römischen Stadtbehörde abhängig zu machen, und eine Synode von 502 bezeichnete die Verfügung als einen Eingriff in die Rechte der Kirche[3]).

Nach dem Sturze des weströmischen Reiches waren die Kaiser in Konstantinopel dem Namen nach die Herren Italiens und Roms, und Felix II. (483—492), Gelasius I. (492—496) und Anastasius II. (496—498) zeigten denselben ihre Wahl an, aber erst nach der Thronbesteigung[4]).

---

[1]) Baronius Annales eccl. 418, 79. 419, 2 ff. 30. Jaffé, Reg. pg. 51, 52. Vgl. auch Duchesne, lib. pontif. I, 228. Langen, Geschichte der römischen Kirche I (Bonn 1881), 763—770. Grauert, Papstwahlstudien, Hist. Jahrbuch XX (1899), 264 f.

[2]) Decretum Gratiani c. 8, dist. 79. c. 2, dist. 97. Phillips V, 745 f.

[3]) Schnürer, Das Papsttum zur Zeit Theoderichs des Großen, Historisches Jahrbuch IX (1888), 255 ff. Hefele, Concilien-Geschichte II, 648 ff. Langen II, 139.

[4]) Jaffé, Reg Pontif. 2. Aufl. 591. 619. 744. — Für die Wahlen bis zum Ende der byzantinischen Herrschaft in Italien s. Granderath, Stimmen aus Maria-Laach VIII (1875), 41—52.

Thatsächlich waren jedoch die Ostgoten die Beherrscher der Halbinsel, und auch ihre Könige, Theoderich der Große an der Spitze, obwohl Arianer, wußten sich Einfluß auf die Papstwahl zu verschaffen, der zudem durch die Verhältnisse herbeigeführt und vergrößert wurde. Drei Tage nach dem Tode Anastasius' II., am 22. November 498, wurde in der konstantinischen Basilika (Lateran) der Diakon Symmachus gewählt, während gleichzeitig eine Partei, an deren Spitze der kaiserliche Präfekt Festus stand, in der Marienbasilika (Maria Maggiore) den Erzpriester Laurentius erhob. Beide wurden sofort konsekriert, jedoch Symmachus zuerst; auf seiner Seite stand auch die Mehrheit. Beide Parteien wandten sich — ob mehr oder weniger gezwungen, läßt sich nicht sagen — an Theoderich, und dieser entschied, derjenige solle Papst sein, der zuerst geweiht sei oder den größeren Anhang habe. Zwar hatte Symmachus, der so allgemein anerkannter Papst wurde (bis 514), durch Geld einflußreiche Personen am königlichen Hofe zu gewinnen gesucht, doch ist eine wesentliche Beeinflussung nicht anzunehmen [1]). Auch er machte dem Kaiser von seiner Wahl Anzeige.

Die bei der letzten Wahl hervorgetretenen Mißstände suchte eine von Symmachus 499 gehaltene Synode zu beseitigen. Das von ihr gegebene, erste rein kirchliche Papstwahlgesetz verbot „zur Austilgung ehrgeiziger Bestrebungen" den Klerikern, bei Lebzeiten des Papstes ihre Stimme zur Erhebung eines bestimmten Kandidaten zu versprechen, und verordnete weiter: wenn ein Papst leider unvermutet stirbt, ohne über die Wahl seines Nachfolgers eine Bestimmung getroffen zu haben, so soll, wenn die gesamte Geistlichkeit jemanden einstimmig wählt, dieser geweiht werden; wenn aber, wie häufig, die Meinungen geteilt sind, so soll die Mehrheit siegen [2]).

Der Papst hatte also für die Wahl seines Nachfolgers eine Bestimmung zu treffen. Worin dieselbe bestand, ist zweifelhaft. Während von der einen Seite geglaubt wird, es sei nur die Empfehlung einer bestimmten Person gemeint, wird von anderer die Ansicht vertreten, Symmachus habe den Versuch gemacht, die Person des Nachfolgers der Entscheidung oder doch dem entscheidenden Einfluß des lebenden Papstes zu unterwerfen; eine dritte Ansicht geht dahin, er habe das auf einer Tradition beruhende Recht der Päpste, ihre Nachfolger zu designieren, als formell geltend schriftlich fixieren wollen, nur bei etwaiger Nichtregulierung durch Designation solle die Wahl eintreten [3]). Bei der zweiten

[1]) Schnürer 269 ff. Pfeilschifter, Der Ostgotenkönig Theoderich der Große und die katholische Kirche (Münster 1896) 55 ff. Grisar 460 ff. Grauert 281.

[2]) Jaffé pg. 96. Hefele II, 626 ff. Ueber das Verbot der Simonie durch dieses Gesetz vgl. Grauert 266 ff.

[3]) Hefele 627, Anm. 1. Hinschius I, 227. Langen II, 221. Holder 23 ff.

und dritten Ansicht wenigstens wäre die freie Wahl die Ausnahme gewesen. Eine Synode zu Antiochien hatte es 341 für unerlaubt erklärt, daß ein Bischof sich selbst einen Nachfolger bestelle, und solches Verfahren selbst für ungiltig. Denselben Grundsatz hatte 462 eine römische Synode angewandt und eine weitere hatte es 465 gerügt, daß in Spanien viele Bischöfe beim Herannahen des Todes ihre Nachfolger selbst bestimmten, so daß keine Wahl stattfinde[1]). Der Tadel wäre wenig berechtigt gewesen, wenn man in Rom dieselbe Praxis befolgt hätte. Von einer Tradition der römischen Kirche in diesem Punkte kann somit 499 nicht die Rede sein, und 30 Jahre später wollte man in Rom von einer Designation nichts wissen. Der erste Teil des Gesetzes, das Verbot an den Klerus, setzt eine freie Wahl der Person voraus, und der auf der Synode versammelte Klerus hätte eine Beschränkung in diesem Punkte sicher nicht ruhig hingenommen. Vielleicht löst sich die Sache so, daß der jeweilige Papst über die Wahlhandlung, das Stimmenverhältnis und die Wähler Bestimmungen treffen soll, wie es den Zeitumständen entspricht; nur davon ist die Rede; hat er das nicht gethan, dann tritt das Mehrheitsprinzip ein, und das Volk ist von der Wahl ausgeschlossen.

Nach Symmachus wurde zwar derjenige Papst, den man schon lange als seinen Nachfolger angesehen hatte, der Diakon Hormisdas (514—523), doch läßt sich ein direkter Einfluß des ersteren nicht nachweisen[2]).

Theoderichs Einfluß erreichte seinen Höhepunkt, als es nach dem Tode Johannes' I. (523—526) wieder zu Zwistigkeiten kam, indem sowohl die national-römische Partei, der Johannes angehört hatte, als auch die gotenfreundliche die Wahl eines gleichgesinnten Papstes erstrebten. Der vom Könige ausgeübte Druck zwang die römische Partei, ihren Kandidaten fallen zu lassen, so daß Felix III. allgemein gewählt wurde (526—530).[3]).

Um Wirren in der Kirche zu vermeiden und sich denjenigen Nachfolger zu sichern, den er für die Zeitlage am geeignetsten hielt, erließ er auf seinem Sterbebette ein von ihm selbst unterschriebenes Dekret: es sei ihm als der Wille Gottes kundgegeben, daß nach ihm der Diakon Bonifatius die Kirche regiere; ihm hatte er auch das Pallium übergeben, und er hoffte, daß alle seine Meinung teilen würden; wer Entzweiung schaffe, solle aus der Kirche ausgeschlossen werden. Das ist die erste nachweisliche Designation eines Nachfolgers durch den noch lebenden Papst; eine eigentliche Ernennung war es nicht, vielmehr sollte noch eine Wahl

[1]) Hefele I, 520. II, 590, 593.
[2]) Schnürer, Hist. Jahrbuch X, 258. Holder 28. Pfeilschifter 138.
[3]) Pfeilschifter 203—208.

folgen, doch erwartete Felix, daß sie den von ihm Bezeichneten treffe. Diese Maßregel hat ihre Absicht nicht vollständig erreicht, da die Mehrzahl des Klerus, die römisch-nationale Partei, trotzdem den Griechen Dioskur wählte. Beide wurden an demselben Tage geweiht. Dioskurs baldiger Tod, schon im ersten Monat nach seiner Erhebung, beendigte glücklicherweise schnell das Schisma, da sein Anhang nun ebenfalls Bonifaz II. anerkannte (bis 532)[1].

Dieser suchte denselben Weg zu beschreiten. Auf einer Synode ließ er von den Priestern ein Dekret unterschreiben, welches ihm das Recht einräumte, seinen Nachfolger zu ernennen; als solchen erklärte er den Diakon Vigilius. Der gegen diesen Schritt sich erhebende Widerspruch bewog ihn jedoch, auf einer zweiten Synode das Dekret, als gegen die Kirchengesetze verstoßend, wieder aufzuheben[2]. In die Regierung Bonifaz' II. fällt auch ein Erlaß des römischen Senats, der wieder alle Unterhandlungen bei Lebzeiten des Papstes verbot[3].

Sein Nachfolger, der Priester Mercurius, der diesen Namen, wohl wegen seines heidnisch-mythologischen Klanges, mit Johannes vertauschte (bis 535), folgte erst nach einer dreimonatlichen Vakanz, es muß sich also auch da wieder das Parteigetriebe stark bethätigt haben. Es waren, wie bald nachher an den gotischen Hof gemeldet wurde, Versprechungen, Geschenke, Verträge zum Stimmenkauf angewendet worden. Das bewog den König Athalarich bezw. seine Mutter und Vormünderin Amalasuntha, ein vor kurzem gegen solche Mittel erlassenes Verbot des römischen Senats (ob das eben erwähnte?) einzuschärfen und unter Ausdehnung auf alle bischöflichen Stühle des Reiches unter die Landesgesetze aufzunehmen: wer solche Mittel anwendet, verliert sein Stimmrecht. Um Wahlkämpfe zu verhindern, schrieb derselbe Erlaß vor, daß, wenn eine zwiespältige Papstwahl zur Entscheidung an den Hof gebracht werde, die Schiedsrichter 3000 Solidi fordern dürften. Papst Johann mußte seine Zustimmung geben. Das Papsttum hatte es tief zu fühlen, daß es von weltlichen Mächten abhing und in einer Stadt residierte, die nicht sein Eigentum war[4].

Der nächste Papst Agapet I. (535—536) hob gleich zu Anfang seiner Regierung die von Bonifaz II. gegen Dioskur erlassene Verurteilung auf und wies damit von neuem die Designation eines Nachfolgers zurück[5]. Als er nach elfmonatlicher Regierung in Konstantinopel starb, erlaubte sich der

---

[1]) Lib. pontif. I, 282 n. 4. Holder 29—36. Grisar 494 f. 496.
[2]) Jaffé 882. Lib. pontif. I, 281. Hefele 743—744. Holder 38—43. Grisar 495.
[3]) Lib. pontif. 282 n. 4. Grauert 272 f.
[4]) Lib. pontif. I, 284. Grisar 496 f. Langen II, 313 ff. Grauert 275 ff.
[5]) Liber pontif. I, 287. Grisar 498—500.

Gotenkönig Theodat den größten Eingriff, setzte den Subdiakon Silverius auf den päpstlichen Stuhl und zwang den Klerus, ihn anzuerkennen [1]). Bisher waren die Päpste in der Regel aus der Reihe der römischen Diakonen entnommen, und der Archidiakonat war sozusagen die Vorstufe zum Papsttum; die Wahl eines Priesters war selten [2]).

Seit 535 hatten die oströmischen Kaiser die Wiederherstellung ihrer Herrschaft in Italien begonnen, und im Dezember 536 zog der kaiserliche Feldherr Belisar in Rom ein. Silverius, den Wünschen der Kaiserin Theodora, die an dem Diakon Vigilius, dem ehemals von Bonifaz II. Designierten, ein Werkzeug gefunden hatte, nicht willfährig, ward des Hochverrats angeklagt und für abgesetzt erklärt. Unter Belisars Druck wurde Vigilius gewählt (29. März 537), doch erst nach des Silverius' Tode (Zeit ungewiß) allgemein anerkannt (bis 555) [3]).

Als er starb, waren die oströmischen Kaiser im unbestrittenen Besitz Italiens, und sie wußten sich einen großen Einfluß auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles zu sichern. Des Vigilius Nachfolger, Pelagius I. (556—561), der bei des ersteren Tode in Konstantinopel war, wurde, als er nach Rom kam, nur infolge der Einwirkung des Kaisers Justinian gewählt [4]). Dieser wußte sich sogar zu einem regelmäßig mitwirkenden Faktor bei der Besetzung des römischen Stuhles zu machen, indem er, zuerst bei Johann III. (bis 574), die Bestätigung des Gewählten in Anspruch nahm, welchen auch seine Nachfolger aufrecht hielten und übten.

Für diese Mitwirkung des Hofes in Konstantinopel kamen alsbald bestimmte Formen auf. Die drei Verwalter des erledigten päpstlichen Stuhles, der Erzpriester, der Erzdiakon und der Kanzler (Primicerius notariorum) hatten sofort dem kaiserlichen Statthalter, dem Exarchen in Ravenna, das Ableben des Papstes mitzuteilen. Mit der Anzeige der Neuwahl erfolgte die Uebersendung der Wahlurkunde, die nach Konstantinopel geschickt wurde, und auf Grund derselben erfolgte die Bestätigung des Gewählten, der sich Electus futurusque per Dei gratiam hujus apostolicae sedis antistes oder: in nomine Dei electus sanctae sedis apostolicae nannte [5]). Erst nachdem die Bestätigung eingetroffen war, für welche eine Abgabe von 3000 Goldgulden [6]) entrichtet werden mußte, konnte die Weihe erfolgen.

Versagt worden ist die Bestätigung zwar nie, auch nicht bei

---

[1]) L. c. 290. — [2]) Grisar 502. — [3]) Grisar 502—505, woselbst Näheres. — [4]) Grisar 580 f.

[5]) Die Formulare im Liber diurnus n. 58, 60—63, ed. Sickel (Wien 1889), 47 ff., auch bei Hinschius 220 f. Sägmüller 120 f.

[6]) Der Goldgulden galt etwa 80 Mk., Lector 26.

Gregor dem Großen (590—604), obwohl er den Kaiser Mauritius darum bat; da von uneinigen Wahlen nicht berichtet wird, wurde den Kaisern wohl keine Veranlassung dazu geboten. Aber der Anspruch auf die Bestätigung war auch keineswegs eine leere Form. Er war, wie bei Severin (640), oft die Handhabe, um den Gewählten zu zwingen, in den damaligen dogmatischen Streitigkeiten sich der Ansicht des Kaisers zu fügen. Streng wachte man in Konstantinopel, daß der Gewählte nicht „ohne Befehl" des Kaisers geweiht wurde. Bei Pelagius II. (579—590) ließ man es zwar hingehen, wegen der Kriegszeiten war es nicht möglich gewesen, die Gesandtschaft nach Konstantinopel zu unternehmen[1]); aber Martin I. (649—653) wurde unter diesem Vorwande gefangen genommen, entsetzt und in die Verbannung geschickt. Aus Furcht, Kaiser Constanz möge einen Irrgläubigen aufdrängen, verstand man sich in Rom zur Neuwahl Eugens I. noch bei Lebzeiten Martins.

Die Folge davon, daß die Bestätigung des Gewählten erst in Konstantinopel erbeten werden mußte, war die lange Dauer der Erledigung des päpstlichen Stuhles im letzten Viertel des 6. und im 7. Jahrhundert. Durchschnittlich betrug sie mehr als acht Monate. So wurde das siebente Jahrhundert das Jahrhundert der langen Vakanzen.

Die Wahl fand drei Tage nach dem Ableben (depositio) des Papstes statt, meistens in der Laterankirche; sie eher vorzunehmen, verbot Bonifaz III. (607)[2]). Wähler waren Klerus und Volk. Unter jenem werden „Priester" und die „Ersten der Kirche", unter diesem die Senatoren, Vornehme, Konsuln, Richter besonders genannt. Es spielten also der höhere Klerus und die Spitzen der Behörden die Hauptrolle, dem niederen Klerus und dem gemeinen Volke verblieb nur ein Ausdruck nachträglichen Beifalls. Unter den „Priestern" sind wohl die benachbarten Bischöfe, vor allen die seit Alters zur Konsekration berechtigten von Ostia, Albano und Porto, unter den „Ersten der Kirche" in vorderster Linie die Kardinalpriester und -diakonen zu verstehen. Demnach hatten die Kardinäle zwar einen hervorragenden Einfluß auf die Wahl, waren aber nicht die einzigen Wähler[3]). Das Verbot des Symmachus, bei Lebzeiten des Papstes Verabredungen über die Wahl zu treffen oder Parteiungen zu machen, schärfte Bonifaz III. wieder ein; vielleicht weil solches wieder vorgekommen war. Pelagius I. gebot, daß der zu Wählende alle kirchlichen Stufen durchzulaufen haben solle, und untersagte jede simonistische Wahl[4]).

---

[1]) Lib. pontif. I, 309. — [2]) Lib. pontif. I, 316. Hefele III, 64. Depositio wurde auch in dem Sinne von Ableben gebraucht; vgl. Zöpffel, Die Papstwahlen ... vom 11. bis zum 14. Jahrhundert (Göttingen 1871), 15 ff. — [3]) Näheres bei Sägmüller 123 ff. — [4]) Lib. pontif. I, 303.

Auf Ansuchen des Papstes Agatho (678—681) schaffte Kaiser Konstantin die für die Bestätigung zu entrichtende Abgabe ab, die Bestätigung des Gewählten wurde aber ausdrücklich aufrecht erhalten. Als dann nach Leo II. (682—683) die Vakanz wieder ein Jahr gedauert hatte, sah man endlich in Konstantinopel das Mißliche des bisherigen Verfahrens ein, und Benedikt II. (684—685) erlangte, wie das Papstbuch berichtet, eine Verfügung desselben Kaisers, daß der Gewählte „sogleich und ohne Zögern" geweiht werden solle. Wie dieses zu verstehen, ist unsicher. Auch die nächsten Päpste haben nicht sogleich nach der Wahl die Weihe empfangen, vielmehr vergingen zwischen beiden regelmäßig einige Wochen, und bei einigen erteilte, wie auch vorher ein einzelnes Mal, der Exarch die Bestätigung; eine Anzeige an den Kaiser fand auch nachher noch statt.

Welchen Einfluß die Exarchen auf die Wahl ausgeübt haben, ergibt sich daraus, daß mit Johannes V. (685—686) eine Reihe von sieben Päpsten morgenländischer Abkunft beginnt. Worin die „alte Gewohnheit" bestanden habe, nach welcher dieser laut Erzählung des Papstbuches nach vielen Jahren von der Gesamtheit gewählt und in die päpstliche Wohnung geleitet wurde, wird nicht gesagt. Der hochbetagte Conon (686—687) und Sergius I. (687—701) wurden Papst, indem die Wähler das oben genannte Gesetz des Kaisers Honorius in Anwendung brachten und bei der zwiespältigen Wahl eine neue vornahmen. Das zweite Mal wandte sich auch einer der zuerst Gewählten, der Archidiakon Paschalis, an den Exarchen und versprach ihm 100 Pfd. Gold. Dieser kam nach Rom und bestätigte den Sergius, aber die 100 Pfd. mußte die römische Kirche zahlen. So war Käuflichkeit des päpstlichen Stuhles und Simonie das Ende dieses Systems kaiserlicher Bevormundung. Johannes VI. (701—705) konnte sich nur durch die Standhaftigkeit des Volkes halten, als der Kaiser Tiberius Apsimarius ihn nicht anerkennen und der Exarch ihn deshalb vertreiben wollte[1]).

Die Tage der griechischen Herrschaft in Italien gingen zu Ende. Im Anfange des achten Jahrhunderts erhielten allmählich die Longobarden die Obmacht, und infolge der Gewaltthätigkeiten der Kaiser, namentlich gegen Gregor II. (715—731), lockerte sich mehr und mehr das Band zwischen dem römischen Volke und dem Kaiserreiche. Gregor III. (731—741) ist sicherlich der letzte Papst gewesen, welcher die Bestätigung des Exarchen nachgesucht hat, wenn er es wirklich gethan hat, was sich nur aus einer Sedisvakanz von 35 Tagen vermuten läßt. Vor den andringenden Longobarden ohne Schutz durch die Griechen, wandte sich

[1]) Lib. pontif. I, 328, 333, 354, 363, 366, 368, 371, 383. Sägmüller 121.

Gregor III. an Karl Martell, den thatkräftigen Hausmeier des Frankenreichs, und so erfolgte allmählich die Verbindung des Papsttums mit den Franken, die in der Ernennung Pipins zum Patricius der Römer (754) durch Stephan II. (752—757) ihren Abschluß fand[1]).

Auf die Papstwahl hatte diese neue Würde des Frankenkönigs keinen Einfluß, weder Pipin noch Karl der Große haben einen solchen ausgeübt. Zwar wurden sie von der Wahl in Kenntnis gesetzt und sprachen auch eine Anerkennung des Gewählten aus; doch hatte diese weder rechtlich noch thatsächlich eine Bedeutung, da mit der Weihe nicht gewartet wurde[2]). Leo III. (795—816) machte diese Mitteilung an Karl sogar erst nach der Konsekration[3]).

Einfluß übten dagegen die mächtigen Adelsgeschlechter Roms und der Umgegend. Paul I. (757—767), Stephans II. Bruder, vielleicht von ihm empfohlen[4]), bestieg den päpstlichen Stuhl gegen die Bemühungen einer Gegenpartei. Nach ihm setzte Herzog Toto von Nepi seinen eigenen Bruder Konstantin, der noch Laie war, als Papst ein und zwang die Bischöfe, ihn zu konsekrieren. Als er nach dreizehn Monaten mit Hülfe der Longobarden gestürzt war, wurde von diesen ein Priester Philipp erhoben; schon am Tage darauf wurde er vertrieben und dann Stephan III. gewählt (768—772).

Solche Vorkommnisse unmöglich zu machen, ließ sich die Lateransynode von 769 angelegen sein, indem sie den Kreis sowohl der Wahlberechtigten als auch der Wählbaren einschränkte. Kein Laie, so verordnete sie, darf bei der Wahl zugegen sein, nur „von gewissen Priestern, den Ersten der Kirche[5]) und dem gesamten Klerus" soll dieselbe vorgenommen werden; erst nachdem der Papst gewählt ist, sollen sich die verschiedenen Klassen der Laienwelt einfinden und ihn als den Herrn aller begrüßen, die Spitzen unterschreiben das Wahlprotokoll. Als wählbar wurden nur die Priester und Diakonen der römischen Kirche erklärt,

[1]) Eingehend hierüber Schnürer, Die Entstehung des Kirchenstaates (Zweite Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1894, Köln 1894), 20—43.

[2]) Aus der Litteratur über die Papstwahlen in der Karolingischen Zeit sei genannt: Phillips 760—784; Granderath in den Stimmen aus Maria-Laach VIII, 180—196; Heimbucher, Die Papstwahlen unter den Karolingern, Augsburg 1889; Dopffel, Kaisertum und Papstwechsel unter den Karolingern, Freiburg 1889; Sickel, Die Verträge der Päpste mit den Karolingern, Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft XII (1895), 17 ff. Es sei im allgemeinen darauf verwiesen, ohne besondere Citierung. Vgl. auch Grauert, Papstwahlstudien 288 ff. — Daß Hadrian I. 774 Karl dem Großen die Besetzung des päpstlichen Stuhles übertragen habe, ist spätere Fälschung; vgl. Hinschius 229 f.; Bernheim, Das unechte Dekret Hadrians I., Forschungen zur deutschen Geschichte XV (1875), 618—638.

[3]) Jaffé 2492. Annales regni Francorum ed. Kurze (Hannover 1895), 98. 99.

[4]) Holder 44 f. — [5]) S. oben S. 7.

unter vollständigem Ausschluß von Laien. „Was hier über die zum Papst Wählbaren bestimmt worden ist, war nicht neu, wenigstens der Sache nach. Auch bislang schon hatte man zum weitaus größten Teil nur der römischen Kirche angehörige Presbyter und Diakone erhoben“ [1]).

Der Ausschluß der Laien von der Wahlberechtigung ist jedoch damals nicht durchgedrungen; schon bei der zweiten Wahl, der Leos III., verzeichnet das Papstbuch wieder die Teilnahme des Volkes [2]).

Als Kaiser hat Karl der Große keine Gelegenheit gehabt, seine neue Würde bei einer Papstwahl etwa geltend zu machen, da Leos III. Pontifikat seine Regierung überdauerte. Stephan IV. (816—817) machte es hinsichtlich des Kaisers wie sein Vorgänger [3]). Von Paschalis I. (817—824) wird berichtet, er habe an den Kaiser einen Entschuldigungsbrief geschickt, worin er versicherte, die päpstliche Würde sei ihm trotz seines Sträubens aufgedrungen; doch war das nicht eine Entschuldigung wegen Annahme der Wahl selbst ohne kaiserliche Genehmigung [4]).

Das bisherige Verhältnis zwischen Papsttum und Kaisertum hinsichtlich der Wahl wurde festgelegt in dem sog. Privilegium, welches Ludwig der Fromme 817 der römischen Kirche gab, worin es heißt: die Römer sollen denjenigen, den sie einträchtig gewählt, sofort konsekrieren, dann soll dieser Gesandte an ihn und seine Nachfolger schicken, um mit ihnen das Band der Freundschaft und Liebe zu erneuern, wie solches zu den Zeiten Pipins und Karls Gewohnheit gewesen [5]).

So verfuhr denn auch Eugen II. (824—827). Aber der Wahlkampf, der ihn durch die Mehrheit der Stimmen und die Parteinahme des Adels gegen den Diakon Laurentius auf den päpstlichen Stuhl gebracht hatte, und das Aufkommen einer kaiserfeindlichen Partei in Rom boten Anlaß, weiteres zu erlangen. Die vom Kaiser Lothar, der zur Regelung der Verhältnisse Roms von seinem Vater dorthin geschickt war, im November 824 gegebene Konstitution überließ zwar den Römern

[1]) Sägmüller 123 f. Hefele III, 437 f. — [2]) Lib. pontif. II, 1. So auch bei Paschalis I. (52), Valentin (72).

[3]) Jaffé 2545. Annales regni Franc. 144. Bei der Nachricht, Stephan habe an Ludwig eine Gesandtschaft geschickt, quae super ordinatione ejus satisfaceret, ist satisfacere mit „unterrichten“ zu übersetzen; vgl. Grauert 294. Das unter dem Namen eines Papstes Stephan im Decr. Gratiani c. 28, dist. 63 existierende und vielfach Stephan IV. zugeschriebene Papstwahldekret, daß der Papst von dem römischen Klerus in Gegenwart des Senats und Volkes gewählt, aber erst nach Ankunft kaiserlicher Gesandter konsekriert werden solle, ist eine Kopie des Dekrets der Synode von 898. S. die scharfsinnige Untersuchung von Funk, Abhandlungen I, 460—478.

[4]) Annales 145.; Funk 470; Grauert 295 f.; vgl. auch Phillips 770; Hinschius 231 f. und die Anmerkung von Duchesne, lib. pontif. II, 50, 3.

[5]) Mon. Germ., Leges II, 2, 10. Sickel, das Privilegium Ottos I. für die römische Kirche (Innsbruck 1883) 50—102, 76.

allein die Wahl des Papstes, aber sie mußten schwören, die Weihe des neuen Papstes solle nicht eher geschehen, als bis er in Gegenwart kaiserlicher Gesandten den von Eugen geleisteten Eid abgelegt habe[1]). Wenn auch die Echtheit dieses Eidformulars mit nicht ungewichtigen Gründen bestritten wird, so haben doch die Päpste in der Folgezeit dem Kaiser einen Eid geleistet. Er schloß keineswegs ein kaiserliches Bestätigungsrecht in sich und galt „nicht dem geistlichen Amte der Kirche, sondern den weltlichen Pflichten gegen den Kaiser“[2]).

Bei der nächsten Wahl kümmerten sich die Römer freilich nicht um das Lothar gegebene Gelöbnis, aber bei der Gregors IV. (827—844) wurde die Ankunft des kaiserlichen Gesandten abgewartet; doch beschränkte sich derselbe nicht mit der Entgegennahme des Eides, sondern stellte auch eine umständliche Untersuchung über die Wahl selbst an[3]). Darin, daß Sergius II. (844—847), weil eine Gegenpartei den Diakon Johannes erheben wollte, sogleich konsekriert ward, erblickte Lothar eine Verletzung seiner Konstitution und sandte seinen Sohn Ludwig nach Rom, damit er durchsetze, „daß in Zukunft ohne seine Genehmigung (jussio) und Anwesenheit seiner Gesandten kein Papst geweiht werde“. Sergius leistete den Treueid gegen den Kaiser; von neuen Bestimmungen über die Besetzung des päpstlichen Stuhles ist jedoch nicht die Rede. Auch Leo IV. (847—855) wurde, freilich erst nach längerem Zaudern, ohne die kaiserlichen Gesandten konsekriert, da bei noch weiterem Aufschub Gefahr von den Sarazenen drohte; doch erklärten die Römer, dem Kaiser in allem die gebührende Ehre und Treue wahren zu wollen[4]). Ein zwischen Leo und Lothar geschlossener Vertrag bestätigte, daß Wahl und Weihe des Papstes nach Recht und Satzung vor sich gehen solle, bekräftigte also den Eugen'schen Vertrag[5]). Wohin das Streben der Kaiser ging, zeigte sich bei Benedikt III. (855—858). Die kaiserlichen Gesandten begünstigten zuerst den von einer Gegenpartei gewählten Kardinal Anastasius; nur die Standhaftigkeit des Klerus und die für Benedikts Rechtmäßigkeit beigebrachten Beweise nötigten sie, diesen anzuerkennen, worauf er konsekriert wurde. Zur Wahl Nikolaus' I. (858—867) kam Kaiser Ludwig, welcher in der Nähe war, selbst nach Rom; daß er bei der Wahlhandlung zugegen war, wird nicht gesagt, wohl aber, daß er Nikolaus begünstigt habe. Als Hadrian II. (867—872) gewählt wurde, befanden sich gerade kaiserliche Gesandten

[1]) Mon. Germ., Capitularia regum Francorum I, 323 f.

[2]) Sickel, Verträge 20. Grauert 298.

[3]) Annales 173. Phillips 776.

[4]) Lib. pontif. II, 86 f. 101, Anm. 8. 107. Prudentius Trec., Mon. Germ. Script. I, 440.

[5]) Decr. Gratiani c. 31, dist. 63. Jaffé 2652.

in der Stadt, man ließ sie bei der Wahl unberücksichtigt; als sie sich beschwerten, daß sie zur Wahl nicht geladen seien, erhielten sie die Antwort, das sei geschehen mit Rücksicht auf die Zukunft, damit nicht der Gebrauch einreiße, auch zur Wahl die Gesandten zu erwarten. Das Wahlprotokoll wurde an den Kaiser geschickt, und nachdem dessen Antwort eingetroffen, fand die Weihe statt. Ueber die Beziehungen der Kaiser Ludwigs II. und Karls des Kahlen zu den Wahlen der nächsten Päpste fehlen die Nachrichten[1]). Aber gegen Stephan V. (885—891) wollte Karl der Dicke einschreiten, weil er ohne seine Einwilligung geweiht sei, beruhigte sich aber durch die Einsendung des Wahlprotokolls[2]). Unter Stephans Pontifikat ging die Kaiserkrone auf den Herzog Guido von Spoleto über, und Formosus (891—896) bestieg ohne jegliche Teilnahme eines Kaisers den päpstlichen Stuhl. Nicht anders war es bei seinen schnell wechselnden Nachfolgern. Zwar bestimmte noch einmal Johannes IX. (898—900) auf einer römischen Synode 898, daß die Weihe erst in Gegenwart kaiserlicher Gesandten stattfinden solle[3]), aber das Kaisertum hatte nichts mehr zu bedeuten.

Uebrigens wurde da als Zweck für die Anwesenheit der Gesandten angegeben, sie sollten Gewaltthätigkeiten und Unruhen verhindern. Und das wäre wohl nötig gewesen, denn das Papsttum war seit Formosus ein Spielball der italienischen und römischen Adelsparteien geworden. In Rom bemächtigten sich Theodora und ihre Töchter Marozia und Theodora der Herrschaft, und sie wußten auch in gewisser Weise das Papsttum in den Kreis derselben zu ziehen. Rasch folgten sich im saeculum obscurum die Päpste, meistens in tumultuarischen Wahlen, oft der eine gestürzt von dem anderen. Der erst achtzehnjährige Johannes XII. (955—964), der Sohn des römischen Fürsten Alberich, welcher sich sterbend in die Peterskirche tragen ließ und dort dem Adel den Schwur abnahm, bei der nächsten Sedisvacanz seinen Sohn und Erben Oktavian zu wählen, war seit 896 der zwanzigste Papst[4]).

Wähler waren in dieser Zeit Klerus und Volk. Nach dem Privileg Ludwigs des Frommen sollen die Römer wählen, und derjenige soll geweiht werden, welchen „alle Römer" einträchtig und ohne irgend ein Versprechen gewählt haben. Lothars Konstitution verbietet unter Strafe der Verbannung, diejenigen Römer zu hindern, denen nach alter

[1]) Lib. pontif. II, 141—144. 152. 174. Prudentius Trec. 452. Langen III, 4. 114. Ueber die Nachricht, Hadrian II. habe angeordnet, der Kaiser solle sich nicht in die Wahl mischen, s. Duchesne 225 Anm. 1; Lector 34 nimmt sie noch als echt an.

[2]) Annales Fuldenses, Mon. Germ. Script. I, 402.

[3]) Hefele IV, 568. Funk, Abhandlungen 474.

[4]) Ueber die Papstwahlen von der Auflösung des karolingischen Reiches bis auf Gregor VII. s. Granderath VIII, 386—408.

Gewohnheit durch die Verordnung der Väter die Wahl zukommt. Eine römische Synode unter Nikolaus I. bedrohte mit dem Banne jeden, der „den Priestern oder Primaten, den Adeligen und dem gesamten Klerus der römischen Kirche" die Wahl streitig mache. Das Papstbuch verzeichnet mehrfach die Teilnahme des Volkes an der Wahl. Nach der Bestimmung Johannes' IX. von 898 soll die Wahl geschehen von den versammelten Bischöfen, dem gesamten Klerus, dem Senat und dem Volke. Unter diesen Bischöfen sind nicht bloß die Kardinalbischöfe, sondern die der ganzen römischen Kirchenprovinz zu verstehen. Neben dem Klerus sind aktiv beteiligt der Senat, der Adel und die Spitzen der Behörden; die Teilnahme des gewöhnlichen Volkes besteht in der Zustimmung und der Anerkennung des Gewählten[1]).

In dieser Periode begegnen die ersten Nachrichten über eine Krönung des Papstes. Der neunte Ordo romanus, welcher dem neunten Jahrhundert angehört, beschreibt die Ceremonien bei der Erhebung eines Papstes Leo — entweder Leo III. (795) oder Leo IV. (847) — und sagt dabei, daß demselben eine Krone, ähnlich einem Helme, von weißem Zeug aufgesetzt sei[2]). Nach der aus der Mitte des neunten Jahrhunderts stammenden sog. konstantinischen Schenkung übergab Konstantin dem Papst Silvester seine eigene goldene Krone für sich und seine Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle; doch habe Silvester die Krone abgelehnt und nur eine weiße phrygische Mütze angenommen[3]).

Marinus I. (882—884) war der erste Bischof, welcher den Stuhl Petri bestieg, während vorher nur Priester oder Diakonen gewählt waren[4]); auch Formosus war bereits Bischof von Porto.

Otto I. stellte 962 das abendländische Kaisertum wieder her. In dem bei dieser Gelegenheit mit Papst Johann XII. am 13. Februar 962 abgeschlossenen Vertrage wurden die zur Zeit der Karolinger über die Papstwahl getroffenen Vereinbarungen, besonders die von Lothar mit Eugen II., erneuert: freie Wahl durch den Klerus und den Adel, Weihe in Gegenwart der kaiserlichen Gesandten nach Leistung des Eides der Treue gegen den Kaiser. Aber Otto, der in Deutschland die Besetzung der Bistümer vollständig an sich gebracht hatte, ging bald weiter. Als er im folgenden Jahre mit Johann in Uneinigkeit geriet, zwang er die

[1]) Hinschius 237. Sägmüller 125 f.; vgl. z. B. Lib. pontif. II, 191, Z. 19—21.

[2]) Mabillon, Museum Italicum II, 93. Vgl. auch Zöpffel, Zeitschr. für Kirchenrecht XIII (1876), 1—27, der den Ordo eher der Zeit Leos III. zuschreibt.

[3]) Historisches Jahrbuch III (1882), 27. Die Nachricht von einer Krönung Nikolaus' I. beruht auf einem Interpunktionsfehler in den früheren Ausgaben des Liber pontificalis, vgl. Duchesne II, 167, 5. Ueber die Krönung selbst im zweiten Teile.

[4]) Der IX. Ordo Romanus (Mabillon 92) sagt: eligitur aut presbyter aut diaconus, nam episcopus esse non poterit.

Römer zu dem Eide, nie einen Papst zu wählen oder zu weihen außer mit Zustimmung und gemäß der von ihm und seinem Sohne selbst getroffenen Wahl. Dann wurde auf einer unter seinem Vorsitz abgehaltenen Synode Johann abgesetzt und der Protoskriniar (Kanzleivorstand) Leo, ein Laie, zum Papst ausgerufen und schon zwei Tage darauf geweiht. Als Johann am 14. Mai 964 starb, wählten die Römer, unbekümmert um den Otto geleisteten Eid, Benedikt V. Otto führte seinen Leo wieder nach Rom, die Römer lieferten Benedikt aus und erkannten am 23. Juni 964 Leo an; jener verzichtete auf die päpstliche Würde, und erst von da an ist Leo VIII. (964—965) als rechtmäßiger Papst zu betrachten. Unter seinem Namen existieren zwei Urkunden oder vielmehr eine in zweifacher Form, durch welche Leo dem Kaiser die Ernennung des Papstes und aller Bischöfe des Reiches übergiebt. Sie ist als Fälschung späterer Zeit zu betrachten, wenn auch in ihr ein echter Kern stecken mag, vielleicht eine Urkunde Leos, durch welche das römische Volk von der Papstwahl ausgeschlossen wurde; denn es läßt sich annehmen, daß Otto bei dieser Gelegenheit sich neue Garantieen nach dieser Richtung geben ließ. Nach Leos Tode baten die Römer den Kaiser um die Wiedereinsetzung Benedikts; er war jedoch um dieselbe Zeit in seinem Exil Hamburg gestorben. Johann XIII. (965—972) und Benedikt VI. (973—974) wurden in Gegenwart kaiserlicher Gesandten gewählt [1]).

Mit Ottos Tode schwand in Rom die Furcht vor der Kaisergewalt. Benedikt VI. starb in der Engelsburg eines gewaltsamen Todes als Opfer der nationalen Partei, an deren Spitze der Graf Crescentius von Nomentum stand; sie machte den Kardinal Bonifatius Franco zum Papste, der aber schon nach sechs Wochen beim Herannahen der Deutschen die Flucht ergriff. Otto II. hätte nun gern den Abt Majolus von Cluguy auf dem päpstlichen Stuhle gesehen; doch dieser weigerte sich, und so wurde mit Ottos Zustimmung Benedikt VII. erhoben (974 bis 983). Bei der Wahl des kaiserlichen Kanzlers, des Bischofs Petrus von Pavia, der sich aus Ehrfurcht gegen den Apostelfürsten Johann XIV. nannte (983—984), war Otto selbst in Rom. Dessen Tod nahm dem Papste seine Stütze gegen die Crescentier, Franco kehrte nach Rom zurück, und Johann fand denselben Tod wie zehn Jahre vorher Benedikt VI. Für ein Jahr ist nun Bonifatius VIII. als Papst zu zählen. Nach dem

[1]) Ueber die Zeit Ottos des Großen vgl. u. a. Floß, Die Papstwahl unter den Ottonen, Freiburg 1858. Hefele IV, 605—632. Sickel, Das Privilegium Otto I. für die römische Kirche, Innsbruck 1883. Hergenröther, Kirchengeschichte II, 32—38. Langen III, 336—365. Die reiche Litteratur über das Ottonianum s. bes. bei Hergenröther und Langen.

Abſcheiden Johannes' XV., ebenfalls einer Kreatur des Crescentius (985—996), baten Klerus und Volk Otto III., der mit einem Heere vor Ravenna lag, um die Bezeichnung eines Papſtes; er nannte ihnen ſeinen erſt 24 jährigen Vetter, den Erzkaplan Bruno, der, durch zwei Biſchöfe nach Rom geleitet und dort formell gewählt, am 3. Mai 996 als Gregor V. der erſte deutſche Papſt wurde[1]). Auf einer Synode zu Pavia (997) erneuerte er die Beſtimmung des Symmachus, welche den Klerikern Verſprechungen für die Wahl bei Lebzeiten des Papſtes verbot[2]). Wenn dadurch Machinationen vorgebeugt werden ſollte, die dem Papſte ſeine Würde ſtreitig machen könnten, ſo glückte das nicht. Erzbiſchof Johann von Piacenza ließ ſich von Crescentius zum Papſt machen; das Anrücken des Kaiſers bereitete jedoch ſeiner Herrſchaft ein baldiges Ende. Auch Silveſter II. (999—1003), ehemals Gerbert von Reims, der erſte franzöſiſche Papſt, erhielt die Würde durch den Wunſch ſeines kaiſerlichen Schülers, welchem die Wähler willfahrten.

Nach Silveſters Tode riſſen wieder die Crescentier das Papſttum an ſich, und die drei nächſten Päpſte waren von ihnen erhoben. Gegen einen gewiſſen Gregor wußte dann 1012 Markgraf Alberich von Tuscien ſeinen Sohn Theophylakt durchzuſetzen, der ſich Benedikt VIII. nannte. Gregor ſuchte Hülfe in Deutſchland. Doch Heinrich II. hatte ſchon mit dem Gegner Verbindungen angeknüpft, verſprach zwar, die Angelegenheit nach römiſcher Gewohnheit zu unterſuchen, verbot ihm aber das Tragen der päpſtlichen Abzeichen und ſchützte auf ſeinem Römerzuge Benedikt. In einem demſelben 1020 zu Bamberg ausgeſtellten Diplom erneuerte er im weſentlichen das Ottos I[3]). Aber Benedikts Bruder, der „Konſul, Herzog und Senator aller Römer", Romanus, der, obwohl noch Laie, nach einer durch Geld zuſtande gebrachten Wahl als Johann XIX. den päpſtlichen Stuhl beſtieg (1024—1033), kümmerte ſich um Heinrich nicht, der zudem bald darauf ſtarb. Die Grafen von Tusculum machten auch einen dritten aus ihrer Familie zum Papſte. In Johanns Neffen Benedikt IX., dem 12 jährigen Theophylakt, der ebenfalls dem Golde ſeine tumultuariſche Wahl verdankte, hat der Stuhl Petri wohl ſeine tiefſte Erniedrigung erfahren. Vor dem zu Anfang 1044 von der Gegenpartei erhobenen Silveſter III. mußte er fliehen, konnte aber nach drei Monaten ſeinen Sitz wieder einnehmen, um ihn nach Jahresfriſt an den Erzprieſter Gratian, genannt Gregor VI., zu verkaufen. Da war, wie Gunther der Eremit klagte, dreien Gatten die

[1]) Höfler, Die deutſchen Päpſte, Regensburg 1839. Otto, Gregor V., Münſter 1881.

[2]) Hefele IV, 650.

[3]) Mon. Germ. Leges II, 2, 175. Hirſch, Jahrbücher des Deutſchen Reiches unter Heinrich II., II, 385 ff. Wappler, Benedikt VIII., Leipzig 1897.

Sunamitis vermählt. Sitz zu Gericht bald, König Heinrich, an des Allmächtigen Statt und zerstör dies dreifache Eheband — so ruft der Dichter aus — aber keiner von den Ehebrechern soll herrschen zu Rom, gesucht soll werden ein neuer Papst, ein würdiger[1]).

So machte es denn auch König Heinrich III. auf seinem ersten Römerzuge (1046)[2]). Die auf seinen Wunsch durch Gregor berufene Synode von Sutri setzte Silvester und Gregor ab, den letzteren, nachdem er vorher seine Selbstabsetzung erklärt hatte[3]); gleiches geschah in Rom mit Benedikt. Heinrich schlug den Bischof Suidger von Bamberg zum Papste vor, die Römer wählten ihn noch formell, und am Weihnachtsfeste wurde er als Clemens II. gekrönt (1046—1047). Ob in der Würde des Patricius, welche die Römer Heinrich nach seiner Kaiserkrönung übertrugen, nach damaliger Anschauung die Befugnis enthalten war, den Papst einfach zu ernennen, darüber sind zwar die Meinungen geteilt, aber thatsächlich wurden die folgenden Päpste Damasus II., Leo IX. und Viktor II. von Heinrich ernannt, wenn auch der zweite sich nachträglich der Zustimmung des römischen Klerus und Volkes vergewisserte. Stephan IX., Abt Friedrich von Monte Cassino, ebenfalls ein Deutscher, wurde zwar ohne Befragen des deutschen Hofes erhoben (1057—1058); doch wurde nachher die Zustimmung der Kaiserin Agnes, der Vormünderin Heinrichs IV., nachgesucht[4]). Kurz vor seinem Tode gebot er den Römern, nicht eher zur Wahl zu schreiten, als bis Hildebrand, der Subdiakon der römischen Kirche, von seiner Gesandtschaft aus Deutschland zurückgekehrt sei. Trotzdem setzte die tuskulanische Partei mit Waffengewalt den Bischof Johann von Velletri als Benedikt X. auf den päpstlichen Stuhl. Die besser gesinnten Kardinäle verließen die Stadt, einigten sich mit dem inzwischen zurückgekehrten Hildebrand auf den Bischof Gerhard von Florenz und wählten ihn dann nach erfolgter Zustimmung der Kaiserin zu Siena; am 24. Januar 1059 wurde er in Rom als Nikolaus II. inthronisiert (bis 1061).

Nach all den Vorgängen der letzten Zeit bedurfte die Freiheit der Papstwahl einer möglichsten Sicherung nach zwei Seiten hin: den römischen Parteien und dem deutschen Hofe gegenüber. Diese Sicherung vorgenommen zu haben, ist das Verdienst Nikolaus' II., der dabei eben

[1]) Grauert, Rom und — Gunther der Eremit? Hist. Jahrbuch XIX (1898), 254 ff.

[2]) Zum Folgenden s. Martens, Die Besetzung des päpstlichen Stuhls unter den Kaisern Heinrich III. und Heinrich IV., Freiburg 1886, dessen Ausführungen jedoch nicht in allem als richtig anzuerkennen sind. Hefele IV, 706—713. Langen III, 438. 444 f. 485. 500—502. Höfler, die deutschen Päpste, Regensburg 1839. Zöpffel (oben S. 15).

[3]) Grauert, Papstwahlstudien 320 f.

[4]) Wattendorff, Papst Stephan IX., Paderborn 1883.

von Hildebrand beraten war. Das auf einer römischen Synode zu Ostern 1059 in Gegenwart von 113 Bischöfen erlassene Dekret wiederholt, streng genommen, die alten Grundsätze, bildet aber, indem es dieselben genau fixiert, einen bedeutenden Markstein in der Geschichte der Papstwahlgesetzgebung.

Von den beiden Texten, in denen das Dekret überliefert ist, hat man den einen als päpstliche, den anderen als kaiserliche Fassung bezeichnet; nur der erstere kann als echt angesehen werden[1]).

„Ihr wißt, geliebteste Brüder und Mitbischöfe," so lautet das Dekret, „wie viele Unbilden dieser apostolische Stuhl, dem ich nach Gottes Willen diene, nach dem Tode unseres Vorgängers, des Herrn Stephan seligen Andenkens, erduldet, wie vielen Schlägen und wie häufigen Stößen durch die simonistischen Wucherer er ausgesetzt gewesen ist, so sehr, daß es schon beinahe schien, die Säule des lebendigen Gottes wanke und das Schifflein des höchsten Fischers werde von den brausenden Stürmen in die Tiefen des Schiffbruchs hinabgeschleudert. Daher müssen wir mit Gottes Hülfe künftigen Unfällen klug vorbeugen und für die Kirche sorgen, damit nicht — was Gott verhüte — die Uebel durch Wiederkehr stärker werden. Daher bestimmen und verordnen wir, unterrichtet durch die Verfügungen unserer Vorgänger und anderer heiliger Väter:

1. Nach dem Tode des Papstes sollen besonders die Kardinalbischöfe in überaus umsichtiger Beratung über die Wahl verhandeln, dann die Kardinalkleriker hinzuziehen, und schließlich soll die übrige Geistlichkeit und das Volk der neuen Wahl beitreten.

2. Damit keine Käuflichkeit einreiße, sollen die religiosi viri, d. h. die Kardinäle, bei der Wahl die Führer sein, die übrigen Teilnehmer ihnen folgen. Ueberhaupt soll der Ausspruch des hl. Leo gelten: „Niemand ist als Bischof anzusehen, der nicht vom Klerus gewählt, vom Volke gefordert, nach dem Urteil des Metropoliten geweiht ist." Da nun der römische Stuhl keinen Metropoliten hat, so vertreten die Kardinalbischöfe dessen Stelle und führen den Gewählten zur Höhe des apostolischen Stuhles.

---

[1]) Die beiden Texte bei Scheffer-Boichorst, Die Neuordnung der Papstwahl durch Nikolaus II., Straßburg 1879. Doeberl, **Monumenta Germaniae selecta** III (München 1889), 11—16. Betreffs der überaus reichen Litteratur sei verwiesen auf Hergenröther 55—57. Hefele IV, 800 ff. Grauert, Das Dekret Nikolaus II. von 1059, Historisches Jahrbuch I (1880), 501—602 und Papstwahlstudien, ebendas. XX (1899), 236—325. Kirchenlexikon IX, 1446. Sägmüller 120—130. Langen III, 505—512. Für das Folgende s. auch Weizsäcker, Die Papstwahlen von 1059—1130, Jahrbücher für deutsche Theologie XVII (1872), 486—551.

3. Man soll einen aus dem Schoße der römischen Kirche wählen, wenn dort ein Geeigneter sich findet; sonst kann man einen von einer anderen Kirche nehmen; jedoch

4. unbeschadet der schuldigen Achtung und Ehrerbietung gegen unseren Sohn Heinrich, den gegenwärtigen König und hoffentlich mit Gottes Zulassung zukünftigen Kaiser, wie wir es ihm bereits zugestanden haben, und gegen seine Nachfolger, welche vom apostolischen Stuhle persönlich dieses Recht erlangt haben.

5. Wenn aber die Verkehrtheit böser Menschen so groß ist, daß eine reine, lautere und unerkaufte Wahl in Rom nicht möglich ist, so sollen die Kardinalbischöfe mit den übrigen Kardinälen und Laien, wenn es auch nur wenige sind, das Recht haben, den Papst an einem anderen, mehr entsprechenden Orte zu wählen.

6. Kann der Erwählte, weil Krieg oder irgend welche menschliche Bosheit hindernd im Wege steht, nicht zu Rom in herkömmlicher Weise inthronisiert werden, so hat er doch als Papst die Vollmacht, die römische Kirche zu regieren und über ihre Rechte und Güter zu verfügen, wie das bekanntlich auch der hl. Gregor vor seiner Konsekration gethan hat."

So die sog. päpstliche Fassung. Die andere, welche schon 1084 vorhanden war, spricht nur von den Kardinälen im allgemeinen und setzt den sog. Königsparaphen (§ 4) gleich in § 1. Die Kardinäle sollen über die Wahl verhandeln, unbeschadet der Achtung und Ehrerbietung gegen Heinrich usw., und der neuen Wahl beitreten. Man sieht, daß das zweite, das „Beitreten", nicht zum ersten, zum „Verhandeln", paßt; es müßte denn „Beitreten" gleich „Wählen" sein. Ferner ist nicht ganz klar, wohin die Betheiligung des Königs gehört. Da man einige Zeit später unter Kardinälen nur die Kardinalpriester und -diakonen, nicht aber die -bischöfe begriff, so wurde gerade aus dieser falschen Fassung des Dekrets geschlossen, daß die Bischöfe kein Wahlrecht hätten.

Des weiteren schiebt der sog. kaiserliche Text auch in § 2 den König ein: die religiosi viri sollen in Gemeinschaft mit ihm die Führer sein, und schließlich schreibt ihm auch § 5 einen Einfluß auf den Wahlort außerhalb Roms zu, macht aber sonst in seinem Wortlaut den Eindruck einer Verstümmelung.

Das Dekret legt die eigentliche Wahlhandlung in die Hände der Kardinäle. Die Kardinalbischöfe sollen über die zur päpstlichen Würde Geeigneten verhandeln, d. h. beraten und dieselben namhaft machen. Dann ziehen sie die übrigen Kardinäle hinzu, und diese stimmen dann dem einen oder anderen Kandidaten zu, d. h. wählen ihn in Gemeinschaft mit den Kardinalbischöfen. Damit ist die nötige Uebereinstimmung

(consensus electionis) erzielt, also die Wahl vollendet. Die Kardinalbischöfe haben noch ihr iudicium abzugeben, was natürlich nur eintritt, wenn vielleicht einer gewählt ist, den sie nicht vorgeschlagen haben, oder wenn sonst Uneinigkeit entstanden ist. Die anderen Teilnehmer, der übrige Klerus und das Volk haben zu „folgen", sie sollen der Wahl „beitreten", d. h. wie Petrus Damiani sagt, Beifall spenden. An und für sich ist dieses Beitreten zwar nur eine Form, aber immerhin notwendig. Klerus und Volk sind auch Teilnehmer an der Wahl (reliqui), die freilich einen eigenen Weg nicht gehen können. Wenn die Wahl außerhalb Roms stattfindet, so müssen Laien dabei sein; daß diese aber in einem solchen Falle größere Befugnis haben sollten als bei der Wahl in Rom selbst, ist nicht gut denkbar. Man mag dieses Beitreten als einen nachträglichen Solennitätskonsens bezeichnen, aber ausgeschlossen sind Klerus und Volk nicht, sie werden deshalb in den Berichten über die folgenden Wahlen fast stets erwähnt. Die Hauptrolle fällt den Kardinalbischöfen zu, sie haben das Vorschlagsrecht und das Recht eines nachfolgenden Urteils; die Wahl selbst geschieht von beiden Klassen der Kardinäle, Bischöfen und Klerikern. Die den Kardinalbischöfen zugewiesene Thätigkeit ist etwas Neues, sie hängt zusammen mit der Bedeutung, welche dieselben gerade damals gewonnen hatten.

Hinsichtlich der Wählbarkeit geht das Dekret über die Verordnung von 769 hinaus, indem es alle Kardinäle, auch die Bischöfe, für wählbar erklärt. Thatsächlich waren ja auch schon solche Papst geworden.

Das Heinrich IV. eingeräumte Recht ist für ihn wie für seine Nachfolger, denen es etwa erteilt wird, ein rein persönliches. Die ihm darüber ausgestellte Urkunde, auf welche das Dekret verweist, ist nicht mehr vorhanden, und aus den zeitgenössischen und wenig späteren Schriftstellern und Aktenstücken ist nichts Zuverlässiges zu ermitteln. Während nun die einen ein nachträgliches Zustimmungsrecht des Königs annehmen, schreiben andere ihm bereits ein Recht vor der Wahl, bei Aufstellung der Kandidaten zu. Das letztere würde auf eine Designation, eine Ernennung hinauslaufen, wie sie von Heinrich III. geübt und wobei eine nachfolgende Wahl nur mehr oder weniger Formsache war, und es ist als sicher anzunehmen, daß eine Einschränkung dieses Rechtes beabsichtigt war. Freiheit der Kirche von staatlicher Gewalt, das war die Tendenz, welche damals die kirchlichen Kreise Roms, an der Spitze Hildebrand, beseelte. Die Stellung des sog. Königsparagraphen in der sog. kaiserlichen Fassung würde allerdings ein solches Recht geben, die sog. päpstliche Fassung muß also weniger aussprechen. Hatte Heinrich IV. schon vor der Wahl einen Einfluß, so war er in der That, wie es in § 2 der kaiserlichen Fassung heißt, mit der „Führer". Ein solches Recht

würde auch in etwa dem von derselben Synode erlassenen Kanon widersprechen: Kein Kleriker oder Priester darf durch Laien ein Kirchenamt erhalten, weder umsonst noch für Geld. Einem eigentlichen Zustimmungsrecht würde auch ein Ablehnungsrecht entsprechen. Vielleicht läßt sich das Recht des Königs dahin bestimmen, daß er auf Grund des ihm eingesandten Wahlberichtes oder der durch Gesandte eingezogenen Erkundigungen die Rechtmäßigkeit der Wahlhandlung, ihren gesetz- und ordnungsmäßigen Verlauf erklären sollte, und daß dann erst die Weihe bezw. die Inthronisation stattfinden solle, ein Vorrecht, wie es die Karolinger und Heinrich II. besessen hatten. Mag es sein wie immer, den Nachfolgern Heinrichs IV. ist dieses Recht nicht erteilt worden, und dieser selbst hat es nur einmal ausgeübt, gerade bei dem Papst, dessen grimmiger Feind er geworden ist.

Nikolaus schickte den Kardinal Stephan mit dem Dekret an den deutschen Hof; er wurde abgewiesen, ja man verstieg sich auf einer Synode zu Worms sogar zu Feindseligkeiten gegen den Papst. Auf einer römischen Synode (1060?) erließ Nikolaus noch Folgendes: „Durch apostolische Autorität verordnen wir, was wir schon auf anderen Versammlungen verordnet haben: wer durch Geld oder Menschengunst, durch Volks- oder Soldaten-Auflauf, ohne einträchtige und kanonische Wahl der Kardinalbischöfe und der ihnen folgenden Kardinalkleriker und Weihe durch die ersteren auf den apostolischen Stuhl gesetzt wird, soll nicht als Papst und Apostolikus, sondern als Apostat gelten, und den Kardinalbischöfen soll es erlaubt sein, mit den Kardinalklerikern und den Laien den Eindringling auch mittels des Anathems und menschlicher Hülfe zu vertreiben". Auch die Bestimmung über den Wahlort außerhalb Roms und über die Vollmacht des etwa noch nicht Inthronisierten wird erneuert. Von dem Rechte Heinrichs ist nicht die Rede, woraus aber nicht gefolgert werden kann, es sei zurückgenommen.

II. Bis Alexander III. Einführung der Zweidrittel-Majorität.

Die Wahl nach Nikolaus' Tode (27. Juli 1061) mußte zeigen, ob die beabsichtigte Sicherung sich bewährte. Kampf war besonders bei der Stellung, welche der deutsche Hof dem Dekret gegenüber eingenommen hatte, zu erwarten. Dorthin wandte sich denn auch, als ob das Dekret von 1059 gar nicht existiere, eine römische Partei und erbat von Heinrich IV., als dem Patricius, einen Papst. Aber ehe der deutsche

Hof sich schlüssig gemacht hatte, wurde am 30. September unter Hildebrands Einfluß hauptsächlich durch Zuruf Bischof Anselm von Lucca — also gleich einer außerhalb des Klerus der römischen Kirche — gewählt und bereits Tags darauf als Alexander II. inthronisiert, ganz unbekümmert um Heinrich IV. Petrus Damiani, Kardinalbischof von Ostia, suchte das später damit zu entschuldigen, daß der König noch ein Kind und sein Recht doch nicht so ganz zweifellos sei, zudem hätten Unruhen in Rom längeres Warten nicht erlaubt, man habe jedoch Heinrich nicht beleidigen wollen und einen Mann gewählt, der dem Könige wohl bekannt sei [1]). Dagegen ernannte auf Betreiben der römischen Gesandtschaft und der lombardischen Bischöfe, deren Interessen und Wünsche sich hier zusammenfanden, der 11jährige Heinrich IV. auf einer Reichsversammlung zu Basel am 28. Oktober den Bischof Cadalus von Parma, welcher zwar nie inthronisiert wurde, aber bis zu seinem 1072 erfolgten Tode sich als Honorius II. gerierte.

Ueber die Wahl Hildebrands als Gregor VII. (1073—1085) lauten die Nachrichten nicht übereinstimmend [2]). Ein Wahlprotokoll läßt sie in aller Ruhe in St. Peter ad vincula geschehen und führt als Wähler auf die Kardinalkleriker: Akolythen, Subdiakonen, Diakonen, Priester, in Gegenwart der Bischöfe und Aebte, unter Zustimmung der Kleriker und Mönche, unter dem Beifall einer zahlreichen Menge beiderlei Geschlechtes und verschiedenen Standes. Hinsichtlich der Kardinalbischöfe würde also das Protokoll nicht ganz den Bestimmungen des Dekrets von 1059 entsprechen. Dagegen erzählen Gregor selbst und gleichzeitige Schriftsteller von einer tumultuarischen Erhebung bei der Beerdigung Alexanders II. im Lateran, worauf er in der genannten Kirche inthronisiert wurde. Beide Berichte lassen sich gut mit einander vereinigen. Noch war die Beisetzung nicht beendigt, da erhob sich der Ruf: „Hildebrand soll Bischof werden!", in den Klerus und Volk einstimmten; zwar sucht Hildebrand das Volk zu beruhigen, aber Kardinal Hugo Candidus entflammt es noch mehr. Vom Lateran zieht man nach der nahe gelegenen Kirche St. Peter ad vincula, um Hildebrand zu inthronisieren. Aber vorher nimmt man noch eine ordnungsgemäße Wahl vor, die natürlich bei der ganzen Sachlage nur einen formellen Charakter hatte, wie bei so manchen Papstwahlen. Wenn auch unter Gregors Briefen kein dahin lautender sich findet, so ist doch an der Nachricht, er habe Heinrich IV. seine Wahl angezeigt [3]), nicht zu zweifeln; bei seiner Weihe

[1]) Disceptatio synodalis, Migne 145, 71 f.

[2]) Vgl. Mirbt, Die Wahl Gregors VII., Marburg 1892. Martens, Gregor VII. (Leipzig 1894) I, 48—71. Knöpfler, Die Wahl Gregors VII., Katholik 1892, I, 352—365.

[3]) Bonizo von Sutri, liber ad amicum, Mon. Germ., Libelli de lite imperatorum et pontificum I, 601.

am 30. Juni war sowohl die Kaiserin Agnes als auch Heinrichs Kanzler, Bischof Gregor von Vercelli, anwesend.

Von Gregor VII. wird erzählt: Als ihn drei Tage vor seinem Tode die anwesenden Bischöfe und Kleriker fragten, was er für die Besetzung des päpstlichen Stuhles anordne, antwortete er, wenn es irgendwie möglich sei, möchten sie den Abt Desiderius von Monte Cassino erheben; sei derselbe nicht dazu zu bewegen, so sollten sie entweder den Bischof Otto von Ostia oder den Erzbischof Hugo von Lyon oder den Bischof Anselm von Lucca möglichst schnell wählen. Das war seit langer Zeit wieder eine Designation eines Nachfolgers. Wie die Dinge lagen, mußten die Vorbereitungen zur Neuwahl außerhalb Roms getroffen werden; man kam im Kloster Monte Cassino zusammen; Desiderius weigerte sich, das Papsttum auf sich zu nehmen, und man ging ohne Ergebnis auseinander. Als bei einer neuen Zusammenkunft um Ostern des nächsten Jahres 1086 in Rom Desiderius die Wahl auf Otto von Ostia zu lenken suchte, wurde geltend gemacht, ein Bischof könne nicht Papst werden; man suchte also den Kreis der Wählbaren wieder auf die Kardinalkleriker zu beschränken. So wurde er denn selbst gewählt und als Viktor III. ausgerufen. Nach vier Tagen erklärte er die Wahl für tumultuarisch und legte die päpstlichen Insignien ab. Im folgenden Jahre nahm er sie auf Drängen wieder an und ließ sich am 9. Mai konsekrieren und inthronisieren. Als seinen Nachfolger schlug er Otto von Ostia vor. An Klerus und Volk von Rom erging die Einladung zur Wahl nach Terracina und hier wurde derselbe auf einer Synode, an welcher fünf Kardinalbischöfe, mehrere andere Kardinäle, sowie Vertreter der abwesenden Kardinäle und des römischen Volkes teilnahmen, am 12. März 1088 auf den Vorschlag der Kardinalbischöfe als Urban II. gewählt (bis 1099)[1]).

Einwirkungen der Päpste für die Person ihrer Nachfolger sind damals mehrfach vorgekommen. Paschalis II. (1099—1118) war von Urban vorgeschlagen; von Gelasius II. (1118—1119) wird erzählt, er sei schon von Urban zu seiner Unterstützung nach Rom berufen, damit er Papst werde, und er selbst nannte den Kardinalbischof Kuno von Präneste für die Nachfolge. Dieser lenkte jedoch die Wahl, die am 2. Februar 1119 zu Clugny, dem Sterbeorte des Gelasius, stattfand, auf den Bischof Guido von Vienne, der als Calixtus II. in seiner ehemaligen Kathedrale gekrönt wurde. In einer Versammlung, der man möglichst den Anstrich einer Wahlversammlung gab, sprachen die

[1]) Petrus von Monte Cassino, III, 65—68, Mon. Germ. Scr. VII, 747—750, 760 f. Holder 52—57. Langen IV, 167 f.

in Rom weilenden Kardinäle, der Klerus und das Volk ihre Zustimmung und Anerkennung aus. Aber die Kardinalpriester in Rom konnten es nicht unterlassen, in ihrem Schreiben zu bemerken, daß die Wahl nach dem Gesetze einen römischen Priester oder Diakon hätte treffen müssen. Bischöfe, Priester und Diakone werden als Wähler bei allen drei Wahlen genannt. Bei der Gelasius' II. bemerkt sein Lebensbeschreiber, der spätere Kardinal Pandulf, der allerdings erst etwa 15 Jahre später schrieb, die Bischöfe hätten nur das Recht, den Gewählten zu bestätigen oder zu verwerfen und ihn auf Verlangen der Wähler zu weihen[1]). Er stellt jedoch diese Theorie, die im Gegensatz zu dem Dekret Nikolaus' II. den Kardinalbischöfen das Wahlrecht abspricht, auf im Interesse des damaligen Schismas.

Ein solches führte die Eifersucht der beiden Familien Franpigani und Leoni herbei. Drei Tage nach Calixts Tode wählten die Kardinäle den Kardinalpriester Theobald, den Kandidaten der Leoni, als Cölestin II., der auch sogleich mit dem roten Papstmantel bekleidet ward. Während des folgenden Te Deum rief Robert Franpigani den Bischof Lambert von Ostia als Papst aus. Theobald verzichtete, auch Lambert legte nach einigen Tagen die Insignien der Würde nieder, wurde aber dann als Honorius II. einmütig gewählt (1124—1130)[2]).

So war das Schisma glücklich abgewendet, jedoch nur, um sechs Jahre später auszubrechen[3]). Von Honorius erhielt, so heißt es, der Kardinal Gregor das Privilegium electionis, wurde also vorgeschlagen. Umtriebe befürchtend, bestellten die Kardinäle aus ihrer Mitte einen Wahlausschuß von zwei Bischöfen und je drei Priestern und Diakonen, welche sogleich nach dem Tode des Papstes in der Kirche des hl. Hadrian die Wahl vornehmen, im Fall der Uneinigkeit aber noch andere Kardinäle zuziehen sollten. Zu ihnen gehörte neben Gregor auch Petrus Leone, der selbst nach dem Papsttum trachtete. Um sein Ziel sicherer zu erreichen, trennte er sich von seinen Kollegen, verhinderte die Uebergabe von St. Hadrian an den Ausschuß und rückte, unterstützt von seiner Familie, nach dem Kloster St. Gregor, wo Honorius krank lag, mußte aber erfahren, daß dieser noch lebe. Aus Furcht vor Gewalt schritten deshalb, nachdem Honorius verschieden und schnell provisorisch beigesetzt war, unbekümmert um das Abkommen, unter Führung des

---

[1]) Lib. pontif. II, 312 f.

[2]) Lib. pontif. II, 327. 379. Hefele V, 385 f.

[3]) Ueber die Wahl von 1130 s. außer Zöpffel 267—395 und Weizsäcker 543 ff. Mühlbacher, Die strittige Papstwahl des Jahres 1130, Innsbruck 1876. Bernhardi, Lothar von Supplinburg (Leipzig 1879) 288—334. Hefele 406 ff.

Kanzlers Haimerich mehrere Kardinäle[1]), darunter vier Kardinalbischöfe, eiligst zur Wahl und erhoben in der Frühe des 14. Februar 1130 Gregor als Innocenz II. (bis 1143). Dagegen wählte gegen Mittag desselben Tages die stärkere leonische Partei[2]) den Petrus Leone als Anaclet II., dem auch der größte Teil des Volkes und des Adels zustimmte. Die Wähler beider wandten sich an den deutschen König Lothar, nicht um Anerkennung, sondern um ihn auf ihre Seite zu ziehen, wobei die Anaclets auch betonten, daß die Kardinalbischöfe an der Wahl kein Recht hätten. Ebenso heißt es in anderen Briefen von dieser Seite. Innocenz begab sich nach Frankreich, um bei König Ludwig VI. Schutz zu suchen. Als er dort ankam, war die Entscheidung schon gefallen. Auf einer Synode zu Etampes (August oder September 1130) hatte Bernhard von Clairvaux unter allgemeiner Zustimmung für Innocenz sich ausgesprochen, indem er dessen persönliche Würdigkeit, die Priorität seiner Wahl, das Ansehen seiner Wähler und die Person seines Konsekrators, des Bischofs von Ostia, geltend machte. Im Oktober erklärte sich auch in Deutschland der Reichstag zu Würzburg infolge Eintretens des hl. Norbert für Innocenz. Bernhard war es, der überall die Anerkennung desselben und den kirchlichen Frieden herbeiführte, auch den Nachfolger Anaclets, der sich Viktor IV. nannte, vermochte, der angemaßten Würde zu entsagen[3]).

Es lag für Innocenz nahe, aus Veranlassung des Schismas Verfügungen über die Papstwahl zu treffen. In dem Dekrete Nikolaus' II. entbehrten noch einige Punkte einer genauen Regelung. Zunächst das rechtliche Verhältnis der Zustimmung von Klerus und Volk zu der durch die Kardinäle gethätigten Wahl; es war zweifelhaft, ob die Zustimmung rechtlich notwendig oder gleichgiltig war. Adel und Volk hatten bei den letzten Wahlen wieder eine bedeutende Rolle gespielt, und die Anacletianer hatten die Anwesenheit von Klerus und Volk besonders hervorgehoben, während die Erhebung Innocenz' II. ohne diese erfolgt war. Als zweite Frage war das Verhältnis der Kardinalbischöfe zu den übrigen Kardinälen aufgetaucht. So erscheint die, freilich aus primären Quellen nicht zu erhärtende Nachricht wohl glaublich, Innocenz habe auf dem Laterankonzil 1139, das sich überhaupt mit den Folgen des Schismas befaßte, ein Gesetz erlassen, welches Klerus und Volk von

[1]) Boso nennt in seiner Vita Innocentii (Lib. pontif. ed. Duchesne II, 380) 15 Anhänger desselben; an Wählern desselben zählen Bernhardi und Langen 9, Zöpffel und Mühlbacher 11—15, Vacandard, Leben des h. Bernhard, übers. von Sierp (Mainz 1897) I, 358 vierzehn.

[2]) Hefele zählt 20, Zöpffel 24, Bernhardi 29 Wähler. Das Schreiben der Anhänger Anaclets an Lothar hat ohne den Bischof von Segni 27; doch sollen nicht alle der dort Genannten damals Kardinäle gewesen sein.

[3]) S. Wurm, Der hl. Bernhard (Paderborn 1891), 25 ff. Vacandard 365 ff.

der Wahl ausschloß und sie einzig den Kardinälen, die ohne jeglichen Unterschied in ihrer Stellung und Thätigkeit genannt werden, übertrug. Die Angabe selbst, die der Geschichtsschreiber davon macht, ist jedoch zu ungenau, um Sicheres sagen zu können; in der Hauptsache wird es sich um Einschärfung und genauere Präzisierung des Gesetzes von 1059 gehandelt haben [1]). Von diesem hat man gesagt, es habe in manchen Punkten einen apologetischen Charakter, es wolle nachträglich legalisieren, was bei der Wahl Nikolaus' II. thatsächlich geübt worden; ähnlich auch von dem späteren Dekret Alexanders III. [2]). Dann mußte auch Innocenz II. ein solcher Schritt nahe liegen, war doch seine Erhebung ohne die Anwesenheit von Klerus und Volk geschehen. Zwar wird in Berichten über einige der nächsten Wahlen noch der „Zuruf" oder die „Zustimmung" derselben erwähnt, aber es taucht schon 1160 die Erklärung auf, daß den drei Klassen der Kardinäle allein die Wahl zustehe [3]). Auf jeden Fall findet sich nach Innocenz II. von dem Antagonismus gegen die Kardinalbischöfe keine Spur mehr. Welche Stellung die Subdiakonen eingenommen, die Cöleſtin II. (1143—1144) und Eugen III. (1145—1153) unter ihren Wählern nennen, ist nicht klar [4]).

Unter dem Engländer Hadrian IV. (1154—1159) beginnt der Streit des Papsttums mit Friedrich I., und er war von schlimmen Folgen für die nächste Wahl [5]). Nach dem Bericht der Anhänger des späteren Gegenpapstes traten noch bei Lebzeiten Hadrians in seiner Gegenwart zu Anagni die Friedrich feindlichen Kardinäle zusammen und verpflichteten sich eidlich, nur einen aus ihrer Mitte zu wählen; doch ist ein solcher Vertrag abzuweisen. Nach dem Tode des Papstes schlossen dann — nach derselben Quelle — die Kardinäle, zuerst mündlich, dann schriftlich folgendes Uebereinkommen: es solle bei der Wahl nach der Gewohnheit der römischen Kirche verfahren werden, es sollen nämlich einige von den Kardinälen bestimmt werden, um den Willen der einzelnen zu vernehmen und zu notieren; wenn Gott gebe, daß über einen

---

[1]) Die Stelle aus Panvinius, de cardinalium origine ed. Mai, Spicilegium IX, 506—507 bei Grauert, Hist. Jahrbuch I, 595 und Sägmüller 135, die sich gegen die Nachricht aussprechen; dafür Bernhardi, Jahrbücher der deutschen Geschichte unter Konrad III., I (München 1883), 156 und Hefele 444.

[2]) Grauert 589. Zöpffel 143.

[3]) Schreiben der Kardinäle Heinrich und Otto, Recueil des historiens des Gaules et de la France XV (Paris 1888), 754.

[4]) Zöpffel 132. Sägmüller 136.

[5]) Ueber dieselbe namentlich: Meyer, die Wahl Alexanders III. und Viktors IV., Göttingen 1871. Hefele 570—578. Langen IV, 439 ff. Eine Zusammenstellung der Quellen mit entsprechenden Untersuchungen bietet Doeberl, Monumenta Germaniae selecta IV (München 1890), 137—163.

aus den Kardinälen Eintracht zu stande komme, so sei es gut; wenn nicht, so solle man über einen außerhalb des Kollegiums verhandlen; ergebe sich auch da keine Einigkeit, so dürfe niemand einseitig in Widerspruch zu den übrigen Wählern vorgehen. Eine solche Vereinbarung auf Einmütigkeit wird auch sonst erwähnt und ist nicht unglaubhaft; es fragte sich nur, was unter Einmütigkeit zu verstehen war, ob volle Einstimmigkeit oder nur Mehrheit der Stimmen; das erstere würde schließlich jede Wahl unmöglich gemacht haben, und deshalb ist dieser Sinn nicht anzunehmen. Diese Verhandlungen dauerten drei Tage. Sie ergaben zunächst drei Kandidaten: den Kardinalpriester und Kanzler Roland, das Haupt der kaiserfeindlichen Partei, den Kardinalpriester Oktavian, dessen Kandidatur von den in Rom anwesenden Gesandten Friedrichs unterstützt wurde, und den Kardinalbischof Bernhard von Porto, der angeblich von Hadrian vorgeschlagen war. Der letzte wurde schon bald aufgegeben, und seine Anhänger erklärten sich zum Teil für Roland, zum Teil wollten sie sich nicht entscheiden. Bei der Wahl fielen die meisten Stimmen auf Roland, nur zwei, vielleicht drei auf Oktavian. Sogleich begann man, den ersteren in herkömmlicher Weise mit dem roten Mantel zu bekleiden. Oktavian protestierte dagegen im Namen des Kaisers und riß den Mantel an sich. Als er ihm von einem Senator wieder fortgenommen wurde, ließ er sich von seinem Kaplan einen schon mitgebrachten Mantel umwerfen, wobei in der Eile die hintere Seite nach vorn geriet, während er selbst noch das untere Ende am Halse befestigte. Mehrere seiner Anhänger, die sich bisher beiseite gehalten hatten, kamen herbei und stellten sich um ihn, die Thüren der Kirche wurden geöffnet, die Mannschaften der kaiserlichen Gesandten drangen ein, und Oktavian wurde als Viktor IV. begrüßt. Roland floh mit seinen Freunden in die Burg von St. Peter, wo er neun Tage eingeschlossen und von wo er dann in ein noch festeres Gewahrsam gebracht wurde. Durch das Volk befreit, ward er am 20. September 1159 durch den Bischof von Ostia als Alexander III. geweiht (bis 1181). Oktavians Weihe erfolgte am 4. Oktober im Kloster Farfa durch den Bischof von Tusculum. Kaiser Friedrich suchte die Entscheidung an sich zu ziehen und berief eine Synode nach Pavia, zu welcher auch die beiden Prätendenten eingeladen wurden, der eine als Kardinal Roland, der andere als Papst Viktor. Unter dem Druck des Kaisers erklärte die Versammlung am 11. Februar 1160 Oktavian als den rechtmäßigen Papst. Trotz der Bemühungen Friedrichs fand er keinen weiteren Anhang, Alexander wurde überall anerkannt. Auf Viktor folgten noch zwei weitere Gegenpäpste.

Nachdem 1177 zwischen Alexander und Friedrich Friede geschlossen,

fand 1179 das dritte Laterankonzil, das elfte ökumenische statt. Daß dasselbe eine Bestimmung über die Papstwahl treffen müsse, war nach den vorhergegangenen Ereignissen klar. Viktors Wähler und Anhänger hatten sich trotz ihrer geringen Anzahl als den besseren und vernünftigeren Teil (pars melior et sanior) bezeichnet, deshalb mußte die zur Gültigkeit der Wahl erforderliche Stimmenzahl festgesetzt werden. Demgemäß verordnete Alexander unter Zustimmung des Konzils: „Wenn bei der Wahl des Papstes unter den Kardinälen Einheit nicht zu erreichen ist, wenn aber zwei Drittel einig sind, der dritte Teil aber mit ihnen nicht übereinstimmen will, so soll ohne jegliche Ausnahme der von der allgemeinen Kirche als Papst angesehen werden, welcher von zwei Dritteln in Einmütigkeit gewählt ist. Maßt sich jemand im Vertrauen auf die Stimmen nur eines Drittels den Namen des Papstes an, so sollen er und seine Anhänger der Exkommunikation verfallen und mit Ausschließung aus dem geistlichen Stande bestraft werden. Wenn jemand von weniger als zwei Dritteln gewählt ist, so soll er, sofern nicht eine größere Eintracht erzielt wird, keineswegs als Papst angenommen werden und der gleichen Strafe verfallen, wenn er nicht demütig Abstand nehmen will [1])."

In der Dekretale, die sich selbst als einen Zusatz zu den früheren Wahlgesetzen bezeichnet, ist nur die Rede von dem Verhältnis der Stimmen. Wo immer über einem Wahlkollegium ein Höherer stand, der im Falle einer zwiespältigen Wahl die Entscheidung treffen konnte, wie der Papst über den Domkapiteln, mochte man, die Dekretale betont das auch, mit dem Begriff des im allgemeinen größeren, besseren oder vernünftigeren Teiles auskommen können; beim Kardinalskollegium konnte nur eine ganz bestimmte ziffernmäßig festgestellte offenkundige Mehrheit entscheiden. Diese ist für die Folgezeit der Mittelpunkt der Wahlgesetzgebung geblieben. Die Dekretale besagt nichts über die Wähler, sie standen seit Nikolaus II. fest; nichts über die etwaige Thätigkeit der einzelnen Klassen der Kardinäle, ein Unterschied unter ihnen findet sich seit Innocenz II. nicht mehr; nichts mehr über ein Recht des Kaisers, das Heinrich IV. erteilte war nicht erneuert, seit langem war von einem Kaiserrechte keine Rede mehr, und der Versuch Friedrichs, sich zum Schiedsrichter aufzuwerfen, war vollständig gescheitert; nichts mehr über eine etwaige Teilnahme des römischen Klerus und Volkes, für sie war kein Platz mehr, wenn die Kardinäle in genau fixierter Stimmenzahl die

---

[1]) Decretale Licet de vitanda, I, 6 de electione, cap. 6 (ed. Richter II, 48). Vgl. über sie Hinschius 265 f. Sägmüller 137 ff., deren Ausführungen ich jedoch nicht in allweg beistimme.

Wahl vornahmen, und die Stellung des Adels, der eben die große Rolle gespielt hatte, hatte sich in der letzten Zeit sehr verändert.

III. Bis Clemens VI. Einführung des Konklave.

Die Verordnung Alexanders III. hat sich bewährt, durch Zwiespalt der Wähler ist kein Schisma mehr entstanden. Hätten Klerus und Volk wirklich noch Einfluß üben wollen, sie kamen vorläufig nicht in die Lage; denn die nächsten vier Wahlen fanden nicht in Rom statt. Was eine Reihe von Gesetzen nicht vermocht hatte, bewirkten einfacher die Thatsachen. Cölestin III. (1191—1198), der fünfte in dieser Reihe, bemühte sich kurz vor seinem Tode bei den Kardinälen, daß der Kardinalpriester Johann von St. Paul sein Nachfolger werde; er erbot sich sogar, das Papsttum niederzulegen, wenn man diesen wählen wolle. Die Kardinäle erklärten sich gegen diesen Vorschlag [1]) und schritten noch am Sterbetage Cölestins zur Wahl. Die Stimmzettel ergaben vier Kandidaten, unter ihnen den Kardinaldiakon Lothar von Segni. In der Beratung über sie wurde gegen Lothar sein noch geringes Alter geltend gemacht. Trotzdem trat einer der anderen Kandidaten mit seinen 10 Stimmen zu ihm über, und die anderen folgten. Der Gewählte wurde der große Innocenz III. (1198—1216) [2]).

Die Wahl seines Nachfolgers fand in Perugia, dem Orte seines Todes, statt, und zwar wird berichtet, die Peruginer hätten die Kardinäle, neunzehn an der Zahl, eingeschlossen, damit die Wahl beschleunigt werde; das wäre der Anfang des später eingeführten Konklaves. Um schnell zum Ziele zu kommen, griffen die Kardinäle auf eine Bestimmung des Laterankonzils von 1215 zurück, welche für die Bischofswahlen gestattete, die Wahl einigen Vertrauensmännern zu überlassen [3]). Sie beauftragten zwei aus ihrer Mitte, den neuen Papst zu bestimmen, und diese schlugen den Kardinal Cencius vor. In derselben Weise, wie so Honorius III., wurde auch Gregor IX. Papst (1227—1241) [4]). Sein Tod fiel in die Zeit des erbitterten Kampfes mit Kaiser Friedrich II. Die zehn Kardinäle, welche sich in Rom zur Wahl zusammenfanden, wurden nach einem Chronisten, „wie es Sitte ist", von dem römischen Senator eingeschlossen, um sie zur Wahl zu zwingen; erst zwei Monate nach

[1]) Holder, 68 ff.

[2]) Rohrbacher-Werner, Universalgeschichte der katholischen Kirche XVIII (Münster 1891), 6 f.

[3]) Hefele V, 889.

[4]) Clausen, Honorius III. (Bonn 1895), 8 f. Sägmüller 140. Felten, Gregor IX. (Freiburg 1886), 51 f.

Gregors Tode wurde Cöleſtin IV. gewählt. Als er ſchon nach ſechzehn Tagen, ohne gekrönt zu ſein, ſtarb, konnte durch Friedrichs Schuld erſt nach zwanzig Monaten in Anagni die Neuwahl ſtattfinden, aus welcher Sinibald Fiesco als Innocenz IV. hervorging (1243—1254). Auf dem erſten Konzil zu Lyon (1245) erließ er über die Papſtwahl folgende Verfügung: Nach der Beerdigung des Papſtes ſollen die am Orte anweſenden Kardinäle die vom Recht feſtgeſetzte Zeit auf die abweſenden warten und dann ohne Spaltung und Gewaltthätigkeit von ſeiten der Laien den Papſt wählen; ein Kardinal, der ſich entfernt, verliert das Wahlrecht; derjenige iſt als gewählt anzuſehen, welcher zwei Drittel der anweſenden Stimmen erhält, ſeine eigene nicht mitgerechnet[1]). Veranlaßt war dieſe Verfügung durch die beiden letzten Wahlen. Im Konklave von 1241 war ein Kardinal geſtorben, Sinibald ſelbſt ſchwer erkrankt; die Wahl war anfangs zwieſpältig geweſen, fünf Stimmen gegen drei, die der beiden Gewählten nicht gezählt, und man war ſich nicht klar, ob die Zweidrittel-Mehrheit vorhanden ſei. Nach Cöleſtins Tode hatten mehrere Kardinäle die Stadt verlaſſen aus Furcht, ſie würden mit Gewalt zur Wahl gezwungen.

Als Innocenz zu Neapel geſtorben war, wurden die Kardinäle, da ſie aus Furcht vor Manfred, dem Sohne Friedrichs, fliehen wollten, wiederum von den Bürgern eingeſchloſſen. Ueber drei Monate währte es das folgende Mal, 1261, bis ſich die acht in Viterbo anweſenden Kardinäle auf den zufällig an der Kurie weilenden Patriarchen Jakob Pantaleon von Jeruſalem einigten; er nannte ſich Urban IV. (1261—1264). Schnell zwar, ſchon nach fünf Tagen, führte die nächſte Wahl zu einem Ergebnis; aber da der Gewählte, der Kardinalbiſchof Guido Fulquois, als Legat in England war, hielt man es geheim, bis er nach ſeiner Rückkehr die Wahl angenommen hatte. So waren es über vier Monate geworden, bis Clemens IV. am 5. Februar 1265 den päpſtlichen Thron beſtieg[1]). Noch weit länger dauerte die nächſte Erledigung. Wohl begannen die achtzehn Kardinäle ſchon bald mit dem Wahlgeſchäft, aber die verſchiedenen politiſchen Partei-Intereſſen hinderten eine Einigung. Mehr als dreizehn Monate waren ſeit Clemens' Tode (29. November 1268) verfloſſen, als die Bewohner Viterbos, wo er geſtorben, am 8. Januar 1270 die Kardinäle im päpſtlichen Palaſte einſchloſſen, ſpäter deckten ſie auch noch das Dach ab; über ein halbes Jahr währte die Einſchließung. Auch die Bitte der Könige Philipp von Frankreich und Karl von Neapel, die im März 1271 in Viterbo erſchienen, trieb die

[1]) Decr. Quia frequenter, Lib. VII. decr. Clem. VIII. c. 1. de elect. I, 4. Sägmüller 140.

Kardinäle nicht zur Eile. Endlich am 1. September 1271 bestellten sie sechs aus ihrer Mitte, und diese wählten dann Theobald Visconti von Piacenza, Archidiakon von Lüttich, der sich aber im heiligen Lande befand. Am 10. Februar 1272 traf Gregor X. in Viterbo ein (bis 1275); mehr als drei Jahre war die Kirche ohne Papst gewesen — die längste Sedisvakanz[1]).

Das Wahldekret Alexanders III. hatte, wie sich zeigte, eine Lücke; es hatte nicht den Weg gezeigt, die vorgeschriebene Zweidrittel-Majorität schnell zu erreichen. So wurde Gregor X. veranlaßt, auf dem zweiten Konzil zu Lyon (1274) ein weiteres Gesetz zu geben, welches eine lange Sedisvakanz zu verhüten bestimmt war. Dasselbe schreibt unter Erneuerung der früheren Dekrete, besonders des von Alexander III., vor:

1. Wenn der Papst in der Stadt, wo er mit seiner Kurie residierte, stirbt, so sollen die anwesenden Kardinäle nur zehn Tage auf die abwesenden warten.

2. Nach Ablauf dieser Frist begeben sie sich, die abwesenden mögen gekommen sein oder nicht, in den Palast, wo der Papst wohnte, und es darf jeder nur einen Diener haben, Kleriker oder Laien, nach seiner Wahl; nur diejenigen, bei denen das Bedürfnis offen zu Tage liegt, dürfen zwei mitnehmen.

3. In dem Palast sollen alle zusammen nur ein Gemach (conclave) bewohnen, ohne Zwischenwand oder Scheideteppich, und dieses muß, den Zugang zum geheimen Gemach ausgenommen, von allen Seiten so verschlossen sein, daß niemand aus- oder eingehen kann; niemand darf Zugang zu den Kardinälen haben oder heimlich mit ihnen reden; sie selbst dürfen keine Besuche annehmen, außer von denen, welche mit Einverständnis aller Kardinäle wegen des Wahlgeschäftes gerufen werden. Den Kardinälen ist es nicht gestattet, einen Boten oder einen Brief abzusenden; wer es dennoch thut oder wer mit einem von ihnen heimlich spricht, verfällt von selbst der Exkommunikation. In dem gemeinsamen Gemach soll ein geeignetes Fenster offen gelassen werden, durch welches den Kardinälen die nötigen Lebensmittel gereicht werden, doch darf es nicht derart sein, daß jemand hindurchgehen kann.

4. Haben die Kardinäle nicht binnen drei Tagen vom Eintritt ins Konklave einen Papst gewählt, so müssen sie an den folgenden fünf Tagen zum Mittag- und Abendessen mit einem Gerichte zufrieden sein; haben sie auch dann noch nicht gewählt, so bekommen sie weiterhin nur Brot, Wein und Wasser. So lange das Wahlgeschäft dauert, beziehen

[1]) Ueber die Wahlen von Cölestin IV. bis Gregor X. s. Rohrbacher-Wurm, Universalgeschichte der katholischen Kirche XIX (Münster 1898), 100—102. 170. 180. 187. 211 f.

sie keine Einkünfte, weder aus der päpstlichen Kammer (Kasse) noch von anderen der römischen Kirche während der Sedisvakanz zufließenden Beträgen.

5. Die Kardinäle sollen sich nur mit der Wahl beschäftigen, mit anderen Angelegenheiten nur im dringendsten Notfall, bei drohender Kriegs- oder anderer Gefahr, und auch dann nur infolge eines einstimmigen Beschlusses.

6. Wenn ein anwesender Kardinal nicht in das Konklave eintritt oder dasselbe ohne offenbare Krankheit verläßt, so soll nicht auf ihn gewartet werden, vielmehr sollen die anderen ohne ihn zur Wahl schreiten. Wenn einer wegen Krankheit das Konklave verläßt, so ist ebenfalls ohne ihn die Wahl vorzunehmen. Nach seiner Wiedergenesung kann er wieder eintreten, ebenso diejenigen, welche nach Ablauf der zehn Tage, aber vor Vollendung der Wahl eintreffen, sie müssen sich aber dem Stande, in dem sie das Wahlgeschäft vorfinden, sowie der Klausur und der jeweiligen Speiseordnung unterwerfen.

7. Wenn der Papst nicht in der Stadt stirbt, in welcher er mit seiner Kurie residiert, so müssen sich die Kardinäle in der Stadt versammeln, in deren Gebiet oder Bezirk er gestorben ist, falls sie nicht mit dem Interdikt belegt oder gegen die römische Kirche rebellisch ist; in solchem Falle versammeln sie sich in einer benachbarten Stadt.

8. Die Obrigkeiten der Stadt, wo die Wahl stattfindet, sollen kraft der ihnen vom Papst übertragenen Vollmacht für die genaue Beobachtung dieser Vorschriften sorgen, doch sollen sie andererseits die Kardinäle nicht noch mehr beschränken, namentlich sie nicht länger als erforderlich im Konklave eingeschlossen halten. Die Erfüllung dieser Pflicht haben sie in einer Versammlung des Klerus und Volkes nach dem Tode des Papstes eidlich zu geloben. Wird die Freiheit der Wahl beschränkt, so soll die Wahl aufhören.

9. Die Kardinäle sollen alle Rücksichten bei Seite setzen, sich nicht durch Verträge und Verpflichtungen binden, nicht auf sich und die Ihrigen und den eigenen Vorteil sehen, sondern nur Gott und das öffentliche Wohl im Auge haben und sich beeilen. Alle Verträge und dergl. über die Wahl werden schon im voraus für ungültig erklärt.

10. Schließlich werden Gebete vorgeschrieben für den verstorbenen Papst und um eine schnelle, einträchtige und gute Wahl [1]).

Die Konstitution ist in der Hauptsache noch jetzt in Geltung. Wie alle entschiedenen Reformen, fand sie Widerspruch. Die Beschränkungen, welche sie der Bequemlichkeit der Kardinäle brachte, waren nicht unbe-

[1]) Decretale Ubi periculum, lib. VI. de electione I, tit. 6, cap. 3 (ed. Richter II, 908—911). Mansi XXIV, 81—86. Hefele VI, 146 f. Hinschius 267 f.

deutend, und schon zu Lyon kam es dieserhalb zu Zwistigkeiten zwischen Papst und Kardinälen; doch Gregor hatte sich vorher der Zustimmung der zum Konzil versammelten Bischöfe versichert, und das Gesetz wurde publiziert.

Indessen bewirkte das neue Gesetz, daß Innocenz V. 1276 schon am ersten Tage des Konklaves zu Arezzo gewählt wurde. Das nächste, das noch in demselben Jahre in Rom stattfand, dauerte dagegen sieben Tage, so daß die Kardinäle Gelegenheit hatten, die Unannehmlichkeiten zu kosten. Da zudem Karl von Anjou, dem als Senator von Rom die Ueberwachung zustand, die Bestimmungen mit rücksichtsloser Strenge handhabte, um mit einem französischen Kandidaten durchzudringen, war der kränkliche Hadrian V. leicht zu bewegen, sie zu suspendieren, er wollte eine neue Verordnung geben. Als er nach 38 Tagen starb, die Kardinäle also in demselben Jahre zum drittenmale wählen mußten, waren es wieder die Bewohner Viterbos, welche ungehalten über die Zögerung der Kardinäle und auf das Gerücht, Hadrian habe auf dem Sterbebett die Suspension zurückgezogen, die Kardinäle einschlossen. Deshalb war es eine der ersten Amtshandlungen Johanns XXI. (1276—1277), die Lyoner Konklaveordnung aufzuheben, weil sie viel Unerträgliches, einiges Dunkle und deshalb für die Beschleunigung der Wahl Hinderliches enthalte. In der Christenheit machte die Aufhebung einen ungünstigen Eindruck[1]).

Jetzt begannen infolge der politischen Parteizerklüftung unter den Kardinälen auch wieder die langen Sedisvakanzen. Ueber sechs Monate währte es, bis Nikolaus III. Papst wurde (1277—1280); schließlich hatten wieder die Viterbesen die Kardinäle in das Stadthaus eingesperrt. Um die Wahl vor jeder Beeinflussung von seiten einer weltlichen Macht sicher zu stellen, verordnete er, daß kein Kaiser oder König oder Fürst ohne Erlaubnis des Papstes Senator von Rom werden könne[2]). Dieselbe Zeit dauerte es bis zur Wahl Martins IV. (1281—1285) — abermals Unruhen in Viterbo; Karl von Anjou veranlaßte die Bewohner, die beiden Vettern des verstorbenen Papstes gefangen zu setzen, und bewirkte so die Wahl eines Franzosen[3]). Die Erinnerung daran und die politischen Verhältnisse machten, daß Honorius IV. schon am vierten Tage nach dem Tode seines Vorgängers in Perugia gewählt wurde

[1]) Raynald 1276, 26, 29. Stapper, Papst Johannes XXI. (Münster 1899) 32—37. 30—42.

[2]) Sägmüller, Die Papstwahlen und die Staaten von 1447—1555 (Tübingen 1890), 64.

[3]) Raynald 1281, 1. Eigentlich müßte er Martin II. heißen, da nur ein Papst dieses Namens vorhergeht; als Martin II. und III. werden seit dem 13. Jahrhundert Marinus I. (882—884) und II. (942—946) gezählt.

(1285—1287)[1]). Nach seinem Tode traten die Kardinäle in dem von ihm bei St. Sabina auf dem Aventin erbauten Palast zur Wahl zusammen; aber eine Einigung kam nicht zustande, und schließlich gingen sie des Fiebers wegen auseinander. Nur einer hielt aus, der ehemalige Franziskaner-General Hieronymus von Ascoli. Auf ihn vereinigten sich am 15. Februar 1288, nach mehr als zehn Monaten, die Stimmen, doch nahm er als Nikolaus IV. erst an, nachdem er am 22. zum zweitenmale gewählt war. Man hätte glauben sollen, er würde Vorkehrungen zur Verhütung solcher Uebelstände getroffen haben; im Gegenteil, er erneuerte die Aufhebung der Gregorschen Konklaveordnung[2]). Die Feindseligkeiten zwischen den Colonna und Orsini auch unter den Kardinälen hintertrieben nach seinem Tode lange die Wahl. Mehrfach und an verschiedenen Orten traten sie zusammen, schließlich zu Perugia, und hier holten sie nach einer Sedisvakanz von zwei Jahren und drei Monaten (4. April 1292 bis 5. Juli 1294) Cölestin V. aus der Einsiedelei auf den päpstlichen Thron[3]). Er hatte Einsicht genug, die Konklaveordnung am 28. September 1294 wieder in Kraft zu setzen. Freilich waren die Kardinäle damit ebensowenig einverstanden wie früher unter Gregor X. „O Schmerz, o Thränen! ohne Murren müssen wir Grausames dulden!" schrieb Kardinal Jakob Colonna von diesem Schritt des Papstes[4]). Sein Nachfolger Bonifaz VIII. (1294—1303), der in seiner Wahlencyklika sagt, die Kardinäle hätten sich in das Castell Nuovo bei Neapel eingeschlossen, wo er schon am ersten Tage gewählt wurde[5]), bestätigte das Gesetz und nahm es in seine Rechtssammlung auf. Seitdem ist es im wesentlichen in Geltung geblieben.

Die Wahl Benedikts XI. (1303—1304) war die erste, die im Vatikan stattfand; schon am ersten Tage des Konklaves fielen alle Stimmen auf ihn[6]). Aber elf Monate standen sich das nächste Mal die Parteien, die französische und die italienische, gegenüber. Die Peruginer, welche anfangs die Konklaveordnung streng durchzuführen suchten, handhabten sie später milder, ja, es scheint, daß sich infolgedessen das Konklave einige Zeit völlig auflöste. Vergeblich erschien im Februar 1305 König Karl von Neapel in Perugia. Endlich einigten sich am 5. Juni 1305 zehn der fünfzehn Stimmen auf den Erzbischof Bertrand de Got von Bordeaux, welcher sich am 14. November in Lyon als

---

[1]) Pawlicki, Papst Honorius IV. (Münster 1896) 10 f.

[2]) Raynald 1289, 49.

[3]) Zum folgenden s. Souchon, Die Papstwahlen von Bonifaz VIII. bis Urban VI. und die Entstehung des Schismas 1378, Braunschweig 1888.

[4]) Raynald 1294, 17. Sägmüller 246. — [5]) Raynald 1295, 7.

[6]) Funke, Papst Benedikt XI. (Münster 1891) 9 ff.

Clemens V. krönen ließ (1305—1313)[1]. Mit ihm beginnt das sog. siebenzigjährige Exil, die babylonische Gefangenschaft der Päpste, die Zeit ihrer Residenz in Frankreich, in welcher dieses Land das Uebergewicht über das Papsttum erhielt. Dieser Einfluß machte sich natürlich auch bei den Papstwahlen geltend; auch die folgenden sechs Päpste waren Franzosen, ein Resultat, welches durch die übergroße Anzahl von Kardinälen aus diesem Lande erreicht wurde.

Zum Wahlgesetz Gregors gab Clemens — wahrscheinlich auf dem Konzil zu Vienne (1312) — durch die Bulle Ne Romani einige Zusätze, die er auch in das von ihm herrührende siebente Buch des kirchlichen Rechtsbuches (Clementinen) aufnahm:

1. Während der Erledigung des päpstlichen Stuhles haben die Kardinäle nicht die Befugnis, die Konstitution Gregors zu ändern oder zu beseitigen oder sich von der Beobachtung derselben zu dispensieren.

2. Die Kardinäle dürfen in dieser Zeit keinerlei päpstliche Jurisdiktion ausüben, nur insoweit als die genannte Konstitution es ihnen gestattet; die Aemter des Kämmerers und des Pönitentiars erlöschen durch den Tod des Papstes nicht.

3. Als Bezirk, von dem Gregors Gesetz spricht, soll die Diöcese gelten; stirbt der Papst außerhalb der Kurie, so soll die Wahl dort vorgenommen werden, wo sich die päpstliche Geschäftsführung befindet.

4. Für den Fall, daß alle Kardinäle zusammen oder einzeln nacheinander vor Vollendung der Wahl das Konklave verlassen, sollen die mit der Bewachung desselben beauftragten Obrigkeiten sie zum Wiedereintritt zwingen, soweit sie nicht durch Krankheit oder Körperschwäche entschuldigt sind.

5. Bei der so erfolgten Wiederherstellung des Konklaves muß der bei der Auflösung bestehende Zustand wiederaufgenommen werden.

6. Auch diejenigen Kardinäle, welche mit Exkommunikation, Suspension oder Interdikt belegt sind, haben das Recht, an der Wahl teilzunehmen[2].

Wenn Clemens V. gehofft hatte, durch seine Bestimmungen die Papstwahl zu beschleunigen, so sollte diese Hoffnung zunächst nicht in Erfüllung gehen. Als er am 14. April 1314 auf dem Schlosse Roquemare starb, befand sich der päpstliche Hof zu Carpentras. Dort traten die 24 Kardinäle[3] ins Konklave. Da die acht Italiener unter ihnen

---

[1]) Hefele VI, 393—406. Histoire des conclaves (s. unten S. 49) I, 1—7.

[2]) Clem. c. 2. de elect. 1, 3. (ed. Richter II, 1059). Phillips 828. Hinschius 269. Hefele 551. Lector 97—100.

[3]) Das Verzeichnis bei Eubel, Hierarchia catholica medii aevi I (Monasterii 1898), 14, Anm. 3 ist unvollständig.

durchaus einen Papst wollten, der nach Rom zurückkehre, die zehn Gascogner sich aber auf diese Bedingung nicht einlassen wollten, so war eine Einigung nicht zu erzielen, und nach zwölf Wochen benutzten die Kardinäle eine Feuersbrunst, die in einem zu Gunsten der Gascogner entstandenen Tumult ausgebrochen war, um das Konklave überhaupt aufzuheben und die Stadt zu verlassen; Unterhandlungen über Wiederaufnahme des Wahlgeschäftes blieben erfolglos. Erst im folgenden Jahre gelang es dem französischen Prinzen Philipp, sie unter verschiedenen Vorwänden in Lyon zusammenzubringen, wo sie wieder fruchtlose Wahlversuche machten. Als Philipp dann König geworden, schloß er sie in das Dominikanerkloster zu Lyon ein. Noch dauerte es vierzig Tage, bis sie sich am 7. August 1316 auf den Kardinalbischof von Porto, Jakob von Osa, einigten, der als Johann XXII. (bis 1334) das Papsttum nach Avignon übertrug [1]).

Die dort gehaltenen fünf Konklaven waren sämtlich von wenig langer Dauer. Clemens VI. (1342—1352) sagt von seiner Wahl, nach der gebräuchlichen Anrufung des Heiligen Geistes hätten „gleichsam durch Inspiration desselben" die 18 Kardinäle, von denen 14 Franzosen waren, einhellig ihre Stimmen auf ihn gerichtet [2]).

Es läßt sich nicht verkennen, daß die bisherige Konklaveordnung manche Härten enthielt, und vielleicht ist darin der Grund zu suchen für den Widerstand der Kardinäle gegen diese Einrichtung. Durch die Bulle Licet in constitutione vom 6. Dezember 1351 nahm deshalb Clemens einige Milderungen vor: den Kardinälen wurde allgemein die Mitnahme zweier Diener erlaubt, die Einteilung des Konklaveraumes in einzelne Zellen eingeführt, die Verabreichung reichlicherer Speisen gestattet [3]).

In dieser Form ist die Konklaveordnung noch jetzt in Geltung. Ueber 150 Jahre ist von da an kein allgemeines Gesetz über die Papstwahl ergangen.

IV. Bis Clemens XII. Endgültige Regelung der Papstwahl.

Das 14. Jahrhundert brachte ein neues Moment in die Papstwahl: die Wahlkapitulationen. Erhalten ist eine solche zuerst aus dem Konklave von 1352, wenn es auch möglich ist, daß die Kardinäle schon bei den letzten Wahlen versucht hatten, den künftigen Papst durch Versprechungen

---

[1]) Müller, Der Kampf Ludwigs des Bayern mit der Kurie (Tübingen 1879—80) I, 12—25. II, 1 f., 163.

[2]) Raynald 1342, 6. — [3]) Raynald 1351, 39.

zu binden und so seine Gewalt zu beschränken. Die Kardinäle gelobten gegenseitig u. a.: der künftige Papst darf nicht mehr Kardinäle ernennen, als daß es zwanzig sind, und zwar nur mit Zustimmung des Kollegiums; er darf Bestrafungen der Kardinäle nur vornehmen mit Zustimmung der übrigen, die mit Einstimmigkeit oder wenigstens mit Zweidrittel-Majorität erfolgen muß; er darf ohne gleiche Zustimmung Güter der römischen Kirche nicht verpfänden, veräußern oder belasten, keine Beamten in Rom und dem Kirchenstaate anstellen, den Fürsten keine Zehnten oder andere Unterstützungen bewilligen; von allen Einkünften der römischen Kirche erhalten die Kardinäle die Hälfte. Dieses Abkommen sollte der Gewählte unmittelbar nach der Wahl beschwören. Das that denn auch Innocenz VI., der auf die Nachricht, der französische König Johann wolle selbst nach Avignon kommen, um einen ihm genehmen Papst durchzusetzen, schon am zweiten Tage des Konklaves gewählt wurde (bis 1362). Im folgenden Jahre erklärte er jedoch, solche Abmachungen widersprächen den Konstitutionen Gregors X. und Clemens' V., daß die Kardinäle während der Erledigung des päpstlichen Stuhles, bestimmte Fälle ausgenommen, sich nur um die Wahl kümmern sollten, und ein solcher Fall liege nicht vor; auch widersprächen sie der von Gott verliehenen Vollgewalt des Papstes, sie seien deshalb ungültig[1]). In der Folgezeit sind noch oft Wahlkapitulationen im Konklave geschlossen worden; manche Päpste haben es gemacht wie Innocenz, andere sie thatsächlich unberücksichtigt gelassen, nur ganz wenige sie wirklich gehalten.

Abt Wilhelm Grimoard von St. Viktor bei Marseille, der nicht Kardinal war, wurde am 27. September 1362, dem fünfzehnten Tage nach Innocenz' Tode, gewählt; er befand sich als Nuntius in Italien, und erst am 28. Oktober erhielten die Kardinäle von ihm die Erklärung über die Annahme der Wahl, worauf die Bekanntmachung der Wahl und die Aufhebung des Konklaves erfolgte[2]). Da der geniale Kardinal Aegidius Albornoz mit dem Schwerte den Kirchenstaat wieder unter die Hoheit des päpstlichen Stuhles gebracht hatte, konnte Urban V. (1362—1370) es unternehmen, 1367 wieder nach Italien zu ziehen[3]); aber die nach Albornoz' Tode von neuem ausgebrochenen Unruhen veranlaßten ihn, in die Papstburg an der Rhone

[1]) Raynald 1352, 25 f. Souchon sucht in dem S. 41 citierten Buche die Wahlkapitulationen von Bonifaz VIII. an zu erweisen, mehr wie die bloße Möglichkeit ist aber nicht zuzugeben; vgl. Sägmüller, Kardinäle 228 ff. Funke 113 f., 122 ff. Pastor, Geschichte der Päpste I, 3. Aufl. (Freiburg 1901), 280.

[2]) Magnan, histoire d'Urbain V (Paris 1862), 126 f.

[3]) Vgl. Wurm, Kardinal Albornoz, Paderborn 1892.

zurückzukehren, wo er bald starb. Gregor XI., der Neffe Clemens' VI., der nach nur eintägigem Konklave folgte, brachte 1377 das Papsttum endgültig wieder nach Italien, freilich soll nur der Tod ihn gehindert haben, der Halbinsel wieder den Rücken zu kehren. Trübe Ahnungen der folgenden Stürme erfüllten ihn auf seinem Krankenlager, und noch kurz vor seinem Tode suchte er Fürsorge für die sofortige Wahl des Nachfolgers zu treffen. Die Kardinäle in Rom sollten nicht auf die Ankunft ihrer in Avignon zurückgebliebenen Kollegen warten, auch wurde ihnen anheimgegeben, für dieses Mal nach Beschluß der Mehrheit die Zeit bis zur Wahl abzukürzen, diese selbst innerhalb oder außerhalb Roms, ja ganz ohne Konklave vorzunehmen[1]).

Gregor verschied am 27. März 1378, am 7. April bezogen die Kardinäle das Konklave, ohne von den letzten Vergünstigungen Gregors Gebrauch zu machen. Die Römer wünschten einen Papst, welcher die ewige Stadt wieder zu seiner ständigen Residenz nehme und nicht nach Avignon zurückkehre. Diesen berechtigten Wunsch brachten sie in der Zwischenzeit und noch während des Konklaves, freilich zuletzt in ungehöriger, tumultuierender Weise, zur Kenntnis der Kardinäle. Da diese unter sich uneins waren, aus Furcht vor den Römern sich aber beeilen mußten, erhielt schon am 8. April der Erzbischof Bartholomäus Prignani von Bari die Mehrheit der Stimmen. Zur regelrechten Publikation der Wahl kam es jedoch nicht. Durch einen Irrtum verleitet, stürmte das Volk das Konklave, und um sich zu retten, gaben einige Kardinäle den greisen Kardinal Tebaldeschi als den Gewählten aus, der auch mit den päpstlichen Gewändern bekleidet wurde. Die Ruhe kehrte wieder, der Irrtum klärte sich auf, am 9. April wurde Bartholomäus in Gegenwart von zwölf Kardinälen als Urban VI. inthronisiert und am 18. in Gegenwart sämtlicher sechzehn, die im Konklave gewesen waren, gekrönt (bis 1389)[2]).

Urbans Regierung begann nicht nach den Wünschen seiner Wähler, die ein gefügiges Werkzeug in ihm zu haben mochten geglaubt haben. Sie trennten sich von ihm, am 20. Juli erklärten dreizehn derselben, die Wahl sei nicht frei gewesen und nur aus Furcht vor Gewalt geschehen, der päpstliche Stuhl also noch immer erledigt, und wählten am 20. September in Fondi den Kardinal Robert von Genf, der sich Clemens VII. nannte. Er kehrte bald nach Avignon zurück. Die Kirche hatte wieder einmal zwei Päpste und spaltete sich in zwei „Obödienzen". Fast vierzig Jahre dauerte diese große abendländische Kirchenspaltung.

---

[1]) Raynald 1378, 2.

[2]) Die Litteratur über die Wahl Urbans VI. habe ich aufgeführt im Kirchenlexikon X, 1795, Artikel Schisma.

Auf Urban folgte in dieser Zeit Bonifaz IX. (1389—1404), Innocenz VII. (1404—1406), Gregor XII. (1406—1415); auf Clemens VII. 1394 Benedikt XIII.[1]). In Rom wie in Avignon geschahen die Wahlen in ordnungsmäßiger Weise: die Erledigung dauerte zwischen 12 (Benedikt) und 24 Tagen (Gregor). Bei der Wahl Gregors wird auch die Herrichtung von Stimmzetteln, jedoch nicht als etwas Neues, erwähnt; die Wahl selbst soll geschehen sein „per puram viam inspirationis, nulla alia scripta permixta“[2]). Um das Schisma zu heben, setzte das von den vereinigten Kardinälen beider Obödienzen einberufene Konzil von Pisa am 5. Juni 1409 Gregor und Benedikt ab. Die Kardinäle schwuren, nur einen solchen zu wählen, dem wenigstens zwei Drittel jedes der beiden Kollegien zustimmen würde, bezogen, nachdem das Konzil entschieden hatte, daß die Milderungen Clemens' VI. beibehalten und den Kardinälen zur Beendigung der Wahl keine Frist gesetzt werden solle, am gesetzmäßigen zehnten Tage, am 15. Juni, das Konklave, aus dem am 26. Alexander V. hervorging. Am 17. Mai 1410 erhielt er nach einem dreitägigen Konklave zu Bologna in Johannes XXIII. einen Nachfolger.

Dem Konzil zu Konstanz glückte es, das dreiköpfig gewordene Schisma zu beseitigen; Johannes wurde am 29. Mai 1415 abgesetzt, Gregor dankte am 4. Juli ab, Benedikt, der sich nach Spanien zurückgezogen hatte und starrsinnig jede Unterhandlung abwies, wurde am 26. Juli 1417 aller seiner Rechte und Würden für verlustig erklärt. Schon in der 12. Sitzung am 29. Mai 1415 hatte das Konzil beschlossen, daß der künftige Papst nicht ohne das Konzil gewählt werden solle, und die Kardinäle erklärten sich damit einverstanden. Der am 13. Dezember zwischen König Sigmund, den Deputierten des Konzils und den spanischen Fürsten geschlossene Vertrag von Narbonne, vom Konzil bestätigt am 4. Februar 1416, bestimmte, daß zur Wahl des neuen Papstes erst nach Beseitigung Benedikts geschritten werden solle, und daß sie geschehen solle durch die dazu Berechtigten. Doch wurden Stimmen laut, welche die Kardinäle von der Wahl ausschließen wollten, und Sigmund soll denselben nicht ferngestanden haben. Demgegenüber suchten, namentlich seit dem Frühjahr 1417, als die Sache mit Benedikt allmählich zu Ende ging, die Kardinäle ihr Recht zu wahren. Am 18. April 1417 erklärten sie dem Könige, ihre Zustimmung zu dem Dekret über die Papstwahl sei ihnen durch äußeren Druck abgezwungen worden, und kurz nachher lehnten sie die Aufforderung, ihr Recht auf das Konzil zu übertragen, mit aller

---

[1]) Souchon, Die Papstwahlen in der Zeit des großen Schismas, Braunschweig 1898—1899. — [2]) Souchon I, 113.

Entschiedenheit ab. Am 29. Mai machten sie den Vorschlag, es sollten ihnen für dieses Mal und ohne Folge für die Zukunft einige Mitglieder des Konzils, deren Anzahl aber die ihrige nicht übersteige, zugesellt werden, doch müßten sich diese der Ordnung des Konklaves unterwerfen; derjenige solle Papst sein, welcher von zwei Dritteln jeder Wählerklasse gewählt sei. Stürmische Verhandlungen folgten, der Vorschlag fand nicht die nötige Zustimmung. Doch erlaubte Sigmund am 2. Juli öffentliche Gebete um eine glückliche Wahl und bestimmte das sog. Kaufhaus zum Ort des Konklaves, stellte aber sogar das Ansinnen, es solle nur ein ihm Genehmer gewählt werden oder wenigstens aus einer Nation, die er wolle. Die Kardinäle verzichteten schließlich, um es nicht ganz mit dem Könige zu verderben, auf die weitere Verfolgung der Sache. Anfang August, nach der Absetzung Benedikts, erneuerten sie ihren Antrag auf baldige Wahl. Wiederum folgten stürmische Scenen, da Sigmund und ein großer Teil des Konzils erst die Reform der Kirche vollenden wollten; einmal lag die Gefahr nicht fern, daß es zur Auflösung des Konzils komme. Anfang Oktober einigte man sich endlich über das Verhältnis von Wahl und Reform und beschloß die Einsetzung eines Ausschusses zur endgiltigen Bestimmung über die Weise der Wahl. Von den verschiedenen Vorschlägen wurde schließlich der französische angenommen und am 28. Oktober in feierlicher Sitzung verkündet: es sollten zu den Kardinälen dreißig Wahlmänner, sechs aus jeder Nation, hinzutreten; Papst solle der sein, welcher zwei Drittel von den Stimmen der Kardinäle und vier von jeder Nation erhalte, — bei drei Wählern lag also das Schicksal der ganzen Wahl — innerhalb zehn Tagen sollte die Wahl beginnen. Nachdem in der Sitzung am 8. November das Wahlgesetz Clemens' VI. als maßgebend verlesen und die Wähler auf dasselbe verpflichtet waren, bezogen diese am Abend desselben Tages das Konklave, wo sie sich auf schriftliches Skrutinium einigten. Trotz mehrfacher Spaltung wurde am Morgen des 11. November mittels des sog. Acceß der Kardinal Odo Colonna gewählt, der schon lange sowohl von Sigmund als auch von Heinrich V. von Frankreich ins Auge gefaßt war. Da zur Giltigkeit der Wahl zwei Drittel der Kardinalstimmen erforderlich waren — thatsächlich vereinigten sich schließlich alle auf ihn — so kann man sagen, daß er nach den alten Gesetzen gewählt war. Die Kirche hatte in Martin V. (1417—1431) wieder ein unzweifelhaftes Oberhaupt. Benedikt XIII. verblieb zwar in seiner Hartnäckigkeit, doch war seine Obödienz nur mehr verschwindend klein in Spanien. Vor seinem Tode (November 1423) ernannte er noch vier Kardinäle; drei von ihnen wählten noch einen Clemens VIII., während der vierte sich selbst als Benedikt XIV. zum Papst machte. Clemens dankte 1429 ab,

worauf seine Kardinäle ebenfalls Martin wählten. Benedikt XIV. verschwindet in der Geschichte[1]).

Die Wahlen der folgenden Jahrhunderte haben bis auf eine sämtlich in Rom stattgefunden und zwar, ausgenommen die beiden nächsten, die im Dominikanerkloster Sopra Minerva geschahen, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts im Vatikan. Nicht immer sind die bestehenden Vorschriften bei ihnen eingehalten, Rücksichten mancherlei Art haben oft die Wahl verzögert oder beschleunigt oder den Ausschlag gegeben. So machten sich Mißstände in großer Zahl geltend; sie zu beseitigen, griff dann wieder die Gesetzgebung ein.

Das nächste Konklave begann mit der Abfassung einer scharfen Wahlkapitulation, aber es dauerte doch nur einen Tag, bis Eugen IV. einstimmig gewählt war (1431—1447)[2]). Sein Pontifikat wurde bald vergällt durch Zwistigkeiten mit dem Konzil zu Basel, und dieses glaubte auch in die Papstwahl eingreifen zu sollen; am 20. Juni 1432 beschloß es, bei Erledigung des päpstlichen Stuhles während der Dauer des Konzils dürfe die Wahl nur am Orte desselben vorgenommen werden, und zwar erst nach 60 Tagen. Am 25. Juni 1439 setzte das Konzil Eugen ab. Da sich in Basel nur ein Kardinal befand, gab man ihm 32 Mitglieder des Konzils als Wähler bei, und diese vollendeten die bisherige Ungesetzmäßigkeit, indem sie am 5. November einen Laien, den Herzog Amadeus von Savoyen, als Felix V. zum Papst wählten, Erst am 7. April 1449 dankte dieser letzte Gegenpapst ab. Das

[1]) von der Hardt, Concilium Constantiense II, 282. 484. 586. IV, 375. 1330. 1449 ff. Tagebuch des Kardinals Fillastre bei Finke, Forschungen und Quellen zur Geschichte des Konstanzer Konzils (Paderborn 1889) 189—234. Fromme, Die spanische Nation und das Konstanzer Konzil (Münster 1896) 46—117. Derselbe, Die Wahl des Papstes Martin V., Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte X (Rom 1896), 133—161. Truttmann, Das Konklave auf dem Konzil von Konstanz, Straßburg 1900. Hefele VII, 417—419.

[2]) Mit der Wahl Eugens IV. beginnt Petrucelli della Gattina, histoire diplomatique des conclaves, 4 Bde., Paris 1864—1866, reichend bis Pius IX. Von dem ganzen Werke gilt, was Galland, Hist. Jahrbuch III, 611 bezüglich der Wahl Clemens' XI. sagt: „Petrucelli hat allen diesen Schmutz gesammelt, um daraus eine Waffe gegen Papst und Kirche zu schmieden". Aehnlich verwerfend urteilen Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom VII, 503, Anm. 1, und v. Bischoffshausen, Alexander VIII. und der Wiener Hof (Wien 1900) pg. V. In den allgemein geschichtlichen Partien finden sich zahlreiche Fehler. Mit Eugen IV. wird auch eingehender die Darstellung bei Wahrmund, Das Ausschließungsrecht der katholischen Staaten Oesterreich, Frankreich und Spanien bei den Papstwahlen, Wien 1888. Viele Einzelheiten bietet an verschiedenen Stellen auch Lector, le Conclave, Paris 1894. Der Kürze wegen werden diese Werke nicht jedesmal citiert, ebenso nicht: Ranke, die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten, 6. Aufl., Leipzig 1874 und Pastor, Geschichte der Päpste, 2. u. 3. Aufl., Freiburg 1891 ff.

Baseler Konzil verbot auch den sogen. Accez bei der Wahl[1]), freilich ohne Erfolg.

Von dem Konklave des Jahres 1447[2]) ist gesagt worden, es seien in wenigen die gesetzlichen Bestimmungen bis auf die geringfügigste Ceremonie so peinlich beobachtet worden. Gegen den von König Alfons von Neapel unterstützten Prosper Colonna erhielt am Morgen des dritten Tages zu allgemeiner Ueberraschung Thomas Parentucelli die erforderlichen 12 Stimmen; „Gott hat einen Papst gewählt, nicht die Kardinäle", meinte einer derselben. Als Nikolaus V. wurde er der Gründer der Vatikanischen Bibliothek. Einen Tag länger dauerte es, als nach ihm 1455, nachdem der Minorit Anton von Montefalcone die erforderliche Stimmenzahl nicht erreicht hatte, der Spanier Alfons Borgia, der langjährige Minister des Königs Alfons, als Calixtus III. gewählt wurde; der Accez hatte ihm die Mehrheit gebracht, und den Orsini und den venetianischen Kardinälen hatte er sein Papsttum zuzuschreiben (bis 1458).

Im folgenden Konklave einigte der nationale Gesichtspunkt die italienischen Kardinäle gegen die Anstrengungen des französischen Kardinals Estouteville, die Tiara zu erlangen. Die beiden ersten Tage brachte man mit Redaction der Wahlkapitulation zu; am dritten erhielt bei der zweiten Wahlhandlung Aeneas Silvio Piccolomini von Siena die Hälfte der Stimmen, neun, der Accez dreier weiterer erhob ihn als Pius II. auf den päpstlichen Stuhl. Die Wahlkapitulation beschwor er mit dem Zusatz: „Soweit ich es mit Gott, der Ehre und Gerechtigkeit des apostolischen Stuhles imstande bin". Er starb am 15. August 1464 zu Ancona, doch beschlossen die Kardinäle, die Wahl nicht dort, sondern in Rom vorzunehmen, wo sie am 28. das Konklave bezogen. Da Pius trotz der Wahlkapitulation den Kardinälen gegenüber recht selbständig aufgetreten war, wurde jetzt eine solche aufgestellt, nach welcher der Papst schließlich nicht mehr blieb, als der Präsident

[1]) Hinschius 286.

[2]) Von diesem Konklave an sind fortlaufend die Berichte in den Conclavi de' Pontifici Romani, quali si sono potuti trovare fin a questo giorno, zuerst erschienen 1667. Mir stand nur die 1694 mit dem Druckort Cologne in Holland erschienene Uebersetzung Histoire des Conclaves depuis Clement V. jusqu'à présent zu Gebote. Eine Ausgabe von 1703 hat noch das Konklave von 1700. Vgl. über das Werk Sägmüller, Die Papstwahlen und die Staaten (Tübingen 1890), 52 ff., der 78—236 die Wahlen von Nikolaus V. bis Paul IV. mit Rücksicht auf den staatlichen Einfluß behandelt. Für die folgende Zeit bis 1655 findet sich manches in dem ferneren Werke desselben Gelehrten: Die Papstwahlbullen und das staatliche Recht der Exclusive, Tübingen 1892. Auszüge aus Konklave-Diarien von Sixtus IV. bis Innocenz XI. gibt Gatticus, Acta caeremonialia I (Romae 1753), 282—361. Von der jedesmaligen Citation wurde der Kürze halber abgesehen.

des Kardinalkollegiums. Die Türkengefahr, zu deren Bekämpfung Venedig notwendig war, wirkte mit, daß schon im ersten Skrutinium am 30. August auf den Kardinal von Venedig, Pietro Barbo, einen Neffen Eugens IV., elf Stimmen fielen, drei weitere im Acceß brachten ihm das Papsttum als Paul II. Berichterstatter über die Wahl wollten sich nicht erinnern, daß jemals weniger als drei Skrutinien stattgefunden hätten, und der Kardinal Jakob Ammanati sagt, es sei nach der Erinnerung unerhört, daß jemand bloß durch Stimmzettel gewählt sei, vielmehr werde das Wahlgeschäft gewöhnlich erst durch den Acceß vollendet.

Ein solcher fand auch das nächste Mal statt. Im übrigen streift die Art und Weise, wie der Franziskaner-Kardinal Franz della Rovere 1471 als Sixtus IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, wenigstens ganz nahe an Simonie. Nach seinem Tode (12. August 1484) mußten zuerst die Unruhen beigelegt werden, die der Haß gegen seine Neffen hervorgerufen hatte, so daß erst am 26. das Konklave begonnen werden konnte, welches durch die Politik der italienischen Staaten, den Ehrgeiz und die Habsucht vieler unter den 25 Wählern beherrscht wurde. Ein zweiter Neffe Sixtus' IV., der Kardinal Giuliano Rovere, war der „Papstmacher". Nachdem sein Kandidat, Kardinal Johann Cibo, den Wünschen der über 18 Stimmen verfügenden Partei Erfüllung versprochen hatte, konnte er als gewählt proklamiert werden. Nur durch Simonie ist Innocenz VIII. Papst geworden. Dieses Konklave gehört mit dem folgenden zu den traurigsten der Kirchengeschichte. Rodrigo Borjas Reichtum und glänzende Versprechungen waren es, die 1492 in fünftägigem Wahlkampfe gegen die übrigen Kandidaten den Ausschlag gaben; er ward der berüchtigte Alexander VI.[1])

Bei seinem Tode (18. August 1503) war sein Sohn Cesar Borja der Herrscher Roms. Ihn zu entfernen, war die erste Sorge der Kardinäle, nur so war auf eine freie Wahl zu hoffen. Als am 16. September 37 Kardinäle das Konklave bezogen, standen sich drei fast gleich

[1]) Hagen, Die Papstwahlen von 1484 und 1492, Programm des Gymnasiums zu Brixen für 1885. — Ueber die Giltigkeit der simonistischen Wahl Alexanders VI. besteht eine Kontroverse namentlich zwischen Prof. Grauert und P. Michael S. J.; die betreffenden Aeußerungen von Grauert: Wissenschaftliche Beilage zu Germania 1898, Nr. 39, Hist. Jahrbuch XIX (1898), 827—841. XX (1899), 236—325; von Michael: Zeitschrift für kath. Theologie XXII (1898), 761—765. XXIII (1899), 191—200. Grauert vertritt den Standpunkt, daß simonistische Wahlen schon durch Nikolaus II. für ungiltig erklärt seien, gibt aber zu, „daß die gegenteilige Auffassung von der Giltigkeit einer simonistischen Papstwahl . . . während des 15. Jahrhunderts in der kanonistischen Litteratur Vertretung gefunden, und die Kirche daraufhin Alexander VI. trotz simonistischer Wahl als Papst anerkannt hat".

ſtarke Nationalparteien gegenüber: Italiener, Franzoſen, Spanier. Kardinal Amboiſe, der franzöſiſche Kandidat, der als Ausländer ſelbſt keine Ausſichten hatte, lenkte die Wahl auf den neutralen Franz Piccolomini, den Neffen Pius' II., der am 22. September mit allen gegen zwei Stimmen gewählt wurde und ſich Pius III. nannte. Alt und krank, ſtarb er ſchon am 18. Oktober. Jetzt wußte durch geſchickte Benutzung der Parteiſtellung und durch Verſprechungen Julian Rovere, der Neffe Sixtus' IV., über Amboiſe den Sieg zu erringen, obwohl das letzte Mal Ferdinand der Katholiſche von Spanien ihn nicht gewollt hatte, und er auch Ludwig XII. von Frankreich nicht angenehm war. Schon im erſten Wahlgange — im Grunde nur reine Formalität — vereinigten ſich alle Stimmen der übrigen 37 Kardinäle auf ihn; der „terribile" Julius II., der Krieger und der Mäcen der Künſte, beſtieg den päpſtlichen Thron (bis 1513). Simoniſtiſche Umtriebe ſind mehr als wahrſcheinlich.

Und doch war es Julius II., welcher gegen ſolche ſeine Stimme erhob. In der vom 14. Januar 1506 datierten Bulle Cum tam divino erklärte er jede Papſtwahl, bei welcher Simonie vorgekommen, für ungiltig, ſo daß ſie auch durch nachträgliche Inthroniſation nicht giltig gemacht werden könne; der ſo Gewählte ſolle alle ſeine Würden verlieren; die Kardinäle, welche zu einer ſimoniſtiſchen Wahl mitwirken, verfallen den ſchwerſten kirchlichen Strafen; die nichtſimoniſtiſchen Kardinäle ſollen ungeſäumt zur Neuwahl ſchreiten; auch kann in dieſem Falle von den Kardinälen ein Konzil berufen werden. Es ſollen auch ihre Güter und Würden verlieren alle bei einer ſolchen Wahl beteiligten Unterhändler und Geſandten von was immer für Königen und Fürſten. Die Bulle verbietet weiter alle Verſprechungen, Verträge und alle auf die Papſtwahl bezüglichen Verpflichtungen und erklärt ſie für null und nichtig. Approbiert wurde ſie von den Kardinälen in einem geheimen Konſiſtorium im Oktober 1510 und auf dem Laterankonzil am 16. Februar 1511 verleſen[1]). Auf ſeinem Sterbebette ermahnte Julius die Kardinäle, eine rechtmäßige Wahl mit Beobachtung ſeiner Bulle vorzunehmen.

Das Dekret Julius' II. war zunächſt gegen die Simonie gerichtet, weiterhin wollte es jede ſtaatliche und politiſche Beeinfluſſung der Wahl verhindern[2]). Aber es gelang nicht; was im Konklave nicht geſchehen konnte, geſchah eben vorher, ſogar ſchon zu Lebzeiten des Papſtes.

Die kriegeriſche Regierung Julius' II. ließ bei der Wahl ſeines

---

[1]) Bullarium magnum, ed. Luxemburg I, 466—467. Raynald 1506, 1—5. 1513, 5. 8. Hergenröther-Hefele, Konziliengeſchichte VIII, 533 f. Ueber die Datierung der Bulle (1506 nicht 1505) ſ. Nilles, Ztſchr. für kath. Theol. XXV (1901), 15 ff.,

[2]) Das gibt auch Lorenz, Papſtwahl und Kaiſertum (Berlin 1874) 132 f. zu.

Nachfolgers einen großen Druck von seiten der Mächte erwarten, und in der That arbeiteten Spanien, Frankreich und Kaiser Maximilian, einen Papst nach ihrem Sinne zu erhalten. Doch vollzog sich die Wahl selbst nach einem anderen Gesichtspunkte. In dem achttägigen Konklave, in dem die ersten Tage, wie gewöhnlich, mit Abfassung einer Wahlkapitulation und anderen geschäftlichen Angelegenheiten vergingen und am siebenten die Bulle Julius' II. verlesen wurde, teilten sich die 25 Kardinäle in die Parteien der Alten und der Jungen; die letzteren siegten, und der erst 37jährige Johann von Medici bestieg als Leo X. den päpstlichen Stuhl. Simonie ist nicht vorgekommen.

Die folgenden Wahlen standen mehr oder weniger unter dem Einfluß des Kampfes zwischen Habsburg und Frankreich, dessen Hauptanlaß der Besitz Italiens war, vielfach in einem solchen Grade, daß die Wähler fast um jede freie Bewegung gebracht wurden. Beide Seiten hatten nicht nur ihre Kandidaten, sondern suchten auch durch die aus ihren Ländern stammenden oder ihnen aus irgend welchem Grunde ergebenen Kardinäle bestimmte Personen vom Papsttum fernzuhalten.

Nach Leos Tode (1. Dezember 1521) dauerte es 27 Tage, bis 39 Kardinäle — die Zahl der Wähler wird immer größer — das Konklave bezogen. Ein Kardinal war auf der Reise nach Rom von dem kaiserlichen Feldherrn in Italien gefangen genommen, und die Kardinäle erklärten, sie würden vor seiner Freilassung die Wahl nicht beginnen. Im Konklave wurde ganz nach den alten Regeln verfahren, schon am vierten Tage fand ein Abzug an den Speisen statt, und schließlich wurde nur mehr Brot und Wein gereicht. Doch erst nach dreizehn Tagen kam die Wahl zu stande. Wieder standen sich hauptsächlich eine kaiserliche und eine französische Partei gegenüber, dabei gab es auch ebenfalls die der Alten und Jungen; die kaiserliche war die stärkere. Kandidat Karls V. war in erster Linie Julius Medici, der Vetter des letzten Papstes. Aber Franz I. von Frankreich drohte, im Fall seiner Wahl würden er und seine Unterthanen dem hl. Stuhle den Gehorsam entziehen; auch die Kardinäle wollten nicht wieder einen Medici. Nach zehn vergeblichen Wahlgängen schlug Medici den abwesenden Kardinal Hadrian von Utrecht, den Lehrer Karls und damals Statthalter in Spanien, vor, der am 9. Januar 1522 fast einstimmig gewählt wurde. Drei Kardinäle brachten ihm die Nachricht; am 8. März erklärte er die Annahme der Wahl, am 31. August wurde er gekrönt. Als Hadrian VI. (bis 1523) hat er ruhmvoll die Reihe der deutschen Päpste beschlossen[1]).

[1]) Höfler, Wahl und Thronbesteigung des letzten deutschen Papstes Adrian VI., Wien 1872. In diesem und dem nächsten Konklave erhielt auch der Dominikaner Nikolaus

Als 17 Tage nach seinem Tode wiederum 39 Kardinäle das Konklave bezogen, handelte es sich nicht nur um kaiserliche und französische Interessen, mehr noch um die persönliche Feindschaft zwischen Julius Medici und Pompeo Colonna, beide sonst kaiserlich gesinnt; zu letzterem hielten auch die Franzosen, um Medicis Wahl zu verhindern. Große Anstrengungen machte der abwesende englische Kardinal Wolsey, der nicht zurückschreckte, die englischen Gesandten in Rom mit simonistischen Anerbietungen zu beauftragen. Sieben Wochen hatten die Wahlkämpfe gedauert, da einigten sich am 18. November die beiden Gegner, die Franzosen wußten sich nicht zu helfen und stimmten ebenfalls zu, und sofort erfolgte die Adoration Medicis. Der von ihm gewünschte ordnungsgemäße Wahlgang am 19. vereinigte alle Stimmen auf den Kandidaten des Kaisers, der aber als Clemens VII. auf die Seite der Gegner desselben trat (bis 1534). Es wird berichtet, daß die Klausur im Konklave nicht gut gehalten wurde.

Sterbend machte Clemens seinem Neffen, Kardinal Hippolyt Medici, zur Pflicht, seinen ganzen Einfluß für die Wahl Alexanders Farneses, über dessen Haupte schon nach Leos und Hadrians Tode die Tiara geschwebt hatte, aufzubieten[1]). Der Auftrag war unnötig, schon vor Jahresfrist hatte dieser durch Versprechungen Medici für sich zu gewinnen gewußt. Die Mahnung Karls V. an die Kardinäle, ihr Augenmerk einzig auf die öffentliche Ruhe und den Frieden der Christenheit zu richten — das erste Mal, daß ein Fürst sich offiziell an die zur Wahl versammelten Kardinäle wandte —, traf diese nicht mehr im Konklave. Als unparteiisch geltend, war Farnese auf beiden Seiten genehm, schon gleich nach Beginn des Konklaves hatten ihm alle gehuldigt, und das erste Skrutinium brachte ihm als Paul III. mit allen Stimmen die Tiara (bis 1549)[2]). Den ihm von einem Kardinal gegebenen Rat, selbst seinen Nachfolger zu bestimmen, lehnte er ab[3]). Die Absicht, zur Wahlbulle Julius' II. Zusätze zu machen, hat er nicht ausgeführt.

Mit Paul III. beginnt eine neue Epoche des Papsttums. Das Papsttum der Renaissance mit seinem strahlenden Glanze von Kunst und Wissenschaft, mit seinem politischen Interesse, vorwiegend für die eigene Familie des jeweiligen Papstes, war dahin. Paul III. hatte das Konzil von Trient versammelt, auf welchem der schon so lange ertönte Ruf nach Reform an Haupt und Gliedern Gehör finden sollte. Als er starb,

---

Scomberg, der nicht Kardinal war, einige Stimmen; Cancellieri, i possessi (Roma 1802) 34.

[1]) Holder 78—80.

[2]) Das Schreiben Karls V. bei Petrucelli II, 3.

[3]) Holder 80 f.

war es allerdings einstweilen aufgehoben. Diese Aenderung in der Richtung des Papsttums mußte sich auch bei der Wahl zeigen.

Das nächste Konklave war stürmisch. Erst 19 Tage nach dem Tode Pauls, am 29. November, traten 42 Kardinäle in das Konklave, so lange hatten sie auf ihre in Frankreich weilenden Kollegen gewartet, die aber erst am 12. Dezember eintrafen. Bis auf 49 stieg die Zahl der Wähler. Schon vorher hatte Karl V. die Kardinäle daran erinnert, daß er als Kaiser der Beschützer der Kirche sei und deshalb auch der Papstwahl seine Aufmerksamkeit zuwenden müsse; in einem Schreiben an einen Kardinal nannte er diejenigen, für deren Wahl thätig zu sein er empfahl, und andere, deren Wahl er nicht wünschte, die letzteren waren die Kandidaten der Franzosen; es kam ihm hauptsächlich darauf an, einen Papst zu bekommen, der das Konzil wieder eröffne. Als dritte Partei trat die des Kardinals Alexander Farnese, eines Enkels Pauls III., auf, der sich vorläufig möglichst neutral zu halten suchte. Als den künftigen Papst sah man ziemlich allgemein den englischen Kardinal Reginald Pole an, und im Anfang des Konklaves erhielt er trotz des Protestes der französischen Gesandten einmal so viele Stimmen, daß nur zwei fehlten. Seine Anhänger wollten zur Adoration vorgehen, aber das wollte er nicht, und in der Folge erreichte er nicht wieder eine solche Zahl. Gegen Kardinal Salviati wurde mit Erfolg geltend gemacht, daß der Kaiser ihn nicht wolle. Aehnlich erging es mit anderen Kandidaturen. Elf Wochen dauerte der Wahlkampf; endlich gelang es Farnese, mit dem früher vom Kaiser ausgeschlossenen Johannes del Monte durchzudringen, der am 8. Februar 1550 gewählt wurde. Verschiedene Berichte erzählen von Angebot von Geld und Benefizien, sogar von thatsächlichen Bestechungen; daß Julius III. solchen Mitteln die Tiara verdankte, läßt sich aber nicht erweisen.

Das Konklave hatte viele und große Mißstände gezeigt, namentlich infolge der Einmischung der staatlichen Gesandten in Rom, die erst den Beginn der Wahl zu verzögern, dann auf allen möglichen Schleichwegen sich in den Gang derselben einzumischen und Aufschluß über den Stand der Dinge zu bekommen wußten. Mehrere Kardinäle legten es offenkundig auf eine Verschleppung der Wahl ab; der kaiserliche und der französische Gesandte erhielten Audienz im Konklave; von den Konklavisten, d. h. den Begleitern der Kardinäle, deren einige bis zu acht hatten, wurde das Wahlgeheimnis nicht gewahrt; die Speiseordnung Clemens' VI. wurde in gröblichster Weise übertreten. Die Kardinäle hatten selbst eingesehen, daß es nicht so weiter gehen könne, und eine Reihe von Artikeln über die Reform des Konklaves beschlossen, eine große Anzahl von Konklavisten, es sollen an 70 gewesen sein, war ent-

fernt worden. Julius III. nahm die Reform des Konklaves energisch in die Hand. Schon bald beauftragte er zwei Kardinäle mit Abfassung einer bezüglichen Bulle, die bereits Anfang Oktober fertig war, aber damals Entwurf blieb. Im April 1553 wurde die Angelegenheit wieder aufgenommen, Anfang November war die Bulle vollendet und wurde von den Kardinälen genehmigt. Sie setzte den Beginn des Konklaves durchschnittlich auf den 12. Tag nach dem Tode des Papstes fest und verbot das Warten auf die auswärtigen Kardinäle; weiteres Hinausschieben konnte nur in geheimer Abstimmung mit Zweidrittel-Mehrheit beschlossen werden. Zur Veröffentlichung gelangte die Bulle nicht, da Julius schon am 23. März 1555 starb [1]).

Die Kardinäle hielten sich nach dem Gutachten hervorragender Rechtslehrer an die Bulle nicht gebunden, bezogen aber doch, 37 an der Zahl, am 5. April das Konklave, ohne die Kollegen aus Frankreich abzuwarten. Die drei Parteien, die kaiserliche, die französische und die der Kreaturen Julius' III., waren ungefähr gleich stark, so daß ein langes Konklave zu befürchten war. Aber aus verschiedenen Gründen wollten die einzelnen Parteien ein solches vermeiden. Ausschlaggebend war schließlich die im Kardinalkollegium aufgekommene strengere Richtung, welche einen Papst wollte, der durch Gesinnung und Wandel die so notwendige kirchliche Reform fördere. Marcellus Cervini, ein entschiedener und thätiger Anhänger der Reform, den weder Karl V. noch Heinrich II. von Frankreich recht wollten, wurde eigentlich dreimal gewählt. Als ihm schon von allen Seiten gehuldigt war, so daß er als Papst gelten konnte, machte sein Freund Medici den Vorschlag, man solle die Stimmen abgeben, was denn auch öffentlich geschah, worauf er die Annahme der päpstlichen Würde erklärte. Auf Vorschlag des Kardinaldekans Caraffa wurde am nächsten Morgen noch ein Skrutinium mit offenen Stimmzetteln vorgenommen. Cervini behielt als Papst seinen Namen bei — Marcellus II [2]). Die auf ihn gesetzte Hoffnung erfüllte sich nicht, er starb schon am 1. Mai. Als der neue Papst galt der strengste unter den Kardinälen, Johann Peter Caraffa, der Stifter des Theatinerordens und Neuorganisator der römischen Inquisition, der schon bei den beiden letzten Wahlen Aussichten gehabt hatte. Aber ihn wollten die Habsburger, Karl V., Philipp II. von Spanien und Kaiser Ferdinand durchaus nicht, während Frankreich erst in zweiter Linie für ihn war. Als ihm der Kardinal Mendoza von Burgos vor dem Eintritt ins Konklave sagte, er solle alle Hoffnung fahren lassen, da der

[1]) Sägmüller, Papstwahlbullen 1—14. 17—23. 283—298.

[2]) Raynald 1555, 13. Konklavebericht des Dionysius Atanagi bei Cancellieri, notizie istoriche delle stagioni etc. (Roma 1823) 37 ff.

Kaiser ihn nicht wolle, erwiderte er, der Kaiser werde es nicht verhindern können, daß er Papst werde, wenn Gott es wolle. Farnese schlug ihn vor, und, wie es in einem Bericht heißt, Gott wollte zeigen, daß er es ist, der die Kardinäle im Konklave inspiriert und den Papst macht. Die Kaiserlichen spalteten sich, und in der Frühe des 23. Mai wurde Caraffa durch Adoration, der sich nach langem Sträuben auch der Rest der Kaiserlichen anschloß, gewählt; er nahm den Namen Paul IV. an (1555—1559).

Bei seiner Strenge und Energie ließ sich erwarten, daß er den Mißbräuchen bei der Papstwahl gegenüber nicht schweigen werde. Das Verbot Julius' II [1]) hatte zur Folge, daß die Aktion für die kommende Wahl noch frühzeitiger begann, und Paul selbst konnte während seiner eigenen Regierung solche Bestrebungen bemerken. Auf diesen Punkt war deshalb zunächst sein Augenmerk gerichtet. In der Bulle Cum secundum vom 16. Dezember 1558 verbot er unter Bestätigung aller Erlasse seiner Vorgänger alle Unterhandlungen über die Wahl bei Lebzeiten des Papstes, seien sie schriftlich oder durch Gesandte, unter Androhung der schwersten Strafen, mag es sich um solche handeln, die eine kirchliche Würde bekleiden, oder auch um Herzöge, Könige, Königinnen oder Kaiser; wer immer bei solchen Unterhandlungen mitwirkt, wird von derselben Strafe betroffen [2]). Doch schon sein Nachfolger hatte sich wieder gegen solche Unterhandlungen der Kardinäle zu wenden [3]). Bei längerer Lebensdauer (gest. 18. August 1559) würde Paul IV. wohl noch weitere Maßregeln ergriffen haben.

Als er starb, war Philipp II. von Spanien, Karls V. Sohn, thatsächlich der Gebieter nicht nur in Italien, sondern auch in ganz Europa, wozu Pauls unselige Politik mitgeholfen hatte. Als der „katholische König" [4]) sah er seine Aufgabe in der Erhaltung des Katholizismus, und, wie die Verhältnisse in Deutschland und Frankreich lagen, war er auch der einzige Verteidiger desselben. Die Folge mußte ein nicht geringer Einfluß auf die Papstwahl sein. Gleich bei der nächsten, die eine der unruhigsten geworden ist.

Am 5. September begann das Konklave, erst hatte es 12 Tage gedauert, bis das durch die Leiden des Krieges zwischen Paul IV. und

[1]) S. oben S. 51.

[2]) **Magnum Bullarium** I, 836—838. Eine Bulle vom 15. Februar 1559 erklärte alle wegen Häresie oder Schisma Verurteilten des aktiven und passiven Wahlrechts für verlustig, ein Dekret vom 6. März des passiven auch alle wegen Ketzerei Angeklagten. Müller (s. folg. S.) 25.

[3]) **Raynald** 1561, 79. Sägmüller, Papstwahlbullen 116.

[4]) Titel der spanischen Könige, 1496 von Alexander VI. an Ferdinand von Aragonien und dessen Gemahlin Isabella von Kastilien verliehen.

Philipp II. als König von Neapel erbitterte Volk beruhigt war. Worum es sich handelte, war, wie ein Darsteller dieses Konklaves sagt, „die große Frage, welchen Mann soll man wählen, der als Papst den Fürsten angenehm ist, sie vom Abfall zurückzuhalten vermag und namentlich mit Philipp von Spanien, bei dem nun einmal nach den Worten des sterbenden Paul IV. in jenen Tagen das Geschick der katholischen Kirche zu liegen schien, sich in das rechte Benehmen zu setzen versteht. Mit diesem obersten Gesichtspunkte konkurrierten dann wieder andere, auch berechtigte, als das Interesse Frankreichs, der italienischen Kleinfürsten, die Freiheit des hl. Stuhles, der Kardinäle[1])". So machten sich die verschiedensten Einflüsse geltend. Neben den genannten Staaten suchten viele Kardinäle Befriedigung ihres Ehrgeizes, mehr als 20 sollen auf das Papsttum gehofft haben. Von den drei Parteien, welche sich unter den 48 Wählern, die das Konklave beim höchsten Personalbestand hatte, — die spanisch-kaiserliche, die französische und die der Nepoten, der verbündeten Kardinäle Karl Caraffa und Alexander Farnese — war jede stark genug, die Wahl eines Mißliebigen zu verhindern, aber nicht, um einen von ihnen Gewollten durchzusetzen. So tauchten Kandidaten auf und verschwanden. Erklärungen der Fürsten und persönliche Gründe sprachen gegen diesen und jenen; schon war man einem Ergebnis nahe, da erklärte sich ein Brief Philipps gegen den in Aussicht Genommenen. Die Mißbräuche waren noch schreiender als vor neun Jahren, so daß von einem Konklave kaum die Rede sein konnte. Der Dekan des Kollegiums stellte den Antrag, die Kardinäle sollten nicht miteinander über die Wahl sprechen, er wurde abgelehnt. Reformen wurden mehrfach versucht, es blieb beim Versuch. Briefe gingen ein und aus, die Gesandten verhandelten ganz offen mit den Kardinälen ihrer Parteien, mit Versprechungen seitens der Regierungen wurde nicht gekargt, auch von simonistischen Anerbietungen einzelner Kardinäle wird berichtet. So ging es über vier Monate, zwei Kardinäle waren gestorben, zwei hatten wegen Krankheit das Konklave verlassen müssen. Das Weihnachtsfest endlich brachte die Einigung auf den von Spanien vorgeschlagenen, bei Frankreich nicht unbeliebten Johann Medici, der am nächsten Tage formell gewählt wurde und sich Pius IV. nannte (bis 1565). Nach Gott verdankte er das Papsttum „der Gnade" Philipps II., wie Herzog Cosimo Medici von Florenz an diesen schrieb; in maßloser Weise hatte der König in die Wahl eingegriffen, indem er nach persönlichen und staatlichen Rücksichten eine Reihe von Kardinälen als ihm nicht genehm vom Papsttum ausschloß[2]).

[1]) Sägmüller, Papstwahlbullen 69, Anm. 1. — [2]) Theodor Müller, das Konklave Pius' IV., Gotha 1889. Sägmüller, Papstwahlbullen 43—84, 88 ff.

Pius' IV. Name ist verknüpft mit der letzten, der glanzvollsten Periode des Konzils von Trient. Bei den Beratungen, die in Rom der Wiedereröffnung des Konzils vorangingen, stand die Reform der Papstwahl und des Konklaves im Vordergrunde. Am 19. November 1561 wurde beschlossen, daß eine Bulle über die Papstwahl ergehen solle. Pius war einst der Hauptverfasser der Bulle Julius' III. gewesen, und so war man mit der beschlossenen bald fertig. Sie enthielt scharfe Bestimmungen, wollte eine etwas verwickelte Art und Weise der Abstimmung einführen und das Konklave stets in der Engelsburg gehalten wissen, erfuhr aber bei der Mehrzahl der Kardinäle heftigen Widerstand, so daß man sie zurückzog. Eine neue, In eligendis, fand am 9. Oktober 1562 Zustimmung. Sie beschränkt sich in der Hauptsache auf die Punkte, bei welchen in der letzten Zeit sich Mißbräuche gezeigt hatten[1]).

Das Konklave soll genau nach der Konstitution Gregors X. am zehnten Tage nach dem Tode des Papstes beginnen, am folgenden Tage ist unverzüglich, „ohne daß, wie es zu geschehen pflegt, in den ersten Tagen eine Wahlkapitulation aufgesetzt wird", zur Wahl vorzuschreiten, an jedem Tage hat ein Skrutinium stattzufinden, und schon beim ersten ist der Acceß gestattet. Wegen der, wenn auch berechtigten, Abwesenheit einiger Kardinäle bei der Wahl kann dieselbe nicht angefochten werden, „denn der allgemeine Nutzen, der aus der baldigen Wahl entspringt, muß jedem anderen Grunde vorgehen". Die Verschließung des Konklaves ist streng durchzuführen und genau zu kontrollieren. Nur zwei Konklavisten dürfen mitgenommen werden, kranken Kardinälen kann durch geheime Abstimmung ein dritter bewilligt werden. Unterredungen und Briefwechsel einzelner Kardinäle mit Personen außerhalb des Konklaves, auch mit den Gesandten der Fürsten, werden streng und unter Strafe verboten. Die Kardinäle sollen, so beschwört und gebietet der Papst bei Androhung des göttlichen Gerichts, bei der Abgabe ihrer Stimmen und überhaupt bei allem, was die Wahl betrifft, von jeglicher List und Betrügerei, Parteilichkeit und Leidenschaft sich fern halten, Forderungen der Fürsten und weltliche Rücksichten nicht beachten, wegen der Wahl keine Vereinigungen, Verabredungen, Uebereinkommen und andere unerlaubte Verträge schließen, unter einander über ihre Stimmen keine Zeichen geben, niemanden wegen seiner Stimme bedrohen, nichts thun,

[1]) Magnum Bullarium II, 99—100. Sägmüller 119—133, der Entwurf 298—307. Die Nachricht, Pius IV. habe ein Dekret erlassen, daß der Papst sich nicht selbst einen Nachfolger oder einen Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge geben könne (Raynald 1561. 8. 9. Holder 83 f.), ist irrig. S. Sägmüller, Archiv für kath. Kirchenrecht LXXV (1896), 413 ff.

wodurch die Wahl verzögert wird oder die Stimmen an Freiheit einbüßen, weder selbst noch durch andere, weder direkt noch indirekt, unter keinem Anstrich oder Vorwand. Einige Monate später schrieb Karl Borromäus an die Legaten auf dem Konzil von Trient: Der Papst habe in der Konklavebulle keine Strafen für die Fürsten und ihre Gesandten, welche mit den Kardinälen unterhandelten, festgesetzt, nicht bloß aus Rücksicht auf die Fürsten, sondern auch, weil er der Ansicht gewesen, daß es schon genüge, das den Kardinälen verboten zu haben; wenn diese gehorchten, hätten die Gesandten niemanden, mit dem sie unterhandeln könnten. Aehnlich sprach sich der Papst selbst im Konsistorium aus. Das zeigt, wohin die strenge Mahnung und das Verbot an die Kardinäle zielte. Freilich war man vielfach, auch der Kaiser, der Ansicht, es müsse eine Strafe festgesetzt werden gegen die Fürsten, welche sich in die Papstwahl mischten, und Pius war nicht abgeneigt, einen entsprechenden Zusatz zu der Bulle zu machen. Infolge der baldigen Schließung des Konzils von Trient (4. Dezember 1563) ist das unterblieben [1]).

Es fällt auf, daß in der Bulle jegliche Bestimmung über die Art und Weise der Abstimmung fehlt, obwohl der Entwurf eine solche enthalten hatte. Es stand also auch fernerhin noch bei den Kardinälen, zu entscheiden, wie die Abstimmung geschehen solle, ob geheim oder offen. Eine gesetzliche Bestimmung hierüber mußte die Zukunft bringen.

Wie sind die Anordnungen dieser Bulle, von denen die über den Beginn des Konklaves und das zuletzt aufgeführte Verbot als die bedeutendsten bezeichnet werden müssen, in der Folgezeit beobachtet? Die Wahlkapitulationen, um das gleich zu bemerken, sind vorläufig noch nicht verschwunden.

Pius' IV. rechte Hand war sein Neffe, der hl. Karl Borromäus, gewesen. Wohl wurden nach dem Tode des Papstes Stimmen laut, welche die zehntägige Frist bis zum Bezug des Konklaves verlängert wissen wollten, aber Karl wußte es durchzusetzen, daß diese Anordnung seines Oheims nicht gleich das erste Mal umgangen werde, und am 20. Dezember 1565 begann das Konklave. Die zehntägige Frist ist auch bei den nächsten Wahlen durchweg eingehalten. Anders aber ist es gewesen mit der Beachtung der Einmischung der Fürsten und weltlicher Rücksichten.

Dieses erste Mal handelte es sich wenig um eine solche, es lagen nur schwache Wünsche der Mächte vor. Als der spanische Gesandte Briefe seines Herrn an zwei Kardinäle übergeben wollte, wurden sie,

[1]) Sägmüller 158—160. 184. Anzunehmen, daß die Bereitwilligkeit des Papstes eine solche Strafe durch das Konzil beschließen zu lassen, „kaum etwas anderes als Ironie" gewesen sei, wie v. Scherer, Lit. Rundschau 1893, 266 sagt, liegt doch wohl kein Grund vor.

weil solches gegen die Bulle Pius' IV., nicht angenommen. Karl Borromäus, der an der Spitze der von seinem Oheim ernannten Kardinäle stand, wünschte, uneigennütziger als andere Parteiführer, zum Papste einen Mann, der würdig sei, ein so heiliges Amt zu bekleiden, und hatte dafür bereits einige Kardinäle ins Auge gefaßt, denen er selbst in Liebe nnd Freundschaft zugethan war. Da er jedoch mit seinen Kandidaten nicht durchdringen konnte, einigte er sich mit Alexander Farnese auf Michael Ghislerio aus dem Dominikanerorden. Widerwillig schlossen sich, als die beiden verbündeten Parteien zur Huldigung nach Michaels Zelle stürmten, auch die Gegner an, so daß er in dem nun folgenden Skrutinium am 7. Januar 1566 einhellig gewählt wurde. Pius V. ist der letzte in der Reihe der Päpste gewesen, den die Kirche in die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen hat[1]).

Nach ihm hatte Alexander Farnese, der „große" Kardinal, der Enkel Pauls III., die besten Aussichten. Schon hatten 52 Kardinäle das Konklave bezogen, als noch Kardinal Granvella, damals Vizekönig von Neapel, ankam und ihm im Namen Philipps den gemessenen Wunsch aussprach, um der Bewahrung des Friedens in Italien willen möge er sich aller Bemühungen enthalten. Am folgenden Morgen schlug Farnese Granvella drei Kandidaten vor; dieser war mit ihnen einverstanden, begab sich zu Anton Ghislerio, dem Großneffen Pius' V., erklärte ihm, es dürfe keiner von den Kreaturen Pius' V. gewählt werden, und bezeichnete die drei als die Genehmsten. Farnese und Ghislerio einigten sich schnell auf Hugo Buoncampagni, einen von ihnen, er wurde in die Kapelle geführt und dort als Gregor XIII. ausgerufen (1572—1585). Kurz nach Mittag war alles beendet, „nie noch hatte Spanien einen so raschen, schlagenden Erfolg zu verzeichnen, als bei dieser Wahl"[2]). Das nächste Mal waren Farneses Aussichten insofern besser, als sich Spanien nicht in derselben Weise gegen ihn erklärte; aber er hatte in Ferdinand Medici[3]) einen persönlichen Gegner unter den 42 Wählern. Vielleicht wäre Johannes Albani gewählt worden, wenn er nicht ein Witwer mit Kindern gewesen wäre. Medici schlug den Franziskaner-Kardinal Felix Peretti von Montalto vor, an den niemand dachte, versicherte sich der Zustimmung des spanischen Gesandten, warb im geheimen für ihn die Mehrheit, und eine allgemeine Adoration, an welcher infolge Ueberrumpelung auch die Gegner teilnahmen, mit nachfolgender öffentlicher Abstimmung erhob Peretti als Sixtus V.

[1]) Hilliger, die Wahl Pius' V. zum Papste, Leipzig 1891.

[2]) Wahrmund 93.

[3]) Derselbe legte später den Kardinalat nieder und folgte 1587 seinem Bruder Franz als Großherzog von Toskana.

auf den päpstlichen Stuhl (1585—1590)[1]. Sein Pontifikat hat auch für die Papstwahl insofern eine gewisse Bedeutung, als er die Zahl der Kardinäle festsetzte. Seit Alexander VI. hatten die Päpste, abweichend von dem früheren Gebrauch, nicht selten eine große Zahl ernannt, was sich auch in der Zahl der Teilnehmer an den Konklaven zeigte. Sixtus verordnete, daß es siebenzig sein sollten, sechs Bischöfe, fünfzig Priester und vierzehn Diakonen; diese Zahl soll streng eingehalten werden, so daß jede Ernennung darüber hinaus nichtig ist[2].

Sixtus V. war gegen Ende seiner Regierung mit Philipp von Spanien in Zwistigkeiten geraten, und deshalb waren es im nächsten Konklave die von jenem ernannten und daneben die venetianischen Kardinäle, welche dieser nicht wollte. Alexander Montalto, der Neffe Sixtus' V., war klug genug, sich mit den Spaniern zu verbinden, und gemeinsam erhoben sie — freilich nicht ganz nach Philipps Wunsch — den alten Johann Castagna, der als Urban VIII. nur zwölf Tage regiert hat[3].

„Dieses Konklave ist das merkwürdigste, das man beschrieben hat," so beginnt ein Bericht über das zweite des Jahres 1590. Philipp war fest entschlossen, diesmal die Wahl nach seinem Sinn zu lenken und dazu auch außerordentliche Mittel zu gebrauchen. In seinem Namen bezeichnete Kardinal Mendoza sieben Kardinäle mit dem Bedeuten, daß nur mit einem aus ihnen dem Könige gedient sei. Lange sträubten sich unter Montaltos Führung die Nichtspanier gegen eine solche Anmaßung, aber die spanische Partei blieb ausdauernd, so daß sich die anderen zum Nachgeben gezwungen sahen und Nikolaus Sfondrato acceptierten, der nach fast zweimonatlichem Konklave am 5. Dezember als Gregor XIV. einstimmig gewählt wurde (bis 15. Oktober 1591)[4]. Auch Innocenz IX., der schon am Abend des zweiten Konklavetages Papst wurde, gehörte zu den von Philipp Vorgeschlagenen.

Als er schon nach zwei Monaten starb, stellte Philipp wieder eine

---

[1]) Hübner, Sixtus V., I (Leipzig 1871), 129—179.

[2]) Magnum Bullarium II, 608—613. 621—624. Das Konzil von Konstanz hatte die Zahl auf 24—26 festgesetzt (Pastor I, 259), welche bis auf Sixtus IV. auch nicht überschritten wurde, bei dessen Tode waren es 31 (Eubel, Hierarchia II, 21). Unter Pius IV. waren es 74 Kardinäle, Reumont, Gesch. der Stadt Rom III, 2, 546.

[3]) Tria conclavia Urbani VII., Gregorii XIV. et Clementis VIII., Frankfurt 1617. Gindely, Zur Geschichte der Einwirkung Spaniens auf die Papstwahlen, namentlich bei Gelegenheit der Wahl Leos XI., Sitzungsberichte der Wiener Akademie Bd. 38 (1861), 251—283.

[4]) Aus diesem Konklave stammt wahrscheinlich die sog. Prophetie des Malachias, vgl. Kirchenlexikon VIII, 541; neuerdings sucht sie Abbé Jos. Maitre, La Prophétie des Papes attribuée à s. Malachie, Paris 1901, als echt zu erweisen.

Kandidatenliste auf, und der erste auf ihr, Anton Santorio, Kardinal von Sanseverina, ging, wie ein Bericht sagt, als Papst ins Konklave, gab schon Aufträge an die Fürsten und verteilte an seine Freunde Geschenke und Ehren; von den 52 Wählern waren 36 für ihn gewonnen. Diese Zahl fand sich auch am Morgen des 11. Januar 1592 zum ersten Wahlgange in der pauliniſchen Kapelle ein, während die Gegenpartei sich in der sixtiniſchen versammelte und sogar dort für sich allein eine Wahlmesse hielt. Man wollte in der pauliniſchen schon zur Adoration schreiten, jedoch war die Zahl der Anwesenden nicht ausreichend, zumal sich noch einer entfernte. Das Skrutinium, an dem auch die Gegner teilnahmen, war zum Unglück geheim, und so ergab es für Sanseverina nur 28 Stimmen, die sich im offenen Acceß um zwei vermehrten. Mit Sanseverinas Niederlage endete der siebenstündige Wahlkampf, auch weitere Bemühungen für ihn blieben erfolglos. Ebenso scheiterten die vier folgenden Kandidaten Spaniens. Der letzte, Hippolyt Aldobrandini, dem diesmal spaniſch gesinnten Montalto zu Gefallen in die Liste aufgenommen, wurde am 30. Januar als Clemens VIII. gewählt (bis 5. März 1605)[1]).

Eine solche Einflußnahme Philipps mußte zu Abwehrmitteln drängen. Schon Innocenz setzte einen Ausschuß von Kardinälen und Prälaten zur Beratung über eine Neuordnung der Papstwahl ein, der baldige Tod des Papstes unterbrach die Sache. Clemens nahm sie wieder auf, und eine Kommission von Theologen erklärte, der König mache sich einer Sünde schuldig, wenn er durch seinen Gesandten erklären lasse, daß er die Wahl eines bestimmten Kardinals wünsche, wenn er die Wahl irgend eines Kardinals unmöglich mache, oder wenn er durch Geschenke oder Versprechungen die Wahl nach seinem Willen zu lenken suche. Demgegenüber hielt Philipp seinen Anspruch, Einfluß auf die Papstwahl zu üben, unnachgiebig aufrecht und ließ Beratungen anstellen, wie solches geschehen könne, ohne mit dem Wortlaut der Kirchengesetze in Widerspruch zu geraten. Die von ihm eingesetzten Kommissionen waren der Ansicht, dem Könige sei es erlaubt, sowohl der Ex- und Inklusion sich zu bedienen, als auch die Kardinäle durch „ehrbare Mittel“ zu gewinnen, wenn sie auch mehrere Klauseln aufstellten, eben um an dem Buchstaben der Gesetze vorbeizukommen[2]).

Unter Clemens VIII. war die Aussöhnung des heiligen Stuhles mit Heinrich IV. von Frankreich zustande gekommen, und so wies das

[1]) Ueber die Wahl Clemens' VIII. und Leos XI. s. auch den interessanten Discursus quo humani opus consilii non esse Pontificatum docetur bei Lämmer, Analecta Romana (Schaffhausen 1861), 122—124.

[2]) Gindely 258 - 262. Sägmüller, Papstwahlbullen 256—259. Lector 538 f.

nächste Konklave, das am 14. März 1605 mit 60 Kardinälen begann, seit langer Zeit wieder eine französische Partei auf, welche sich an die 29 Kreaturen Clemens' VIII., geführt von dessen energischem, angeblich von Frankreich bestochenen Neffen Peter Aldobrandini, anschloß, während die Spanier zu den älteren Kardinälen unter Montalto hielten. Die letztere Partei verfügte über etwa 25 Stimmen, genügend, um jeden mißliebigen Kandidaten fernzuhalten. Der große Kirchenhistoriker Kardinal Cäsar Baronius war Aldobrandinis und Frankreichs erster Kandidat; aber in seinen Annalen fand sich einiges Spanien Unangenehme, deshalb wollte ihn Philipp III. nicht, und trotz aller Bemühungen gelang es nicht, die erforderliche Majorität für ihn zu erzielen, obwohl er es auf mehr als 30 Stimmen brachte. Noch weniger wollte man in Madrid Frankreichs zweiten Kandidaten, Alexander Medici. Aber der spanische Parteiführer, Kardinal Avila, war zu sorglos, und so kam er mit seinem Proteste zu spät, als sich bereits mehr als zwei Drittel der Wähler in dessen Zelle zur Adoration eingefunden hatten; vergebens rief er durch die Korridore: „Der König will ihn nicht!" Das offene Skrutinium am 1. April mit seiner Einstimmigkeit für Leo XI. war nur Formalität. Um den Kardinälen in der Abgabe ihrer Stimmen größere Freiheit zu verschaffen, wollte er die Wahl durch Adoration ganz beseitigen und die geheime durch Stimmzettel vorschreiben. Sein baldiger Tod, schon nach 26 Tagen, verhinderte die Ausführung der Absicht. Es folgte ein stürmisches Konklave, aus dem nur einige Momente hervorgehoben seien. Die Parteien waren zwar im ganzen dieselben, aber nicht so geschlossen, wie im letzten. Im Anfang war viel von Bellarmin die Rede; aber er selbst wollte nicht, und Aldobrandini brachte Bedenken gegen die Wahl eines Jesuiten vor. Montalto und Aldobrandini verständigten sich scheinbar auf den von Spanien ausgeschlossenen Kardinal Marian von Camerino; der letztere setzte Avila davon in Kenntnis, und als man zur Wahl schreiten wollte, stand der spanische Führer mit einem Anhang von 27 Kardinälen an der Thür der Wahlkapelle und rief: „Nun will ich sehen, wer sich den Befehlen meines Königs widersetzt!" Als im weiteren Verlauf Aldobrandini mit dem Kardinal von San Clemente hervortrat, blieb Montalto mit 23 Kardinälen fort; und jener machte es ebenso mit 32, als dieser den Kardinal Sauli vorgeschlagen hatte. Wieder einigten sich beide auf Tosco, und man wollte zur Adoration schreiten. Da protestierte Baronius, der ihn nicht für würdig hielt. Sofort trat Montalto ihm bei, und nun war er es, der rief: „Wählen wir Baronius!" Eine Anzahl sammelt sich um ihn, man zieht in die sixtinische Kapelle und ruft ihn dort zum Papste aus. Gleiches thun die anderen in der paulinischen mit Tosco. Aber nirgends

ist die Zweidrittel-Majorität. Sieben Stunden lang dauerte dieser befremdende Vorgang. In neuen Unterhandlungen verständigte man sich auf Camillo Borgheſe, der dann am 16. Mai, nach achttägigem Konklave, im offenen Skrutinium einstimmig gewählt wurde und sich Paul V. nannte (1605—1621)[1].

Ihm folgte am 9. Februar 1621 Alessandro Ludovisi als Gregor XV., dessen Pontifikat die endgiltige Festsetzung des Gesetzes über die Papstwahl brachte. Hatte sein Konklave auch nur zwei Tage gedauert, so hatte er doch Gelegenheit genug gehabt, Mißstände zu bemerken. Die Vorschriften Pius' IV. waren nur wenig beobachtet worden. Die staatlichen Gesandten hatten sich die ganze Nacht hindurch im Konklave aufgehalten. Auf Betreiben des französischen Gesandten hatten sich mehrere Kardinäle schriftlich verbunden, den von Spanien unterstützten Campora nicht zu wählen, dagegen Aquino oder Ludovisi zum Papst zu machen, was selbst der Gesandte als ein Vorgehen ohne Beispiel bezeichnet. Der Versuch des Nepoten Scipio Caffarelli Borgheſe, Campora durch Adoration zu erheben, mißglückte; die Wahl Ludovisis, der auch Spanien genehm und ebenfalls ein Kandidat des Nepoten war, erfolgte im offenen Skrutinium[2].

Gregor beschloß alsbald die Neuordnung der Papstwahl und nahm an den Beratungen selbst den eifrigsten Anteil; schon am 15. November 1621 war die Bulle Aeterni Patris vollendet und wurde am 23. November veröffentlicht. „Obwohl," sagt der Papst, „durch verschiedene Dekrete der Päpste, unserer Vorfahren, und der hl. Väter heilsam gesorgt ist, daß diese Wahl der Ordnung und dem Rechte gemäß vollzogen werde und bei ihr nicht das Fleisch und das Blut und die menschliche Weisheit, welche eine Thorheit vor dem Herrn ist, regiere, sondern alles durch die Gnade des Heiligen Geistes geleitet werde, so hat dessenungeachtet die Erfahrung gezeigt, daß ein heilsames Mittel immer noch am Platze wäre." Die älteren Konstitutionen bleiben bestehen, namentlich die Alexanders III., nur das wird außer Kraft gesetzt, was mit diesem neuen Gesetze im Widerspruch steht. Am 12. März 1622 folgte die Bulle Decet Romanum Pontificem, welche bis ins einzelnste das Ceremoniale enthält[3]. Durch diese beiden Bullen ist die Papstwahl in ihre jetzige Gestalt gebracht, wie sie im zweiten Teile zur Darstellung kommen wird.

Die Wahlen des 16. Jahrhunderts hatten unter dem Einfluß der politischen Verhältnisse und anderer Parteistellungen im Kardinals-

[1] Vgl. Gindely, Rudolf II. und seine Zeit I (Prag 1868), 111—113.
[2] Gindely, Der 30jährige Krieg IV (Prag 1880), 348—350.
[3] Magnum Bullarium III, 444—448. 454—465.

kollegium gestanden. Die großen Mächte, Spanien, Frankreich und Deutschland, zählten jede unter den Kardinälen mehrere, welche aus diesen Ländern stammten oder sonst von den Herrschern derselben abhängig waren, auf welche diese also rechnen konnten oder welche sie wenigstens für die Vertretung ihrer Sonderinteressen in Anspruch nahmen. Durch freigebige Verteilung von Pensionen und anderen Gnadenbewilligungen suchten Frankreich und besonders Spanien möglichst viele Kardinäle sich dienstbar zu machen. Daneben spielten die Freundschaften und Feindschaften der italienischen Fürstenfamilien, welche fast regelmäßig Mitglieder unter den Kardinälen hatten, eine Rolle. Ferner teilten sich die Kardinäle, abgesehen von persönlichen freundlichen oder feindlichen Beziehungen untereinander, meistens in die Parteien der Alten und der Jungen. Diesen, den von dem letzten Papste ernannten, kam es wesentlich darauf an, daß nicht ein Papst gewählt werde, welcher allzu sehr anderer Meinung war, als sein Vorgänger. Führer derselben war meistens ein vom letzten Papste zum Kardinal beförderter Verwandter (Kardinalnepot), für den, wie die Geschichte gezeigt hatte, besonders viel auf dem Spiele stand, sein Besitz, sein persönliches Ansehen, nicht selten auch die Stellung seiner Familie. So traten die verschiedensten Interessen sich gegenüber. Bei allen diesen Gegensätzen kam es, wie einmal nicht mit Unrecht gesagt ist, mehr darauf an, wer die wenigsten Feinde, als wer die meisten Verdienste habe[1]).

Bei der politischen Stellung, welche seit Sixtus IV. die Päpste einnahmen, lag es sowohl den Großmächten wie den italienischen Kleinstaaten, die jedoch meistens mehr oder weniger im Gefolge jener gingen, daran, für ihre Sonderinteressen einen Papst nach ihrem Sinne zu erhalten. Daher kam es, daß die Fürsten einen möglichst großen Einfluß auf die Papstwahl zu erringen suchten und mit Hülfe der ihnen ergebenen Kardinäle auch thatsächlich errangen. Kaiser Karl V. hielt sich auf Grund seiner Stellung als Kaiser, als Beschützer der Kirche für berechtigt, wenigstens so weit in die Papstwahl einzugreifen, daß er den von ihm abhängigen Kardinälen erklärte, welche Kandidaten er nicht auf den päpstlichen Stuhl erhoben wissen wollte, und daß diese Kardinäle gehalten sein sollten, die Bezeichneten nicht zu wählen (Stimmenexklusion). Dieses „Recht" hatte Karl mehrere Male ausgeübt, wenn auch nicht immer mit Erfolg. Nach ihm beanspruchten es sein Bruder, Kaiser Ferdinand, und sein Sohn Philipp II. von Spanien, welcher einmal erklärte, als Herrscher über einen so großen Teil des christlichen Erdkreises sei er verpflichtet, für die Wahl eines guten Papstes zu sorgen. Aber seiner

[1]) Ranke, Päpste II, 210.

Ansicht nach bildeten die Kirche und Spanien ein unzertrennliches Ganze, und ein guter Papst war für ihn nur ein solcher, der ihm half, seine Pläne in Italien zu verwirklichen, und seine Politik gegen Frankreich unterstützte. Infolge seiner Macht erreichte er auch fast stets sein Ziel. Der Norden und der Süden Italiens, Mailand und Neapel, waren seinem Scepter unterworfen; die Medici in Florenz waren von ihm abhängig und besorgten nicht selten seine Geschäfte für die Papstwahl; die meisten italienischen Fürstenfamilien, von denen Glieder dem hl. Kollegium angehörten, hatten Besitzungen in seinen Ländern, viele Kardinäle hatten von ihm oder wenigstens in seinen Reichen Benefizien oder bezogen gar von ihm Pensionen. „Hier ist man der Ansicht," schrieb 1572 der kaiserliche Gesandte, „daß der katholische König im Konklave viel vermögen wird, weil viele Kardinäle seine Vasallen und andere ihm verpflichtet sind durch die Pensionen, welche sie in Spanien haben" [1]). Von Spanien erwartete man damals nicht wenig das Heil des Katholizismus, und so rechnete man in Rom auf jeden Fall mit dem Willen seines mächtigen Herrschers und wählte nicht leicht jemanden zum Papste, den er nicht wollte. Philipp ging jedoch noch weiter. Im Konklave 1559 verlangte er, daß die von ihm ausgesprochene Ausschließung des Kardinals von Mantua von allen Kardinälen beobachtet werde (formelle Exklusive); er hatte auch den Erfolg, daß derselbe nicht gewählt wurde. Beide Arten von Exklusiven begegnen in den folgenden Wahlen [2]). Ja, Philipp hatte sich am Ende des 16. Jahrhunderts sogar soweit verstiegen, selbst Kandidaten für die päpstliche Würde zu benennen (Inklusive).

Gegen Spanien war Frankreich längere Zeit zurückgetreten, zumal es von inneren Kämpfen zerrissen, und König Heinrich IV. (1589—1610) bis 1595 Calvinist war; mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts aber erschien es wieder auf dem Plan. Deutschland hatte im Kardinalskollegium nur eine geringe Vertretung, die Kaiser verfolgten in der letzten Zeit hinsichtlich der Papstwahl keine eigene Politik, sondern gingen mit den spanischen Habsburgern.

Da keine der verschiedenen Interessentengruppen allein über die erforderliche Majorität verfügte, so wurde die Papstwahl nicht selten fast ein politisches Handelsgeschäft, das zwischen den einzelnen Parteihäuptern

---

[1]) Wahrmund 93.

[2]) Ueber die Entstehung des staatlichen Rechtes der Exklusive wurde in den letzten Jahren eine heftige Kontroverse geführt zwischen Prof. Wahrmund in Innsbruck und Prof. Sägmüller in Tübingen. Die betreffenden Schriften beider habe ich aufgeführt im Kirchenlexikon IX, 1452. Sägmüller führt den Anspruch auf ein solches Recht zurück auf Karl V., Lector 562 findet ihn zuerst 1691, Wahrmund 1721. Der erste dürfte recht haben.

abgemacht wurde. Zeitig begann man damit. „Der Papst ist kaum erwählt, so denkt man bereits an den Nachfolger," schrieb 1585 ein Kardinal[1]); unmittelbar nach der Thronbesteigung begannen wieder die Unterhandlungen zwischen Kardinälen und Fürsten für die nächste Wahl. Unter diesen Umständen war es ein Uebelstand, daß die Wahlen der letzten Zeit meistens offen geschahen. Zumeist war die Entscheidung durch Adoration, durch Huldigung seitens der Kardinäle, erfolgt; und hier konnte leicht ein entschlossenes Vorgehen einer Partei durch schnelles Ausrufen eines Kandidaten eine Ueberraschung herbeiführen; die anderen konnten dann oft nicht anders, als gute Miene zu machen und mitzuthun. Sonst geschah die Wahl meistens durch offene Abgabe der Stimmen, wobei die Gefahr nahe lag, daß der eine oder andere Wähler sich durch Rücksichten leiten ließ[2]). So wurde freilich, wenn auch oft erst nach langen Wahlkämpfen, Einstimmigkeit erzielt, und in der That sind nie so viele einstimmige Wahlen vorgekommen, als im 16. Jahrhundert. „Aber es war eine Einstimmigkeit, die mitunter durch den ziemlich unfreiwilligen Beitritt eines Teiles des Kollegiums zustande kam. Damit war aber, wenn auch nicht in der äußeren Erscheinung, so doch der Sache nach ein Grundprinzip der Papstwahl, deren kanonische Freiheit, verletzt"[3]). Daß bei einer geheimen Wahl das Ergebnis leicht anders ausfiel, als man gedacht und auch wohl abgemacht hatte, zeigte sich im Konklave Clemens' VIII. Deshalb nahm Gregor XV. die Absicht Leos XI. auf und schrieb als Regel, von der nur genau fixierte Ausnahmen zulässig sein sollten, die Wahl durch Stimmzettel in täglich zweimal abzuhaltenden Skrutinien vor.

Um die Wahl noch weiter unabhängig zu machen, wurden den Kardinälen alle Absprachen und Verträge über Inklusion oder Exklusion eines einzelnen oder mehrerer, alle Vereinbarungen, einem oder mehreren die Stimme zu geben oder nicht, strengstens untersagt. Die Ausdrücke, mit denen dies geschieht, sind schärfer und genauer, als die, welche Pius IV. in derselben Sache gebraucht hatte[4]). Damit wollte Gregor den in letzter Zeit vorgekommenen Einflußnahmen der Staaten begegnen. Indem er den Kardinälen jede Berücksichtigung einer staatlichen Ex- oder Inklusive verbot, mochte er hoffen, diese selbst wirkungslos gemacht zu haben und so allmählich zu beseitigen. Die Gesetze über die Papstwahl können sich nur an die zur Wahl Berechtigten wenden.

Gregors Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Den Führern der beiden Hauptparteien im Konklave von 1621, den Kardinälen Borgheſe und Ludoviſi, nannte der spanische Gesandte zwei Kandidaten, welche

[1]) Hübner, Sixtus V. 134. — [2]) S darüber den Brief des Kardinals Ludoviſi bei Gatticus 351. — [3]) Phillips V, 849. — [4]) S. oben S. 58.

sein König nicht wolle; Borgheſe ſagte Beobachtung dieſes königlichen Willens zu, während Ludoviſi entgegnete, daß man den König, ſo lange ein vernünftiger Grund für ſeine Exkluſive nicht angegeben werde, auch nicht berückſichtigen könne, und nur verſprach, den einen nicht ſelbſt in Vorſchlag zu bringen. Die trotzdem von ihm für die beiden gemachten Verſuche blieben durch die Bemühungen der Spanier erfolglos. Die Rivalität zwiſchen den beiden Führern zog die Wahl 18 Tage hin, und erſt die ſommerliche Jahreszeit, die mehrere Kardinäle auf das Krankenlager warf, vermochte, daß am 6. Auguſt Matthäus Barberini im Acceß mit 50 von 54 Stimmen gewählt wurde. Als Urban VIII. (bis 1644) beſtätigte er durch die Bulle Ad Romani Pontificis providentiam vom 28. Januar 1625 die Erlaſſe ſeines Vorgängers über die Papſtwahl [1]).

Das nächſte Mal hatte der von Frankreich begünſtigte Sacchetti gute Ausſichten, aber Spanien hatte ihm die Exkluſive erteilt, und die ſpaniſche Minorität war ausreichend, ſeine Wahl zu verhindern. Man legte dem Beichtvater des Konklaves die Frage vor, ob man einen Kardinal auf den päpſtlichen Stuhl erheben dürfe, den ein ſo mächtiger Fürſt ausgeſchloſſen habe, zumal in einer Zeit, wo der hl. Stuhl ſeines Schutzes ſo ſehr bedürfe. Der Beichtvater verneinte die Frage, mehrere Kardinäle aber waren entſchieden anderer Anſicht. Johann Pamfili, welcher nach Verlauf von vier Wochen in den Vordergrund trat, war Frankreich mißliebig, und es herrſchte die Anſicht, wie Spanien in einer alle Kardinäle verpflichtenden Weiſe den einen ausgeſchloſſen habe, könne es Frankreich mit dem anderen, aber jeder Fürſt könne nur einen exkludieren, ein Grundſatz, der auch in der Folgezeit wiederkehrt und beobachtet iſt. Als dann Kardinal Anton Barberini erklärte, der König von Frankreich habe ſeinen Widerſpruch gegen Pamfili zurückgezogen, war deſſen Wahl geſichert. Zwar wollte, da dieſe Erklärung falſch war, Kardinal Chaumont noch an der Thüre der Wahlkapelle die Ausſchließung gegen Pamfili publizieren, doch es war zu ſpät, und Innocenz X. wurde nach 6 Wochen gewählt, ſehr zum Aerger des franzöſiſchen Hofes [2]).

Gerade ein Vierteljahr dauerte die nächſte Sedisvakanz (7. Januar bis 7. April 1655). Das Konklave, an dem über 60 Kardinäle teilnahmen — die Angaben ſchwanken zwiſchen 62 und 69 — wies gegen

---

[1]) Magnum Bullarium IV, 95 ff.

[2]) Ueber dieſe Wahl ſ. Wahrmund, Sitzungsberichte der Wiener Akademie, phil.-hiſt. Klaſſe, Bd. 122 (1890), 13. Abhandlung. Eine Darſtellung des Konklaves und der folgenden Feierlichkeiten bei Lunadoro, relatione della corte di Roma (Padova 1650) 227 ff. und in „Die Vatikaniſche Ausſtellung (1887) in Wort und Bild", Wien 1888, 206 ff.

die früheren insofern ein anderes Bild auf, als es diesmal keine Nepotenpartei gab, da Innocenz gegen Ende seiner Regierung seine Verwandten entfernt hatte; seine Kreaturen nannten sich die Partei Gottes[1]), der spanische Gesandte soll für sie den Namen Squadrone volante (fliegende Schwadron) aufgebracht haben, später hießen sie auch Zelanti (Partei der Eifrigen). Sonst bot aber diese Wahl das gleiche Bild, wie die vorhergehende. Offen verkündete der spanische Gesandte die Ausschließung Sacchettis, ohne jedoch zu erreichen, daß seine Anhänger sich von ihm abwandten; lange Zeit erhielt er stets 33 Stimmen; weshalb man ihn spottweise den Kardinal Trentatrè nannte. Viele Kardinäle gaben Zettel ohne Namen ab, d. h. beschrieben mit Nemini[2]), so daß einmal einer meinte: Wir werden keinen Papst bekommen, wenn sich nicht der Kardinal Trentatrè und der Kardinal Nemini verständigen[3]). Der berühmte Kardinal Lugo aus dem Jesuitenorden vertrat in einer Schrift das Recht der Fürsten, einen Kardinal auszuschließen, während ein anderer in einer Abhandlung zu dem Ergebnis kam, daß die Fürsten sich einer Sünde schuldig machten, wenn sie die Wahl eines würdigen Kandidaten zu verhindern suchten, und ebenso die Kardinäle, wenn sie mit Rücksicht auf den Wunsch eines Fürsten einem solchen ihre Stimme verweigerten[4]). Gegen Fabius Chigi, der schon im Anfang eine große Zahl Stimmen auf sich vereinigt hatte, lag die Ausschließung von seiten Frankreichs vor, wenn sie auch nicht förmlich publiziert war. Sacchetti, mit dem damaligen Minister Frankreichs, dem Kardinal Mazarin, befreundet, erreichte ihre Zurücknahme, und so wurde Chigi, nachdem verschiedene Kandidaturen gescheitert waren, gewählt. „Man muß annehmen, daß es das Werk des Heiligen Geistes ist," meint ein Beschreiber des Konklaves, wenn er die Thatsache betrachtet, daß, trotzdem Chigi keinem der verschiedenen Interessen entsprach, seine Wahl einstimmig erfolgte[5]). Alexander VII. hat die demütigendsten Kränkungen seitens Ludwig XIV. erfahren müssen (1655—1667). Die lange Sedisvakanz rief eine merkwürdige Erscheinung hervor. Eine Anzahl Bauern von Arquato bei Ascoli verkleidete sich als Kardinäle und wählte als Papst einen Hirten, der sogar eine Bulle erließ, in welcher er die Mahlsteuer abschaffte und den Preis des Salzes herabsetzte[6]).

Nach Alexanders Tode wurde in der ersten Generalkongregation die Frage aufgeworfen, ob man nicht statt des Vatikans den Quirinal wegen seiner gesunderen Lage zum Konklaveort nehmen solle; in geheimer Abstimmung entschieden sich die Kardinäle für ersteren[7]). Von den drei Kan-

[1]) Petrucelli III, 150. — [2]) Vgl. darüber im zweiten Teile. — [3]) Histoire des Conclaves II, 146. — [4]) Ueber diese Schriften s. Sägmüller, Papstwahlbullen 188 ff. — [5]) Histoire des Conclaves 187. — [6]) Petrucelli III, 149. — [7]) Gatticus 472.

didaten, die gleich im Anfang des achtzehntägigen Konklaves in den Vordergrund traten, hatte Farneſe den Squadrone volante und die Partei des Franz Barberini, eines Neffen Urbans VIII., gegen ſich. Gegen Elci war das römiſche Volk, das ſich drohend vor dem Konklave ſammelte. Julius Rospigliosi, der Kandidat Frankreichs und Barberinis, fand allmählich auch bei den übrigen Parteien Anklang und wurde am 20. Juni mit 61 gegen 3 Stimmen gewählt — Clemens IX. Mit übermütigem Stolz ſchrieb der franzöſiſche Geſandte nach Verſailles: „Der König ernennt in Paris nicht ſelbſtherrlicher den Vorſtand der Kaufmannſchaft, als er diesmal den Papſt ernannt hat“ [1]). Es wird erzählt, vor ſeinem Tode habe Clemens mehrere Kardinäle zu ſich berufen, um ihnen die Kirche zu empfehlen, und dabei habe er dem alten, erſt vor wenigen Monaten ernannten Kardinal Aemilius Altieri das Papſttum vorausgeſagt. In der That folgte derſelbe als Clemens X., aber erſt nach einem Konklave von mehr als vier Monaten (20. Dezember 1669 bis 29. April 1670), während welcher man nur daran arbeitete, alle die zu ſtürzen, welche vorgeſchlagen wurden, und während welcher die (Stimmen-) Exkluſionen ſo häufig waren, daß es ſchien, die Kardinäle dächten an nichts weniger, als einen Papſt zu machen [2]). Elci — um nur die Hauptkandidaten zu nennen — wurde von Frankreich ausgeſchloſſen, Vidoni ſcheiterte am Widerſtand der Spanier, Odescalchi an dem der Franzoſen, gegen Brancaccio publicierte Medici die Ausſchließung ſeitens Spaniens, und ſeine Kandidatur war beſeitigt. Da war der achtzigjährige Altieri der Verlegenheitskandidat, dem von 59 Stimmen 56 zufielen.

Das nächſte Konklave (1676) hat ein Beſchreiber desſelben bezeichnet als „eine äußerſt ruhig verlaufende Wahlverſammlung, deren Teilnehmer geduldig $1^1/_2$ Monate warten, bis der in Vorſchlag gebrachte Kandidat die gnädige Approbation des franzöſiſchen Königs erhält“ [3]). Ludwig XIV. befürchtete die Erhebung Benedikt Odescalchis, wollte aber ſeine Ausſchließung nur im Notfalle publiciert wiſſen. Die Parteiverhältniſſe brachten ihn ſchon bald in den Vordergrund; auch der anweſende franzöſiſche Vertreter war ihm nicht abgeneigt, verlangte aber, die Ankunft der franzöſiſchen Kardinäle abzuwarten. Man fügte ſich und verbrachte die Zeit mit nutzloſen Wahlgängen. Nachdem jene dann erſchienen waren, wartete man in gleicher Weiſe weiter, bis auf den Bericht des Kardinals Eſtrées die Einwilligung Ludwigs eintraf. Um ſie zur Kenntnis des Kollegiums zu bringen, verfiel man auf folgendes Mittel. Als der franzöſiſche Geſandte am 20. September die Antwort des Königs auf die Anzeige vom Tode des Papſtes überreichte, ſprach

[1]) Broſch, Geſchichte des Kirchenſtaates I, 434. — [2]) Histoire des Conclaves 205. — [3]) Wahrmund 153.

er in solchen Ausdrücken von den Wünschen Ludwigs hinsichtlich der Person des neuen Papstes, daß eben nur Odescalchi zu verstehen war, auf den das Skrutinium des folgenden Tages alle Stimmen vereinigte. Innocenz XI. (1676—1689) hat aber keineswegs als ein Papst von Frankreichs Gnaden regiert. Clemens XI. hat 1744 die Einleitung des Beatifikations-Prozesses über ihn angeordnet. So hatte die nach dem Tode Clemens' X. ins Leben getretene Partei der Zelanten, deren Mitglieder sich einander gelobt hatten, bei der Wahl alle weltlichen Rücksichten, Freundschaft und Feindschaft beiseite zu setzen, nur das Wohl der Kirche im Auge zu haben und den Würdigsten und Fähigsten zu wählen, ihr Ziel erreicht. Ein Hauptpunkt ihres Programms war die Beseitigung des Nepotismus. Innocenz XI. hat sich von ihm frei gehalten; er habe weder Haus noch Familie und seine Würde sei nur ein Lehen, erklärte er dem kaiserlichen Gesandten.

Im folgenden Konklave (23. August bis 6. Oktober 1689) zeigte sich zum erstenmale wieder eine Anteilnahme des deutschen Kaisers; sein nach Rom geschickter außerordentlicher Gesandter brachte eine Instruktion mit, welche Kardinäle Leopold I. nicht wolle und welche ihm erwünscht seien. Flavius Chigi, der Neffe Alexanders VII., betrieb zuerst über vier Wochen, — welche mit nutzlosen Wahlen verbracht wurden, sodaß einmal einer meinte, wenn es einen Kardinal Nemini gäbe, sei er sicher gewählt — das Warten auf die Franzosen und dann in Gemeinschaft mit dem spanischen Gesandten, der aber hierin wohl selbständig vorging, die Wahl des Venetianers Peter Ottoboni. Obwohl Ludwig XIV. sich gegen ihn ausgesprochen hatte, machten die französischen Kardinäle keine entschiedene Opposition. Zwar verlangte Ludwig von den papabeln Kardinälen und deren Neffen bestimmte Zusicherungen, aber Ottoboni war für einen solchen Handel nicht zu haben. Daß der Kaiser ihn „aus guten Gründen als nicht genehm, aber doch annehmbar" bezeichnet hatte, war zwar nicht bekannt, aber man kannte wohl die Abneigung des Wiener Hofes gegen Venetianer, und als sich die Nachricht verbreitete, Kardinal Goëß von Gurk bringe die ausdrückliche Exklusive gegen Ottoboni, beeilte man sich mit der Entscheidung, sodaß Alexander VIII. schon gewählt war, als Goëß ankam[1]).

Obwohl höchst nachgiebig, geriet er gegen Ende seiner kurzen Regierung (bis 1. Februar 1691) in Konflikt mit Frankreich und erließ das den Gallikanismus verurteilende Breve. Zum Vorwurf machte man ihm auch die übermäßige Begünstigung seiner Verwandten. Das waren

[1]) von Bischoffshausen, Papst Alexander VIII. und der Wiener Hof (Wien 1900) 1—53.

denn schließlich auch die beiden Gesichtspunkte, unter denen das nächste, fünf Monate dauernde Konklave stand. „Keinen Venetianer mehr, sondern einen ehrlichen Mann!“ soll das Volk den Kardinälen zugerufen haben[1]). Die Aussichten des von den Zelanten vorgeschlagenen Gregor Barbarigo waren nicht schlecht, wenn er auch einflußreiche Gegner hatte. Aber es fehlten noch viele Kardinäle, und die kaiserlich-spanische Partei war noch ohne Instruktionen. So verlegte man sich zunächst aufs Abwarten. Die eingetroffene Instruktion des Kaisers Leopold verwarf Barbarigo, doch sollte das nur im äußersten Notfalle öffentlich kundgegeben werden. Auf das Gerücht hiervon meinte ein französischer Kardinal, dem Kaiser komme es nicht zu, jemanden die Exklusion zu geben, dieses Recht besäßen nur Frankreich und Spanien. Eine zweite Instruktion des Kaisers lautete wie die erste. Trotzdem blieb Barbarigos Kandidatur im Vordergrunde und brachte es bis auf 33 Stimmen, neben welcher andere auftauchten und verschwanden. Aber auch die Franzosen wollten ihn nicht, wenn auch keine amtliche Anweisung gegen ihn von Versailles vorlag. Schließlich einigte man sich auf Anton Pignatelli, dem auch die Franzosen zustimmten, nachdem er versprochen hatte, mehrere wichtige Aemter an der Kurie mit französischen Vertrauensmännern zu besetzen. Als Innocenz XII. (1691—1700) erließ er unter dem 22. Juni 1692 die Bulle Romanum decet Pontificem, die den Nepotismus in seiner bisherigen Form unmöglich machen sollte und die Aufstellung von Wahlkapitulationen untersagte; sie sollte in jedem Konklave von den Kardinälen beschworen werden[2]). Wahlkapitulationen sind seitdem nicht mehr vorgekommen. Innocenz nahm öfters Gelegenheit, den Kardinal Moriggia, Erzbischof von Florenz, als seinen Nachfolger zu empfehlen; und als das neue Konklave kam, besaß dieser die unterstützende Gunst aller Fürsten, aber die Partei der Zelanten vermißte an ihm die nötige Energie und Kenntnis der Verwaltung.

Beim Tode Innocenz' XII. war die Weltlage überaus gespannt. Der Tod Karls II. von Spanien stand in naher Aussicht und damit die Frage, wer Erbe der spanischen Monarchie werden solle, ob Frankreich oder Oesterreich. Ludwig XIV. wollte einen Papst, der in dem zu befürchtenden Streite ganz seine Partei nehme; Kaiser Leopold gab sich zufrieden, wenn der neue Papst neutral und den Interessen seines Hauses nicht feindlich gesinnt sein werde. Neben diesen beiden politischen Parteien, von denen die französische die größere war, gab es in dem

[1]) S. die unten S. 74 genannte Beschreibung der Wahl Innocenz' XIII., 256.

[2]) Magnum Bullarium XX, 440. Im Konklave hatte auch der Abt Cölestin Sfondrati von St. Gallen mehrere Stimmen erhalten. Gründliche Nachricht vom Konklave (Frankfurt 1721), 251.

am 9. Oktober beginnenden Konklave zwar noch andere; im letzten Grunde waren es jedoch nur zwei Hauptparteien: die der Zelanten und der Franzosen, der Diener Ludwigs XIV. Nicht weniger als 20 Kandidaturen traten auf. In ernste Erwägung kamen am meisten die Kardinäle Marescotti und Panciatici; den einen schloß Frankreich aus, den anderen wollten die Kaiserlichen nicht. Vier Wochen hatte das Konklave gedauert, und es hatte sich gezeigt, daß ein ausgesprochen französisch oder österreichisch gesinnter Papst nicht möglich sei; die meisten Kardinäle wollten ein starkes, streng kirchliches Oberhaupt der Kirche, eine Einigung war aber nicht zu erzielen. Doch einigte das Auftreten des französischen Gesandten, der am 5. November mit den römischen Sicherheitsbehörden einen Zusammenstoß gehabt hatte, alle mehr und mehr gegen die Franzosen. Die am 19. November eintreffende Nachricht vom Tode Karls II. spornte dann die Kardinäle zur Eile an, damit die Kirche bei den bevorstehenden Wirren nicht ohne Hirten sei. Die Zelanten schlugen den erst 51jährigen Franz Joseph Albani vor, der zwar schon in jedem Skrutinium mehrere Stimmen erhalten hatte, aber wegen seines Alters nicht ernstlich in Frage gekommen war. Bald konnte seine Wahl als gesichert gelten, nur die Franzosen widersprachen noch und suchten sie hinauszuschieben, um den neuen Papst vor die vollendete Thatsache der Besetzung Spaniens durch den französischen Prinzen Philipp zu stellen, und erhoben auch besondere Forderungen. Am meisten widersprach Albani selbst. Erst als vier angesehene Theologen in einem Gutachten erklärten, er dürfe ohne Sünde nicht ablehnen, war er am 22. November bereit. Jede Opposition war inzwischen geschwunden, auch die der Franzosen, obwohl Albani ihre Forderungen zurückgewiesen hatte. Das Skrutinium am 23. November vereinigte alle Stimmen auf ihn, und weinend erklärte er, daß er die Wahl nur annehme in Rücksicht auf das Urteil ausgezeichneter Männer, er werde sich durch die Weigerung schwer versündigen. Weil gerade das Fest des hl. Clemens war, nannte er sich Clemens XI. Er war „nicht die Kreatur Ludwigs XIV., sondern das freigewählte Oberhaupt der Kirche", und als solches hat er sich in seinem langen Pontifikate (1700—1721) gezeigt [1]).

Der Ausgang des spanischen Erbfolgekrieges war auch für die Papstwahl von Einfluß. An die Stelle der Habsburger in Spanien, welche mit der österreichischen Linie ihres Hauses meistens Hand in Hand gingen, waren die Bourbonen getreten, die natürlich zu Frankreich neigten, auf jeden Fall aber Gegner Oesterreichs und Deutschlands waren. Der Kaiser mußte jetzt seine Geschäfte allein besorgen, und

[1]) Galland, Die Papstwahl des Jahres 1700, Historisches Jahrbuch III (1882).

daher kam es auch wohl, daß das Auftreten seiner Bevollmächtigten im Konklave gewissermaßen neue, in etwa rücksichtslosere Formen annahm, die dann von den Vertretern Frankreichs und Spaniens gegebenenfalls nachgeahmt wurden.

Im Konklave von 1721 betrieb Kardinal Hannibal Albani, der Neffe des letzten Papstes, die Wahl des Staatssekretärs Fabricius Paolucci, der auch im ersten Skrutinium am 1. April bereits zehn Stimmen von den damals anwesenden 28 erhielt; im zweiten waren es neun. Da ersuchte der österreichische Kardinal Althann den Kardinaldekan, bekannt zu geben, daß derselbe dem Kaiser nicht erwünscht sei. Der Dekan willfahrte nicht, und man schritt zum Acceß. Nur drei Stimmen fehlten für Paolucci, als sich Althann erhob und dessen Ausschließung durch den Kaiser verkündete. Voll Bestürzung wurde die Wahlhandlung sogleich abgebrochen, und man verließ die Kapelle. Althann erklärte sogar weiter, wenn Paolucci fernerhin nur drei Stimmen erhalte, werde er gegen die Wahl als nichtig Protest erheben, und er erneuerte diese Erklärung, als am 9. April auf Paolucci wieder vier Stimmen fielen. So ließ man diese Kandidatur definitiv fallen. Bis zum 8. Mai dauerte es dann, ehe von den 55 Wählern einstimmig die Wahl Michael Angelo Contis erfolgte, nachdem der spanische Kardinal Aquaviva von der Forderung, man solle die auf der Reise begriffenen spanischen Kardinäle erwarten, abgegangen war. Zum Andenken an den großen Innocenz III., der ebenfalls aus der Familie Conti stammte, nannte sich der neue Papst Innocenz XIII. (bis 7. März 1724)[1]). Von Kardinal Imperiali wußte man 1724, daß er den Höfen von Paris und Madrid mißliebig war, und als die Bevollmächtigten derselben gegen eine Wahl vor dem Eintreffen der auswärtigen Kardinäle protestierten, ließ man ihn fallen. Diese Verzögerung verhinderte auch die Wahl Paoluccis, den Kaiser Karl VI. gegen den Beschluß des Hofrates — unter dem Einfluß der Jesuiten, wie der Gesandte Graf Kaunitz sagte — wohl annehmen wollte, wenn kein besserer Kandidat gefunden werden könne. Gegen Olivieri, den die Franzosen wollten, veranstaltete das römische Volk Demonstrationen vor dem Vatikan. Nach einem Konklave von neun Wochen wurde Kardinal Vincenz Orsini aus dem Dominikanerorden gewählt, der schon 1700 Stimmen erhalten hatte und jetzt nur auf Geheiß des Generals seines Ordens die Wahl annahm. Den Namen Benedikt XIV. änderte er, weil einst Peter de Luna sich Benedikt XIII. genannt hatte, in Benedikt XIII. (bis 21. Februar

[1]) v. Mayer, Die Papstwahl Innocenz XIII., Wien 1874. Ein oberflächlicher Bericht in: Gründliche Nachricht vom Konklave usw. Frankfurt 1721, ebenso in „Zweite Fortsetzung der neuesten Nachrichten aus dem Vatikan", ohne Ort 1721.

1730)[1]). Als am 3. März 1730 das Konklave begann, war Imperiali wieder der Kandidat der Zelanti und brachte es, obwohl der spanische Bevollmächtigte Kardinal Bentivoglio aus allen Kräften gegen ihn agitierte, am 20. März auf 18 Stimmen, es fehlten ihm noch 19. Da teilte Bentivoglio dem Kardinaldekan Barberini mit, daß sein König denselben ausschließe, und setzte auch die übrigen Parteiführer davon in Kenntnis. Vergebens bemühte sich Barberini um die Zurücknahme der Exklusionsordre. Da nun für Imperiali die Zweidrittel-Majorität nicht zu erreichen war, ließ man von ihm ab. Andere Kandidaten konnten ebenfalls die Mehrheit nicht erlangen. Gegen den dann aufgestellten Corradini erklärte sich nicht bloß Bentivoglio, sondern auch Kardinal Cienfuegos im Namen des Kaisers, ohne jedoch die Ausschließung formell auszusprechen. Nach vielen Schwierigkeiten konnte am 12. Juli Lorenz Corsini als Clemens XII. proklamiert werden[2]).

Durch die Bulle Apostolatus officium vom 5. Oktober 1732 und das beigefügte Chirographum vom 24. Dezember 1732 bestätigte er die Wahlgesetze seiner Vorgänger und fügte einige neue Bestimmungen hinzu, so über die Zahl der Konklavisten, über die Bestellung von Stellvertretern für den Kamerlengo und den Großpönitentiar im Falle des Ablebens derselben während der Erledigung des päpstlichen Stuhles, über die Gewalt des Kardinalkollegiums in dieser Zeit, über das Honorar der Beamten des Konklaves, über die von den Kardinälen zu haltenden Versammlungen[3]).

Hat denn Clemens XII. nicht gegen die in den letzten Konklaven zu Tage getretenen Mißstände, namentlich gegen die so charakteristisch gewordene Einflußnahme der Staaten, in welcher die anderen Mißstände wurzelten, seine Stimme erhoben? In der Kommission zur Vorberatung der Bulle kam auch die Ausübung der Exklusive zur Sprache, und es wurde der Vorschlag gemacht, sie in eine bestimmte Form zu bringen: der beauftragte Kardinal solle sein Mandat vertraulich und unter Angabe der Gründe dem Dekan mitteilen, und die Generalkongregation solle dann über die Gründe entscheiden. Der Papst lehnte das ab.

Im Anfang seiner Bulle beklagt er dann, wie so manche, selbst sehr heilsame Gesetze vergessen würden, sei es auch mit denen über die Papstwahl der Fall; das habe er in den drei Konklaven, denen er beigewohnt, erfahren, und andere Kardinäle haben ihn darauf aufmerksam

---

[1]) Historische Relation von dem Konklave ... Benedicti XIII ... Ohne Ort 1724.

[2]) Zanelli, Il conclave per l'elezione di Clemente XII., Archivio della Società Roma di storia patria XIII (Roma 1890). Wahrmund im Archiv für katholisches Kirchenrecht, Bd. 68 (1892), 100 ff.

[3]) Magnum Bullarium XIV, 248—258.

gemacht; darum gibt er seine Bulle und bestätigt zunächst die Konstitutionen seiner Vorgänger. Man muß erwarten, daß der Papst nun die in Vergessenheit geratenen Punkte aufzählt und zwar die wichtigsten zuerst. Er fährt fort: Bei der Barmherzigkeit und dem Blute Jesu Christi bitten, ermahnen und beschwören wir die Kardinäle, daß sie besonders dann, wenn es sich um die Wahl des Papstes handelt, ernstlich denken an die Wichtigkeit der Angelegenheit, mit der sie sich befassen, an die Größe des Geschäftes, das sie betreiben, an die Würde der Person, welche sie in der Kirche Gottes aufstellen. Eifrig mögen sie bedenken, daß sie bei der Wahl des obersten Hirten der Kirche die Vollstrecker des göttlichen Willens sind, und daß es vielleicht in ihrem ganzen Leben nichts gibt, worüber es so schwer ist dem ewigen und gerechten Richter Rechenschaft zu geben. Daher befehlen wir den Kardinälen unter Androhung des göttlichen Gerichtes, daß sie bei Abgabe ihrer Stimme und bei allem, was sich auf die Wahl bezieht, einzig Gott vor Augen haben und nicht das Ihrige suchen, sondern das, was Christi ist. Gewissenhaft, aufrichtig und frei sollen sie handeln, menschliche Kunstgriffe, Faktionen und Parteibestrebungen, private Vorteile und Wünsche beiseite setzen, die Forderungen (intercessiones) der weltlichen Fürsten und sonstige irdische Rücksichten, auch die der Dankbarkeit oder einer anderen Verpflichtung nicht beachten, sondern denjenigen wählen, den sie zur fruchtbaren und nutzbringenden Leitung der Kirche gemäß Gott für geeignet halten; eingedenk der oben genannten Konstitutionen und der in ihnen enthaltenen Strafen sollen sie nichts thun, zulassen oder versuchen, was dem nicht entspricht oder die Wahl verzögert oder die freie Abgabe der Stimmen beeinträchtigt, weder selbst noch durch einen anderen, weder direkt noch indirekt, unter keinem Anstrich oder Vorwand.

An all dem, so muß man schließen, hat es bei den letzten Wahlen gefehlt, und die kurze Skizzierung im Vorhergehenden hat das genügend erkennen lassen. Die Forderungen, Ansinnen, Einmischungen der Fürsten, durch welche gerade die Wahl verzögert und die freie Abgabe der Stimmen beeinträchtigt wurde, zu beachten, hatte schon Pius IV. verboten, aber das ist, wie Clemens sich sanft ausdrückt, anscheinend in Vergessenheit geraten. Darum die neue Mahnung des Papstes, die an Eindringlichkeit und Gemessenheit die Gregors XV. übertrifft. Den Fürsten verbieten, solche Forderungen zu stellen, konnte der Papst nicht, ohne mit ihnen in Konflikt zu geraten; aber die Kardinäle sollen sie nicht beachten und wählen, wen sie nicht schlechthin, sondern gemäß Gott für geeignet halten. Einzig dadurch daß die Forderungen der Fürsten durch Nichtbeachtung seitens der Kardinäle unwirksam und vergeblich wurden,

konnte es dahin kommen, daß die Fürsten aufhörten, Forderungen zu stellen. Hätte Clemens den in der Kommission gemachten Vorschlag angenommen, so wäre die Ausübung der Exklusive legalisiert gewesen; indem er ihn ablehnte und diese Mahnung an die Kardinäle richtete, bewies er, daß er sie verwerfe und nicht wolle [1]).

Mit diesen Konstitutionen Clemens' XII. ist die eigentliche und organische Gesetzgebung über die Papstwahl abgeschlossen; ihre möglichste Freiheit und Unabhängigkeit zu sichern, ist der Zweck aller Gesetze. Diejenigen, die im Laufe der späteren Zeit noch erlassen wurden, sind nur Gelegenheitsgesetze, die nicht nur den jeweiligen Zeitverhältnissen ihre Entstehung verdankten, sondern auch auf sie beschränkt bleiben sollten.

V. Bis zur Jetztzeit. Fortdauer der staatlichen Ausschließung. Gelegenheitsgesetze.

Die von Gregor XV. und Clemens XII. über die Papstwahl gegebenen positiven Anordnungen sind vollständig in die Praxis übergegangen. Aber trotz der Mahnung des letzteren haben die Kardinäle auch bei den folgenden Wahlen politische Rücksichten genommen und die oft sehr schroff ausgesprochenen Forderungen der Fürsten beachtet. Der Druck der Verhältnisse gibt die Erklärung dafür. Nicht ganz mit Unrecht ist gesagt worden, daß bei der Papstwahl die Wünsche der Fürsten, der Völker und des Klerus sich durchkreuzten. Die Fürsten und Völker handelten dabei außerhalb des Konklaves durch ihre Gesandten und innerhalb desselben durch eine Anzahl von Kardinälen, welche, „ohne übrigens ihr Gewissen zu verraten und ohne die wesentlichen Rechte der Kirche auch nur im geringsten zu opfern, manche Zugeständnisse, welche die gebieterischen Umstände der Zeit zu erheischen schienen, den Fürsten zu machen sich geneigt zeigten" [2]). Je mehr die Politik herrschte, um so länger dauerte das Konklave.

So war es gleich beim nächsten, das am 16. Februar 1740 begann. Die ersten Wochen vergingen wieder mit Zögern, man wartete auf die auswärtigen Kardinäle und die staatlichen Gesandten mit ihren Instruktionen. Die bourbonischen Höfe von Frankreich, Spanien und

[1]) Lector 367 schließt allerdings umgekehrt und will in dem Satze: sese gerant ad eligendum eum, quem universali Ecclesiae fructuose utiliterque gubernandae idoneum secundum Deum judicaverint, eine Anerkennung der Exklusive finden, beachtet aber nicht die beigefügten Worte secundum Deum.

[2]) Theiner, Geschichte des Pontifikats Clemens' XIV., I (Leipzig 1853), 131.

Neapel wünschten den Kardinal Aldobrandini, aber die Majorität für ihn war nicht zu erlangen. Der Kaiser wollte von keinem Papste hören, der den Spaniern recht gewesen wäre, diese und Frankreich nicht von einem solchen, der beim Kaiser Gnade gefunden. Eine formelle Exklusion wurde jedoch nicht ausgesprochen. Immer mehr zersplitterten sich die Stimmen, sogar der Kapuziner-General Barberini erhielt welche. Da schlug Hannibal Albani den Kardinal Prosper Lambertini vor, der gar nicht an die Tiara dachte, und wider Erwarten wurde er am 17. August im 360. Skrutinium gewählt. Benedikt XIV. ist einer der größten Gelehrten auf dem Stuhle Petri gewesen (bis 3. Mai 1758)[1]).

Gegen Kardinal Cavalchini, welcher einige Aussicht hatte, sein Nachfolger zu werden, teilte, nachdem das Konklave schon über fünf Wochen gedauert hatte, Kardinal Luynes dem Dekan die formelle Exklusion von seiten Frankreichs mit, worauf man von ihm Abstand nahm. Der am 6. Juli als Clemens XIII. gewählte Karl Rezzonico war ein Kandidat des Wiener Hofes (bis 2. Febr. 1769).

Sein Pontifikat war eine Zeit des Kampfes mit Portugal und den bourbonischen Höfen, hauptsächlich der Jesuiten wegen. Hatte sich schon gegen Ende seiner Regierung unter den Kardinälen die Ansicht Bahn gebrochen, daß Nachgiebigkeit mehr am Platze gewesen sei, so machte sich dieselbe natürlich bei der Wahl des Nachfolgers noch mehr bemerkbar. Dagegen wollten die Zelanten eine Weiterführung der bisherigen Politik und Schutz des Jesuitenordens, dessen Aufhebung jene Regierungen forderten. Schroff standen sich beide Parteien gegenüber. „Niemals hat eine Papstwahl der drei bis vier letzten Jahrhunderte unter bedenklicheren Umständen stattgefunden als die von 1769“[2]). Der französische Kardinal de Bernis berechnete einmal, daß nur noch fünf Kardinäle übrig seien, die von den katholischen Mächten nicht gestrichen seien, und wagte sogar die Drohung, wähle man einen Frankreich nicht genehmen Papst, so werde man zwar einen Bischof von Rom, aber keinen Papst machen. „Die Wahlfreiheit beruhte auf einer ziemlich schwachen Basis“[3]). Die spanische Regierung verstieg sich zu dem Vorschlag, man solle die Kardinäle ersuchen, einen Beschluß zu fassen, durch den der künftige Papst verpflichtet würde, die Gesellschaft Jesu aufzuheben — also eine Wahlkapitulation aufzustellen; Cardinal Orsini, der Bevollmächtigte Neapels,

[1]) Oesterreich und die Papstwahl von 1740, München 1875. Kraus, Briefe Benedikts XIV. . . . . nebst Benedikts Diarium des Konklaves von 1740, 2. Ausgabe, Freiburg 1888.

[2]) v. Reumont, Ganganelli, Papst Clemens XIV., seine Briefe und seine Zeit (Berlin 1847), 64.

[3]) Brosch, Geschichte des Kirchenstaates II, 130.

wies das entschieden zurück. Kaiser Joseph II., der gerade in Rom weilte, war ebenfalls für die Wahl eines nachgiebigen Papstes thätig. Erst Mitte Mai konnte Lorenz Ganganelli aus dem Franziskanerorden mit zehn Stimmen in Betracht kommen; „er ist den Höfen angenehm, und wir müssen ihn nach Kräften unterstützen", schrieb der französische Gesandte an Orsini. Am 19. nach 185 Skrutinien fielen sämtliche 44 anderen Stimmen auf ihn. Bekanntlich hat Clemens XIV. (bis 22. September 1774) den Jesuitenorden aufgehoben [1]).

Die Jesuitenfurcht beherrschte auch das folgende Konklave. Namentlich der portugiesische Minister Pombal entfaltete nach dieser Richtung eine fieberhafte Thätigkeit; in einem nach Madrid gerichteten Schreiben erging er sich in kirchengeschichtlichen Ausführungen über die Stellung der Fürsten zur Besetzung des päpstlichen Stuhles und schlug vor, wenn die Jesuitenpartei unter den Kardinälen, die Zelanti, hartnäckig bleibe, solle man das Konklave suspendieren. Die Partei der Kronen zählte zwar nur wenig über 20, aber genug, um jede mißliebige Wahl zu verhindern. Obwohl der Antrag de Bernis', mit einer ernsthaften Betreibung der Wahl bis zur Ankunft der auswärtigen Kardinäle zu warten, abgelehnt wurde, kam man doch nicht weiter; die Kandidaten der einen Seite fielen durch die andere, so daß sich schließlich die Zelanti beschwerten, die bourbonischen Höfe wollten es durch die Einwendung, dieser oder jener Kardinal sei ihren Höfen nicht genehm, dahin bringen, daß man den wähle, welchen sie einzig wollten. Als der Kardinalvikar Marcus Antonius Colonna es auf 17 Stimmen brachte, reichte de Bernis dem Kardinaldekan zugleich im Namen der Gesandten von Spanien und Neapel eine Erklärung ein, er werde jedem die Exklusive geben, wenn man nicht die Ankunft der anderen Kardinäle abwarte. Bernis' Kandidat war Johann Angelo Braschi, erst 57 Jahre alt und noch nicht zwei Jahre Kardinal. Im Anfang von den Zelanti aufgestellt, erhielt er nur wenige Stimmen und verschwand dann ganz aus dem Skrutinium; als ihn dann de Bernis in den Vordergrund brachte, erklärte sich am 19. Dezember Kardinal Orsini im Namen Portugals gegen ihn. Doch wußte es de Bernis dahin zu bringen, daß der Hof von Lissabon seinen Widerspruch zurückzog. Damit war das letzte Hindernis beseitigt, am Abend des 14. Februar 1775 begrüßte man allgemein Braschi als Papst, und mit der rein formellen, einstimmigen Wahl am folgenden Morgen konnte Pius VI. sein schweres Pontifikat beginnen. Als er seinen Namen nannte, citierte eine Gruppe von Kardinälen das gegen Alexander VI. gerichtete Epigramm: Semper sub sextis perdita

[1]) Theiner I, 131—246.

Roma fuit. „Ich werde den Dichter Lügen strafen," entgegnete Pius, aber diesmal ist der Dichter zum Propheten geworden[1]).

Schlimme Tage brachen durch die französische Revolution auch über das Papsttum herein, und man mußte sich in Rom die Frage vorlegen, wie es mit der nächsten Wahl werden würde. Pius VI. suchte Vorsorge zu treffen, indem er durch ein Dekret vom 11. Februar 1797 für dieses eine Mal die vorgeschriebene Wartezeit von zehn Tagen aufhob und den in Rom anwesenden Kardinälen auftrug, unverzüglich zur Wahl zu schreiten; das Breve wurde nicht veröffentlicht. Als gegen Ende des Jahres die Lage in Rom noch bedrängter wurde, übertrug er durch die Bulle Christi ecclesiae regendae vom 30. Dezember 1797, falls bei seinem Tode die ungewissen Zeitumstände noch fortdauerten, den Kardinälen die durch Mehrheitsbeschluß zu fassende Bestimmung über Ort und Zeit des Konklaves; auch diese Bulle wurde nicht publiziert, nur heimlich konnte sie später dem Kardinaldekan Johann Franz Albani nach Neapel geschickt werden. Am 20. Februar 1798 mußte Pius VI. auf Befehl der französischen Regierung Rom verlassen, seit dem 30. Mai war die Certosa bei Florenz seine Residenz. Nach langem Sträuben verstand er sich zu der Bulle Cum nos superiori anno vom 13. Nov. 1798. Sie hob für die nächsten Wahlen, sofern der folgende Papst nicht anders verordne, die Wahlgesetze von Gregor X. an auf und überließ es den Kardinälen, die vorgeschriebenen Ceremonien zu beobachten oder nicht; auch durften sich dieselben bei Lebzeiten des Papstes über die Wahl beraten, jedoch nicht über die zu erwählende Person; Freiheit der Wahl, Fernhaltung der Simonie und Zweidrittel-Majorität solle bestehen bleiben; der älteste von den am Sterbeorte des Papstes anwesenden Kardinälen oder, wenn keiner dort ist, der Nuntius und in dessen Ermangelung der Bischof des Ortes, ein Prälat oder sonst ein kirchlicher Würdenträger soll die Kardinäle von dem Tode des Papstes benachrichtigen; die Wahl soll jenen Kardinälen zustehen, welche sich in der größten Anzahl in dem Staate eines katholischen Fürsten zusammenfinden werden, also in dem Lande, wo sich mehr Kardinäle aufhalten als in einem anderen; der älteste von diesen bestimmt den Ort der Wahl und ruft die anderen brieflich zusammen, diesem Berufungsschreiben müssen sich alle anbequemen; alle sonst auftauchenden, durch diese Bulle nicht erledigten Fragen können die versammelten Kardinäle mit Stimmenmehrheit entscheiden.

Als Pius VI., der viator apostolicus nach der sog. Weissagung

[1]) Harder, Der Einfluß Portugals bei der Wahl Pius' VI., Königsberg 1889. Gendry, Le conclave de 1774—1775, Revue des questions historiques Bd. 51 (1892), 424—485.

des Malachias, am 29. Auguſt 1799 in der Gefangenſchaft zu Valence ſtarb, befanden ſich die meiſten Kardinäle mit dem Dekan Albani in dem unter öſterreichiſcher Herrſchaft ſtehenden Venedig, und da die Franzoſen einige Monate vorher aus Italien verdrängt worden waren, beſchloſſen ſie, dort in dem Benediktinerkloſter auf der Inſel San Giorgio die Wahl vorzunehmen und zwar nach den für das Konklave geltenden Beſtimmungen. Der Hof in Wien gab 24000 Thaler zur Beſtreitung der Koſten. Am 1. Dezember 1799 bezogen die Kardinäle das Konklave; nachdem am 10. noch Kardinal Herzan, welcher zugleich als kaiſerlicher Geſandter fungierte, eingetreten, waren es 34; elf fehlten. Herzan betrieb die Wahl des Kardinals Mattei, weil man in Wien hoffte, von ihm den Verzicht auf die durch Oeſterreich beſetzten Teile des Kirchenſtaates zu erlangen, hatte aber keinen Erfolg. Dagegen konnte die Wahl Belliſomis faſt als geſichert gelten. Herzan erwirkte einen Aufſchub von zwölf Tagen, um einen Kurier nach Wien zu ſchicken. Inzwiſchen gelang es ihm, Belliſomis Partei ſo zu ſchwächen, daß ſich für ihn nicht mehr die Majorität zuſammenfand. Zwei Monate ſtanden ſich Belliſomi und Mattei mit faſt gleicher Stimmenzahl gegenüber. Als Anfang März 1800 Gerdil ernſtlich in Frage kam, erklärte Herzan, er ſei unter den dem Kaiſer nicht erwünſchten Perſonen, wollte damit aber, wie er ſagte, keine offizielle Exkluſion ausſprechen, weil ſolche nur gegen einen angängig ſei. Da machte Ruffo auf den 58jährigen Gregor Barnabas Chiaramonti aus dem Benediktinerorden aufmerkſam, Leonhard Antonelli, das Haupt der Partei Matteis, und der Sekretär des Konklaves Hercules Conſalvi wußten für ihn die Mehrheit zu gewinnen. Herzan, der auf verſchiedene politiſche Fragen von ihm nur ausweichende Antworten bekommen hatte, wollte nochmals das frühere Manöver verſuchen und erbat Aufſchub, um nach Wien zu ſchreiben, fand aber diesmal kein Gehör. Am Abend des 13. März begaben ſich die Kardinäle in Chiaramontis Zelle, um ihm durch Handkuß zu huldigen, nur Herzan blieb zurück und machte in der Nacht noch Verſuche für andere Kandidaten. Am Morgen des 14. erhielt Chiaramonti ſämtliche Stimmen. Wie wenig die Wahl Pius' VII. (bis 20. Auguſt 1823) nach dem Wunſche der öſterreichiſchen Regierung war, zeigte ihr paſſives Verhalten bei der Krönung: ſie ſtellte nicht den Markusdom zur Verfügung, ſo daß die Ceremonie in der Kirche des Benediktinerkloſters vorgenommen werden mußte [1]).

[1]) Artaud, Geſchichte des Papſtes Pius VII. Aus dem Franzöſiſchen (Wien 1837) I, 100—130. Zu dieſer und den folgenden Wahlen ſ. auch: Gams, Geſchichte der Kirche Chriſti im 19. Jahrhundert. 3. Bde., Innsbruck 1854—56. Cipolletta, Memorie

Auch Pius VII. mußte erfahren, daß die dreifache Krone eine schwere Bürde sei. Als sich ob seiner Standhaftigkeit gegen Napoleons Forderungen das Gewitter immer drohender über ihm zusammenzog, unterzeichnete er am 6. Februar 1806 die Bulle Quae potissimum. welche ähnliche Anordnungen für die Neuwahl enthielt, wie sie sein Vorgänger getroffen hatte. Eine Ergänzung dazu bildeten die Novae leges in nova Pontificis electione si casus contigerit, ut Illius obitus obveniat inter politicas perturbationes, die man vorfand, als man am 6. Juli 1809 den Papst von Rom wegriß, um ihn nach Savona und Fontainebleau in die Gefangenschaft zu schleppen. Pius VII. erlebte auch die glänzende Wiederherstellung des Papsttums, welche die getroffenen Vorsichtsmaßregeln überflüssig machte.

Als Pius VII. am 20. August 1823 im Quirinal starb, überlegten die Kardinäle, ob sie hier oder im Vatikan das Konklave halten sollten, sie entschieden sich für den Quirinal, wo es am 2. September begann. Unter den Kardinälen bestanden zwei Parteien, die Zelanti, welche eine Aenderung der vom Kardinal-Staatssekretär Consalvi eingeschlagenen Politik wollten, und die Gemäßigten. Zu den ersteren gehörte Severoli, der es im Skrutinium am 21. September auf 26 Stimmen brachte. Während die Kardinäle die Zettel für den Acceß schrieben, gab Kardinal Joseph Albani, der Bevollmächtigte Oesterreichs, folgende Erklärung ab: „In meiner Eigenschaft als außerordentlicher Gesandter bei dem im Konklave versammelten heiligen Kollegium . . . . ., sowie vermöge der mir erteilten Instruktionen erfülle ich die unangenehme Pflicht, zu erklären, daß der k. k. Hof zu Wien Se. Eminenz den Kardinal Severoli nicht als Papst annehmen kann und ihn ausdrücklich ausschließt.“ Diese Erklärung rief große Bewegung hervor, hauptsächlich, weil man zweifelte, ob Albani seinen Instruktionen gemäß gehandelt habe; als der österreichische Gesandte das in einem Schreiben an das Kollegium vom 24. September bestätigte, ließ man Severoli fallen. Seine Anhänger baten ihn, einen Kandidaten vorzuschlagen; er nannte Hannibal della Gegna. Der französische Gesandte Laval hatte den Kardinälen im Namen seines Königs den Kardinaldekan Somaglia und Castiglione vorgeschlagen; dem ersteren fehlten einmal im Skrutinium nur drei Stimmen, die ihm aber der Acceß nicht brachte. Nach der Ausschließung Severolis schwankte die Wahl zwischen Castiglione und della Gegna. Man erzählte, Laval habe in Paris die formelle Exklusion des letzteren nachgesucht. Die Furcht davor trieb die Kardinäle zur Beschleunigung. „Hannibal ante portas!“ meldete ein Konklavist nach draußen; am

politiche sui Conclavi da Pio VII. a Pio IX., Milano 1863. Silbernagl, Die kirchenpolitischen und religiösen Zustände im 19. Jahrhundert, Landshut 1901.

Morgen des 28. September erhielt della Gegna, der am Abend vorher nur 13 gehabt hatte, die Zweidrittel-Majorität von 34 Stimmen und bestieg als Leo XII. den päpstlichen Stuhl (bis 10. Februar 1829).

Im nächsten Konklave lagen drei Exklusionsordres vor. Der französische Gesandte Chateaubriand, der berühmte Verfasser des Génie du Christianisme, teilte dem Kardinal Tonnerre, der erst nachträglich ins Konklave eintrat, die Ausschließung Albanis mit, wobei er freilich auf eigene Faust handelte; Albani war von Oesterreich mit der Exklusion di Gregorios beauftragt, und Spanien gab sie Giustiniani. Von keiner wurde Gebrauch gemacht; Albani, der am ersten hätte in die Lage kommen können, wußte sein Ziel durch persönliche Einwirkung auf die Kardinäle zu erreichen. Frankreich trat wieder für Franz Castiglione ein, auch Albani nahm für ihn Partei, und nach einem fünfwöchentlichen Konklave wurde er am 31. März 1829 mit 47 von 50 Stimmen als Pius VIII. gewählt (bis 30. November 1830)[1]). „Viktoria! ich habe einen zum Papste, den ich auf meine Liste gesetzt hatte!" schrieb Chateaubriand nach Paris.

In dem fünfzigtägigen Konklave, welches am 14. Dezember 1830 begann, war Oesterreichs Bestreben darauf gerichtet, einen Papst zu bekommen, der die von Pius VIII. ausgesprochene Anerkennung der französischen Juli-Monarchie zurücknehme. Sein Kandidat war der alte Kardinaldekan Bartholomäus Pacca (geb. 1756), auf den Albani ein gutes Drittel der 44 Stimmen vereinigte. Eine fast gleiche Gruppe stimmte für di Gregorio, während eine dritte sich nach einigen Tagen auf Giustiniani sammelte. Die letzte vergrößerte sich mehr und mehr, namentlich durch den Beitritt von Kardinälen der zweiten, so daß Giustiniani am 7. Januar 21 Stimmen erhielt. Aber er hatte die Exklusive von Spanien, und dessen Bevollmächtigter, Kardinal Marco y Catalan ersuchte unter Hinweis darauf, diese Kandidatur nicht weiter zu betreiben. Man kümmerte sich nicht darum. Da übergab Catalan am 9. Januar dem Dekan folgendes Billet des spanischen Gesandten: „Der Unterzeichnete als außerordentlicher und bevollmächtigter Gesandter Sr. katholischen Majestät beim heiligen Stuhle entbietet Sr. Eminenz dem Kardinaldekan seine vorzüglichsten Komplimente und bittet ihn, dem heiligen Kollegium die Mitteilung zu machen, daß er, der Gesandte, im Namen seines erlauchten Herrschers auf ausdrücklichen Befehl Sr. katholischen Majestät Sr. Eminenz dem Kardinal Giustiniani die Exklusion vom päpstlichen Stuhle erteilt." Pacca verlas das Billet, und im nächsten Skrutinium erhielt Giustiniani noch 10 und am

[1]) Für dieses und das folgende Konklave s. Diarii de' Conclavi di Mgr. Pietro Dardano, commentati ed annotati da D. Silvagni, Firenze 1879.

folgenden Tage nur noch 3 Stimmen. Jetzt schien die Partei Albani-Pacca das Uebergewicht zu bekommen, und man machte sich auf ein langes Konklave gefaßt. Doch di Gregorio, gegen den Albani wieder die Exklusionsordre seitens Oesterreichs hatte, bat, von ihm ganz abzusehen, und seine Gruppe vereinigte sich nun ganz mit der Giustinianis, welcher auf ihre Bitte den Präfekten der Propaganda, Maurus Capellari aus dem Camaldulenserorden, bezeichnete. Auch gegen ihn lag, wie man sagte, die Exklusion von Oesterreich vor, weil er als junger Priester in einer Predigt in Tirol sich zu freimütig ausgesprochen habe, wie er auch Spanien wenig genehm war. Aber Albani hütete sich, seine Ausschließung auszusprechen, um sich für andere Kandidaturen nicht wehrlos zu machen, da es als Grundsatz galt, daß derselbe Staat nur einen exkludieren könne. Drei Wochen ging es weiter, ohne daß eine Majorität zu erzielen war. Die Nachricht von dem Ausbruch revolutionärer Bewegungen in Mittelitalien mahnte zur Beschleunigung, unter den Fenstern des Quirinals knallte eine Bombe, und andere verdächtige Zeichen machten sich in Rom bemerkbar. Am 1. Februar erhielt Capellari 25 Stimmen, nun trat auch Albani mit den Seinigen zu ihm über, und der folgende Tag brachte Gregor XVI. die Majorität (bis 1. Juni 1846).

Unter dem Eindruck der Gefahren, welche seine Erwählung bedroht hatten, und der revolutionären Bewegungen, die im Anfang seines Pontifikates Europa durchzogen, traf auch Gregor nach dem Beispiel seiner Vorgänger geeignete Maßregeln. In einem Dokument, das aber anscheinend niemals publiziert ist, gab er den Kardinälen die Vollmacht, unverzüglich zur Wahl seines Nachfolgers zu schreiten, falls die Beobachtung der herkömmlichen Gebräuche die Freiheit irgendwie beeinträchtigen sollte[1]).

Ein nur zweitägiges Konklave brachte am 16. Juni 1846 Johann Mastai-Ferretti als Pius IX. die Tiara. Es schien sich hauptsächlich um Lambruschini, den Staatssekretär Gregors, und Micara zu handeln. Da der letztere glaubte, daß Lambruschinis Wahl gesichert sei, wenn man die Ankunft der österreichischen und neapolitanischen Kardinäle abwarte, lenkte er die Aufmerksamkeit auf Mastai. Es heißt, Kardinal Gaisruck sei mit der Exklusive desselben von seiten Oesterreichs beauftragt gewesen. Er traf erst am 21. in Rom ein. „Die Besorgnis vor der Möglichkeit einer Exklusion," schrieb der neapolitanische Gesandte Graf Ludolf an seine Regierung, „scheint die außerordentliche Eile der Kardinäle zu erklären" [2]).

Die veränderten Verhältnisse in Italien seit 1870 mußten die Sorge Pius' IX. auf die künftige Papstwahl lenken. Schon unter dem

---

[1]) Lector 716. — [2]) A. a. O. 503.

23. Auguſt 1871 erging hierüber die Bulle In hac sublimi, die jedoch vollſtändig geheim blieb. Ihre Promulgation ſollte erſt nach dem Tode des Papſtes erfolgen, und zwar durch die Verleſung in der Zuſammenkunft des Kamerlengo und der drei Capi d'ordini und dann in der erſten General-Kongregation der Kardinäle am Tage nach dem Ableben des Papſtes. Außer ihm war es in erſter Linie Fürſt Bismarck, der ſich mit der nächſten Wahl beſchäftigte. Vom 14. Mai 1872 iſt ſeine berüchtigte, zwei Jahre ſpäter im ſog. Arnim-Prozeß bekannt gewordene Cirkulardepeſche an die Vertreter des Deutſchen Reiches bei den auswärtigen Regierungen datiert, in welcher der Reichskanzler es für wünſchenswert hält, „daß diejenigen europäiſchen Regierungen, welche durch die kirchlichen Intereſſen ihrer katholiſchen Unterthanen und durch die Stellung der katholiſchen Kirche in ihrem Lande bei der Papſtwahl intereſſiert ſind, ſich rechtzeitig mit den dieſelbe betreffenden Fragen beſchäftigen und, wo möglich, ſich untereinander über die Art und Weiſe verſtändigen, wie ſie ſich derſelben gegenüber verhalten wollen, und über die Bedingungen, von welchen ſie eventuell die Anerkennung einer Wahl abhängig machen würden". Bismarck ging aus von der Anſchauung, daß durch das Vatikanum die Stellung des Papſtes und der Biſchöfe in der Kirche und die des Papſtes zu den weltlichen Mächten eine andere geworden ſei und deshalb die Regierungen ſich fragen müßten, ob die Wahl und die Perſon des neuen Papſtes die Garantieen böten, welche ſie gegen den Mißbrauch der neuen päpſtlichen Gewalt zu fordern berechtigt ſeien; die von einigen Staaten geübte Exkluſive habe ſich oft genug als illuſoriſch erwieſen, und der Einfluß, den die verſchiedenen Nationen durch Kardinäle ihrer Nationalität ausüben könnten, hänge von zufälligen Umſtänden ab[1]). Die Mächte wieſen das an ſie geſtellte Anſinnen zurück. Bismarck hatte auch die Befürchtung ausgeſprochen, die neue Wahl möchte in übereilter Weiſe verſucht werden. Eine Beſtätigung dieſer Befürchtung brachte einige Wochen nachher die Notiz der Spenerſchen Zeitung, Pius IX. habe eine Bulle Praesente cadavere erlaſſen, nach welcher die künftige Wahl unmittelbar nach ſeinem Tode durch die in Rom anweſenden Kardinäle vorgenommen werden ſolle, ohne die Ankunft der übrigen abzuwarten. Die Bulle ſelbſt wußte man nicht zu bringen. Das holte am 9. Januar 1874 die Kölniſche Zeitung nach, indem ſie die angeblich wortgetreue Ueberſetzung einer Bulle Apostolicae sedis munus vom 23. Mai 1873 brachte, durch welche das von der Bulle Praesente cadavere Behauptete vorgeſchrieben wurde.

[1]) Siegfried, Aktenſtücke betr. den preußiſchen Kulturkampf (Freiburg 1882) 99 f. Brück, Geſchichte der kath. Kirche in Deutſchland im 19. Jahrhundert IV (Mainz 1901), 105 ff.

Einige Tage später kam der lateinische Text. Zwar wurde alsbald aus inneren Gründen nachgewiesen, daß man es nur mit einer plumpen Fälschung, mit einer höchst ungeschickten Reproduktion der Bestimmungen der Bulle Cum nos superiori anno Pius' VI. vom 13. November 1798 zu thun habe, aber die kirchenfeindliche Presse wollte sich nicht belehren lassen. Kardinalstaatssekretär Antonelli sah sich deshalb veranlaßt, in einem Rundschreiben an die päpstlichen Nuntien vom 17. Januar 1874 die angebliche Bulle als gänzlich unterschoben zu bezeichnen. Wie erzählt wurde, hatte man 10000 Frcs. ausgegeben, um die Bulle zu erlangen, war aber schmählich betrogen worden. Der Bismarcksche Gedanke von der Berechtigung und Notwendigkeit einer staatlichen Einflußnahme bei der nächsten Papstwahl wurde nicht nur in Zeitungsartikeln vertreten, auch andere litterarische Erscheinungen, mehrere Broschüren suchten ihn weitläufiger und eingehender zu begründen, und da von katholischer Seite darauf geantwortet wurde, so haben jene Jahre eine verhältnismäßig reiche Litteratur über die Papstwahl aufzuweisen[1]). Auch in Italien wurde der Gegenstand erörtert[2]).

Diese Erörterungen gaben dem Papste Veranlassung zu einer zweiten Bulle Licet per apostolicas vom 8. September 1874, welche es sich gerade zur Aufgabe setzte, den Gefahren zu begegnen, die eine Einmischung der italienischen oder einer anderen Regierung nach sich ziehen könnte. Nachdem Pius IX. am 21. September 1877 den Kardinal Pecci zum Kamerlengo ernannt hatte, bestellte er eine Kommission von Kardinälen, welche Maßregeln für die neue Wahl vorschlagen sollte. Das Ergebnis ihrer Beratungen war die dritte Bulle Consulturi vom 10. Oktober 1877, welche die Bestimmungen der beiden früheren teils erneuerte, teils weitere hinzufügte. Die hauptsächlichsten Bestimmungen sind folgende:

1. Das Recht der Papstwahl gehört einzig den Kardinälen, unter Ausschluß jeder Laiengewalt.

2. Die Kardinäle sind frei in der Bestimmung über Zeit, Ort, Verschluß, Ceremonien u. dergl. des Konklaves.

3. Die Vorschriften über die Bewachung des Konklaves durch die betreffenden städtischen Obrigkeiten sind aufgehoben.

---

[1]) Ueber die Rechte der Regierungen beim Konklave, München 1872 (Verfasser soll der dortige italienische Gesandte Graf Greppi sein). — Ein Wort über die Papstwahl, Berlin 1872. Ueber die Verfasser dieser beiden Schriften s. Archiv für katholisches Kirchenrecht Bd. 28 (1872), 69 f. — Lorenz, Papstwahl und Kaisertum, Berlin 1874. — Die Papstwahl nach ihrer geschichtlichen Gestaltung und dem geltenden Recht, Prag 1874. — Die schon früher citierten Aufsätze in den Stimmen aus Maria Laach.

[2]) Bonghi, Il Conclave e il diritto dei governi, mehrere Aufsätze in der Nuova Antologia, Bd. 21 u. 22 (1872). — Civiltà cattolica, vol. 7 (1872).

4. Nach dem Tode des Papstes haben die in Rom anwesenden Kardinäle sofort mit Stimmenmehrheit über den Ort des Konklaves zu beschließen.

5. Ist in Rom mehr als die Hälfte aller zur Zeit lebenden Kardinäle anwesend, so können sie sofort, ohne die anderen abzuwarten, zur Wahl schreiten.

6. Die Totenfeierlichkeiten für den verstorbenen Papst sollen vereinfacht werden, die Kardinäle sollen sie in der Kapelle des Vatikans halten.

7. Der Papst spricht den Wunsch aus, das Konklave möge außerhalb Italiens stattfinden. Wird es in Rom oder sonst in Italien gehalten, so ist es beim geringsten Angriff auf die Wahlversammlung oder auf einen einzelnen Kardinal, mag er von einer Obrigkeit oder von einer Privatperson ausgehen, sofort aufgelöst und wird außerhalb Italiens verlegt, auch wenn die eigentliche Wahl schon begonnen hat.

8. Alle nicht namentlich aufgehobenen Konstitutionen bleiben in Kraft, besonders auch die, daß während der Sedisvakanz keine Neuerungen eingeführt werden und die Kardinäle nicht über Gerechtsame des päpstlichen Stuhles verfügen dürfen.

9. Falls der Papst außerhalb Roms stirbt, hat der älteste der anwesenden Kardinäle, in Ermangelung von solchen der Nuntius oder der Ortsbischof oder ein anderer anwesender kirchlicher Würdenträger den Kardinaldekan und die anderen Kardinäle, deren Wohnsitz ihm bekannt ist, von dem Tode zu benachrichtigen. Der Dekan soll sofort unter Zuziehung der drei ältesten Kardinäle aus jedem Ordo und des Kamerlengo den Ort des Konklaves bestimmen und die übrigen Kardinäle davon in Kenntnis setzen. Diese haben sich unverzüglich an diesen Ort zu begeben, und sobald mehr als die Hälfte der lebenden Kardinäle beisammen ist, soll mit der Wahl begonnen werden.

10. Alle diese Bestimmungen gelten auch für die zweitfolgende Wahl, wenn sie der nächste Papst nicht aufhebt.

11. Die geheime Wahl durch Stimmzettel und die Zweidrittel-Majorität bleiben in Kraft.

12. Die materielle Klausur des Konklaves können die Kardinäle abschwächen, die Geheimhaltung der Wahl ist aber beizubehalten.

13. Ueber zweifelhafte Punkte können die Kardinäle mit Stimmenmehrheit entscheiden.

14. Alle drei Konstitutionen sollen in einer alsbald nach dem Ableben des Papstes abzuhaltenden General-Kongregation verlesen werden, was als Promulgation gilt; von den beiden früheren hat aber nur das Geltung, was in dieser dritten bestätigt oder erwähnt ist[1]).

---

[1]) Deshalb wurde von einer Inhaltsangabe der beiden ersten abgesehen.

Dieſer Bulle fügte Pius IX. unter dem 10. Januar 1878 noch ein Regolamento da osservarsi dal S. Collegio in occasione della vacanza dell' Apostolica Sede mit 32 Artikeln hinzu, welches „für alle wahrſcheinlichen möglichen Fälle, die bei der Erledigung des päpſtlichen Stuhles eintreten können", Vorſorge zu treffen ſuchte. Der erſte Artikel beſtimmte: die Kardinäle dürfen ſich weder einzeln noch insgeſamt mit den Regierungen in Verbindung ſetzen, auch nicht öffentliche Funktionen vornehmen. Weiterhin kam es dem Papſte darauf an, die Herrſchaft des Kardinalkollegiums über den Vatikan, den geringen Reſt päpſtlicher Souveränität, entſchieden zum Ausdruck zu bringen. Deshalb müſſen alle amtlichen Schriftſtücke während der Zeit der Sedisvakanz, wie die Einladung des Dekans an ſeine Kollegen zur Wahl, aus dem Vatikan datiert ſein. Unmittelbar nach dem Tode des Papſtes müſſen alle Thore des Palaſtes geſchloſſen werden, nach Ablauf der neuntägigen Totenfeierlichkeiten können die Zugänge zu den Muſeen und der Bibliothek wieder geöffnet werden. Weitere Artikel gaben Vorſchriften für den Fall, daß die italieniſche Regierung verſuchen ſollte, Eingang in den Vatikan zu erlangen, enthielten Anweiſungen, wie den päpſtlichen Nuntien und den auswärtigen Kardinälen von dem Ableben des Papſtes Mitteilung zu machen ſei, über das Begräbnis und dergl. Mehr als ſonſt tritt überall der Kamerlengo in den Vordergrund [1]).

Wenige Wochen nach dem Erlaß dieſes Regolamento, am 7. Februar, ſtarb Pius IX. Schon einige Stunden vorher hatte der italieniſche Miniſterpräſident Depretis folgende Depeſche an die auswärtigen Vertreter Italiens verſandt: „Der Papſt iſt ſehr krank, man ſagt ſogar, er ſei heute gegen 2 Uhr geſtorben. Alle Vorkehrungen ſind getroffen, um die materielle und moraliſche Sicherheit der proviſoriſchen Regierung der Kirche und des Konklaves ſicher zu ſtellen." Es handelte ſich um das Preſtige des italieniſchen Königreiches. In der That ſind auch die Tage der Sedisvakanz ohne Zwiſchenfall verlaufen. Aber die Zeitverhältniſſe mußten für die Kardinäle eine Mahnung ſein, die Wahl möglichſt zu beſchleunigen [2]).

Auch die Perſon des neuen Papſtes war, namentlich in Italien, in den Kreis der Erörterung gezogen, und man bezeichnete den Kardinal Joachim Pecci, den Biſchof von Perugia, als ſolchen [3]). Für ihn traten

---

[1]) Die Erlaſſe Pius' IX. ſ. bei Lector 749—779, vgl. auch 716 ff. Archiv für katholiſches Kirchenrecht LXV, 303 ff. (teilweiſe fehlerhaft).

[2]) Ueber das letzte Konklave: De Cesare, Il Conclave di Leone XIII., Città di Castello 1888.

[3]) Bonghi, Il Conclave e il Papa futuro, Milano 1877; deutſch von Storch, Wien 1878. De Cesare erwähnt S. 5 auch eine Schrift des Abtes Pappalettere von

im Konklave besonders die Kardinäle Bartolini und Franchi ein. Im ersten Skrutinium am 19. Februar erhielt er 19 Stimmen von 60, die meisten nach ihm, sieben, hatte Bilio; im zweiten Skrutinium stieg die Zahl für Pecci auf 26, zu denen im Accesß noch 8 kamen. Als sich die Kardinäle am nächsten Tage zum dritten Skrutinium zusammenfanden, stand Peccis Wahl schon fest, und ehe der Wahlgang begann, unterhielt man sich bereits darüber, welchen Namen er wohl annehmen werde. Das bloße Skrutinium ergab 44 Stimmen für ihn — er war gewählt. Das Evviva, das die Kardinäle Leo XIII. darbrachten, fand freudigen Wiederhall auf dem ganzen katholischen Erdkreis.

Als Leo XIII. am 30. Juni 1889 plötzlich ein geheimes Konsistorium berief, hieß es, er habe in demselben eine neue Konstitution über die nächste Papstwahl vorgelegt. Auch ein anderes Mal war von einer solchen die Rede. Ob es wahr ist, entzieht sich der Kenntnis. Aber wenn man bedenkt, daß die beiden letzten Verfügungen Pius' IX. unter der thätigen Beihülfe Peccis als Kamerlengo zu stande gekommen sind, darf man es für mehr als unwahrscheinlich halten[1]). Für die nächste Papstwahl gelten, soweit bis jetzt wenigstens bekannt, noch die Bestimmungen Pius' IX. Möge sie noch lange auf sich warten lassen!

Außer den angeführten Gesetzen Pius' VI., Pius' VII. und Pius' IX. sind von mehreren Päpsten noch Gesetze erlassen, die noch mehr als jene den Charakter von Gelegenheitsgesetzen haben. Pius II. verordnete 1459, ehe er zum Türkenkongreß nach Mantua reiste, wenn er auf der Reise sterbe, sollte die Wahl doch in Rom stattfinden. Gleiche Verordnung gab Clemens VII., als er 1529 nach Bologna zur Kaiserkrönung Karls V. und 1533 nach Frankreich, Pius VI., als er 1782 nach Wien, und Pius VII., als er 1804 nach Paris reiste, um Napoleon zu krönen. Als Clemens VII. 1527 bei der Einnahme Roms durch die kaiserlichen Truppen gefangen in der Engelsburg saß, traf er ebenfalls Vorkehrungen für die Wahl des Nachfolgers, falls er in der Gefangenschaft sterbe; sie sollte auf jeden Fall in Italien vorgenommen werden. Der Beschluß des Konzils von Basel[2]) gab in der Folgezeit den Päpsten Veranlassung, bei Einberufung eines Konzils, meistens durch eine eigene Bulle, zu erklären, daß eine etwaige Papstwahl nicht dem Konzil, sondern den Kardinälen zustehe, nämlich Julius II. (1513), der das auf dem Sterbebett erklärte, Paul III. (1536, 1542, 1544), Pius IV. (1561) und Pius IX. (1869).

Monte-Cassino aus dem Jahre 1874, geschrieben im Auftrag des Ministers Visconti Venosta. Vgl. auch Galland, Papst Leo XIII. (Paderborn 1888), 90 f.

[1]) Lector 744 f. Mit der nächsten Papstwahl beschäftigt sich schon Ludwig Norden in den Grenzboten 1902, S. 352—359. — [2]) S. oben S. 48.

Die Gebräuche der Papſtwahl [1]).

I. Beiſetzung des verſtorbenen Papſtes.

Die Erledigung des päpſtlichen Stuhles iſt nur möglich durch Tod oder Abdankung des Papſtes. Benedikt V. verzichtete, da er gegen Kaiſer Otto I. ſein Papſttum nicht behaupten konnte. Als eine Abdankung mag es aufgefaßt werden, als Benedikt IX. gegen Geld an Gregor VI. das Papſttum überließ. Von dieſem wird berichtet, er habe ſeine eigene Abſetzung ausgeſprochen, ehe die Synode von Sutri dieſelbe verfügte. Cöleſtin V. und Gregor XII. ſind außerdem die einzigen, welche das Papſttum niedergelegt haben [2]). Daß der Papſt abdanken könne, erkärte Cöleſtin V., und Bonifaz VIII. nahm dieſe Erklärung in ſeine Rechtsſammlung auf [3]). Abſetzung von Päpſten durch weltliche

---

[1]) Für die jetzigen Gebräuche ſind maßgebend die Konſtitutionen Pius' IV., Gregors XV. und Clemens' XII (ſ. oben S. 58, 64, 75). Für die frühere Zeit kommen hauptſächlich in Betracht: die Ordines Romani bei Mabillon, Musei italici tom. II., Paris 1724. Gatticus, Acta caeremonialia, Romae 1753 (ſiehe oben S. 49). Augustinus Patritius Piccolomini, Rituum ecclesiasticorum sive sacrarum Ceremoniarum libri tres, geſchrieben unter Innocenz VIII., herausg. von Chriſtoph Marcellus, Erzbiſchof von Corcyra, zu Venedig 1516, bei Hoffmann, Nova scriptorum ac monumentorum collectio II (Lipsiae 1723), 275—740. — Vergl. weiter: Caeremoniale continens ritus electionis Romani Pontificis, Gregorii Papae XV. iussu editum, Romae 1622, unter Hinzufügung der ſpäteren Konſtitutionen noch ſiebenmal aufgelegt (ſ. Gatticus 461), zuletzt 1744 (ich benutzte die fünfte Auflage von 1724). Lunadoro, Relazione della corte di Roma (Padova 1650), 227—277. Meuschen, Caeremonialia electionis et coronationis Pontificis Romani et caeremoniale episcoporum, Francofurti 1732. Camarda, Constitutionum Apostolicarum una cum Caeremoniali Gregoriano de pertinentibus ad electionem Papae synopsis, Reate 1737. Häberlin, Römiſches Konklave, Halle 1769. Das römiſche Konklave. Aus dem Italieniſchen, Leipzig 1820. Novaes, Introduzione alle vite de' sommi Pontefici, 2 voll., Roma 1822. Die Papſtwahl, eine Beſchreibung und Abbildung der Gebräuche bei Erledigung und Wiederbeſetzung des päpſtlichen Stuhles, Augsburg 1829, 7. Aufl. 1846. Election et Couronnement du Souverain Pontife, Paris 1846. Phillips, Kirchenrecht V, 853—900. Hinſchius, Kirchenrecht I, 275—291. Lucius Lector, Le Conclave, Paris 1894. Derſ., L'élection papale, Paris 1896 (Auszug aus dem erſteren Werke, welches bei Citierung gemeint iſt). Ceccaroni, Il Conclave, Torino 1901. Die Angaben über die letzte Wahl ſind aus dem S. 88 genannten Buche von de Cesare.

[2]) S. oben S. 22, 23, 24, 41, 46. Die Nachricht von der Abdankung Clemens' I. beruht auf einem Mißverſtändnis (ſ. Hefele VI, 273); die von der Abdankung des Marcellinus iſt ſpätere Erdichtung (ſ. Döllinger, Papſtfabeln 48—52).

[3]) C. 1 in 6to de renuntiatione I, 7. Ueber die Abdankung Cöleſtins V. und den ſich daran knüpfenden Streit ſ. Hefele VI, 272 ff., 304 ff.; Sägmüller, Kardinäle 142.

Herrscher und Synoden verzeichnet die Geschichte mehrfach[1]). Wo ein rechtmäßiger davon betroffen wurde, war der Schritt ein unbefugter Eingriff oder mag in den Zeitverhältnissen eine gewisse Entschuldigung finden. Als der judex supremus fidelium[2]) hat der Papst keinen irdischen Richter über sich, sondern er ist für seine Verwaltung nur Gott und seinem Gewissen Rechenschaft schuldig[3]).

Sobald der Papst gestorben ist, beginnt der Kardinal-Kamerlengo[4]) seine Thätigkeit. In violetter Kleidung, zum Zeichen der Trauer, begiebt er sich mit den Kammerklerikern, welche schwarze Mäntel tragen, dem Majordomus und den wirklichen Geheimkämmerern des verstorbenen Papstes in das Sterbezimmer, um den Tod festzustellen. Das Gesicht des Verblichenen ist mit einem weißen Schleier bedeckt, um das Bett stehen die Pönitentiare von St. Peter. Nachdem der Kamerlengo ein kurzes Gebet verrichtet hat, wird der Schleier aufgehoben, der Kardinal klopft mit einem silbernen Hammer dreimal an die Stirn des Toten und ruft ihn bei seinem Taufnamen. Hat er sich durch die Nichtbeantwortung dieses Rufes von dem Tode überzeugt, so macht er den Umstehenden davon Mitteilung und spricht die sog. Absolutio, während alle niederknieen. Hierauf erhält der Kamerlengo von dem ersten Kammerherrn den Fischerring[5]), welcher von der Hand des Toten genommen ist. Das ist das Zeichen, daß die Gewalt des apostolischen Stuhles vorläufig in die Hände des Kamerlengos übergegangen ist. Ueber alles das wird durch einen Protonotar ein Protokoll aufgenommen.

---

[1]) S. oben S. 15. 22, 24, 46.

[2]) Conc. Vatic., Const. Pastor aeternus, cap. 3.

[3]) Vgl. Phillips I, 245 ff. Ueber den Fall von Irrsinn und privater Häresie des Papstes, welche ebenfalls die päpstliche Würde nehmen würden, s. Sägmüller, Lehrbuch des kath. Kirchenrechts (Freiburg 1902), 319.

[4]) Man unterscheidet den Kardinal-Kamerlengo oder Kardinal-Kämmerer der h. römischen Kirche, den Kamerlengo des Kardinal-Kollegiums und den des römischen Klerus; vgl. Kirchenlexikon II, 1763; hier ist immer der erste gemeint. Bei der letzten Wahl bekleidete bekanntlich der jetzige Papst dieses Amt; gegenwärtig hat es Oreglia di San Stefano, Kardinalbischof von Ostia und Velletri, zugleich Dekan des h. Kollegiums.

[5]) Der annullus piscatoris trägt auf seinem Steine außer dem Namen des Papstes ein Bild des h. Petrus, welcher in einem Kahne das Netz auswirft; er dient seit Calixtus III. zur Besiegelung der Breven auf Pergament. Eine Abbildung des Fischerringes Leos XIII. s. in dem Werke: Die katholische Kirche unserer Zeit ꝛc. I (Berlin 1899), 488. Das „piscatoris sigillum, quo Romani pontifices in suis secretis utuntur“ wird zum ersten Male 1265 von Clemens IV. erwähnt; Potthast, regesta Romanorum pontificum n. 19051. Die Worte Theobalds von Canterbury (1139—1161) an Alexander von Lincoln: „Wie der Papst mit dem Steuerruder das Schiff Petri, so leitet er durch den gemessenen Gebrauch seines Siegels die ganze Kirche“ (bei Phillips III, 649) deuten darauf, daß schon damals ein solches Siegel in Gebrauch war.

Dem Kamerlengo liegt es ob, die übrigen Kardinäle von dem Tode des Papstes zu benachrichtigen; bei den außerhalb Roms wohnenden geschah das früher durch eigene Boten, jetzt nach der Bestimmung Pius IX. durch Telegramme, denen briefliche Nachricht zu folgen hat. Die Mitteilung an die römischen Stadtbehörden fällt unter den seit 1870 bestehenden Verhältnissen fort. Der Kardinal-Staatssekretär hat das beim h. Stuhle beglaubigte diplomatische Korps von dem Tode in Kenntnis zu setzen. Das ist seine letzte Amtshandlung; von da an fungiert der Sekretär des Kardinal-Kollegiums gewissermaßen als Pro-Staatssekretär. Ueberhaupt werden mit dem Tode des Papstes alle Aemter suspendiert, nur der Kardinal-Kamerlengo und der Kardinal-Großpönitentiar setzen ihre Amtsverrichtungen fort[1]). Die Gewalt des letzteren erstreckt sich nach den Gesetzen Pius' IV. und Clemens' XII. jedoch nur auf das forum conscientiae. Stirbt einer von ihnen während der Sedisvakanz, so wählen die Kardinäle mit absoluter Mehrheit einen Vertreter, der bis zur Wahl des neuen Papstes das Amt versieht. Gewohnheitsgemäß bleibt auch der Kardinalvikar, der Stellvertreter des Papstes für das römische Bistum, im Amte, doch nennt er sich nicht mehr Generalvikar des Papstes, sondern „Generalvikar und ordentlicher Richter von Rom". Stirbt er, so tritt sein Viceregente an seine Stelle[2]).

Bleiben wir vorläufig bei der Leiche des verstorbenen Papstes[3]). Dieselbe wird zunächst einbalsamiert, was 24 Stunden nach dem Tode beendet sein soll. Der erste Papst, bei dem die Einbalsamierung vorgenommen wurde, war Julius II.[4]), doch war schon im 12. Jahrhundert eine Behandlung des Leichnams mit Balsam Sitte[5]). Die Eingeweide werden herausgenommen und in einer Marmorurne verschlossen. Ehemals wurden dieselben durch einen Geheimkaplan zur Kirche der h. Vincenz und Anastasius als der Pfarrkirche des Quirinals, der gewöhnlichen päpstlichen Residenz, gebracht, dort dem Pfarrer übergeben und in einem von Benedikt XIV. zu diesem Zweck erbauten Grabgewölbe beigesetzt[6]). Bei Pius IX. kam die Urne in die Krypta von St Peter.

---

[1]) So bestimmte schon Gregor X. für den Kämmerer, Clemens V. auch für den Pönitentiar.

[2]) Bestimmungen Clemens' XII., Magnum Bullarium XIV, 251. Ueber die Gewalt des Pönitentiars erließ Paul III. eine Bulle, welche Julius III. 1550 publizierte.

[3]) Vgl. Cancellieri, Notizie istoriche (Roma 1823) 24—35.

[4]) Cancellieri 29. Lector 155.

[5]) In der vita Paschalis II. (gest. 1118) heißt es: Corpus eius balsamo infectum est. Vergl. auch Ordo romanus XV. des Petrus Amelius (gest. 1398), Mabillon 527.

[6]) Die Inschriften dort beginnen mit Sixtus V.

Die einbalsamierte Leiche wird mit den gewöhnlichen Gewändern bekleidet: mit weißer Soutane, gleichfarbigem Cingulum, Rochett, Mozetta (ein purpurner mit Hermelin besetzter Kragen), rotem Camauro (eine gewölbte, mit Hermelin besetzte Mütze, welche bis über die Ohren herabgeht) und roten Schuhen[1]). So wird die Leiche in einem Vorzimmer der päpstlichen Gemächer ausgestellt; die zwölf Pönitentiare von St. Peter[2]) beten abwechselnd das Totenoffizium; das Volk hat Zutritt.

Diese Ausstellung dauert bis zum Abend des zweiten Tages nach dem Hinscheiden. Dann wird die Leiche in die Sixtinische Kapelle im Vatikan gebracht. Ehemals, wenn der Papst im Quirinal starb, war diese Ueberführung am Abend bei Fackelschein unter dem Geläute der Glocken von ganz Rom ein überaus glänzender Zug: die Leiche ruhte offen auf einem mit rotem Tuch ausgeschlagenen Wagen, der von zwei mit roten, goldgestickten Decken behangenen Maultieren gezogen wurde; die Begleitung war vorwiegend militärisch. Franziskaner trugen die Leiche in die Sixtina. Hier wird sie mit den gesamten päpstlichen Gewändern wie zur feierlichen Messe bekleidet: Albe, Stola, Tunica, Dalmatica, Fanon[3]), rotem Meßgewand, Pallium und goldgestickter Mitra[4]). Die Pönitentiare und eine Abteilung Schweizergarde halten die Wache. Nur eine Nacht bleibt die Leiche hier. Am folgenden Morgen finden sich die Kanoniker von St. Peter ein, um sie zu übernehmen. Nachdem der Dechant des Kapitels sie mit Weihwasser besprengt hat, wird die Bahre von den Kaplänen von St. Peter unter Vorantritt des übrigen Klerus dieser Kirche über die scala regia in die Peterskirche getragen. Den Schluß des Zuges bilden die Kardinäle und Prälaten. Im Schiff der Kirche nimmt der Kardinal-Erzpriester derselben eine zweite Absolution vor, und dann wird die Leiche in der Sakra-

[1]) Nach einem Kanon einer römischen Synode von 595 war die Sitte eingerissen, den Leichnam eines Papstes mit Dalmatiken zu bedecken, die vom Volke zerteilt und wie Reliquien in hohen Ehren gehalten wurden; die Synode verbot das. Hefele III, 58.

[2]) Clemens XIV. übergab dieses Amt an Stelle der Jesuiten dem Orden der Franziskanerkonventualen, dem er selbst angehört hatte; Novaes II, 136. Im Anfang des 16. Jahrhunderts wurden sie aus verschiedenen Orden genommen, Gatticus 436.

[3]) Der Fanon, ein speziell päpstliches liturgisches Gewand, ist eine Art Kragen von Seide, welcher über der Albe getragen wird. S. Braun, die pontifikalen Gewänder des Abendlandes nach ihrer geschichtlichen Entwicklung (Freiburg 1898) 175—181.

[4]) Die rote Farbe und sämtliche Kleidungsstücke, aber weiße Schuhe erwähnt der XV. ordo romanus des Petrus Amelius; vgl. auch Gatticus 233. Bonifaz VIII. wurde in schwarzen oder violetten Gewändern begraben (s. den Bericht über die Auffindung seiner Leiche im Jahre 1605 bei Gatticus 478). Julius II. wollte in weißen begraben werden, was sich jedoch nur auf die Unterkleider zu beziehen scheint. Paris de Graffis bei Gatticus 435. Cancellieri 49 f. Lector 160 bemerkt, die rote Farbe des Meßgewandes und der Decke erinnere daran, daß rot die Farbe der Trauer in der orientalischen Kirche sei.

mentskapelle so aufgestellt, daß die Füße durch das die Kapelle abschließende Gitter herausstehen. Drei Tage lang haben die Gläubigen Gelegenheit, durch den Fußkuß dem Verstorbenen die letzte Huldigung zu erweisen. Die Schweizergarde hält die Wache. Beim Tode Pius' IX. wurde nach dem von ihm gegebenen Reglement die Ausstellung in der Sixtinischen Kapelle ganz unterlassen. Die Leiche wurde am Nachmittag des 9. Februar mit den päpstlichen Gewändern bekleidet und dann direkt in die Sakramentskapelle gebracht.

Am Abend des dritten Tages der Ausstellung in St. Peter wird der Leichnam in Gegenwart der Kardinäle in die Chorkapelle der Peterskirche übertragen. Nachdem er nochmals eingesegnet ist, wird er in vollem päpstlichen Ornat in einen Sarg aus Cypressenholz gelegt. Der Majordomus legt drei Beutel mit so vielen Gold-, Silber- und Kupfermünzen hinzu, als der Verstorbene Jahre regiert hat, und der erste der von ihm ernannten Kardinäle in einer Metallkapsel eine Pergamentrolle, auf welcher die hauptsächlichsten Daten seines Lebens und seiner Regierung verzeichnet sind[1]). Gesicht und Hände werden in ein Tuch gehüllt, der ganze Körper mit einem roten Schleier bedeckt und darüber wird die Decke geschlagen, welche auf dem Paradebett ausgebreitet war. Nach einem Gebete wird der Sarg geschlossen und mit den Siegeln des Kamerlengos, des Majordomus (je zwei), des Erzpriesters und des Kapitels von St. Peter versehen. Dieser erste Sarg wird in einen zweiten aus Blei gesetzt, an welchem die gleichen Siegel angebracht werden; eine Inschrift darauf giebt Namen, Lebens- und Regierungsdauer und Todestag des Verstorbenen an. Beide Särge kommen in einen dritten von Eichenholz. Ueber die Einsargung wird durch den Kanzler des Kapitels von St. Peter ein Protokoll aufgenommen.

Die vorläufige Beisetzung findet in St. Peter statt. Ueber der Thür, welche zur Sängertribüne rechts neben der Chorkapelle führt, befindet sich der sog. loculus, eine Art Sarkophag; der Sarg wird hinaufgewunden, hineingeschoben, und die Vorderseite wird mit einer Marmorplatte, die den Namen des Verstorbenen trägt, geschlossen[2]).

Hier ist die Ruhestätte des Nachfolgers Petri, bis sein eigentliches Grabmonument, das ihm entweder von den durch ihn ernannten Kardinälen oder von seinen Verwandten in der von ihm selbst be-

---

[1]) Das bei Pius IX. niedergelegte Schriftstück bei de Cesare 409—412.

[2]) Der XII. Ordo rom. scheint mit den Worten: Mortuo Romano Pontifice et sepulto omnes cardinales ad propria revertuntur . . . Secunda vero die conveniunt in ecclesia et missa mortuorum cantata omnes similiter recedunt (Mabillon 210) Tod und Begräbnis auf einen Tag zu verlegen. Dieses ist auch noch im 12. Jahrhundert mehrfach der Fall gewesen. Vgl. Zoepffel 19 ff.

ſtimmten Kirche[1]) errichtet wird, fertiggeſtellt iſt. Die Uebertragung in dasſelbe darf jedoch erſt nach Jahresfriſt geſchehen. Pius IX. hatte als ſeine letzte Ruheſtätte die Baſilika des h. Laurentius vor den Mauern beſtimmt. Die Uebertragung dorthin geſchah in der Nacht des 13. Juli 1881. Die wüſten Straßenſcenen des römiſchen Pöbels bei dieſer Gelegenheit erfüllten das Herz jedes Katholiken, ja jedes rechtlich denkenden Menſchen mit tiefer Trauer und zeigten, wie es, trotz Garantiegeſetz, mit der Freiheit des Papſtes in der Hauptſtadt des geeinigten Italien beſtellt iſt.

Für den verſtorbenen Papſt werden nach der Beſtimmung Pius' IV., die hierin nur den alten Gebrauch ausſpricht, neun Tage lang feierliche Seelenämter in St. Peter gehalten (Novemdiales). Dieſelben beginnen jetzt am Tage nach der Uebertragung der Leiche dorthin[2]) und werden jedesmal durch einen Kardinal geſungen in Gegenwart der übrigen, der Biſchöfe, Prälaten, Ordensgenerale uſw. Die Kardinäle tragen in dieſen Tagen violett[3]), die übrigen Prälaten ſchwarz, nur die Auditoren der Rota und die Konſiſtorialadvokaten violett. An den drei letzten Tagen werden die Seelenämter mit beſonderer Feierlichkeit gehalten, wobei in der Mitte der Kirche ein großer Katafalk aufgebaut iſt. Am letzten Tage folgt auf das Amt die Leichenrede durch einen von den Kardinälen gewählten Prälaten[4]). Kann an einem Tage wegen eines Feſtes die Trauerfeier nicht ſtattfinden, ſo wird ſie nicht nachgeholt, ſondern fällt aus. Beim Tode Pius' IX. wurden an den erſten ſechs Tagen die Aemter von den Kanonikern in der Chorkapelle allein gehalten, am ſechſten begannen die Kardinäle zugleich die ihrigen drei Tage lang in der Sixtiniſchen Kapelle, ſodaß die neun Tage auf acht herabgeſetzt wurden.

---

[1]) Nach dem XV. Ordo rom. ſoll ſich der Papſt vor ſeinem Tode in Gegenwart der Kardinäle ſein sepulcrum erwählen, Mabillon 526. In der Peterskirche ruhen 35, in der Laterankirche 23 Päpſte.

[2]) Nach der Bulle Pius' IV. mußten die Trauerfeierlichkeiten ſchon am Tage nach dem Tode beginnen, da unbedingt am zehnten Tage das Konklave anfangen ſollte.

[3]) Violett tragen die Kardinäle ſonſt während des Advents, von Septuageſimä bis Oſtern, an den Freitagen, Vigil- und Quatembertagen, Lunadoro 178. Die rote Kleidung derſelben iſt urſprünglich die der Legaten a latere, Gatticus 71. Innocenz IV. verlieh 1245 den Kardinälen den roten Hut, Paul II. das rote Birett. Wann die rote Kleidung ſonſt bei ihnen eingeführt, iſt nicht ſicher; gewöhnlich wird die Zeit Bonifaz' VIII. angegeben, doch iſt das nicht gewiß. Die aus einem Orden ſtammenden Kardinäle behalten die Farbe ihres Ordensgewandes bei; Gregor XIV. verlieh auch ihnen 1591 das rote Birett. Sägmüller, Kardinäle 164 f. Bangen, Die römiſche Curie (Münſter 1854) 31. Der früher gebräuchliche Unterſchied in der Kleidung zwiſchen den vom letzten Papſte und den von den früheren ernannten Kardinälen iſt 1878 fortgefallen.

[4]) Die Trauerredner von Urban VI. bis Pius VI. zählt Novaes I, 250–271 auf.

Der fünfzehnte Ordo romanus aus dem Ende des 14. Jahrhunderts beschreibt die Leichenfeier folgendermaßen. Der Leichnam wird gewaschen, gesalbt, mit den päpstlichen Gewändern bekleidet und so in einem der päpstlichen Gemächer auf eine Bahre gelegt. Vor dieser Herrichtung haben alle Kardinäle den Toten zu besuchen und am Sterbebett ein Gebet zu sprechen. Die Bahre wird in feierlichem Zuge in die Kapelle getragen, wo die Pönitentiare das Totenoffizium begannen, welches durch die Pfarrgeistlichkeit, die Kanoniker und die Ordensleute fortgesetzt wurde; der Klerus jeder Kirche sollte wenigstens eine Nocturn beten. In dieser Kapelle wurden auch die neuntägigen Exequien gehalten; an das von einem Kardinal gesungene Amt schloß sich täglich eine Trauerrede, welche der Kardinal auch einem Prälaten oder Magister der Theologie übertragen konnte. Von der Beisetzung selbst wird nichts gesagt[1]). Die Aufbahrung in St. Peter wird zuerst bei Sixtus IV. erwähnt, doch war es anscheinend nur eine zweimalige. Alexander VI. wurde zuerst in einem Saale aufgebahrt, dann in die capella major getragen, von wo ihn die Kanoniker nach St. Peter holten; so war es auch bei Julius II. Die Sixtinische Kapelle als Ort der Aufbahrung wird zuerst 1605 beim Tode Leos XI. genannt[2]), die Sakramentskapelle als Ort der Ausstellung in St. Peter zuerst 1654; vorher fand diese in verschiedenen Kapellen statt, meistens in der des h. Gregor[3]). Die Trauerrede wurde im 15. Jahrhundert am ersten Tage der Exequien gehalten, im 16. auf den letzten verlegt[4]).

Die Kosten für die Leichenfeier sollen nach der Verordnung Pius' IV., die von Gregor XV. erneuert wurde, 10000 Dukaten (72000 M.) nicht überschreiten; Alexander VIII. setzte 1690 die Summe auf 10000 Scudi (ca. 43000 M.) fest und verbot, für den Katafalk mehr als 2000 Scudi aufzuwenden. Das Leichenbegängnis Pius' IX. kostete etwa 20000 Frcs., welche durch das Kapitel von St. Peter und die Verwaltung der apostolischen Paläste getragen wurden.

II. Die Vorbereitungen zur Wahl.

Während dieser Tage treffen die Kardinäle die Vorbereitungen zur Wahl des neuen Papstes. In der frühesten Zeit übernahmen nach dem

[1]) Mabillon 527.

[2]) Doch fand auch später zuweilen noch die Aufbahrung in der Pauliniſchen Kapelle statt, so bei Clemens XI. (1721), s. v. Mayer, Die Papstwahl Innocenz XIII. (Wien 1874), 18. — [3]) Gatticus 428 f. 431 f. 436 f. 456. 464.

[4]) Bei Sixtus IV. fand am ersten und letzten Tage eine Trauerrede statt. Gatticus 428. 438. 440. 444. 447.

Tode des Papstes die Presbyter und Diakonen der römischen Kirche in ihrer Gesamtheit die Regierung[1]), später, wenigstens in der byzantinischen Zeit, der Archipresbyter, Archidiakon und Primicerius[2]). An ihre Stelle ist schon im 13. Jahrhundert der Kämmerer getreten[3]), so daß jetzt der Kamerlengo gewissermaßen der Regent der Sedisvakanz ist. Die frühere, nicht unbedeutende Gewalt des Kämmerers der heiligen römischen Kirche lebt für diese Zeit wieder auf, während sie in den letzten Jahrhunderten zum größten Teil auf andere Behörden übergegangen und seit 1870 noch mehr in Fortfall gekommen ist, so daß der mit zwei goldenen Aepfeln gekrönte Stab zu Lebzeiten des Papstes nicht viel mehr als einen Titel bedeutet. Der Kamerlengo wird in diesen Tagen stets von einer Abteilung Schweizergarde begleitet[4]); den Antritt seiner Regentschaft bezeichnete er ehemals mit einem Galazug durch die Stadt. Von dem Recht, Münzen mit seinem Wappen und seiner Devise prägen zu lassen, machte auch Joachim Pecci 1878 Gebrauch[5]). Ihm untersteht der apostolische Palast, wofür er, unmittelbar nachdem er den Tod des Papstes festgestellt hat, die Beamten ernennt. In der Obliegenheit, alles für die Neuwahl in die Wege zu leiten, stehen ihm nach der Verordnung Pius' IV. je ein Vertreter der drei Ordnungen oder Klassen des heiligen Kollegiums, der Bischöfe, Priester und Diakonen, zur Seite (capita ordinum, capi d'ordini), welche alle drei Tage nach dem Alter wechseln. Diese vier bilden die ausführende Behörde des Kardinalkollegiums, alle Anordnungen desselben müssen von ihnen unterschrieben sein und werden durch den Sekretär des Kollegiums expediert.

Alsbald nach dem Tode des Papstes beruft der Kamerlengo diese drei Kardinäle zur Kongregation; diese Beratungen wiederholen sich täglich. Sie nehmen dabei alle vier gemeinschaftlich auf einer Bank unter einem Baldachin Platz, ihnen gegenüber der Sekretär.

Außerdem versammeln sich alle Kardinäle unter dem Vorsitz des Dekans[6]) zu gemeinsamen oder Generalkongregationen. Sie zusammen

---

[1]) Harnack, die Briefe des römischen Klerus aus der Zeit der Sedisvakanz im Jahre 250. Theol. Abhandlungen K. v. Weizsäcker gewidmet (Freiburg 1892), 21 f.

[2]) S. oben S. 14. — [3]) Phillips VI, 416 ff. — [4]) Zuerst erwähnt 1565. Gatticus 448. — [5]) Abbildung in dem Werke: „Die katholische Kirche", I, 124.

[6]) Dekan ist der an Bischofsjahren älteste Kardinalbischof, der auch für das Bistum Ostia optieren kann, so daß gewöhnlich beide Würden verbunden sind. Der Titel soll nach Sägmüller, Kardinäle 181, im 13. Jahrhundert aufgekommen sein; ich finde ihn zuerst bei Peter de Grassis 1512, der beifügt: id est prior episcoporum, während vorher nur von dem letzteren Titel die Rede ist. Bischof Franz von Narbonne unterscheidet in seinem Ceremoniale aus der Zeit Peters de Luna zwischen diesem und dem Bischof von Ostia. Gatticus 232. 241. 244. 304. 315. 434.

vertreten in diesen Tagen die Vollgewalt des apostolischen Stuhles und regieren gemeinsam die Kirche. Darum hat jeder von ihnen über seinem Sitze einen Baldachin, sie tragen einfach die Mozetta (Kragen), unter der sie sonst noch die Manteletta haben; wer immer vor das Kollegium oder seine ausführende Behörde, die erwähnte kleine Kongregation, hintritt, hat das Knie zu beugen, wie sonst vor dem Papste. Ihren Platz nehmen die Kardinäle nach dem Alter ihrer Ernennung innerhalb der drei Klassen.

Clemens XII. hat durch den Zusatz zu seiner Bulle von 1732 (Chirographum) die Zahl der Generalkongregationen auf zehn festgesetzt und die Tagesordnung für sie genau bestimmt. Ein großer Teil der Gegenstände, alles, was sich auf die Regierung des Kirchenstaates bezieht, ist jetzt natürlich fortgefallen.

Die erste Versammlung findet am dritten Tage nach dem Tode des Papstes in der sogen. Camera de' Paramenti im Vatikan statt und beginnt mit der Verlesung der Wahlgesetze, welche von den Kardinälen beschworen werden[1]). Darauf zerbricht der erste Ceremonienmeister den Fischerring und den Stempel für die Besiegelung der Bullen[2]) — das officielle Zeichen für das Ende der Regierung des verstorbenen Papstes. Der Subdatar und der Sekretär der Breven bringen jeder in einer Kassette die noch unerledigten Schriftstücke, sie werden verschlossen zwei Prälaten übergeben mit dem Auftrag, sie für den neuen Papst aufzubewahren[3]) — die päpstliche Jurisdiktion ist unterbrochen. Sodann werden die beiden Redner bestimmt für die Trauerrede auf den verstorbenen Papst[4]) und für die Anrede an die Kardinäle vor dem Eintritt in das Konklave. Schließlich werden einige Kardinäle gewählt, welche mit dem Kamerlengo für die Einrichtung des Konklaves Sorge zu tragen haben. Früher wurden in dieser ersten Kongregation auch der Gouverneur von Rom und die Prälaten ernannt, welche die betreffenden Kardinal-Legaten in der Regierung der einzelnen Provinzen des Kirchenstaates zu vertreten hatten.

Die folgenden neun Sitzungen werden jedesmal nach dem Seelenamt in der Sakristei von St. Peter gehalten. In der zweiten erstatten die damit beauftragten Kardinäle Bericht über die Arbeiten zur Herrichtung des Konklaves, und es wird der Magistrat der

---

[1]) Zuerst erwähnt 1585, 1591 als consueta. Gatticus 453, 454.

[2]) Das Zerbrechen des Ringes und des Bullenstempels erwähnt das Ceremoniale des Bischofs von Narbonne; Gatticus 232. Der Stempel für die Vorderseite der Bulle mit den Köpfen der Apostelfürsten bleibt unversehrt.

[3]) Erwähnt 1585. Gatticus 453.

[4]) Früher bestimmten diesen Redner auch wohl die Nepoten; Gatticus 454. 457.

Stadt Rom empfangen. Für die dritte Sitzung setzte Clemens XII. die Wahl des Beichtvaters, für die vierte und fünfte die Wahl der Aerzte, Apotheker und Barbiere für das Konklave an. In der sechsten sollen die Zellen des Konklaves verlost werden, wobei der jüngste Kardinaldiakon das Loos zieht; die Verlosung ist von Pius IV. ausdrücklich vorgeschrieben. In der siebenten werden die Kammerdiener und Aufwärter für das Konklave bestimmt; auch sprechen die Kardinäle, welche außer den üblichen zwei Konklavisten noch einen dritten haben wollen, ihre Wünsche aus. In der achten Versammlung wird die Liste sämtlicher Konklavisten aufgestellt, in der neunten werden die drei Kardinäle gewählt, welche die Oberaufsicht über das Konklave zu führen haben, und in der zehnten haben diejenigen Kardinäle, welche noch nicht Diakon sind, die Breven vorzuzeigen, durch welche ihnen das Stimmrecht verliehen ist. Außerdem werden in diesen Sitzungen die Gesandten der einzelnen Staaten empfangen, welche das Beileid ihrer Regierungen zum Tode des Papstes und die Wünsche für die Neuwahl aussprechen.

Das Ceremoniell bei diesen Empfängen ist folgendes: Der Präfekt der Ceremoniare meldet dem heiligen Kollegium die Ankunft des Gesandten, der durch zwei Ceremoniare in den Saal geführt wird; sein Gefolge bleibt im Vorzimmer. Beim Eintritt beugt er wie beim Eintritt zum Papste dreimal das Knie und grüßt die Kardinäle durch Verneigen des Hauptes; diese erwidern, indem sie das Birett abnehmen und aufstehen. Nun beginnt der Gesandte seine Rede. Nach den ersten Worten ladet ihn der Kardinaldekan ein, sich zu bedecken, was auch die Kardinäle thun; so oft der Name des verstorbenen Papstes und des Souveräns, den der Gesandte vertritt, erwähnt wird, entblößen alle das Haupt. In gleicher Weise geschieht es, während der Dekan die Ansprache beantwortet. Nach diesen offiziellen Reden unterhält sich der Gesandte noch einige Zeit mit den ihm näher bekannten Kardinälen und entfernt sich, wie er gekommen. Bei Protestanten unterbleiben natürlich die Kniebeugungen [1]).

Bei der letzten Wahl erlitten die Vorschriften über die Tagesordnung der Versammlungen einige Aenderungen. Schon am Tage nach dem Hinscheiden Pius' IX., am 8. Februar, traten die damals in Rom anwesenden 39 Kardinäle mit Ausnahme des kranken Dekans Amat unter dem Vorsitze des Subdekans Camillo di Pietro zur ersten Kongregation im Saale des Konsistoriums im Vatikan zusammen. Hier

[1]) Reden von Gesandten aus den Konklaven von 1721 und 1724 in den oben S. 74. 75 angeführten Beschreibungen, die des Kardinals Althan als kaiserlichen Gesandten 1721 in „Zweite Fortsetzung der neuesten Nachrichten aus dem Vatikan", ohne Ort 1721.

fanden auch die übrigen Sitzungen statt. Obwohl man mit den Versammlungen zwei Tage früher begann als sonst, wurden doch ebenfalls nur zehn gehalten, da man an der ganzen Zeit zwei Tage sparte, indem die Leiche Pius' IX. direkt in die Peterskirche gebracht und die Exequien auf acht Tage beschränkt wurden.

Die erste Kongregation begann damit, daß die Kardinäle eidlich zum Stillschweigen sich verpflichteten und nach dem Regolamento Pius' IX. einen Protest gegen die Beraubung des päpstlichen Stuhles aussprachen; darauf wurden die Erlasse Pius' IX. über die Wahl verlesen. Dann ging man über zur Beratung über den Ort der Wahl. Von den anwesenden 36 Kardinälen (zwei hatten die Sitzung verlassen) waren nur fünf für Rom, einer enthielt sich der Stimme, drei wollten sich einfach der Mehrheit anschließen; gegen Rom war auch der Kamerlengo Pecci. Man beschloß, die Frage auf den folgenden Tag zu vertagen. Am Abend empfing Pecci mehrere Gesandten, aber keiner bot dem Kollegium das Land seines Herrschers als Zufluchtsort an. Kardinal Franchi, der für Spanien gesprochen hatte, fragte beim spanischen Gesandten an, und dieser riet, in Rom zu bleiben. Die zweite Sitzung beschloß dann mit 32 gegen 5 Stimmen, die Wahl in Rom zu vollziehen; von den durch Pius IX. gewährten Vergünstigungen sollte kein Gebrauch gemacht, sondern ein Konklave in aller Form gehalten werden. Jetzt erst konnte man an die Einrichtung des Konklaves denken, wofür in der dritten Versammlung zwei Pläne des Architekten Martinucci vorgelegt wurden, einer für den Vatikan, ein zweiter für die Canonica von St. Peter. Man entschied sich für den ersten; zu seiner Begutachtung und Ausführung wurden dem Kamerlengo vier Kardinäle beigegeben. In dieser dritten Sitzung fand auch die Zerbrechung des Fischerringes statt, wurden die übrigen Wahlgesetze verlesen und die beiden Redner bestimmt. Auch wurde Kardinal Franchi beauftragt, mit zwei seiner Kollegen eine Note an das diplomatische Corps zu verfassen, in welcher auf die Lage des päpstlichen Stuhles hingewiesen wurde. Die Note wurde in der siebenten Kongregation gutgeheißen und am 17. Februar, am Tage vor dem Eintritt ins Konklave, unterzeichnet von den drei Capi d'ordini, Amat, Schwarzenberg und Caterini, und dem Sekretär des heiligen Kollegiums, dem diplomatischen Corps übergeben[1]). Die Ueberreichung der beiden Kassetten mit den unerledigten Schriftstücken geschah in der vierten, die Verlosung der Zellen erst in der letzten Sitzung. Der Empfang der Gesandten fand nur an den drei letzten Tagen nach den Seelenämtern der Kardinäle in der Sixtina

[1]) Den Text s. bei de Cesare 183 ff.

ſtatt; am 15. Februar wurden empfangen die Botſchafter von Oeſterreich und Spanien und die Geſandten von Braſilien, Bayern, Belgien und Bolivia; am 16. die Botſchafter von Frankreich und Portugal; am 17. die Geſandten von Coſtarica, Monaco, Nicaragua, Peru und Chile [1]).

Dieſe Zeit, ausgefüllt mit kirchlichen Feiern und Sitzungen, iſt natürlich von Wichtigkeit auch für das Ergebnis der Wahl ſelbſt. In der Stille werden die verſchiedenen Kandidaturen beſprochen, gruppieren ſich die Parteien, werden hier und da Verhandlungen gepflogen. Ehemals tauchten in dieſen Tagen zu Rom die Flugblätter und Pasquille auf, welche die Ausſichten dieſes oder jenes Kardinals erörterten, nicht ſelten auch von Schmähungen ſtrotzten. Das letzte Mal blieben ſie aus, an ihre Stelle trat gewiſſermaßen die Preſſe. In mehreren italieniſchen und ausländiſchen Zeitungen erſchienen Artikel zu Gunſten Peccis; man wußte, daß ſie zum größten Teil von Mſgr. Galimberti herrührten und von Kardinal Franchi inſpiriert waren.

III. Das Konklave.

Ein Hauptpunkt in den Vorbereitungen für die Neuwahl bildet die Herrichtung des Konklaves.

Rom iſt ordnungsgemäß der Ort der Wahl; ſo lange das römiſche Volk rechtlich einen Anteil an derſelben hatte, war ein anderer Ort auch nicht gut möglich. Nur für den Notfall, wenn dort die Freiheit der Wahl gefährdet ſchien, ſollten nach dem Dekret Nikolaus' II. von 1059 die Kardinäle die Wahl an einem anderen Orte vornehmen [2]). Gleiches beſtimmte Pius IX. [3]). Bis zur Wahl Nikolaus' II. (1059), wenn man von den Ernennungen durch Heinrich III. abſieht, ſind alle Wahlen in Rom geſchehen. Die Wirren des Inveſtiturſtreites brachten es mit ſich, daß bald darauf drei Päpſte (Victor III., Urban II., Calixtus II.) [4]) außerhalb Roms gewählt wurden. Von Innocenz II. (1130 bis 1143) an bis auf Clemens V. (1305) ſind von 31 Wahlen 18 an verſchiedenen Orten Italiens vollzogen, dann folgen 6 in Frankreich. Mit Urban VI. (1378) beginnt wieder die Reihe der Wahlen in Rom, nur unterbrochen durch die Martins V. und Pius' VII. und, wenn man will, Alexanders V. und Johanns XXIII.

---

[1]) Näheres über die diplomatiſche Vertretung beim h. Stuhle ſ. in dem Werke: „Die katholiſche Kirche", 545 ff.

[2]) S. oben S. 26. — [3]) S. oben S. 87.

[4]) S. oben S. 30.

In Rom waren die Kirchen des Lateran und von St. Peter der gewöhnliche Wahlort, nur diese beiden erwähnt Kardinal Cencius in seinem Ordo[1]), obwohl gerade Cölestin III., unter dem er schrieb, im Andreaskloster am sogenannten Septizonium gewählt war. Hier wurden auch Innocenz III. und Gregor IX. erkoren. Als Gregor X. das Konklave eingeführt hatte, konnte eine Kirche nicht mehr den Wahlort bilden. Von Calixtus III. (1455) bis Pius VI. (1775) ist stets der Vatikan der Ort des Konklaves gewesen.

Nach den Anordnungen Gregors X. sollten alle Kardinäle zusammen in einem gemeinsamen Raume wohnen, doch schon Clemens VI. gestattete die Einteilung dieses Raumes in durch Verhänge hergestellte Zellen. In der Papstburg zu Avignon ließ Urban V. für das Konklave fünf große Zimmer herrichten, welche auf einen gemeinsamen Gang mündeten, so daß die Schließung des Konklaves einfach durch Schließung dieses Ganges erfolgte; nur zweimal, bei der Wahl Gregors XI. und des Gegenpapstes Benedikt XIII. (Peter von Luna), ist diese Einrichtung benutzt worden. Im Vatikan baute man die Zellen in Säle, Korridore und Kapellen. Die einzelnen hatten eine Größe von etwa vier zu fünf Metern; die Wände wurden gebildet durch Lattengerüste, die mit grünem und bei den Kreaturen des letzten Papstes mit violettem Tuch überzogen wurden[2]). Sie hatten den Kardinälen als Wohn-, Empfangs- und Schlafzimmer zu dienen. Innocenz XII. beabsichtigte, im Lateranpalast oder in den Räumen über den Kolonnaden von Sankt Peter ein ständiges Konklave einzurichten, und Benedikt XIII. beauftragte schon den Architekten Bernini mit der Aufstellung von Plänen für das letztere Projekt. Pius VI. wollte die von ihm erbaute Canonica bei St. Peter in Verbindung mit der großen Sakristei zum ständigen Konklave-Ort machen lassen[3]).

Keiner dieser Pläne ist zur Ausführung gekommen. Da der Quirinal wegen seiner mehr regelmäßigen Bauart sich leichter herrichten ließ, wurden die meisten (vier) Konklaven des 19. Jahrhunderts dort gehalten. Jetzt steht nur mehr der Vatikan zur Verfügung. Beim letzten Konklave benutzte man eine Anzahl von Räumen in den verschiedenen Teilen und Stockwerken desselben, aus denen Wohnungen von zwei bis vier Zimmern hergestellt wurden[4]). Ueber der Thür der Zelle oder

---

[1]) Mabillon 210. 213. Wohl kennt Cencius eine Wahl außerhalb Roms.

[2]) Die Verschiedenheit der Farben erwähnt 1512 Paris de Grassis bei Gatticus 312.

[3]) Cancellieri, Notizie 66 f.

[4]) Lector gibt die Pläne der Konklaven Alexanders VII. (1655), Leos XI. (1665) und Pius' VI. (1775). Ein Plan des letzten Konklaves findet sich bei de Cesare und in dem Werke „Die katholische Kirche".

Wohnung wird das Wappen des Kardinals, dem sie durch das Los zugefallen ist, angebracht[1]). Die Speisen wurden früher jedem Kardinal von seinen Dienern in einer mit seinem Wappen versehenen, Cornuta genannten Kiste ins Konklave gebracht, was dann jedesmal einen großen, viel angestaunten Aufzug gab; ehe die Speisen an den Kardinal gelangten, wurden sie untersucht, ob nicht etwa schriftliche Mitteilungen in ihnen versteckt seien. Im letzten Konklave hatte man eine gemeinschaftliche Küche eingerichtet, von der nur Kardinal Hohenlohe keinen Gebrauch machte; die Kardinäle speisten in ihren Zellen, die übrigen Insassen des Konklaves mehr oder weniger gemeinsam.

Beim letzten Konklave beliefen sich die Kosten für Herrichtung des Konklaves auf 57 871,67 Lire, wozu noch die Kosten zur Einrichtung der Sixtinischen Kapelle für die Seelenämter und die Abstimmungen mit 19 961,30 Lire kamen[2]); die gesamten Kosten für das Leichenbegängnis Pius' IX. und die Wahl seines Nachfolgers werden auf 150 000 Lire geschätzt. Die Wahl Leos XII. kostete der apostolischen Kammer über 492 000, die Pius' VIII. über 638 000 und die Gregors XVI. über 723 000 Lire[3]).

Nach dem Gesetze Bonifaz' III. von 607[4]), das aber nur ältere Gewohnheit aussprach, sollte die Wahl am dritten Tage nach der depositio des Papstes stattfinden. Bis in das 12. Jahrhundert ist diese Vorschrift, die in mehrere Rechtssammlungen überging, in der Theorie festgehalten worden, wenn es auch zweifelhaft sein konnte, ob unter depositio der Tod oder das Begräbnis zu verstehen sei, worüber schon im 11. Jahrhundert die Meinungen geteilt waren[5]). Hin und wieder hat sich jedoch auch damals durch irgendwelche Wirren dieser Zeitraum bis zur Wahl verlängert; einige Päpste sind auch noch am Todestage ihres Vorgängers erwählt worden, wie Eugen III. (1145), Urban III. (1185), Innocenz III. (1198); andere schon am nächstfolgenden Tage, wie Gregor VII. (1073), Innocenz II. (1130), Hadrian IV. (1154), Gregor IX. (1227). Noch Cencius schreibt am Ende des 12. Jahrhunderts: Nach dem Tode und der Beerdigung des Papstes versammeln sich am dritten Tage alle wieder in der Kirche und verhandeln, nachdem die Messe vom Heiligen Geiste gehalten ist, über die Wahl[6]). Das

---

[1]) Die Verlosung der Zellen findet sich im Ceremoniale des Bischofs von Narbonne bei Gatticus 236, geschah damals durch den Kämmerer. Im 15. Jahrhundert wurden die Zellen mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnet. Pastor II, 266. Gatticus 282. Die Wappen finden sich 1512, Gatticus 312.

[2]) Die einzelnen Posten bei de Cesare 425 f.

[3]) Lector 326 f. — [4]) S. oben S. 15.

[5]) S. Zoepffel 15 ff. Mirbt, Die Wahl Gregors VII., 23. — [6]) Mabillon 210.

13. Jahrhundert brachte dann eine Reihe langer Vakanzen, und deshalb schrieb Gregor X. vor, die Kardinäle sollten nur zehn Tage auf ihre abwesenden Kollegen warten, dann aber die Wahl beginnen[1]). Aus wichtigen Gründen können die Kardinäle den Beginn des Konklaves früher oder später ansetzen, und in der That haben nur die wenigsten Konklaven am elften Tage ihren Anfang genommen; 1878 ist es der Fall gewesen.

Am Morgen des für den Eintritt bestimmten Tages hält der Kardinaldekan oder, wenn er behindert ist, ein älterer Kardinal ein Hochamt zur Anrufung des Heiligen Geistes, worauf der vom Kardinal-Kollegium bestimmte Prälat eine lateinische Rede, gewöhnlich de eligendo pontifice genannt, an die Kardinäle richtet. Er soll sie, wie Gregor XV. sagt, ermahnen, daß sie alle besonderen Neigungen beiseite setzen, nur Gott vor Augen haben und in möglichst kurzer Zeit und mit Umsicht der Kirche einen fähigen und geeigneten Hirten geben gemäß den apostolischen Konstitutionen und den Vorschriften der Konzilien. Der Ort für diese Feierlichkeit ist die Peterskirche. Bei der letzten Wahl hielt Kardinal Schwarzenberg, Erzbischof von Prag, das Hochamt in der Paulinischen Kapelle im Vatikan, Monsignore Mercurelli, Sekretär der Breven an die Fürsten, die Rede in der Sixtina[2]).

An das Hochamt soll sich nach dem Ceremoniale Gregors der Einzug in das Konklave schließen. Unter Vorantritt des Kreuzes begeben sich die Kardinäle mit ihren Konklavisten, begleitet von der Schweizer- und Nobelgarde, unter Absingung des Veni Creator in die Kapelle des Konklaves. Nachdem hier der Dekan die Oration vom Heiligen Geiste gesungen hat, werden die Bullen über die Wahl verlesen, die Kardinäle geloben eidlich Beobachtung derselben[3]), und der Dekan hält eine An-

---

[1]) S. oben S. 38, vgl. auch S. 58.

[2]) Die Reden von 1484 an verzeichnet mit Druckort Novaes I, 280 ff. Vgl. auch Pastor II, 7, 268; III, 177. Die Rede im Konklave von 1724 in der oben S. 75 Anm. 1 angeführten Beschreibung S. 42 ff. Die Mercurellis bei de Cesare 223 ff.

[3]) 1334 verlas Kardinal Jakob Stephaneschi ein Schriftstück über die Gebräuche, welche bei der Wahl zu beobachten seien, ein Stück des von ihm herrührenden XIV. Ordo romanus; Raynald 1334, 2. 1512 wurden auf Vorschlag des Ceremoniars Paris de Grassis die betreffenden Kapitel aus dem Ceremoniale verlesen, dann auf Verlangen der „Seniores“ (s. oben S. 52) auch die Bulle Julius' II., die Beschwörung derselben findet sich 1523. 1534 wurden dann sämtliche Wahlgesetze verlesen. Doch geschah dieses in der Folge erst am nächsten Morgen. 1605 wurden die Gesetze am Abend zwar beschworen, aber erst am nächsten Morgen verlesen, da die Zeit nicht ausreichte. Gatticus 314. 315. 321. 326. 343. Die Verlesung am Abend führte Gregor XV. ein. 1676 erklärte der französische Kardinal Retz, nur jene Teile der Bullen beschwören zu wollen, die nicht durch gegenteilige Gewohnheit außer Gebrauch gekommen seien. Wahrmund 156.

ſprache an ſie[1]). Hierauf ziehen ſie ſich in ihre Zellen zurück oder begeben ſich auch wohl noch einmal in ihre Wohnung. Am Nachmittag verſammeln ſie ſich wieder, um den Eid der Wächter und der übrigen Inſaſſen des Konklaves entgegen zu nehmen[2]).

Der Umſtand, daß die Prozeſſion von St. Peter nach dem Quirinal eine geraume Zeit beanſpruchte, führte dazu, ſie ſtändig von dem Hochamt zu trennen und ebenfalls auf den Nachmittag zu verlegen. Sie ging dann von der in der Nähe des Quirinals gelegenen Kirche des hl. Silveſter aus. Beim Konklave von 1878 fanden ſich am 18. Februar die Kardinäle um 4½ Uhr in der Pauliniſchen Kapelle ein und zogen durch die Sala regia in die Sixtina. Es waren ihrer 60; der Patriarch Ignazio Moraes Cardoſo von Liſſabon kam am folgenden Tage und trat noch in das Konklave ein, während der Kardinal-Erzbiſchof Mac Closkey von New York erſt nach Beendigung der Wahl anlangte. Es fehlten nur die beiden ſchwer kranken Erzbiſchöfe Cullen von Dublin und Broſſays-Saint-Marc von Rennes, ſechs Kardinalstitel waren unbeſetzt. Kein anderes Konklave iſt ſo beſucht geweſen.

Zu den Konklaviſten gehören zunächſt die Begleiter der Kardinäle. Jeder hat deren zwei, ausnahmsweiſe wird einem kränklichen (das letzte Mal dem Dekan Amat) noch ein dritter gewährt[3]). Ob ſie Kleriker oder Laien ſind, iſt gleichgültig; aber ſie müſſen wenigſtens ein Jahr im Dienſte des Kardinals ſtehen und von ihm ihren Unterhalt empfangen, dürfen weder Brüder oder Neffen desſelben, noch Kaufleute noch Diener von Fürſten ſein. Ihre Namen hat jeder Kardinal genau anzugeben. Außer dieſen ziehen mit ins Konklave ein Sakriſtan, ein Beichtvater, der Sekretär des hl. Kollegiums, alle mit ihren Gehülfen und Dienern, ſechs Ceremoniare, zwei Aerzte[4]), ein Apotheker, Barbiere und andere zur allgemeinen Bedienung beſtimmte Aufwärter (bajuli, scopatores), deren Zahl, einſchließlich der Diener der Ceremoniare und des Sekretärs, 35 nicht überſteigen darf. Sie dürfen nicht aus der Dienerſchaft der Kardinäle ſein und werden durch geheime Abſtimmung ernannt. Ihr Honorar iſt durch das Chirographum Clemens' XII. feſtgeſetzt. Außerdem iſt es Gebrauch geworden, ihnen noch ein Geldgeſchenk und auch Penſionen zu geben. Während Gregor XVI. noch 15000 Scudi gab, ſetzte Leo XIII. das Geſchenk auf 5850 Scudi und die jährliche Pen-

---

[1]) Schon erwähnt im Anfang des 15. Jahrhunderts. Gatticus 241.

[2]) Den Eid der Wächter führte ſchon Gregor X. ein, der der Konklaviſten findet ſich zuerſt 1523. Gatticus 321. — [3]) S. oben S. 58.

[4]) Aerzte und Chirurgen ſollen nach Cancellieri, Notizie 36, zuerſt im Konklave von 1549 vorkommen, doch erwähnt Paris de Graſſis ſchon 1512 einen medicus, und 1534 werden zwei genannt. Gatticus 311. 313. 446.

sion jedes Konklavisten auf 116 Lire fest. Auch werden ihnen von dem neuen Papste mehrfache Privilegien erteilt; die Bullarien enthalten zahlreiche Bullen hierüber, so werden die Kleriker Familiaren und Notare des Papstes, die Laien römische Bürger und vielfach sacri palatii Lateranensis Comites[1]). 1878 nahm man vier Barbiere, je einen Tischler, Maurer, Schlosser mit je einem Gehülfen, einen Glaser, einen Bleigießer, drei Aufseher, 21 Diener und ein Küchenpersonal von 13 Mann mit. Im ganzen betrug die Zahl der in das Konklave Eingetretenen einschließlich der Kardinäle 250[2]).

Die Bewachung des Konklaves liegt dem Gouverneur und dem Marschall ob, denen die Schweizer- und die Nobelgarde zur Seite stehen. Das erstere Amt ist seit 1736 mit dem des päpstlichen Majordomus verbunden, das letztere nach dem Aussterben der Familie Savelli[3]) (23. März 1712), die es seit Clemens IV. inne gehabt hatte, in der fürstlichen Familie Chigi nach der Erstgeburt erblich. Beide haben das Recht, Erinnerungsmedaillen mit ihrem Wappen prägen zu lassen.

Der Marschall mit den Offizieren legte 1878 seinen Eid, die Freiheit des Konklaves zu schützen, vor dem versammelten Kollegium ab; der erkrankte Majordomus Ricci in seiner Wohnung vor dem Kamerlengo. An die Stelle des letzteren trat, da seine Krankheit fortdauerte, überhaupt der Maestro di Camera Msgr. Macchi, der jetzige Kardinal. Die Konklavisten müssen geloben, über alles, was sie im Konklave sehen und hören, strengstes Stillschweigen zu beobachten. Die Kleriker unter ihnen leisteten 1878 diesen Eid vor dem Kamerlengo und dem Subdekan in der Sixtinischen Kapelle, die Laien in den Loggien Raffaels.

Noch steht es den staatlichen Gesandten frei, das Konklave zu betreten und die Kardinäle zu besuchen, bis am Abend die Schließung des Konklaves stattfindet. Dreimal ertönt auf Anordnung des Kamerlengos eine Glocke zum Zeichen, daß alle Fremden sich zu entfernen haben; nach dem letzten Glockenschlag machen die Ceremoniare die Runde unter dem Rufe: Extra omnes, Alle hinaus! und die einzige unvermauerte Thür wird verschlossen. Die beiden äußeren Schlösser schließt der Marschall, die beiden inneren der Kamerlengo. Sie öffnet sich nur, wenn ein noch später ankommender Kardinal eintreten oder ein krank gewordener austreten will. In ihr befindet sich ein vergittertes Fenster, an dem gegebenen Falls die Gesandten empfangen werden und auch

---

[1]) Die erste Bulle hierüber ist von Clemens VIII., Novaes I. 171. Die Bulle Leos XIII. bei de Cesare 400–405.

[2]) Das Verzeichnis bei de Cesare 393—399.

[3]) Von Innocenz X. war Savelli abgesetzt, doch ernannten ihn im nächsten Konklave die Kardinäle wieder zum Marschall; Cancellieri 60.

sonst der unumgängliche Verkehr mit der Außenwelt erfolgt. Außerdem sind in den Mauern vier Oeffnungen mit Drehladen (ruote) angebracht[1]), durch welche die Briefe an die Kardinäle und früher auch die Speisen hineingereicht wurden. Thüre und Nischen, sowie alle Zugänge sind von Prälaten und päpstlichen Soldaten bewacht.

Bei längerer Dauer des Konklaves pflegen die Gesandten noch eine Audienz beim Kardinals-Kollegium nachzusuchen, meistens um die Antwort ihres Souveräns auf die Anzeige vom Tode des Papstes zu überbringen. Der Marschall empfängt den Gesandten und führt ihn an die Thür des Konklaves, hinter welcher sich die Kardinäle aufgestellt haben. Das Fenster wird geöffnet, und durch dasselbe übergibt der Gesandte, nachdem er das Knie gebeugt oder, wenn er nicht katholisch ist, sich verneigt hat, dem Kardinal, welcher an diesem Tage der Vertreter der Bischöfe ist, das Schreiben, welches durch den Sekretär verlesen wird; darauf hält er eine Ansprache, die durch den betreffenden Kardinalbischof beantwortet wird. Nachher spricht er wohl noch privatim mit einigen Kardinälen und entfernt sich nach Kniebeugung oder Verneigung. Die Auffahrten zu diesen Audienzen waren meistens glänzende Schauspiele. In den beiden letzten Konklaven sind wegen ihrer Kürze solche Audienzen nicht vorgekommen. Sonstige Verhandlungen zwischen dem Kardinal-Kollegium und den Gesandten werden für gewöhnlich durch den Sekretär des hl. Kollegiums geführt, der sie an einer der vier Nischen empfängt.

Im Jahre 1769 weilte während des Konklaves Kaiser Joseph II. unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein mit seinem Bruder, dem Großherzog Leopold von Toscana, in Rom. Sie äußerten den Wunsch, das Konklave zu besuchen, wollten aber nicht, wie die Gesandten, am Thürfenster empfangen werden, und in der That öffnete sich am Nachmittag des 17. März für sie die Thür. Dort empfingen sie die Capi d'ordini und Kardinal Alexander Albani. Joseph wollte nach dem Eintritt den Degen ablegen, doch Orsini hinderte ihn daran mit dem Bemerken, er sei ja der Beschützer und Verteidiger der Kirche. Die Fürsten besuchten die beiden Kapellen, besichtigten zwei Zellen und die große Loggia und unterhielten sich dann längere Zeit mit den Kardinälen in der Sala Regia[2]). Im folgenden Konklave erhielt Kurfürst Maximilian Joseph von der Pfalz Zutritt.

Ein privater Verkehr der Kardinäle mit der Außenwelt, sei er schriftlich oder mündlich, soll nicht stattfinden; die Konstitution Pius' IV. setzt darauf als Strafen den Verlust sämtlicher Würden, selbst des

[1]) Sie finden sich zuerst im Konklave Julius' II.; Lector 319.

[2]) Theiner, Clemens XIV., 183 ff.

Kardinalats, und die Exkommunikation. Etwaige Briefe, sowohl ankommende, wie abgehende, passieren die Capi d'ordini und den Sekretär, welche sie lesen. Ein mündlicher Verkehr der Kardinäle mit ihren Dienern u. a. an den Drehnischen muß so laut geschehen, daß die dort Wache haltenden Prälaten jedes Wort verstehen können. Freilich ist diese Vorschrift gar oft übertreten worden. Noch im Konklave Gregors XVI. unterhielt der Kardinal Joseph Albani einen eifrigen Briefwechsel mit dem österreichischen Gesandten. Zeitungen gelangen frei hinein.

Den offiziellen Verkehr des Konklaves mit der Außenwelt, soweit er unvermeidlich und unaufschiebbar ist, vermittelt der Sekretär, der dafür von dem Kamerlengo und den Capi d'ordini die Aufträge erhält. Diese vier treten jeden Abend zur Beratung zusammen. Wichtige Sachen werden in einer Versammlung sämtlicher Kardinäle verhandelt.

Nachdem das Konklave geschlossen, macht der Kamerlengo mit den Capi d'ordini und dem maestro di ceremonie die Runde, um festzustellen, ob sich nicht ein Unberechtigter in ihm findet. Hierüber wie über die wirkliche Schließung wird ein Aktenstück aufgenommen, welches vor dem ersten Wahlgange zu verlesen ist.

Die Schließung des Konklaves ist Bedingung für die Gültigkeit der Wahl. Doch würde eine zufällige Oeffnung nur dann die Wahl ungültig machen, wenn vor Vornahme der Wahl zwei Drittel der Kardinäle in geheimer Stimmenabgabe erklärten, daß sie davon Kenntnis gehabt hätten. Eine bereits geschehene Wahl wird jedoch durch eine solche Erklärung nicht hinfällig [1]).

Eine besondere Ausstattung erfährt das Wahllokal, wenn das Konklave im Vatikan gehalten wird, die Sixtinische Kapelle. An der Evangelienseite des Altares befindet sich der Thron, den der neue Papst unmittelbar nach der Wahl besteigen wird. An den übrigen drei Wänden ziehen sich die Sitze der Kardinäle entlang; über jedem ist ein Baldachin angebracht, der mit einer Schnur herabgelassen werden kann, vor jedem steht ein Tisch, behangen mit einer grünen oder violetten Decke, die das Wappen des betreffenden Kardinals trägt. Der Dekan hat den ersten Platz an der Evangelienseite, daran schließen sich nach der Reihenfolge des Alters die übrigen Bischöfe und die Priester; der erste Diakon sitzt an der Epistelseite dem Altare zunächst. In der Mitte des Saales stehen Tische mit Schreibmaterialien und vor dem Altare ein größerer, an welchem die Wahlzettel geöffnet und gezählt

[1]) Im Konklave von 1774/75 entdeckte man am Morgen des 27. Januar, daß die Thür gewaltsam aus ihren Angeln gerissen und in der äußeren Mauer ein Loch gebrochen war, groß genug einen Menschen durchzulassen, Fußspuren zeigten, daß wirklich ein- und ausgegangen war; Revue des questions historiques II (1892), 447.

werden; außerdem ist ein Ofen aufgestellt, dessen Rohr durch ein Fenster geht, in ihm werden die Zettel verbrannt[1]).

So oft die Kardinäle während des Konklaves, sei es zu einer gottesdienstlichen Feier, sei es zur Wahl, zusammen kommen, tragen sie einen großen violetten Mantel (crocea, crocula); im letzten Konklave ward er nicht benutzt.

Die Papstwahl ist eine Angelegenheit der ganzen Kirche, überall steigen deshalb in diesen Tagen Gebete zum Himmel empor, in erster Linie natürlich in Rom. Hier fand früher täglich eine große Bittprozession statt. Ausgehend von einer nahe gelegenen Kirche zog dieselbe zum Ort des Konklaves, wo der erste der römischen Pfarrer an die Wächter die Frage richtete: Habemusne pontificem? Nach Verneinung derselben zog die Prozession unter Absingung des Veni creator zurück. 1878 hatte der Kardinalvikar statt dieser Umzüge Bittandachten in den einzelnen Kirchen angeordnet.

Am Morgen des nächsten wie auch der folgenden Tage ruft gegen acht Uhr die Glocke und der Ruf der Ceremoniare: Ad capellam, Domini! die Kardinäle zur Kapelle. Am ersten Tage liest der Dekan die hl. Messe, während welcher alle Kardinäle aus seiner Hand die hl. Kommunion empfangen; auch pflegt er bei dieser Gelegenheit noch eine kurze Ansprache zu halten. An den übrigen Tagen lesen die Kardinäle die hl. Messe in ihren Zellen oder in der Kapelle, wohnen aber alle, soweit sie nicht krank sind, der Messe bei, die der Sakristan, regelmäßig ein Bischof aus dem Augustinerorden, liest[2]). Im letzten Konklave diente für diese gottesdienstlichen Funktionen die Pauliniſche Kapelle. Für die Konklavisten werden durch den Sakristan oder seinen Vertreter regelmäßige gemeinschaftliche Andachten gehalten.

Gleich nach der Messe des ersten Tages hat die erste Wahlhandlung stattzufinden; ein weiteres Hinausschieben ist nach der Bulle Pius' IV. nicht erlaubt[3]). Täglich sind nach der Bestimmung Gregors XV. zwei Wahlversammlungen zu halten, die eine morgens im Anschluß an die hl. Messe, die andere nachmittags; die zweite wird mit der Abbetung des Veni creator durch den Sakristan eröffnet. Zur Teilnahme an

---

[1]) Der Gebrauch dieses Ofens datiert erst aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, vorher wurden die Zettel einfach in der Kapelle verbrannt, bis ein findiger Ceremoniar auf den Gedanken kam, der Rauch schade den Fresken. Novaes I, 211. Lector 631.

[2]) Dieses Beiwohnen der Messe erwähnt schon Petrus Amelii am Ende des 14. Jahrhunderts. XV. Ordo Rom., Mabillon 532, s. auch Franz von Narbonne bei Gatticus 241. Eine von einem Kardinal gelesene Messe mit Kommunion anderer wird zuerst 1521, die aller übrigen 1559 erwähnt. L. c. 318. 332.

[3]) 1655 war das Konklave am ersten Tage noch nicht vollständig vermauert; es wurde deshalb der Beginn der Skrutinien auf den folgenden Tag verschoben. Gatticus 354.

ihnen ist jeder im Konklave anwesende Kardinal, der nicht krank ist, unter Strafe der Exkommunikation verpflichtet. Jeder Kardinal betritt die Wahlkapelle in Begleitung seiner beiden Konklavisten, von denen der eine seinen Mantel trägt. Auf den Ruf des ersten Ceremoniars: Extra omnes! entfernen sich alle, und ein Kardinal schiebt den Riegel vor.

Die Wahlgänge des ersten Tages haben im allgemeinen noch keine ernstliche Bedeutung, sie dienen in der Hauptsache zur Orientierung über die Parteien und die Kandidaten. Der Fall ist selten, daß schon, wie am 19. Februar 1878, der erste Wahlgang einen bestimmten Namen in den Vordergrund bringt. Die Zeit nach dem zweiten Wahlgange pflegen die Kardinäle zu benutzen, um sich gegenseitig in ihren Zellen Besuche zu machen. Will einer solche nicht annehmen, so läßt er vor seine Thür ein Lattengestell in Form eines Andreaskreuzes stellen.

Gegen 9 oder 10 Uhr ertönt wieder die Glocke, und der Ruf: In cellam, Domini! gibt den Kardinälen das Zeichen, sich zurückzuziehen.

IV. Die Wahl.

Oberster Grundsatz für die Wahl ist die Erzielung und Feststellung der durch Alexander III. vorgeschriebenen Zweidrittel-Majorität.

Wahlberechtigt sind alle im Konklave anwesenden Kardinäle, welche die Diakonatsweihe empfangen haben; so Pius IV. Ein Kardinal, der nicht binnen Jahresfrist nach seiner Ernennung diese Weihe sich erteilen läßt, verliert nach der Bestimmung Sixtus' V. das aktive und passive Wahlrecht[1]). Doch kann einem Kardinal, der nicht Diakon ist, das Wahlrecht durch ein päpstliches Breve verliehen werden, welches in der letzten Kongregation vorzulegen ist. Solche Breven sind mehrfach erteilt[2]), auch haben sich hin und wieder Kardinäle während des Konklaves die Diakonatsweihe geben lassen[3]).

Als die Kardinäle 1362 zur Wahl zusammentraten, fand sich auch der Abt Androin de la Roche von Clugny ein, der zwar von Innocenz VI. zum Kardinal ernannt war, aber die Insignien seiner Würde noch nicht erhalten hatte; die Kardinäle entschieden, daß er wahlberechtigt sei, da das Stimmrecht mit der Ernennung gegeben werde. Nach dem Ceremoniale des Bischofs von Narbonne unter Peter de Luna haben die-

[1]) Magnum Bullarium II, 610.

[2]) Pius IV. erteilte selbst ein solches Breve dem Kardinal Medici. Gatticus 339.

[3]) 1559 ließ sich Kardinal Bertrand im Konklave die Weihen geben, Gatticus 334; 1829 Simoni die Diakonatsweihe.

jenigen, welchen der Mund geschlossen aber noch nicht geöffnet ist, kein Stimmrecht, wohl aber die, denen der Mund noch nicht geschlossen ist. Martin V. erklärte 1426 vier Kardinäle, die zwar ernannt, aber noch nicht als solche publiziert waren, als wahlberechtigt. Auf die Entscheidung von 1362 bezog man sich im Konklave von 1484 und ließ Ascanio Sforza, dem der Mund noch nicht geschlossen war, zur Wahl zu. Pius V. entschied 1571 die Frage allgemein zu Gunsten der Kardinäle, an denen die Ceremonie der Mundöffnung noch nicht vorgenommen ist, was Gregor XV. bestätigte [1]).

Die kirchlichen Censuren der Exkommunikation, der Suspension und des Interdikts als solche heben nach der Verordnung Clemens' V. das Wahlrecht nicht auf, wohl aber natürlich Niederlegung oder Verlust des Kardinalats [2]). Antici, der die Würde niedergelegt hatte, erschien zwar 1799 zu Venedig, wurde aber zum Konklave nicht zugelassen [3]). Auch kann der Papst einem Kardinal das Wahlrecht entziehen, wie es 1786 Pius VI. mit Rohan machte [4]).

Wählbar ist im weitesten Sinne jeder katholische rechtgläubige Mann [5]). Nach dem Wahlgesetze Nikolaus' II. soll der Papst aus dem Klerus der römischen Kirche, und nur wenn sich dort keine geeignete Persönlichkeit findet, außerhalb desselben genommen werden. Seitdem haben noch zehn Männer den päpstlichen Stuhl bestiegen, die nicht Kardinäle waren; der letzte ist Urban VI. (1378—1389)[6]) gewesen, so daß Sixtus V. ganz allgemein sagen konnte, der Papst werde aus den Kardinälen gewählt [7]). Die verschiedenen Orden und Völker haben Päpste

---

[1]) Raynald 1362, 5. 1484, 28. Gatticus 249. 299. Pastor I, 259. Bullarium III, 455.

[2]) 1498 legte Cäsar Borja den Kardinalat nieder, um Herzog von Urbino zu werden. S. auch oben S. 60. Meistens kamen solche Resignationen vor bei Kardinälen aus fürstlichen Häusern, welche einen Thron besteigen konnten; Lector 588 zählt noch acht solcher Fälle auf. Absetzung von Kardinälen verzeichnet die Geschichte ebenfalls mehrfach, s. Phillips VI, 284, wo noch die Ludwigs d'Aleman unter Eugen IV., restituiert durch Nikolaus V. (Eubel II, 6. 11. 27), Petruccis und Saulis unter Leo X. zugleich mit dem genannten Hadrian von Corneto (Rohrbacher-Knöpfler 484 ff.) und des Erzbischofs Loménie de Brienne von Sens unter Pius VI. beizufügen wären; der letzte wurde 1791 abgesetzt, weil er den Eid auf die Civilkonstitution geleistet hatte; Lector 588.

[3]) Artaud I, 101.

[4]) Lector 586; die drei anderen dort aufgeführten Fälle — die Pisaner Kardinäle unter Julius II., Sauli unter Leo X. und Coscia unter Clemens XII. — sind Absetzungen.

[5]) Phillips V, 865.

[6]) Die übrigen waren Alexander II., Calixtus II., Eugen III., Urban II., Urban IV., Gregor X., Cölestin V., Clemens V., Urban V.

[7]) Magnum Bullarium II, 609.

gestellt; seit Clemens VII. (1523) sind nur mehr Italiener gewählt worden[1]).

Ausgeschlossen von der Wahl ist nach der Konstitution Julius' II. derjenige, der das Papsttum durch Simonie zu erlangen sucht, und nach Paul IV. ein Häretiker und ein der Häresie Angeklagter[2]).

Eine Bestimmung über ein etwa erforderliches Alter, wie bei anderen Kirchenämtern, besteht nicht.

An Wahlarten zählen die Gesetze Gregors XV. drei auf, welche allgemein 1215 das vierte Laterankonzil genannt hatte: Quasi-Inspiration, Kompromiß und Skrutinium[3]).

Ueber die Wahl durch Quasi-Inspiration sagt das Ceremoniale folgendes: „Sie liegt vor, wenn alle Kardinäle, gleichsam vom Heiligen Geiste getrieben, einstimmig und laut einen Papst proklamieren. Darüber ist nach der Konstitution Gregors zu bemerken: 1) diese Art kann nur erfolgen bei geschlossenem Konklave; 2) sie muß erfolgen von allen und jedem einzelnen anwesenden Kardinal; 3) es darf niemand widersprechen; 4) es darf keine Verhandlung vorausgehen, und sie muß geschehen, indem das Wort „eligo" deutlich gesprochen oder, wenn das nicht möglich ist, geschrieben wird. Zum Beispiel: Wenn einer von den Kardinälen bei geschlossenem Konklave ohne vorhergehende besondere Verhandlung sagte: Hochwürdigste Herren, in Anbetracht der einzigartigen Tugend und Tüchtigkeit des hochwürdigsten Herrn N. meine ich, er müsse zum Papst gewählt werden, und ich wähle ihn jetzt zum Papste; und wenn dann die übrigen ohne Ausnahme der Ansicht des ersten folgen und unter deutlicher Aussprache oder Niederschrift des Wortes „eligo", ohne daß über ihn eine besondere Verhandlung gepflogen wäre, ihn wählen, so ist dieser N. kanonisch gewählter und wahrer Papst." Eine Verhandlung darüber, auf welche Eigenschaften vorzüglich gesehen werden soll, und daß man eine bestimmte Person nicht wählen wolle, kann vorhergeschehen; auch könnte eine ohne Resultat verlaufene Wahl vorhergehen[4]). Die Wahl durch Quasi-Inspiration

---

[1]) Lector 592 f. giebt folgende Aufzählung: Vom 6. Jahrhundert an waren 27 Benediktiner, 1 Carmeliter, 4 Dominikaner, 5 Franziskaner, 1 Augustiner-Eremit, 1 Camaldulenser. Dazu kommt noch als Ordensmann Cölestin V. Daß Clemens IV. Karthäuser gewesen, dürfte unrichtig sein. Vom Ende des 10. Jahrhunderts an waren 15 Franzosen: Sylvester II., Nikolaus II., Urban II., Calixtus II., Urban IV., Clemens IV., Martin IV., Innocenz V., Clemens V., Johann XXII., Benedikt XII., Clemens VI., Innocenz VI., Urban V. Gregor XI.; — 7 Deutsche: Gregor V., Clemens II., Damasus II., Leo IX., Viktor II., Stephan IX., die letzten fünf sämtlich im 11. Jahrhundert, und der Holländer Hadrian VI., der letzte Nichtitaliener überhaupt; — 3 Spanier: Johann XXI., Calixtus III. und Alexander VI.; — 1 Engländer: Hadrian IV.

[2]) S. oben S. 51. 56. — [3]) c. 42. X, de elect. l. 6. — [4]) Phillips 896 f.

ist also im Grunde eine Wahl durch Acclamation, die aber auch nach dem Kanon des Laterankonzils Einstimmigkeit erforderte[1]). Dahin wäre auch zu rechnen, wenigstens für die frühere Zeit, die Wahl durch Adoration, wenn die Kardinäle einmütig, ohne vorgängige Stimmensammlung jemanden durch Erweisung der entsprechenden Ehrenbezeugungen als Papst anerkennen. Als Wahlen durch Inspiration können die Gregors VII. und Alexanders II. bezeichnet werden, allenfalls auch die Hadrians VI., obwohl die Einstimmigkeit fehlte und eine Empfehlung desselben vorausgegangen war, was freilich damals noch nicht untersagt war. Clemens VI. sagt von seiner Wahl, sie sei geschehen quasi per inspirationem sancti Spiritus in nos[2]), doch fragt es sich, ob das wörtlich zu verstehen ist. Im 16. Jahrhundert geschahen die meisten Wahlen zwar in ähnlicher Weise, indem eine Partei unter den Kardinälen, der Zustimmung der anderen gewiß oder in der Absicht, sie herbeizuführen, einen als Papst ausrief; doch kann dieses nicht als Inspiration angesehen werden, da dieses Ausrufen und die folgende Adoration das Ergebnis langer Unterhandlungen war; auch ließ man noch ein Skrutinium folgen[3]). Die Bedingungen, mit denen Gregor XV. die Wahl durch Inspiration umgeben hat, machen sie jetzt fast unmöglich; eine durch Adoration läßt sich unter die Wahlarten Gregors XV. nicht einreihen, sollte auch gerade durch ihn beseitigt werden.

Die Wahl durch Kompromiß besteht darin, daß die Kardinäle sich einstimmig einigen, mehreren aus ihnen die Befugnis zu übertragen, den Papst zu bestimmen. Sie haben auch die näheren Bedingungen für das dabei zu beobachtende Verfahren festzusetzen; haben sie das nicht gethan, so entscheidet die Mehrheit der Kompromissare. Gregor XV. schreibt für den Kompromiß eine bestimmte Formel vor, die ziemlich wörtlich dem XIV. Ordo romanus entlehnt ist[4]), ordnet an, daß die Beauftragten zweimal im Tage zusammentreten, und empfiehlt, ihnen einen genauen Termin für die Dauer ihrer Vollmacht zu setzen; auch darf niemand dabei sich selbst wählen. Die Aufhebung des Kompromisses ist den Kardinälen gestattet. Kompromißwahlen sind häufiger

---

[1]) Piccolomini nennt diese Wahl per viam Spiritus sancti. Nach ihm und Franz von Narbonne genügte damals auch hier die Zweidrittel-Majorität; der letztere gibt eine ähnliche Ansprache wie das Ceremoniale. Der Ausdruck per viam spiritus sancti kommt auch 1534 vor. Hoffmann 292. Gatticus 242. 327.

[2]) Raynald 1342, 7. S. auch bei Gregor XII. oben S. 46.

[3]) 1523 wurde nach der Adorationswahl die Frage aufgeworfen, ob sie ausreiche; auf Veranlassung der älteren Kardinäle wurde die Frage zwar bejaht, doch wurde beschlossen, ein Skrutinium folgen zu lassen. Gatticus 324. 336.

[4]) Mabillon 246.

vorgekommen, so bei Honorius III. Gregor IX., Gregor X.[1]), in den letzten Jahrhunderten aber nicht mehr[2]).

Die regelmäßige Art der Wahl ist das Skrutinium durch Stimmzettel, wofür das Ceremoniale Gregors XV. die eingehendsten Vorschriften gegeben hat. Grundsätze sind: Die Wahl ist geheim, jeder Kardinal darf nur einem seine Stimme geben[3]), niemand kann sich selbst wählen.

Das Skrutinium zerfällt in drei Teile: antescrutinium, eigentliches scrutinium und postscrutinium.

a) Das antescrutinium hat fünf Akte. Die Ceremoniare besorgen die erforderliche Anzahl von Stimmzetteln[4]) (bollotini) (praeparatio schedularum), welche auf zwei silbernen Tellern (bacili) auf dem Tische in der Mitte der Wahlkapelle liegen. Sie müssen gedruckt oder wenigstens alle von derselben Hand geschrieben sein. Ihre Form ist genau vorgeschrieben. Das Ceremoniale gibt ein Muster von ca. 20 cm Länge und 15 cm Breite. Durch vorgedruckte Linien zerfällt die Vorderseite in fünf Teile. Auf dem obersten ($5^1/_2$ cm lang) stehen die Worte: Ego . . . Card. . . ., auf dem dritten ($4^1/_2$ cm lang): Eligo in Summum Pontificem R. D. meum Card. . . .[5]), auf dem zweiten und vierten (ca. $2^1/_2$ cm) finden sich Kreise, auf welche das Siegel kommt; der fünfte ist leer. Auf der Rückseite sind auf dem zweiten und vierten Teile allerlei Schnörkel (fregi) angebracht, damit das Papier undurchsichtig wird; innerhalb derselben steht oben das Wort Nomen, unten Signa.

Den Anfang des Wahlganges bildet die extractio scrutatorum et deputatorum pro votis infirmorum. Aus einem Beutel oder Gefäß,

---

[1]) S. auch oben bei Innocenz II., S. 31. Lorenz 128 meint, die Wahl durch Kompromiß sei „kaum einmal" sicher nachzuweisen.

[2]) Via di compromesso pare hoggi in disusanza. Sestini, il maestro di camera (Padova 1650) 16.

[3]) Erst durch Gregor XV. eingeführt. Das Konzil von Basel verordnete, daß niemand mehr als drei Namen auf den Zettel setzen solle. Im Konklave Pius' II. trug ein Zettel sieben, in dem Hadrians VI. einer sogar 13 Namen. Unusquisque potest in scrutinio nominare unum vel plures . . . Decentiae est et fortassis expedientiae, quod non multi ab uno in scrutinio nominentur, licet hodie ab aliquibus contrarium observetur, cum in scrutinio nominent valde multos, sagt der XIV. Ordo rom., Mabillon 248. Nach dem Ceremoniale Piccolominis wurden Namen von Kandidaten außerhalb des Kollegiums auf die Rückseite der Stimmzettel geschrieben; Hoffmann 293.

[4]) Stimmzettel werden schon erwähnt bei der Wahl Innocenz' III. Raynald 1198, 5.

[5]) Die Formel findet sich schon im Konklave Marcellus' II. Cancellieri, notizie 41.

in dem sich für jeden Kardinal ein Zettel oder eine Kugel mit seinem Namen befindet, nimmt der jüngste Kardinaldiakon sechs; die drei ersten sind die Skrutatoren, die anderen dazu bestimmt, von etwa kranken Kardinälen die Stimmzettel aus den Zellen abzuholen (infermieri). Nach dem XIV. Ordo Romanus nahm man im 14. Jahrhundert die Skrutatoren anscheinend gleichmäßig aus den drei Klassen der Kardinäle, im 15. und 16. fungierten einfach die ersten dieser Klassen als solche [1]).

Darauf füllen die Kardinäle die Zettel aus, entweder an den Tischen in der Mitte der Kapelle oder an den vor ihren Sitzen stehenden (scriptio schedularum). In den obersten Teil des Zettels schreibt der Wählende seinen Namen, in den dritten den Namen dessen, dem er seine Stimme gibt, in den fünften eine Zahl und einen von ihm selbst ausgesuchten Spruch, z. B.: 18. Gloria in excelsis [2]). Die so beschriebenen Zettel werden gefalten (complicatio schedularum), wobei der erste Teil auf den zweiten, der fünfte auf den vierten zu liegen kommt, so daß Name und Wahlspruch des Wählers verdeckt werden und nur der Name des Gewählten offen bleibt; das Ganze soll auf die Breite eines Daumens zusammengefaltet werden. Zur Besiegelung (obsignatio schedularum) wird vor dem Zusammenfalten das weiße Wachs auf die bezeichneten Stellen des zweiten und vierten Teiles gelegt, und auf die entsprechenden Stellen der Rückseite drückt der Kardinal ein Siegel [3]), das aber nicht sein sonstiges sein darf. Das Ceremoniale schlägt vor drei Zahlen oder drei Buchstaben oder ein Bild. Im letzten Konklave gebrauchte bei der ersten Abstimmung ein Kardinal sein gewöhnliches Siegel, ein anderer gab seinen Zettel offen ab; die Abstimmung war deshalb ungültig.

b) Das Skrutinium. Jeder Kardinal, zuerst der Dekan, trägt seinen Zettel mit erhobener Hand, so daß er von allen gesehen werden kann, zum Altare (delatio schedulae), neben dem die drei Skrutatoren stehen, und auf dem sich als Wahlurne ein großer Kelch mit Patene befindet. Er kniet dort nieder und leistet folgenden Eid: Testor Chri-

---

[1]) 1521 bemerkt ein Konklavist: ex consuetudine priori Decani Episcoporum, Presbyterorum et Diaconorum tres numero suffragiis praesidebant; ad auferendas suspiciones gab man ihnen die letzten der drei Klassen bei. Zuerst 1605 heißt es electis Cardinalibus scrutatoribus, doch fungierten die drei Prioren als solche. — Mabillon 247. Raynald 1464, 53. Gatticus 298, 318, 327, 344. Piccolomini bei Hoffmann 294. Meuschen 152.

[2]) Im Konklave 1829 fehlte bei einem Zettel der Name des Wählers, bei einem anderen das Motto; die Abstimmung war ungültig.

[3]) Im Konklave Pauls II. siegelten die Kardinäle suo annulo, Raynald 1464 53; 1484 suo sigillo, Burchard bei Gatticus 298; ähnlich Meuschen 152 (1582).

stum Dominum, qui me judicaturus est, me eligere, quem secundum Deum judico eligi debere, et quod idem in accessu praestabo. Dann legt er den Zettel auf die Patene und läßt ihn von derſelben in den Kelch gleiten[1]). Kann ein Kardinal nicht zum Altar gehen, ſo holt der dritte Skrutator den Zettel ab und trägt ihn ſichtbar zum Altare. Von den im Konklave krank liegenden Kardinälen (im letzten der Dekan Amat) werden die Zettel in einer verſchloſſenen Kaſſette aus den Zellen geholt; der Schlüſſel zu derſelben bleibt auf dem Altare liegen. Die Infirmarien geben ihren eigenen Zettel unmittelbar nach dem Dekan ab und begeben ſich ſogleich zu dem Kranken, dem ſie zuerſt den obigen Eid abnehmen.

Haben alle ihre Zettel abgegeben, ſo werden dieſelben durch den erſten Skrutator durcheinander geſchüttelt (permixtio schedularum) und dann durch den dritten in einen zweiten Kelch einzeln und laut eingezählt (numeratio schedularum). Sollte die Zahl der Zettel und der anweſenden Kardinäle nicht übereinſtimmen, ſo ſollen die Zettel ſofort verbrannt werden und die Abſtimmung ſoll von neuem beginnen.

Zur publicatio scrutinii trägt der erſte Skrutator den Kelch zu dem in der Mitte ſtehenden Tiſche, an dem alle drei Skrutatoren Platz nehmen. Der erſte nimmt einen Zettel, lieſt ſtill für ſich den darauf geſchriebenen Namen und reicht ihn dem zweiten, der dasſelbe thut und ihn dem dritten gibt. Dieſer lieſt den Namen laut vor und zieht den Zettel auf einen ſeidenen Faden, indem er ihn bei dem Worte Eligo durchſticht (insertio schedulae in filum). Sind alle Zettel verleſen und aufgereiht, ſo wird der Faden zuſammengebunden und das Packet in einen anderen Kelch oder wenigſtens auf dem Tiſche beiſeite gelegt (depositio schedularum).

Ein Zettel mit mehreren Namen iſt ungiltig. Sind zwei Zettel ſo ineinander gefaltet, daß ſie als von einem herrührend erkannt werden, ſo gelten ſie für einen, wenn ſie denſelben Namen tragen; ſie ſind ungiltig, wenn ſie zwei Namen enthalten.

c) Das postscrutinium. Das Wahlprotokoll führen ſämtliche anweſenden Wähler, indem ſie auf einem ihnen gedruckt vorliegenden Verzeichnis der Kardinäle bei jedem Namen die betreffenden Stimmen vermerken. Die Skrutatoren ſtellen das Reſultat zuſammen (numeratio suffragiorum). Findet ſich, daß einer mehr als zwei Drittel der Stimmen hat, ſo iſt er gewählt. Hat einer gerade zwei Drittel, ſo hat er Zahl und Spruch ſeines Zettels anzugeben; der entſprechende Zettel wird

[1]) Codicillum sigillatim in calicem demisere, heißt es im eben genannten Konklave. S. auch Burchard a. a. O.

geöffnet, um zu sehen, ob er sich nicht selbst die Stimme gegeben hat. Wäre das der Fall, so wäre der Zettel ungültig und die Majorität nicht vorhanden. Hat sich für einen die notwendige Mehrheit ergeben, so entnimmt der jüngste Diakon dem oben erwähnten Beutel wieder drei Kugeln, um die Recognitoren zu benennen, welche das Ganze zu revidieren haben (recognitio suffragiorum).

Wird von niemandem die Zweidrittel-Majorität erreicht, so findet, seit Gregor XV. stets, früher nur auf besonderen Beschluß der Kardinäle[1]) und vor Pius IV. auch nicht beim ersten Skrutinium[2]), eine eigentümliche engere Wahl statt, der Accеß. Man kann ihn als die gewöhnliche Fortsetzung des Skrutiniums bezeichnen. „Es ist gegenwärtig und nach der Erinnerung unerhört, daß jemand bloß durch Stimmzettel gewählt ist; für gewöhnlich vollendet der Accеß das ganze Werk," bemerkt ein Berichterstatter über die Wahl von 1464[3]). Der Gebrauch soll aus dem römischen Senat stammen. Der Senator, welcher in der zur Beratung stehenden Sache einem anderen beistimmte, trat zu diesem hin, oder wenn er seinen Platz nicht verlassen wollte, sprach er laut: Accedo ad idem[4]). In der Papstwahl wird er zuerst erwähnt in der Decretale von 1179: Wenn jemand von weniger als zwei Dritteln gewählt ist, so soll er, sofern nicht eine größere Eintracht erzielt wird, nicht als Papst angenommen werden[5]). Geübt wurde er bei der Wahl Innocenz' III. (1198)[6]). Doch geschah er damals, wie auch später, offen und mündlich[7]) und hat sich trotz des Verbotes des Baseler Konzils[8]) erhalten. Gregor XV. brachte ihn in genau fixierte Formen und machte ihn ebenfalls zu einem geheimen Akte.

In Frage kommen dabei natürlich nur jene Kandidaten, welche im unmittelbar vorhergehenden Skrutinium gültige Stimmen erhalten haben, aber — das ist das Eigentümliche, und darin zeigt sich sein Charakter als Zusatz zum Skrutinium — die neuen Stimmen, welche auf jemanden fallen, werden denen, die er im Skrutinium erhalten hat, bei-

---

[1]) Primo deliberandum est, an post scrutinium eadem die sit attentanda via per accessum. Piccolomini bei Hoffmann 293. S. auch Peter de Graffis und Blasius de Martinellis bei Gatticus 315, 326.

[2]) Magnum Bullarium II, 97. — [3]) Raynald 1464, 53.

[4]) Histoire des conclaves, Discours pg. 29. — [5]) S. oben S. 35.

[6]) S. oben S. 36.

[7]) Quilibet potest incipere, surgit qui vult incipere et dicit: Ego accedo ad Reverendissimum Dominum talem. Piccolomini bei Hoffmann 295. S. auch die Wahl Pius' II. bei Pastor II, 10. Die Histoire des Conclaves sagt bei der Wahl Calixtus' III., der Accеß sei noch nicht im Gebrauch befestigt; bei der Wahl Pius' II. wird er aber schon als etwas Gewöhnliches bezeichnet.

[8]) S. oben S. 49.

gezählt; jedoch darf niemand ebendemſelben ſeine Stimme geben wie im Skrutinium. Es werden dafür eigene Zettel benutzt, welche in der Mitte den Vordruck tragen: Accedo R. D. Card. . . ., ſonſt aber denen des Skrutiniums gleich ſind und wie dieſe gefalten und geſiegelt werden. Siegel und Spruch müſſen übereinſtimmen. Will jemand bei dem im Skrutinium Gewählten bleiben und niemandem beitreten, ſo ſchreibt er: Nemini. Das Verfahren iſt dasſelbe wie beim Skrutinium, nur fehlt der Eid. Zu den Kranken nehmen die Infirmarien ein Blatt mit, auf dem das Ergebnis des Skrutiniums verzeichnet iſt. Die Recognitoren werden nach dem Acceß auf jeden Fall ausgeloſt.

Wie geſagt, werden die Stimmen, welche einer im Acceß erhält, denen, die er im Skrutinium bekommen hat, beigezählt. Bei der letzten Wahl fand beim erſten Skrutinium, in dem Pecci 19 Stimmen auf ſich vereinigte, kein Acceß ſtatt, da dasſelbe wegen Fehler in der Siegelung ungültig war. Beim zweiten Skrutinium am Nachmittag des 19. Febr. fielen auf ihn 26 (ein Zettel war ungültig, da er den Namen Picchino trug), im Acceß noch 8; er hatte alſo 34 — noch nicht die Majorität, welche 40 betrug. In dieſem Falle iſt der ganze Wahlgang beendet. Die Wahlzettel werden mit etwas feuchtem Stroh oder Heu vermiſcht und in dem Ofen verbrannt. Infolgedeſſen wird der aus dem Rohr aufſteigende Rauch etwas dunkel, und die berühmte ſkumata zeigt den Römern, daß der Papſt noch nicht gewählt iſt.

Erhielte jemand durch den Acceß gerade zwei Drittel, ſo iſt in der vorhin angegebenen Weiſe erſt feſtzuſtellen, ob er ſich nicht ſelbſt die Stimme gegeben hat. Das Wahlreſultat denen außerhalb des Konklaves mitzuteilen, iſt nach der Konſtitution Clemens' XII. verboten.

So wird in ſtets neuen Wahlgängen, täglich zweimal, fortgefahren, bis die Zweidrittel-Majorität erreicht iſt. Zeigt die Zählung der Stimmen des Acceſſes und des Skrutiniums, daß das der Fall iſt, ſo tritt ein höchſt umſtändliches Verfahren ein, von dem das Ceremoniale ſagt, es ſei weniger ſchwer auszuführen, als zu beſchreiben. Es muß die Uebereinſtimmung der Wahlzettel des Skrutiniums und des Acceſſes feſtgeſtellt werden. Der erſte Skrutator öffnet die Zettel des Acceſſes am unteren Teile, ſo daß er die signa leſen kann (aperitio sigillorum et signorum), gibt ſie dem zweiten, dieſer dem dritten, welcher ſie laut verlieſt und ſie ſamt den Siegeln notiert auf einem Bogen, welcher die Rubriken trägt: Sigilla et signa accessuum — Sigilla et signa scrutinii accessibus respondentia — Cardinales nominati in scrutinio. Darauf werden die dem Siegel nach entſprechenden Zettel des Skrutiniums durch den erſten Skrutator herausgeſucht, in derſelben Weiſe geöffnet, ihre Siegel und signa mit denen des anderen Zettels ver-

glichen und in die zweite Rubrik eingetragen. In die dritte kommen dann die Namen der auf den letzten Zetteln verzeichneten Kandidaten. Das Ceremoniale gibt folgendes Muster, wobei die Buchstaben und Zahlen die Siegel und Sprüche bezeichnen:

Sigilla et Signa accessum	Sigilla et signa scrutini accessibus respondentia.	Cardinales nominati in scrutinio.
ACD. 43. Deus.		
BRF. 32. Bonitas.	BRF. 32. Bonitas.	Card. S. Euseb.
RGI. 50. Beatitudo.	RGI. 50. Beatitudo.	Card. S. Sixti.
NSP. 26. Gloria.		

Auf diese Weise läßt sich leicht übersehen, ob vielleicht die beiden Zettel denselben Namen tragen. Wäre das der Fall, so wäre der Zettel des Accesses ungültig, weil hierbei entweder ein anderer oder gar kein Name zu nennen ist[1]). Würde es sich ergeben, daß mehrere Zettel dasselbe Siegel und dieselben signa haben, so ist auch der Name derer, welche sie abgegeben haben, festzustellen und deshalb auch die obere Falte zu öffnen, was aber nur in diesem Falle geschehen darf. Die schließlich gelosten Recognitoren revidieren das Ganze. Haben sie die Richtigkeit konstatiert, so werden die Zettel ohne Beimischung von Stroh verbrannt, ein leichter weißer Rauch steigt auf, man weiß in Rom, die Wahl ist vollendet.

Im Skrutinium des dritten Wahlganges, am Morgen des 20. Februar, erhielt Kardinal Pecci 44 Stimmen, drei über die an diesem Tage erforderliche Zahl[2]); Acceß war also nicht nötig. Kaum bemerkbar war der Rauch, welcher aufstieg.

V. Schluß des Konklaves. Verkündigung der Wahl.

Nachdem das Ergebnis der Wahl durch die Skrutatoren und Recognitoren verkündet ist, treten auf das von dem jüngsten Diakon gegebene Glockenzeichen die Ceremoniare und der Sakristan in die Kapelle. Der Dekan begibt sich mit dem ersten Priester und Diakon

[1]) Im Konklave von 1828 hatte im Acceß Castiglione 35 Stimmen, zwei mehr, als nötig waren. Aber ein Zettel trug einen anderen Spruch als der entsprechende des Skrutiniums, auf einem zweiten stand eligo statt accedo, auf einem dritten war das Mittelfeld ganz unbeschrieben. — [2]) Auf einem Zettel stand: eligo Card. Neminem.

zu dem Gewählten und legt ihm die Frage vor: Acceptasne electionem de te canonice factam in Summum Pontificem? „Weil Gott will, daß ich das Papsttum annehme, so kann ich nicht widersprechen," antwortete Kardinal Pecci. Mit der bejahenden Antwort ist nach dem Dekret Nikolaus' II. der Gewählte Papst mit allen Rechten. Zum Zeichen dessen lassen jetzt die Kardinäle die Baldachine über ihren Sitzen herunter, die Herrschaft des heiligen Kollegiums hat aufgehört.

Befindet sich der Gewählte nicht im Konklave, so wird er, wenn er in der Nähe ist, herbeigerufen[1]); sonst begibt sich eine Deputation der Kardinäle zu ihm. Die Kardinäle können in der Zwischenzeit nicht von der Person des Gewählten abgehen.

Durch die weitere Frage: Quomomo vis vocari? erbittet sich der Dekan den Namen, welchen der Gewählte als Papst führen will. „Leo," antwortete Joachim Pecci, „wegen der Verehrung und Dankbarkeit, die ich immer für Leo XII. getragen, und wegen der Ehrfurcht, die ich von Jugend auf für den h. Leo gehabt habe." Pius IX. nahm diesen Namen an mit Rücksicht auf Pius VII., welcher auch Bischof von Imola gewesen war; sein Vorgänger Gregor XVI. war Mönch im Kloster Gregors des Großen und Präfekt der von Gregor XV. gegründeten Propaganda gewesen. Oft haben die zu Päpsten Gewählten den Namen des Papstes angenommen, der sie zum Kardinal erhoben hatte.

Der erste, der einen eigenen Papstnamen führte, ist Johann II. (533)[2]) gewesen, dann Johann XII. (956); Johann XIV. (983) änderte seinen Namen Petrus aus Ehrfurcht gegen den Apostelfürsten. Auch seine beiden unmittelbaren Nachfolger Gregor V. und Sylvester II. haben ihren Namen geändert. Seit Sergius IV. (1009), der vorher Petrus hieß, ist die Namensänderung ständig, nur Hadrian VI. und Marcellus II. haben ihren Namen beibehalten[3]). Im Mittelalter war es Obliegenheit des Priors der Diakonen, den Namen zu erfragen; erst 1523 wird solches durch den Dekan erwähnt[4]). Wenn es auch nach einigen mittelalterlichen Berichten den Anschein haben könnte, als sei die Beilegung des Namens von den Wählern ausgegangen, so sagen doch andere gleichzeitige Berichte, daß der Gewählte den Namen trug, „der ihm gefiel"[5]).

[1]) So war es bei Urban VI. — [2]) S. oben S. 13.

[3]) Vgl. Knöpfler, Die Namensänderung der Päpste, Compte rendu du quatrième congrès scientifique international des catholiques tenu à Fribourg, V, 158—167.

[4]) Mabillon 210. 222. 253. Gatticus 73. 324. Vgl. zum Folgenden überhaupt das oben citierte Buch von Zoepffel.

[5]) Ipsum eo nomine, quo ei placuerit, vocabunt. Ordo rom. XIII. XIV. Zoepffel 166 ff. — Anders für die Zeit Heinrichs III. und IV., Martens, Besetzung 301—309.

Nachdem über die Annahme der Wahl und des Namens durch den Oberceremonienmeister ein Protokoll aufgenommen und verlesen ist, wird der neue Papst von den beiden ersten Diakonen[1]), dem Sekretär des Konklaves und dem Sakristan an den Altar und nach kurzem Gebet daselbst in die Sakristei geführt. Hier legt er die päpstlichen Gewänder an: die weiße Soutane[2]), welche in verschiedenen Größen vorrätig gehalten wird, Rochett, roten Kragen und Mütze[3]); der erste Diakon reicht ihm die rote Stola[4]).

Der rote Kragen ist anscheinend das Ueberbleibsel jenes roten Mantels, mit dem im Mittelalter der Gewählte unmittelbar nach der Wahl bekleidet wurde. Die Worte, welche nach dem Ceremoniale Gregors X. der Archidiakon dabei sprach: Investio te de papatu romano, ut praesis urbi et orbi, finden sich noch in einem unter Nikolaus V. geschriebenen Ceremonialbuch, werden aber dann nicht mehr erwähnt[5]). Dieser Mantel galt als das charakteristische Kleidungsstück des Papstes, so daß in dem Schisma von 1159 sowohl die Alexandriner als auch die Viktoriner sich darauf beriefen, ihr Papst sei mit ihm bekleidet worden, wobei allerdings die ersteren geltend machen konnten, Viktor habe ihn nicht von dem Archidiakon empfangen, sondern ihn sich selbst umgehängt[6]).

So bekleidet wird der Papst in die Kapelle zurückgeführt, nimmt auf dem vor die Evangelienseite des Altares gestellten Sessel Platz und empfängt hier die erste Huldigung der Kardinäle, welche vor ihm niederknieen, ihm Fuß[7]) und Hand küssen und von ihm umarmt werden. Nach dieser Adoration bestätigt er den bisherigen Kamerlengo in seinem Amte oder bestellt provisorisch einen neuen; Leo XIII. bestellte dazu den Kardinal Schwarzenberg. Der Kamerlengo steckt dem Papste den Fischerring an, den er jedoch gleich dem Oberceremonienmeister übergibt, damit sein Name eingraviert werde. Oft ernennt er auch gleich

---

[1]) Ipsum duo de majoribus cardinalibus adexterant ad altare. Ordo rom. XII.

[2]) Die weiße Tunica als päpstliches Gewand findet sich bei Victor III. (1087).

[3]) S. oben S. 93.

[4]) Prior diaconorum . . . ponit ei . . . orarium ad modum presbyteri super humeros, si est presbyter, vel ad laevam partem, si est diaconus; Ordo rom. XIII. Ordo XIV. hat ornamentum. Ein Ceremoniale unter Nikolaus V. fügt bei: videlicet pluviale vel stolam, Gatticus 72.

[5]) Ordo rom. XIII., Mabillon 222. Gatticus 73. 124.

[6]) S. oben S. 34. Ueber die Bedeutung der Immantation s. Zoepffel 168 ff. Martens 314 ff. Grauert, Hist. Jahrbuch III, 549 ff.

[7]) Den Fußkuß leisten die Kardinäle im allgemeinen nur bei der Wahl und Krönung des Papstes und bei ihrer eigenen Ernennung. Novaes II, 159.

seinen Staatssekretär, sonst versieht der Sekretär des Konklaves einstweilen die Funktionen.

Inzwischen haben die Werkleute begonnen, die Vermauerungen des Konklaves niederzureißen, und der erste Kardinaldiakon begibt sich unter Vorantragung des Kreuzes auf den Balkon über dem Portal des Wahlpalastes oder der Basilika und verkündet: Annuntio vobis gaudium magnum: Papam habemus Eminentissimum et Reverendissimum Dominum . . . qui sibi imposuit nomen . . . Das Blatt, auf dem die Worte geschrieben stehen, fliegt unter die Menge, die Glocken von St. Peter ertönen, ihnen folgen die der übrigen Kirchen der Stadt — ehemals auch die Kanonen der Engelsburg. Im früheren Mittelalter lautete die Formel, mit welcher der Archidiakon die Wahl verkündete: Dominum N. beatus Petrus elegit, worauf das Volk in ähnlichen Worten den Gewählten begrüßte [1]).

Bei der Rückkehr des Kardinaldiakons öffnet der Marschall das Thor des Konklaves, und nun nimmt der Papst die Huldigung der übrigen entgegen, des Marschalls, des Majordomus, der Konklavisten Beamten und Wächter u. a. Der Sitte gemäß erscheint er dann selbst auf der Loggia und spendet den ersten Segen Urbi et Orbi.

Fällt die Entscheidung der Wahl am Abend, wie bei Pius IX., so geschieht die Verkündigung erst am nächsten Morgen, doch wird das Konklave geöffnet und das Ergebnis nicht mehr geheim gehalten.

Es folgen jetzt noch eine zweite Adoration in der Sixtinischen Kapelle, zum Zeichen der Besitznahme des Vatikans, und eine dritte in der Peterskirche, gewissermaßen die Besitznahme vom Grabe des Apostelfürsten. War, wie im 19. Jahrhundert meistens, die Wahl im Quirinal geschehen, so fanden sie gewöhnlich erst am Tage nachher statt, und der Papst begab sich zu Wagen, gefolgt von den Kardinälen, zum Vatikan. Ist dagegen das Konklave hier gewesen, so schließt sich die zweite Adoration an den Segen, während die dritte meistens auf den nächsten Tag verschoben wird. Im Saale der Paramente legt der Papst Albe, Chormantel und Mitra an, wird in Prozession in die Sixtina geführt und nimmt auf dem Altartische selbst Platz. Die Kar-

[1]) Kardinal Boso (gest. nach 1178) sagt in seiner vita Leonis IX.: archidiaconus de more clamavit: Dompnum Brunonem beatus Petrus elegit. Von Paschalis II. sagt Pandulf: eo diu renitente a primoscriniis et scribis regionariis, mutato nomine, ter acclamatum est responsumque: Paschalem papam sanctus Petrus elegit. Liber pontif. II, 296. 355. Vgl. z. B. auch den Bericht Bonithos über die Wahl Gregors VII. im liber ad amicum, Mon. Germ., libelli de lite I, 601. Schon im 13. Jahrhundert findet sich eine der jetzigen ähnliche Formel, Gatticus 174. Bei der Verkündigung der Wahl Leos X. fügte Alexander Farnese hinzu: Plaudite juvenes, womit er anscheinend auf das geringe Alter des Papstes anspielen wollte; Cancellieri 72.

dinäle in Purpurkleidung mit dem hermelinverbrämten Mantel küssen Fuß und Hand; nach ihnen leisten der Gouverneur, der Marschall und die Beamten des Konklaves den Fußkuß. Früher überreichte bei dieser Gelegenheit auch der Gouverneur der Stadt seinen Kommandostab, der ihm zur Bestätigung im Amte sogleich vom Papste zurückgegeben wurde.

Zur dritten Adoration wird der Papst in der Sella gestatoria unter Vorantritt der Prälaten, Bischöfe und Kardinäle, unter Begleitung der Garden und unter dem Gesange des Ecce sacerdos über die Konstantinstreppe zum großen Portal von St. Peter getragen, wo er vom Kapitel der Basilika empfangen wird. Bei der Sakramentskapelle verläßt er den Tragsessel zur Anbetung des Allerheiligsten. Nach einem Gebete vor der Konfession des hl. Petrus besteigt er den Altar; wiederum leisten die Kardinäle Fuß- und Handkuß und werden von ihm umarmt. Nachdem der Dekan als erster die Huldigung geleistet hat, stimmt er das Te Deum an, nach welchem der Papst auf der obersten Altarstufe den Segen erteilt. In der Kapelle der Pieta legt er die Gewänder ab und empfängt, sofern das nicht schon nach der ersten Huldigung geschehen ist, vom Kamerlengo die Schlüssel zu den päpstlichen Gemächern im Vatikan.

Die Adoration wird schon erwähnt bei Papst Conon (686). Die mittelalterlichen Ceremonialbücher schildern die Vorgänge in folgender Weise: Nach der Immantation (Bekleidung mit dem Papstmantel) überreichte der Prior der Diakonen dem Gewählten den Ring, und zwar war es, was noch bis ins 16. Jahrhundert stets bemerkt wird, der Ring, den der Vorgänger gebraucht hatte[1]); dann folgte die Aufsetzung der Mitra und die Namensänderung. Hierauf wurde er durch die Kardinalbischöfe auf den in der Apsis der Lateran- oder Peterskirche stehenden Thron geführt, und nachdem ihm die roten Papstschuhe angezogen waren, leisteten alle Anwesenden, nicht bloß die Kardinäle, durch Fußkuß die Huldigung, während welcher das Te Deum gesungen wurde. Als dann Gregor X. das Konklave eingeführt hatte, fand die Adoration im Innern desselben statt, aber nach derselben begab sich der Gewählte in feierlichem Zuge in die Kirche, wo er nach Absingung des Te Deum den Segen erteilte. Hieraus hat sich dann im Laufe des 15. Jahrhunderts eine weitere Adoration entwickelt, die sich bereits 1484 findet. Die vorhergehenden Akte blieben, mit Ausnahme der Immantation, im großen und ganzen in derselben Reihenfolge. Die Adorationswahlen des 16. Jahrhunderts bewirkten

[1]) Julius II. hatte bereits seinen eigenen Ring mit seinem Namen zur Hand. Bei Leo X. (1503) findet sich zuerst die Ueberreichung des Ringes durch den Kämmerer. Gatticus 308. 325.

eine weitere Aenderung. Die Beglückwünschung, welche an diese Wahl sich anschloß, wurde allmählich auch zu einer Adoration, die der Gewählte noch in seiner Kardinalskleidung entgegennahm. Nach dem dann noch folgenden, meistens offenen Skrutinium fand die Adoration in der eigentlichen Form statt. Die jetzigen drei Adorationen finden sich zuerst bei Leo XI. (1605), und der Beschreiber macht ausdrücklich auf die Abweichung von dem früheren Gebrauch aufmerksam [1]).

Leo XIII. ließ, um sich zu erholen, die Oeffnung des Konklaves auf 4 Uhr verschieben, während die Proklamation kurz nach 1 Uhr geschehen war. Die Erteilung des Segens erfolgte von der inneren Loggia der Peterskirche aus. An sie schloß sich die zweite Adoration. Die Sixtina war auch der Ort für die dritte Huldigung um 10 Uhr des 21. Februar. Nach derselben empfing er im Saale der Gräfin Mathilde die Gesandten der Staaten.

Der Papst selbst zeigt nachher seine Thronbesteigung noch den bei ihm vertretenen Regierungen an. Leo XIII. that das auch bei der preußischen, obwohl sie damals nicht beim päpstlichen Stuhle vertreten war, und gab dadurch den Anstoß zu Verhandlungen, welche zur Revision der preußischen Kirchengesetzgebung und zur vorläufigen Beendigung des Kulturkampfes führten.

VI. Weihe und Krönung.

Für die folgenden Ceremonien kommt es darauf an, welche Weihe der neue Papst besitzt. Ist er bereits Bischof, so wird er ohne weiteres gekrönt; eine Papstweihe gibt es nicht, sondern nur eine mit der Krönung verbundene Benediktion [2]), die freilich zuweilen nicht richtig Konsekration genannt wird. Anderenfalls muß er erst die ihm fehlenden Weihen empfangen.

In den alten Zeiten wurde kein Bischof zum Papst gewählt [3]); daß Marinus, Bischof von Cäre, 882 den Stuhl des h. Petrus bestieg, galt damals noch als Ausnahme. Die letzten Päpste, welche bei ihrer Erhebung nur Priester waren, sind Clemens XIV. (1769), Pius VI. (1775) und Gregor XVI. (1831).

---

[1]) Ordo rom. XII. XIII. XIV., Mabillon 211. 222. 253; vgl. Zoepffel 181 bis 190. Gatticus 73. 124. 304. 339. 342. 348. Piccolomini bei Hoffmann 297. Gregor XV. war am Abend gewählt, am folgenden Morgen las er die hl. Messe, nach derselben folgte die Verkündigung der Wahl und dann die zweite Adoration. Gatticus 349.

[2]) Episcopus, qui in Papam electus est, non consecratur denuo, sed benedicitur et coronatur. Ordo rom. XIV., Mabillon 254. — [3]) S. oben S. 21.

Die fehlenden Weihen wurden anscheinend dem neuen Papste ehemals per saltum gespendet, sodaß ein Diakon sofort zum Bischof geweiht wurde. So wird bei Nikolaus I. (858) nur von seiner Konsekration berichtet, während Gregor VII. (1073) auch eigens die Priesterweihe empfing [1]). Bei der Erteilung dieser Weihen, für welche ein besonderer Ritus zur Anwendung kommt, brauchen die sonst vorgeschriebenen Zwischenräume nicht eingehalten zu werden, sodaß sie sämtlich an einem Tage empfangen werden können. Die Priesterweihe, nötigenfalls auch die vorhergehenden Weihen, empfängt der Papst auf dem Throne sitzend und, ausgenommen bei den vorkommenden Handauflegungen, mit der Mitra auf dem Haupte. Am Schluß der Weihemesse erteilt er selbst, nicht der weihende Bischof, den Segen. Diese Weihen kann er sich von jedem beliebigen Bischof spenden lassen. „Dieses alles soll am Samstag geschehen," sagt das Ceremoniale Gregors X., „am folgenden Sonntag aber soll er konsekriert werden, wenn es ihm so beliebt" [2]).

Den Sonntag als Tag der Bischofsweihe nach Gewohnheit und alter Ueberlieferung nennt schon die Lebensbeschreibung Benedikts III. (855) im Papstbuche [3]). Ehemals, wo in der Regel Nichtbischöfe gewählt wurden, war mit ihr die Krönung verbunden, jetzt findet sie nötigenfalls allein statt und braucht nicht einmal öffentlich zu geschehen [4]). Konsekrator war seit alter Zeit der Bischof von Ostia, der dabei das Pallium trug [5]); jetzt ist es einfach der Kardinaldekan. Bei der Weihe unterbleibt das Examen, die Ueberreichung des Stabes, der Handschuhe und der Mitra, auch werden einige Gebete geändert. Wird die Weihe mit der Krönung verbunden, so setzt der Papst, nicht der Konsekrator, die Messe fort [6]). Als der eigentliche Ort für die Konsekration galt früher die Peterskirche [7]).

An sie schloß sich die Inthronisation auf die Kathedra Petri, das Zeichen für den Antritt des Papsttums, die in den frühmittelalterlichen

---

[1]) Vgl. Mabillon, in ordinem romanum commentarius, Museum ital. pg. CXIX et CXXI. Novaes II, 45 ff.

[2]) Mabillon 254. Aehnlich auch noch das Pontificale von 1582, Meuschen 162. Nach dem Ceremoniale des Bischofs von Narbonne soll der zum Priester geweihte Papst vor der Bischofsweihe keine Messe lesen, Gatticus 246.

[3]) Vgl. auch Zoepffel 250 ff.

[4]) So war es bei Sixtus IV. und Pius III. Philipps 895. Piccolomini 314. Gatticus 362.

[5]) Sägmüller, Kardinäle 14. Nach dem liber pontif. (I, 202) verlieh Papst Marcus (336) dem Bischof von Ostia das Pallium.

[6]) Beschreibungen der Weihen: Ordo rom. IX., XIII., XIV., Mabillon 92. 225. 271. Gatticus 74. 94. 203. 244. 362—365. Meuschen 156 ff. nach dem Pontificale von 1582. Lector 659. — [7]) Vgl. Zoepffel 243 ff.

Berichten faſt ſtets erwähnt wird. War die Wahl in St. Peter ſelbſt geweſen, ſo folgte ſie gleich auf dieſe. Die Beſitznahme von der Kathedra Petri erwies den Papſt als den wahren Nachfolger des Apoſtelfürſten, nicht eher durfte er päpſtliche Amtshandlungen verrichten; bis Nikolaus II. in ſeinem Dekret von 1059 verordnete, daß der Gewählte, auch wenn er etwa wegen Krieg oder menſchlicher Bosheit halber nicht inthroniſiert werden könne, doch die Gewalt habe, die Kirche zu regieren. Alexander II. und Gregor VII. wurden nicht in der eigentlichen Peterskirche, ſondern in der Kirche s. Petri ad vincula inthroniſiert, wo es auch eine Kathedra Petri gab[1]). Infolge des Umſtandes, daß im 13. Jahrhundert die meiſten Päpſte außerhalb Roms gewählt wurden und die Stadt nicht einmal betraten, und infolge des Aufenthalts der Päpſte in Avignon, kam die Inthroniſation, die nun einmal an die Kathedra Petri geknüpft war, außer Uebung und iſt auch nach der Rückkehr der Päpſte nach Rom nicht wieder eingeführt worden, zumal ſie keine Bedeutung mehr hatte. Man kann jedoch die dritte Adoration in der Peterskirche in gewiſſem Sinne als ſolche anſehen. Von den drei Ceremonien, die früher für gewöhnlich auf einen Tag fielen, Konſekration, Inthroniſation und Krönung, findet jetzt in der Regel nur die letzte mehr ſtatt.

Die erſte Nachricht von einer päpſtlichen Krönung findet ſich, wie früher bemerkt[2]), in dem neunten römiſchen Ordo, der wohl unter Leo III. (795—816) geſchrieben iſt, ſodaß ſie für das achte Jahrhundert beglaubigt iſt. Dann wird ſie wieder erwähnt bei der Thronbeſteigung Nikolaus' II. (1058)[3]). Die erſte ſummariſche Beſchreibung gibt die Vita Paschalis II. (1099—1118)[4]). Etwas eingehender ſpricht davon Kardinal Cencius in ſeinem unter Cöleſtin III. (1191—1198) verfaßten Ordo, während das unter Gregor X. (1271—1276) angelegte Ceremoniale eine ausführliche Vorſchrift giebt[5]). In Verſen ſchildert Kardinal Jakob Gaetani die Krönung Cöleſtins V. und Bonifaz' VIII.; er hat in dem von ihm herrührenden Ordinarium s. Romanae Ecclesiae eine weitläufige Anweiſung hinterlaſſen[6]).

[1]) Ueber die Inthroniſation vgl. Zoepffel 235—265, auch Martens 39—45.

[2]) S. oben S. 21.

[3]) Wenn es auch als Anekdote zu bezeichnen iſt, daß Hildebrand ihm eine regalis corona mit der Inſchrift: Corona regni de manu Dei, diadema de manu Petri, aufgeſetzt habe, wie Benzo, Panegyricus, Mon. Germ. Scr. XI, 672 berichtet, ſo bleibt die Thatſache der Krönung doch beſtehen; vgl. Martens 331 ff. Ueber das Alter der Krönung ſ. Zoepffel, Zeitſchrift für Kirchenrecht XIII (1876), 1—27.

[4]) Liber pontif. I, 296. — [5]) Mabillon 212. 226 ff.

[6]) Muratori, Scriptores rer. Ital. III, 1, 613 ff. 641 ff. Auszüge bei Raynald 1294, 12. 1295, 2. Mabillon 254 ff.

Die Krönung findet gewöhnlich an einem der auf die Wahl nächsten Sonn- oder Festtage statt. Der Papst wird in feierlichem Zuge auf der Sella gestatoria an das Thor der Peterskirche getragen. Hier läßt er sich auf dem Throne nieder, der Kardinal-Erzpriester der Basilika richtet eine Ansprache an ihn und stellt ihm den Klerus derselben vor, welcher zum Fußkuß zugelassen wird. Hierauf hält der Papst auf der Sella seinen Einzug in die Kirche. Zuerst begibt er sich in die Sakramentskapelle zur Anbetung, dann in die des h. Gregor, wo er die Huldigung der Kardinäle, Bischöfe und Prälaten entgegennimmt und mit den Gewändern für die h. Messe bekleidet wird. Nachdem auch die übrigen die ihnen entsprechenden Gewänder angelegt haben, setzt sich auf den Ruf des assistierenden Kardinaldiakons: Procedamus in pace, der Zug in Bewegung, der Papst wieder auf dem Tragsessel. Wenn man in das Mittelschiff einbiegt, tritt ein Ceremoniar vor den Papst hin, in der einen Hand einen silbernen Stab mit einem Bündel Werg; er zündet denselben an und singt dabei: Pater sancte, sic transit gloria mundi! Dieselbe Ceremonie wiederholt sich auf dem Wege zum Hochaltar noch zweimal [1]).

Dort beginnt sogleich das feierliche Hochamt. Nach dem Confiteor erhält der Papst den Manipel und begibt sich dann zum Throne. Hier verrichten die drei ältesten Kardinalbischöfe über ihn drei Gebete, worauf ihm der assistierende Kardinaldiakon das Pallium umhängt mit den uralten Worten: Accipe pallium, plenitudinem pontificalis officii, ad honorem omnipotentis Dei et gloriosissimae virginis Mariae matris eius et beatorum Apostolorum Petri et Pauli et sanctae Romanae Ecclesiae; der zweite Diakon heftet es mit drei Nadeln fest [2]). Hierauf incensiert der Papst den Altar, empfängt auf dem Throne wieder die Huldigung der Kardinäle durch Fuß- und Handkuß und setzt die Messe fort. Nach der Oration steigt der erste Kardinaldiakon mit seinem

---

[1]) Die Wergbüschel werden erwähnt bei der Krönung Alexanders V. (1409). Cancellieri, possessi (s. unten S. 133) 38. Lenfant, histoire du concile de Pise I, 2, 96. Daß dem Papste auch zugerufen werde: Non videbis annos Petri, ist irrig; vgl. Novaes II, 140 ff.

[2]) Die ersten Nachrichten über das Pallium datieren aus dem Anfang des sechsten Jahrhunderts, doch tritt es nicht als neues Ornatstück auf, ist also älter. Es ist vor allem päpstliches Abzeichen, welches den Metropoliten darum verliehen wird, weil sie in einem gewissen Umfang Stellvertreter des apostolischen Stuhles in der Oberleitung eines bestimmten Bezirkes der Kirche sind. Der Papst darf es immer und überall bei liturgischen Funktionen tragen, die Erzbischöfe und die Bischöfe, denen es verliehen ist, nur beim Pontifikalamt und an genau bezeichneten Tagen. Vgl. Braun, Die pontifikalen Gewänder des Abendlandes, 132—175. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst II, I (Freiburg 1897), 497 f.

Stabe (ferula[1])) in der Hand, begleitet von den Uditoren der Rota und den Konſiſtorialadvokaten in die unterirdiſche Kapelle hinab, wo folgende Litanei geſungen wird:

Exaudi Christe! — Chor: Domino nostro N. a Deo decreto summo Pontifici et universali Papae vita! (Dreimal.)

Salvator mundi! — Chor: Tu illum adjuva! (Dreimal.)

Sancta Maria! — Tu illum adjuva! (Zweimal.)

Sancte Michael! — Tu illum adjuva!

Weiter werden in gleicher Weiſe angerufen die Heiligen Gabriel, Raphael, Johannes der Täufer, Petrus, Paulus, Andreas, Stephanus, Leo, Gregor, Benedikt, Baſilius, Sabbas, Agnes, Cäcilia, Lucia. Den Schluß bildet das Kyrie eleison[2]).

Epiſtel und Evangelium werden zuerſt lateiniſch, dann griechiſch von Diakonen des betreffenden Ritus geſungen, zum Zeichen der Einheit beider Kirchen unter dem Papſte. Zum Offertorium miſcht der Sakriſtan zuerſt Wein und Waſſer in einem Kelche, deſſen Inhalt er aber ſelbſt trinken muß; dem aſſiſtierenden Kardinaldiakon reicht er drei Hoſtien, von denen dieſer eine auswählt, während der Sakriſtan die beiden anderen ſogleich genießt. Man hat hierin eine Erinnerung ſehen wollen an jene Zeiten, in denen das Gift zuweilen eine politiſche Rolle ſpielte. Vom Offertorium bis zur Kommunion celebriert der Papſt am Altare. Nach der Erteilung der Pax begibt er ſich wieder auf den Thron, wohin ihm der Subdiakon die h. Hoſtie, der Diakon den Kelch bringt, die er ſtehend empfängt; von der h. Hoſtie reicht er dem Diakon und Subdiakon ein Stückchen, das h. Blut genießt er mittels eines ſilbernen Röhrchens. Nach dem Hochamt übergibt ihm der Kardinal-Erzprieſter von St. Peter, umgeben von ſeinem Kapitel, mit den Worten: Presbyterium pro missa bene cantata, in einem ſeidenen Beutelchen das Stipendium für die h. Meſſe; es beträgt 25 paoli (eine Münze des Kirchenſtaates, gleich etwa 43 Pfg.).

Das iſt bis auf die Uebergabe des Palliums der Ritus der feierlichen Papſtmeſſe, wie ihn ſchon die Ritualbücher des 12. Jahrhunderts ausführlich beſchreiben; doch zeigen Andeutungen in ſolchen aus früherer Zeit, daß er von Alters her iſt. Die Worte bei Anlegung des Palliums

---

[1]) Baculus albus longitudinis palmarum quatuor. Burchard (1484), bei Gatticus 372. Ferula heißt auch wohl der Biſchofsſtab. Dieſe Ferula erinnert an den Stab, den Stephan IV. dem primicerius scholae cantorum verlieh. Novaes II, 135.

[2]) Eine Litanei erwähnt ſchon der liber diurnus (685—751) n. 57, ed. Sickel, pag. 46.

waren damals schon dieselben[1]). Diese selbst geschah in der ältesten Zeit durch den Bischof von Ostia[2]).

Nach dem Hochamt verläßt der Papst in demselben feierlichen Zuge wie beim Eintritt die Kirche. Wenn er aus derselben heraustritt, heißt es in dem neunten römischen Ordo, so steht dort das Pferd oder der Sessel des vorigen Papstes. Es treten die Patrone (Vorsteher) der Regionen hervor und singen: Der Herr Papst Leo[3]), den der h. Petrus erwählt, möge lange sitzen auf seinem Throne! Nachdem dieses dreimal gesagt ist, setzt ihm der Marschall (prior stabuli) die Krone (regnum) aufs Haupt, die einem Helm ähnlich ist und aus weißem Zeug besteht. Im 13. Jahrhundert ist es der Prior der Diakonen, der die Krone aufsetzt, wobei das Volk ruft: Kyrie eleison![4]) Auf der Treppe von St. Peter bezw. einer dort errichteten Tribüne wurde die Krönung vorgenommen bis auf Marcellus II. (1555), der diesen Akt auf die Loggia der Kirche verlegte[5]). Nachdem sich hier der Papst auf einem Thronsessel niedergelassen hat, verrichtet der Kardinaldekan ein Gebet, in dem er die Gnade Gottes auf den neuen Papst herabfleht, auf daß er die Kirche gut regiere und sei ein Vater der Könige und ein Führer der Gläubigen. Der zweite Kardinaldiakon nimmt dem Papst die Mitra ab, und der erste setzt ihm die Tiara auf, wobei er, etwa seit der Mitte des 16. Jahrhunderts spricht: Accipe Tiaram, tribus coronis ornatam, et scias te esse patrem principum et regum, rectorem orbis, in terra vicarium Salvatoris nostri Jesu Christi, cui est honor et gloria in saecula saeculorum. Amen[6]).

Die Tiara oder das Triregnum ist das besondere Zeichen der päpstlichen Würde, aber eine außerliturgische Kopfbedeckung, weshalb der Papst bei gottesdienstlichen Feiern auch nur die Mitra trägt. Der Tiara bedient er sich nur an bestimmten Tagen auf dem Zuge zu

---

[1]) Mabillon 92. 168. 186. 212. 226. 254 ff Epistel und Evangelium in den beiden Sprachen erwähnt schon Nikolaus I. in einem Briefe an den griechischen Kaiser Michael, Cancellieri, possessi 38. Als Diakon und Subdiakon griechischen Ritus fungierten früher die Mönche von Grottaferrata, seit Sixtus V. Alumnen des Collegium graeco-ruthenum. Novaes II, 162. Kirchenlexikon III, 633. Bei der Krönung Alexanders V. (1409) wurden Epistel und Evangelium auch hebräisch gesungen. Lenfant 96. Der Gebrauch der Röhrchen (fistulae, calami) bei der h. Messe scheint im neunten Jahrhundert aufgekommen zu sein. Kraus 474, wo auch Abbildungen aus dem Mittelalter.

[2]) Grisar 303. — [3]) S. oben S. 21.

[4]) Mabillon 92 f. 226. 267. — [5]) Gatticus 391.

[6]) Die Worte finden sich zuerst bei Pius V. (1566), Gatticus 393, werden aber wohl selbst etwas älter sein. Pastor I, 649 führt sie unter Berufung auf Niccola della Tuccia, Cronaca di Viterbo pubb. da Ciampi (Firenze 1872) 240 schon bei Calixtus III. an, der Chronist hat sie aber nicht. Sie werden aus dem Gebete entstanden sein.

und von der Kirche[1]) und bei besonderen feierlichen Akten, z. B. bei Heiligsprechungen. „Zum Zeichen der Herrschaft," sagt Innocenz III., „gebraucht der Papst die Krone; zum Zeichen des Priestertums die Mitra. Aber die Mitra gebraucht er immer und überall, die Krone jedoch weder immer noch überall, denn die priesterliche Gewalt ist früher, würdiger und ausgedehnter als die Herrschergewalt. Zum Zeichen der weltlichen Gewalt hat mir Gott die Krone, zum Zeichen der geistlichen die Mitra gegeben; die Mitra für das Priestertum, die Krone für das Königtum, indem er mich eingesetzt zum Stellvertreter dessen, auf dessen Gewand geschrieben steht: König der Könige, Herr der Herrschenden, Priester in Ewigkeit nach der Ordnung Melchisedechs" [2]).

Ihren Ursprung hat die Tiara wie alle kirchlichen Gewänder in der gewöhnlichen, außerliturgischen Tracht. Tiara ist ursprünglich der Pileus, der hohe und spitz zulaufende, aus Filz verfertigte Hut der Phrygier; er galt in Italien lange als das Zeichen der Freiheit. Später heißt auch so der halbkugelförmige oder runde Pileus, welche Form nach dem hl. Hieronymus auch die den jüdischen Hohenpriester auszeichnende Kopfbedeckung, das Mitznephet, hatte. Tiara hieß auch das Diadem der oströmischen Kaiser, eine Art Helm, dessen unterer Saum mit zwei Reihen Perlen geschmückt war. Eine Kopfbedeckung ähnlicher Art war auch das Camelaucum, wie es nach dem Papstbuch Papst Konstantin (708—715), aber wohl nicht er allein, bei feierlichen Aufzügen trug[3]). Die sog. Konstantinische Schenkung — entstanden um die Mitte des 9. Jahrhunderts — berichtet: Kaiser Konstantin habe dem Papste Silvester und seinen Nachfolgern ein Diadem verliehen, nämlich die Krone und das Frigium (phrygium); doch habe sich Silvester geweigert, die goldene Krone über der klerikalen Krone (Tonsur), die er zur Ehre des hl. Petrus habe, zu tragen, aber das Frigium, von weißer Farbe zur Erinnerung an die Auferstehung des Herrn, habe ihm der Kaiser aufgesetzt und dabei bestimmt, Silvester und seine Nachfolger sollten es bei feierlichen Aufzügen (in processionibus) tragen[4]). Als die Fälschung entstand, war also das Frigium als auszeichnende Kopfbedeckung des Papstes schon im Gebrauch und zwar bereits längere

---

[1]) Der XI. Ordo rom., verfaßt vor 1143, nennt folgende dies coronae: festivitas quator Coronatorum, Martin, Clemens, die drei ersten Adventsonntage, Weihnachten, Stephan, Epiphanie, Sonntag Laetare, Ostern, Ostermontag, zweiter Sonntag nach Ostern, Christi Himmelfahrt, Pfingsten, Peter und Paul, Silvester, Jahrestag der Erhebung des Papstes. Mabillon 153. (158 unter Alexander IV.)

[2]) Sermo III. in consecratione Pontificis und sermo in festo s. Silvestri. Migne 217, 481. 665.

[3]) Liber pontif. I, 390. — [4]) Grauert, Hist. Jahrbuch III, 25. 27.

Zeit[1]). Nach dem schon mehrfach angeführten neunten römischen Ordo war es einem Helme ähnlich und aus weißem Zeug; hier heißt es regnum[2]), der Name Tiara kommt im Papstbuch zuerst bei Paschalis II. (1099) vor[3]). Auf einem Bilde in St. Peter, welches ein Votivbild der beiden Slavenapostel Cyrillus und Methodius zur Erinnerung an ihre Bischofsweihe oder Sendung (868) durch Hadrian II. sein soll, hat der Papst eine ziemlich hohe, ovale, spitz zulaufende Kopfbedeckung mit zwei an den Schläfen auf die Schultern herabfallenden Bändern, während die beiden Bischöfe neben ihm niedrige Calotten tragen[4]). Auf päpstlichen Münzen erscheint diese Kopfbedeckung zuerst bei Sergius III. (904—911) und hat die Gestalt eines kegelförmigen, mit Besatzstreifen gezierten Hutes ohne Krempe. Diese Form, höher oder niedriger, behält gegenüber einer flacheren, die im 12. und 13. Jahrhundert vorkommt, die Oberhand; die Tiara Innocenz' III. auf einem Bilde in seinen Registerbüchern hat oben einen Knopf. Der verzierte Reif bildete sich in eine Krone um, die aber erst im 11. Jahrhundert erwähnt wird. Unter Bonifaz VIII. (1294—1303) findet sich ein zweiter, und unter Clemens V. (1305—1314) nach einer schriftlichen Aufzeichnung ein dritter Goldreif (Triregnum), der bildlich freilich erst etwas später erscheint; doch kommen auch weiter im 14. Jahrhundert noch Tiaren mit einer oder zwei Kronen auf Bildern vor[5]).

Die Bedeutung dieser dreifachen Krone ist verschieden. Man hat sie aufgefaßt als das Symbol der Gewalt, die der Papst besitzt über die dreifache Kirche, die streitende, leidende und triumphierende; oder auch als das Zeichen seines dreifachen Amtes, des Lehr-, Priester- und Hirtenamtes. Auch andere, noch weiter liegende Deutungen sind gemacht worden. Man muß sie alle als gesucht erklären. „Die Tiara

---

[1]) „Mit frygium . . haben die Päpste sich geschmückt, lange bevor die Schenkungsurkunde geschmiedet wurde." Grauert a. a. O. IV, 79.

[2]) Mabillon 93.

[3]) Lib. pontif. II, 296.

[4]) Jelic, nuove osservazione sull' icone vaticana dei ss. Pietro e Paolo. Römische Quartalschrift VI (1892), 83—94.

[5]) Ueber die Tiara s. Müntz, la Tiare pontificale du VIIIe au XVIe siècle, Paris 1897. Braun 60 ff. Wüscher-Becchi, Der Ursprung der Tiara. Römische Quartalschrift XIII (1899), 77—108. Kleinschmidt, Die Mitra, Der kath. Seelsorger XIII (1901), 155. Kraus 499 f. Die Diöcese Paris schenkte Leo XIII. eine Tiara zu seinem Priesterjubiläum, Abbildung derselben in dem Werke „Die katholische Kirche" I, 302; daselbst 317 s. über den custode dei sacri triregni. Abbildungen älterer Tiaren bei Goyau-Peraté-Fabre, Der Vatikan (Einsiedeln 1898) 67. 73. 83. 103. 441. 450. 454. 455. 659. Das Bild aus dem Hortus deliciarum der Herrad von Landsperg (1159—1175) bei Kraus 239.

ist das Zeichen der kirchlichen Vollgewalt, vereinigt im Primat des hl. Petrus: sie bezeichnet nichts weiter“ [1]).

Mit der Erteilung des päpstlichen Segens und eines vollkommenen Ablasses schließt die Feier der Krönung. Der Zug begiebt sich in die Sala dei paramenti, wo der Papst die kirchlichen Gewänder ablegt und der Kardinaldekan ihm die Glückwünsche des hl. Kollegiums ausspricht.

Das Krönungshochamt Leos XIII. am 3. März 1878 sollte ebenfalls in der Peterskirche stattfinden, die Krönung selbst auf dem inneren Balkon, und man begann bereits mit den Vorbereitungen. Jedoch erzählte man sich, daß die italienische Regierung auf die Anfrage, ob sie die Garantie für die Aufrechthaltung der Ruhe übernehmen wolle, verneinend geantwortet habe. Infolge dessen rieten die Kardinäle dem Papste ab, und es wurde beschlossen, mit der Feier im Innern des Vatikans zu bleiben. In der Sala ducale leisteten die Kardinäle die übliche Huldigung; von da begab sich der feierliche Zug in die Sixtina, wo die Krönung vollzogen wurde. Die dreimalige Verbrennung des Wergbüschels geschah auf dem Wege dorthin.

Von der Krönung an datieren die Päpste die Jahre ihres Pontifikates [2]), erst von da an erlassen sie Bullen [3]), während vorher nur Breven oder sog. bullae dimidiatae, d. h. solche, bei denen die Rückseite des Siegels leer bleibt, also der Name des Papstes fehlt, ergehen. Doch haben nach einer Bestimmung Innocenz' III. auch solche Bullen Geltung, und ihre Anfechtung belegte Clemens V. mit der Exkommunikation. Die Krönung ist nach dem Dekret Nikolaus' II. nur eine Ceremonie, die mit der päpstlichen Gewalt an sich nichts zu thun hat [4]).

---

[1]) Lector 672. In dem Codex legationis Cardinalis Egidii Albornotii (s. das oben S. 44 citierte Werk S. 142 f.) findet sich eine Miniatur, auf welcher ein Kaiser dem Papste, der ein regnum mit einem perlgestickten Streifen trägt, eine Tiara mit zwei Kronen übergibt. Kraus deutet diese zweite Tiara als ein Symbol der durch Albornoz wiederhergestellten weltlichen Herrschaft. Eine Anspielung auf die Tiara ist es auch wohl, wenn Konrad von Megenberg in seinem an Benedikt XII. gerichteten Planctus ecclesiae die Kirche vorführt als königliche Matrone, geschmückt mit dreifacher Krone von Blumen, Lorbeer und Gold; s. Grauert, Hist. Jahrbuch XXII (1901), 637.

[2]) Die Pontifikatsjahre werden in der Datierung verwendet seit Hadrian I. (772 bis 795), mit Leo IX. verschwindet die Anführung der Kaiserjahre.

[3]) Leo XIII. erließ die erste am 4. März; es war die, durch welche die Hierarchie in Schottland wiederhergestellt wurde.

[4]) Potthast, regesta n. 72. Phillips III, 646. V. 899. In den Bullen vor der Krönung lautet das Datum: suscepti a Nobis apostolatus officii anno primo, so Urban IV., Potthast 18120; auch wird vor dem Datum eingeschaltet: Nec mireris, quod bulla exprimens nomen nostrum non est appensa praesentibus, quia semper ii, qui fuerunt in Romanos electi Pontifices, consueverunt in bullandis literis ante suae consecrationis munus modum huiusmodi observare. Wenn der Papst

Noch ein Akt erübrigte früher dem neugewählten Papste: die Besitzergreifung vom Lateran (il possesso)[1]). Der Palast war von Konstantins Zeiten bis ins 13. Jahrhundert die gewöhnliche Residenz der Päpste[2]), die Basilika dort führt als die päpstliche Kathedrale den Titel: „Aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises Mutter und Oberhaupt."

Solange eben der Lateran die päpstliche Residenz war, schloß sich diese Besitzergreifung naturgemäß unmittelbar an die Wahl, sofern diese überhaupt in Rom geschah. Fand sie, wie bis ins 11. Jahrhundert gewöhnlich, zudem im Lateran selbst statt, so vollzog sich die Besitzergreifung in einfachster Form. Auf dem Throne in der Apsis der Kirche nahm der Gewählte die Huldigung entgegen und wurde dann in den Palast, das Patriarchium, geführt. Auch Valentins Wahl (827) hatte im Lateran stattgefunden, er selbst aber weilte unterdessen betend in der Marienkirche. Von da holte man ihn im feierlichen Zuge zum Lateran, setzte ihn dort auf den Papststuhl, wo ihm der Senat durch Fußkuß huldigte, und „es geschah alles, was zu thun war", wie das Papstbuch sagt[3]). Nikolaus I. wurde (858) in der Peterskirche gewählt, „unter heiligen Zurufen wurde er in das lateranensische Patriarchium geführt und auf den apostolischen Stuhl gesetzt"[4]). So geschah es dann stets, wenn die Wahl außerhalb des Laterans stattfand. Im 12. Jahrhundert war eine Aenderung dahin eingetreten, daß der in St. Peter Gewählte vielfach bis zur Krönung in dem dortigen Episkopium verblieb und dann erst gleich nach derselben sich zum Lateran begab. Der Zug ging mit größter Prachtentfaltung vor sich[5]).

In der Lebensbeschreibung Paschalis' II. (1099—1118) treten zum erstenmale weitere Ceremonien hervor, die sich hauptsächlich an das Niedersitzen auf einige Sessel knüpfen[6]). Doch sind sie selbst schon älter; heißt es ja bei Valentin, es sei alles geschehen, was zu thun war. Die Ritualbücher der folgenden Zeiten beschreiben die Ceremonien in fast gleicher Weise.

---

noch nicht Bischof ist, so heißt es am Anfang: N. electus episcopus servus etc., z. B. Potthast 21149. 21258—61. Urban VIII. bestimmte 1633, daß er von seiner Wahl an rechne; zwischen Wahl und Krönung lagen bei ihm 53 Tage. Vgl. Franz von Narbonne bei Gatticus 246. Piccolomini bei Hoffmann 298. Novaes 24 f. Nilles, Zeitschrift für katholische Theologie XXV (1901), 3–6.

[1]) Vgl. zum Folgenden: Cancellieri, Storia de' solenni possessi de' sommi pontefici detti anticamente processi o processioni dopo loro coronazione dalla basilica Vaticana alla Lateranense, Roma 1802. Zoepffel 193—226.

[2]) Grisar 157 ff. — [3]) Liber pontif. II, 72.

[4]) Ibid. II, 152. — [5]) Ordo rom. XII., Mabillon 213 ff.

[6]) Liber pontif. II, 296.

War die Wahl im Lateran geschehen, so wurde der Gewählte zuerst auf den Papststuhl in der Apsis gesetzt und dann zu einem an der Thür der Kirche stehenden Marmorsessel geführt, auf dem er sich ebenfalls niederließ. Die Kardinäle hoben ihn wieder auf mit den Worten: Suscitat de pulvere egenum et de stercore erigit pauperem, ut sedeat cum principibus et solium gloriae teneat[1]). Von diesen Worten hat der Sessel seinen Namen sedes stercoraria. Während der Papst noch neben diesem Sitze stand, ergriff er dreimal aus dem Schoße des Kämmerers so viel Denare, als er mit der Hand fassen konnte, und warf sie unter das Volk mit den Worten: Argentum et aurum non est mihi, quod autem habeo, hoc tibi do[2]).

Auf diesem Stuhle begrüßte ihn auch das Volk mit dem Rufe: Illum papam s. Petrus elegit. Hatte die Wahl nicht im Lateran stattgefunden, so war die Reihenfolge umgekehrt, erst sedes stercoraria, dann Thron in der Apsis. Darauf begab sich der Papst zu dem Thore, das die Basilika mit dem Papste verband. Hier stand für ihn ein Tragsessel. Während er auf demselben saß, stimmte der Prior der Kardinalpriester die „Laudes" an, die Litanei, wie sie bei der Krönung gesungen war. Ueber die innere Treppe des Palastes bewegte sich dann der Zug zu der Kapelle des hl. Silvester. Den Eingang zu derselben bildeten zwei Säulen von Porphyr, an denen sich zwei große, halbrunde Sessel von demselben Material befanden, wahrscheinlich aus einem Bade stammend[3]). Der Papst setzte sich zuerst auf den rechts stehenden und empfing von dem Prior von St. Laurentius, einer im Innern des Lateran befindlichen Kirche, einen Stab, als Zeichen der Herrschaft, und die Schlüssel des Palastes und der Kirche, „weil besonders dem Apostelfürsten Petrus die Gewalt gegeben ist zu schließen und zu öffnen, zu binden und zu lösen, und durch ihn allen römischen Päpsten". Mit Stab und Schlüsseln ging der Papst zu dem anderen Sessel, wo er beides dem Prior zurückgab. Während er auf dem zweiten Sessel saß, umgürtete ihn der Prior mit einem rotseidenen Gürtel, an dem ein Beutel mit zwölf Siegeln von kostbaren Steinen und etwas Moschus hing. Der Gürtel sollte hinweisen auf die Keuschheit, der Beutel auf

[1]) Er (Gott) erhebt den Geringen aus dem Staube und richtet den Armen auf aus dem Kothe, damit er sitze mit den Fürsten und den Thron der Herrlichkeit einnehme. (Ps. 112, 7. 8.)

[2]) Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich dir. (Apg. 3, 6.)

[3]) In der vita Honorii II. (1124—1130) werden die Sessel sigmae genannt, liber pontif. II, 327. Sie haben bekanntlich Anlaß gegeben zu der Sage von der Päpstin Johanna. Sie waren, wie auch die sedes stercoraria, so groß, daß Johannes Burchard in der Beschreibung des Possesso Innocenz' VIII. sagt: sedit quasi jaceret (Cancellieri 50, Gatticus 378) und durchbrochen.

die Unterstützung der Armen, die zwölf Steine auf die zwölf Apostel, und der Moschus auf das Wort des hl. Paulus: Christi bonus odor sumus Deo[1]). Der Gürtel, den Paschalis II. erhielt, trug sieben Schlüssel und sieben Siegel und sinnbildete die sieben Gaben des hl. Geistes. Die beiden Sessel deutet Kardinal Cencius auf die beiden Apostelfürsten, den Primat Petri und Pauli Predigt. Einfacher kann man unter dem Gürtel das Zeichen der Uebergabe des päpstlichen Schatzes, unter dem Stabe das der Herrschaft über die Beamten verstehen. Diese leisteten dem auf dem zweiten Sessel sitzenden Papste die Huldigung. Wiederum empfing der Papst aus der Hand des Kämmerers Silbermünzen und warf sie unter das Volk mit den Worten: Dispersit, dedit pauperibus, iustitia eius manet in saeculum saeculi[2]). Weiter bewegte sich der Zug zu der Kirche des hl. Laurentius, gewöhnlich Sanctum Sanctorum genannt, wo der Papst vor den dort aufbewahrten Reliquien betete und das Te Deum gesungen wurde. In der Kapelle des hl. Silvester verteilte der Papst Geschenke an die Kardinäle und den Klerus. Ein festliches Mahl und die Leistung des Huldigungseides durch den Senator beschloß die Festlichkeit.

War die Wahl außerhalb Roms geschehen, so erfolgte diese Besitzergreifung natürlich später, wenn der Papst seinen Einzug in Rom hielt, so bei Calixtus II., bei Honorius III. vier Tage nach der Inthronisation in St. Peter, Bonifaz VIII.[3]).

Nach der Rückkehr der Päpste aus Avignon wurde auch wieder der Zug zum Lateran in der alten Form eingeführt, obwohl dieser aufhörte, die päpstliche Residenz zu sein. Bis in das 16. Jahrhundert sind die alten Gebräuche bestehen geblieben, nur wurde die Absingung der Litanei in den großen Saal des Palastes, den Konzilssaal, verlegt, was zuerst bei Innocenz VIII. (1484) erwähnt wird[4]). Der Zug, bei dem der Papst seit alter Zeit auf einem „blanken" Pferde, wie der Sachsenspiegel sagt[5]), ritt, bildete stets ein glänzendes Schauspiel unter Aufbietung aller Pracht, dessen Schilderung in den Beschreibungen der Papstwahl oft die Hauptsache bildet[6]); Nikolaus V. und Hadrian VI. ließen sich sogar das Allerheiligste vortragen[7]). Unter Calixtus II. (1119) wird zum erstenmal erwähnt, daß während des Zuges die Juden dem neuen Papste ihre Huldigung darbrachten; in späterer Zeit reichten sie ihm die Thora hin und baten um Bestätigung ihres Gesetzes, worauf

---

[1]) II. Kor. 2, 15. — [2]) Ps. 111, 9.

[3]) Jaffé 6852. Clausen, Honorius III., 9. Raynald 1294, 6.

[4]) Cancellieri 50. — [5]) Phillips V, 897.

[6]) S. die Beschreibung des Zuges Calixtus' III., Pauls II, Innocenz' VIII. bei Pastor I, 650. II, 275, III, 185. — [7]) Cancellieri 41. 87.

der Papst antwortete: „Wir bestätigen das Gesetz, aber eure Auslegung verdammen wir, weil der, von dem ihr sagt, er werde kommen, gekommen ist, unser Herr Jesus Christus, wie die Kirche uns lehrt und predigt". Die Sitte selbst scheint uralt zu sein, ihr Ursprung geht vielleicht in die römische Kaiserzeit zurück[1]).

Julius II. (1503) verlegte die Besitzergreifung auf den Tag nach der Krönung, später wurde sie sogar um Wochen verschoben. Leo X. (1513) war der letzte, der sich auf die sedes stercoraria und die Porphyrsessel setzte. Auch die Huldigung der Juden, deren Ort verschiedentlich gewechselt hatte, kam damals zuletzt vor. Das übliche Festmahl und das Werfen von Geld unter die Menge schaffte Pius V. (1566) ab, der Betrag dafür sollte an Klöster und Wohlthätigkeitsanstalten gegeben werden[2]).

In den letzten Jahrhunderten vollzog sich demzufolge die Besitzergreifung in bedeutend einfacherer Form als früher. Nachdem der Papst das Pferd oder die Sänfte verlassen, bestieg er den in der Vorhalle der Laterankirche aufgebauten Thron; der Kardinal-Erzpriester der Basilika überreichte ihm auf einem Teller die Schlüssel derselben, den einen von Gold, den andern von Silber, worauf der Klerus derselben zum Fußkusse zugelassen wurde. Auf der Sella gestatoria wurde der Papst dann in die Kirche getragen und nahm auf dem Throne in der Mitte der Apsis die Huldigung der Kardinäle entgegen, welche aus seiner Hand eine goldene und silberne Denkmünze empfingen. Im Konzilssaal oder auch in der Kirche selbst wurde dann vom ersten Kardinalpriester die Litanei angestimmt, und den Schluß bildete die feierliche Erteilung des Segens vom Balkon der Laterankirche aus[3]).

Pius IX. ist bis jetzt der letzte Papst gewesen, welcher den Possesso halten konnte. Wer der nächste sein wird, steht in Gottes Hand.

---

[1]) Cancellieri 9, 49. Die Worte finden sich zuerst bei Innocenz VIII. (1484). Pastor I, 650 führt sie unter Berufung auf Niccola della Tuccia (s. oben S. 129, Anmerkung 6) schon für Calixtus III. an, doch hat sie der Chronist nicht. In früheren Berichten findet sich die Antwort des Papstes indirekt, möglich, daß sie so gelautet hat.

[2]) Cancellieri 110. Meuschen 178 ff. hat noch das alte Ceremoniell.

[3]) Zuerst so beschrieben bei Gregor XIV. (1590), Cancellieri 137.

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegebene Schriften.

Cardauns, Dr. Hermann, Konrad von Hostaden, Erzb. von Köln (1238—61). Festschrift zur Vollendung seiner Kathedrale dem Hochw. Herrn Dr. Paulus Melchers, Erzb. von Köln, gewidmet von der Görres-Ges. 1880. 176 S. Lex.-Format. Köln, in Commission bei J. P. Bachem. Preis: brochirt Mark 3,60. (Für Vereinsmitgl. und Theiln. M. 2,40.)

Franz, Dr. Adolph, Die gemischten Ehen in Schlesien. Festschrift zum Bischofs-Jubiläum des Fürstbischofs von Breslau. 1878. 152 Seiten Lexicon-Format. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlung. Preis: brochirt Mark 3,—. (2.—.)

Hipler, Dr. Franz, Die deutschen Predigten und Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. Festschrift zur Inthronisation des Erzbischofs Philippus von Köln. Köln 1885, in Commission bei J. P. Bachem. 180 S. Lex.-Format. Preis: brochirt Mark 4,—. (2,65.)

Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen **Liber de causis.** Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Dr. Otto Bardenhewer. 1882. gr. 8°. (XVIII und 330 S.) In Commission der Herder'schen Verlagsbuchh. in Freib. Preis M. 13,50. (9.—.)

Historisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von H. Grauert, L. Pastor, G. Schnürer u. C. Weyman herausgegeben von Joseph Weiß. 1.—22. Band, 1880—1901, zu 4 Heften gr. 8°. In Commission der Herder'schen Buchhandlung in München. Preis pro Jahrg. 12M. (8.—.) Einzelne Hefte M. 3,50.

Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Im Auftrage der Görresgesellschaft u. in Verbindung mit der Redaction des Histor. Jahrbuchs herausg. von Dr. H. Grauert. 1. Heft: Die Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen, eine Fälschung des 19. Jahrhunderts. Von Dr Bruno Böhm (Freiburg, Herder, 1900.) 2. u. 3. Heft: Alexander der Große und die Idee des Weltimperiums in Prophetie u. Sage. Grundlinien, Materialien und Forschungen von Dr. Franz Kampers. 192 S. M. 3.—.

Jahresbericht der Section für Philosophie 1877. 1883. 1884. 100 bezw. 116 und 108 Seiten groß 8°. Preis: je Mark 1,80. (1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Staatslexikon. Band I—V. (Heft 1—46.) Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1887—97 (abgeschlossen). Zweite Auflage Band I., II., III., Heft 1—5 (1900—1902)

Philosophisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Jos. Pohle (Breslau) u. Prof. Dr. Schmitt (Fulda) herausgegeben von Dr. Const. Gutberlet, Prof. an der philos.-theol. Lehr-Anstalt in Fulda. 1. bis 14. Band. 8°. Fulda 1888—1901. Druck und Commissions-Verlag der Fuldaer Actien-Druckerei.

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausg. von der Görresgesellschaft. Paderborn, F. Schöningh. Lex.-8. I. Prof. Dr. Dittrich, Nuntiaturberichte Giovanni Morone's vom deutschen Königshof (1539, 1540). 1892. — II. Dr. Ehses, Römische Documente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrich's VIII. 1893. — III. Prof. Dr. Kirsch, Die päpstlichen Collectorien in Deutschland während des 14. Jahrhunderts. 1894. — IV. Dr. Ehses und Dr. Meister, Nuntiaturberichte aus Deutschland. Erste Abth. 1895. — V. Prof. Kirsch, Die Rückkehr der Päpste Urban V. u. Gregor XI. von Avignon nach Rom. 1898. — VI. W. E. Schwarz, Die Nuntiatur-Correspondenz Caspar Gropper's aus Westdeutschland (1573 bis 76). 1898. — VII. Nuntiaturberichte aus Deutschland. Zweite Abth. 1900. — VIII. P. K. Eubel, Die avignonesische Obedienz der Minoritenorden. 1900.

Concilium Tridentinum. Diariorum, Actorum, Epistularum Nova Collectio. Tom. I: Diariorum pars prima. Herculis Severoli commentarius, Angeli Massarelli Diaria I—IV. Collegit, edidit, illustravit Sebastianus Merkle. Friburgi Brisg. Sumptibus Herder. 1901.

Die Redaktion der regelmäßig erscheinenden Gratis-Vereinsgaben (nicht der sonstigen Vereinsschriften) ist Herrn Dr. Hermann Cardauns in Köln, in Verbindung mit einer aus Vorstandsmitgliedern zusammengesetzten Kommission, übertragen worden. Alle auf die Vereinsgaben bezüglichen Briefe und Sendungen bitten wir an genannten Herrn nach Köln, Marzellenstraße 35—43, zu adressiren.

Der Verwaltungs-Ausschuß.

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.

Zweite Vereinsschrift für 1902.

Wimmer, J., k. o. Lycealprofessor, Palästinas Boden mit seiner Pflanzen- und Tierwelt vom Beginn der biblischen Zeiten bis zur Gegenwart.

Köln 1902.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Schriften der Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Jahresberichte und Vereinsgaben.

Kommissions-Verlag von J. P. Bachem in Köln.

1876—1900. Alljährlich ein Jahresbericht und eine bis drei Vereinsschriften.
(Vollständiges chronologisches Verzeichnis mit Preisangaben in der 3. Vereinsschrift für 1900. Verzeichnis nach Disciplinen geordnet in der 1. Vereinsschrift für 1901 S. 77 ff.)

1901. I. Die Görres-Gesellschaft 1876—1901. Denkschrift zur Feier ihres 25jährigen Bestehens, nebst Jahresbericht für 1900. Von Dr. Hermann Cardauns, Generalsekretär der Görres-Gesellschaft. 112 S. M. 1,80.

— **II. Der Anteil der Katholiken am akademischen Lehramte in Preußen.** Nach statistischen Untersuchungen. Von Dr. Wilhelm Lossen, o. ö. Professor der Chemie an der Universität Königsberg. 164 S. M. 2,50.

— **III. Die katholische Moral,** ihre Methoden, Grundsätze und Aufgaben. Von Dr. Joseph Mausbach, Professor der Moral und Apologetik an der Akademie zu Münster. 158 S. M. 2,50.

1902. Jahresbericht für 1901. 56 S.

— **I. Die Papstwahl.** Ihre Geschichte und Gebräuche. Von Dr. Hermann J. Wurm. 136 S. M. 2,—.

Die **Mitglieder** der Gesellschaft erhalten den **Jahresbericht** und die regelmäßig in jedem Jahre erscheinenden **Vereinsgaben,** die Teilnehmer den Jahresbericht gratis und franko zugesandt.

Die Mitglieder und die Teilnehmer erhalten die sämtlichen auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Schriften [**nicht** jedoch das **Staatslexikon** und das **Concilium Tridentinum**] bei direktem Barbezug von dem General-Sekretär der Gesellschaft zu zwei Dritteilen des Ladenpreises.

Die Vereinsgaben und Gelegenheitsschriften [**nicht** die vom Verwaltungs-Ausschusse erstatteten Jahresberichte] sind auch durch den Buchhandel zu beziehen.

*

Adresse des General-Sekretärs: **Dr. H. Cardauns, Köln.**
„ der Geschäftsstelle: **J. P. Bachem, Köln.**

Paläſtinas Boden

mit ſeiner Pflanzen- und Tierwelt

vom Beginn der bibliſchen Zeiten bis zur Gegenwart.

Hiſtoriſch-geographiſche Skizzen

von

J. Wimmer

k. o. Lycealprofeſſor.

Köln 1902.

Kommiſſions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Alle Rechte, beſonders das der Ueberſetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorrede 5

Einleitende Landesbeschreibung 9

Grenzen 9

Die drei Landschaften von Westpalästina 10

Der „syrische Graben" und das Ghor 13

Die sechs Regionen von Ostpalästina 15

Klimatische Verhältnisse: Feuchtigkeit, Temperatur, Luftströmungen 19

Wild- und Kulturboden der biblischen Zeiten 21

Einleitende Charakteristik seit der israelitischen Einwanderung: Das vorwiegend nomadische Ostland 21

Das agrikole Westland 22

1. Der biblische Wildboden und seine Vegetation 25

Waldbestände 25

Wildwachsende Bäume 26

Strauchformen 30

Kräuter und Gräser 36

Wiesen- und Weideland 37

Steppen und Wüsten 38

2. Das biblische Kulturland und seine Pflanzenwelt 40

Bearbeitung und Pflege des Bodens 40

Ackerbau: Getreide 45

Hülsenfrüchte 47

Industriepflanzen 48

Weinbau 48

Gartenbau: Baumzucht 50

Gemüsebau 57

Blumenzucht 60

3. Die biblische Tierwelt 61

Wilde Fauna 62

Säugetiere 62

Vögel, Fische, Reptilien, Insekten 65

Zahme Fauna 69

Vierfüßige Haustiere 70

Geflügel 74

Seite

Wild- und Kulturboden der nachbiblischen Zeiten 74
1. Die römisch-byzantinische Epoche (50—635) 75
a) Das Westland. Der vespasianische und hadrianische Krieg in ihren Wirkungen auf die Bodenkultur 75
Getreidebau nach der Mischnah 77
Landschaftliche Momentbilder aus dem IV. und VI. Jahrhundert . . . 82
b) Das Ostland. Politische Gestaltungen 84
Agrikole Umgestaltungen des Bodens 85
2. Die erste arabisch-muhammedanische Periode (635—1100) 86
Ostpalästina wiederum Beduinenland. Westpalästina Kulturland 86
Reisebericht des Adamnanus (670) 87
3. Das fränkische Zeitalter (1100—1291) 90
Der westpalästinische Kulturboden: Seine Verteilung und Pflege 91
Baum- und Strauchkultur 95
Kulturkräuter 97
Weinbau 99
Getreidebau 101
Zuckerrohr 102
Das westpalästinische Wildland: Waldbestände 103
Wiesen, Weiden, Wüsten 104
Ostpalästina 105
Tierwelt 108
4 Die zweite arabische Periode (1291—1517) 110
Beginnender Verfall der westländischen Bodenkultur durch den Beduinismus 110
Judäa i. J. 1483 nach dem Reisebericht des Felix Fabri 111
5. Die türkische Neuzeit (seit 1517) 114
Fortschreitende Verwilderung des westpalästinischen Bodens. Westpalästina nach dem Reisebericht des Cotovicus (1619) 114
Weitere Verbreitung einzelner Kulturpflanzen 120
Einführung neuer Kulturgewächse 122
Verödung des Landes durch Vernachlässigung, nicht Verschlechterung des Bodens 124
6. Die neueste jüdische Kolonisation 125
Ostjordanische Kolonien 125
Westjordanische Siedlungen und Pflanzungen 126

Vorrede.

Bereits vor mehreren Jahren habe ich in der „Historischen Landschaftskunde“ (Innsbruck 1885) die Beschreibung der Bodenkultur als eine Aufgabe der historischen Geographie erklärt und sie ebendort (S. 70—130) auch in einigen Zügen ausgeführt. Seitdem bin ich in den Vorlesungen über historische Geographie, die ich hie und da am hiesigen Lyceum zu halten pflege, bemüht gewesen, jene Skizze der historischen Bodenkultur für einzelne geschichtliche Länder zu erweitern und zu vertiefen, darunter auch für Palästina; und da dieser geweihte Erdraum wohl auf einen größeren Interessentenkreis rechnen darf, so wage ich es, den ihn betreffenden Abschnitt meiner Vorlesungen als selbständige Schrift zu veröffentlichen.

Vom historisch-geographischen Standpunkt aus erscheint die Bodenkultur eines Landes als eine Reihe von Metamorphosen in seiner landschaftlichen Physiognomie. Es ist nämlich darzustellen, wie historische Völker den Naturboden eines Erdraumes in Kulturboden verwandeln, wie sie ihn mit neuen Pflanzen- und Tierformen bereichern; und da der unbebaute (oder „Wild“-Boden) ein notwendiges Korrelat des kultivierten bildet, so ist auch er in die Darstellung einzubeziehen, und zwar nach seinem im Laufe der Jahrhunderte abnehmenden oder auch wieder wachsenden Ausdehnungsverhältnis, sowie nach seiner vegetativen und animalischen Ausstattung. Die Beschreibung der Bodenkultur eines Landes in geschichtlichen Zeiten erweitert sich also von selbst zu einer Schilderung seines Wild- und Kulturbodens samt dessen Pflanzen- und Tierwelt. In diesem Sinne habe ich es demnach versucht, den historischen Boden Palästinas seit den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart teils in Umrissen, teils in Detailbildern vor Augen zu führen, und gerade in dieser Herabführung der Bilderreihe durch die verschiedenen historischen Epochen dürfte vielleicht ein Verdienst des Buches liegen, nachdem meines Wissens eine derartige die biblischen und nachbiblischen Zeiten zusammenfassende Darstellung bis jetzt nicht veröffentlicht worden ist.

Das Material für dieselbe mußte aus der vorhandenen Litteratur gewonnen, zum Teil aus entlegenen und zerstreuten Notizen mosaikartig zusammengestellt werden.

Für das biblische Zeitalter kamen natürlich in erster Linie die heiligen Schriften des alten und neuen Testamentes in Betracht. Sie sind in der Regel nach dem allgemein verständlichen lateinischen Text der Vulgata citiert; doch waren vielfach Berufungen auf das Original notwendig, wobei übrigens der Urtext des alten Testamentes nicht in hebräischen Lettern gegeben wurde, weil diese ja doch für viele Leser nur Hieroglyphen sein würden.

Die Bibel ist bekanntlich seit Jahrhunderten von einer geradezu unübersehbaren Litteratur überbaut, ja verbaut worden. Für die Zwecke der vorliegenden Darstellungen mußte und konnte es genügen, solche geographische und archäologische Werke der neueren Zeit auszubeuten, welche die früheren Forschungen mit Umsicht und Kritik zusammenfassen. Da steht in erster Reihe K. Ritters große Erdkunde mit ihrem XV. und XVI. Bande, die zwar schon 1850—52 erschienen, aber bis jetzt wenigstens in der deutschen Litteratur noch nicht übertroffen sind. Daneben erweist sich Raumers „Palästina" (4. Aufl. 1860) noch immer brauchbar, besonders weil darin die schwerer erreichbaren Belegstellen nicht bloß citiert, sondern auch mitgeteilt werden, ein Vorzug, der in noch höherem Grade H. Relands altem Meisterwerke über Palästina (Trajecti 1714) eigen ist und ihm seinen bleibenden Wert sichert. Von den neuesten geographischen Arbeiten hat mir besonders F. Buhls „Geographie des alten Palästina" (Freiburg, Mohr 1896), auf deren 300 Seiten ein unglaublicher Reichtum von Thatsachen und Citaten zusammengedrängt ist, sehr gute Dienste gethan, von den neuesten Reisebeschreibern aber der ebenso pflanzen- wie bibelkundige K. Furrer mit seinen „Wanderungen durch das heilige Land" (2. Aufl., Zürich 1891).

Noch viel häufiger als die Geographie sind die „Altertümer" der Bibel in der Litteratur behandelt worden. Für unsere Zwecke eignete sich besonders die erste Abteilung der „Biblischen Archäologie" von P. Schegg (Freiburg 1887), weil darin die Pflanzen- und Tierwelt der Bibel eine ausführliche Darstellung erfährt; dazu kommt, daß der Verfasser nicht bloß als ausgezeichneter Exeget, sondern wie sein „Pilgerbuch" (1867) beweist, auch als trefflicher Kenner Palästinas gelten darf. Allerdings entbehrt das Werk, als opus postumum von fremder Hand herausgegeben, jener letzten Feile, die manches Ueberflüssige und Unsichere hinweggenommen und der ganzen Darstellung mehr Glätte verliehen haben würde. Eine willkommene Ergänzung zu dem Werke Scheggs hat neuestens A. Fonck geliefert mit den „Streifzügen durch die biblische Flora" (Freiburg 1900), auf denen der Verfasser gleich seinem Vorgänger nicht bloß die heilige Schrift, sondern auch das heilige Land durchwanderte und außerdem ein paar wichtige litterarische Werke benutzte, die von der deutschen Bibelforschung bisher ignoriert worden sind.

Auffallen muß es, daß dem in litterarischen Dingen sonst so umsichtigen Schegg das klassische, vor seinem Tode (1885) schon in vierter Auflage erschienene Haupt-

werk für die historische Flora und Fauna entgangen ist, nämlich V. Hehns „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Europa". Ich benutze hier die 6. Auflage, die (1894) von O. Schrader und A. Engler besorgt und zugleich mit linguistischen und naturwissenschaftlichen Zusätzen bereichert wurde. Die Zugkraft dieses Buches läßt trotz mancher Beanstandungen seiner Methode nicht nach; denn soeben wird das Erscheinen der 7. Auflage angekündigt.

Hehns Forschungen waren auch im zweiten Abschnitt der vorliegenden Darstellung über die nachbiblischen Zeiten mehrfach zu verwerten; im allgemeinen aber mußte wiederum Ritters Erdkunde mit ihrem fleißig und umsichtig zusammengetragenen, wenn auch stellenweise überholten Material zu Rate gezogen werden. Im übrigen standen hier weniger Vorarbeiten zu Gebote als für das biblische Zeitalter, so daß häufig auf lateinische Quellenschriften zurückgegangen wurde, wobei freilich die Ausbeute nicht immer der Mühe entsprach; denn die Notizen über die hier zu behandelnden Gegenstände sind in solchen Berichten oft spärlich, flüchtig und weit zerstreut. Einige landschaftliche Momentbilder boten die Itinera Hierosolymitana aus dem IV.—VIII. Jahrhundert, die jüngst P. Geyer sorgfältig herausgegeben hat. Für das fränkische Zeitalter wurde selbstverständlich die bekannte von Bongarsius veranstaltete Quellensammlung benutzt; sehr ergiebig erwiesen sich auch die durch J. Laurent herausgegebenen Peregrinatores medii aevi quatuor (ed. 2ª 1873). Die palästinische Bodenkultur des XV. und XVII. Jahrhunderts konnte ebenfalls durch gleichzeitige Reisebeschreibungen einigermaßen beleuchtet werden.

Eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes wird übrigens niemand von den vorliegenden „Skizzen" erwarten. Der Zweck ihrer Veröffentlichung wäre erreicht, wenn dadurch einerseits der nicht fachkundige Leser eine hinreichende Vorstellung von der physiologischen Seite der palästinischen Geschichte bekäme, und andererseits irgend ein in den orientalischen Sprachen bewanderter Geograph veranlaßt würde, die historische Bodenkultur Palästinas besonders in den nachbiblischen Zeiten eingehender zu behandeln, als es durch mich geschehen konnte.

Passau, September 1902. **B.**

Einleitende Landesbeschreibung.

Die Darstellung der historischen Bodenzustände in Palästina würde unverständlich bleiben oder doch nur halb verstanden werden, wenn ich nicht zunächst in einem einleitenden Abschnitte eine etwas ausführlichere geographische Skizze des Landes mit besonderer Rücksicht auf Boden und Klima vorausschicken würde, gleichsam als physikalische Grundierung des zu entwerfenden historischen Gemäldes.

Die Landmasse, welche sich am östlichen Rande des Mittelmeeres ausbreitet, trägt den Namen Syrien im weiteren Sinne, das südliche Stück davon aber auch den speziellen Namen Palästina (Peléschet), d. h. „Land der Philister". Ursprünglich galt die Benennung nur für den schmalen südlichen Küstenstrich, der von jenem Volke bewohnt wurde, hat sich aber später über das ganze Küsten- und Binnenland ausgedehnt, das von folgenden Grenzen umschrieben wird.

Die Westgrenze läuft am Meeresstrand von der Gegend der alten Philisterstadt Gaza bis gegen Tyrus hinauf. Die hier einsetzende Nordgrenze zieht sich am Fuße des Libanongebirges ostwärts hinüber bis zur „syrischen Wüste", durch welche ganz Syrien von dem mesopotamischen Binnenland geschieden wird. Dieser syrischen Wüste zieht nun auch die Ostgrenze Palästinas entlang, aber nicht als gerade Linie, sondern zuerst stark gegen Osten ausgebaucht und dann westwärts hereingebogen bis zum Quellgebiet des Flusses Modschib, im Altertum Arnon genannt, der ins Tote Meer mündet. Am ganzen Arnon hinab, zwischen den ehemaligen Gebieten der Moabiter und Ammoniter, läuft sodann hier die uralte südliche Grenzlinie Palästinas[1]), springt über das Tote Meer

[1]) Terra filiorum Israel trans Jordanem incipiens ab Arnone usque ad montes Hermon et Libanum extendit. Hieronymi Onomast. bei Raumer, Palästina[3], S. 24.

und zieht am Westufer dieses Gewässers wiederum als Ostmarke bis hinab zu dessen südlichem Ende. Von da ab setzt sich dann die Südgrenze fort bis zum Mittelmeer hinüber, und zwar so, daß sie Palästina von der „arabischen Wüste" und damit auch von Arabien einerseits und von Aegypten andererseits scheidet.

Durch die angegebenen Grenzlinien haben wir also genau das Gebiet abgegrenzt, auf dem die folgenden Darstellungen sich bewegen sollen. Es ist ein Erdraum, der bei 280 km Länge und etwa 100 km Durchschnittsbreite einen Flächeninhalt von 28 000 □km besitzt, somit etwas größer ist als unsere beiden altbayerischen Kreise, und etwas kleiner als die preußische Provinz Pommern.

Dieses Stück Erde wird nun wiederum in zwei natürliche Hälften zerlegt durch die breit und tief eingerissene Spalte des Jordanthales, das Ghor genannt, die, von Nord nach Süd verlaufend, beim Quellgebiet des Jordan ihren Anfang nimmt und bis über das Tote Meer hinabreicht. Dadurch ergiebt sich die Teilung in ein west- und ostjordanisches Palästina.

Wir betrachten zuerst das Westland, ein gegen das Mittelmeer breit und in Staffeln abdachendes, gegen das Jordanthal aber kürzer und steiler geneigtes Plateaustück. Es gliedert sich von Süd nach Nord in die drei Landschaften Judäa, Samaria und Galiläa, eine Gliederung, die schon im Buche Josua angedeutet ist, zur Makkabäerzeit allgemein Geltung erhielt und seitdem bis heute beibehalten wird. Es hat aber diese Dreiteilung auch ihre physikalische Berechtigung, indem jede der drei Landschaften eine eigentümliche Physiognomie trägt.

An der Landschaft Judäa haben wir drei Bestandteile zu unterscheiden: erstens das centrale Bergland, zweitens die südwärts sich daranschließende Hügel- und Flachzone, drittens die Küstenebene. Das judäische Bergland stellt ein Hochplateau mit flachen, breiten Wölbungen dar, die eine Höhe von 1000 m nicht übersteigen. Zwischen ihnen sind zahlreiche Thalspalten eingerissen, deren Wände aus verwitterten Trümmern des Kreidekalkes bestehen. Diese Region zeigt stundenlang fast nichts als den gelben Felsen und Dorngestrüpp. Die Thalsohlen sowie die Lücken zwischen den vielen zerstreuten Steinblöcken der Thalwände tragen eine spärliche, aber kräftige Vegetation, bestehend aus Gesträuch und vereinzelten Bäumen, sodaß sich ein Netz von lebendigem Grün durch das Felsenlabyrinth schlingt. Die öde Kahlheit steigert sich zur vollständigen Wüste in jenem Teile Judäas, der von dem leistenartigen Wasserscheiderücken zwischen Jerusalem und Hebron gegen Jericho und das Tote Meer abfällt; hier löst sich das Vegetationsnetz von Centraljudäa in einzelne

grüne Fäden und Punkte auf. Dazu gehört besonders die ins Tote Meer ausmündende Thalschlucht von Engaddi, die uns in der Darstellung der biblischen Bodenkultur viel beschäftigen wird. Kurz vor der Mündung des Thales bricht in einer Höhe von 185 m eine starke, süße, 22° R. warme Quelle hervor, deren Ausfluß über eine Felsterrasse dem Toten Meere zueilt. Heutzutage ist die Strandebene an der Mündung dieses Baches bebaut, während der berühmte Kulturboden der alten Zeit in der Umgebung der Quelle lag [1]).

Die im Süden ans judäische Bergland sich anschließende Flachzone wird in den ältesten Teilen der Bibel (Gen. 20, 1; Richter 1, 15) mit dem Namen negeb bezeichnet, während sie in späteren Büchern (1. Makkab. 4, 15) als „idumäische Ebene" vorkommt, weil das im Südosten angrenzende Volk der Idumäer davon Besitz ergriffen hatte [2]). Seiner natürlichen Beschaffenheit nach zerfällt das alte Negeb in zwei verschiedene Hälften. Der südlichere Teil zeigt das Bild einer weit gedehnten, von Sandhügeln durchzogenen Ebene, die als Wüste gelten müßte, wenn nicht Strauchwerk und Kräuterbüschel auf Hügeln und Flächen sporadisch das Sandmeer unterbrechen würden. Die nördliche Hälfte des Negeb erstreckt sich bis zum Saume des jüdischen Gebirges gleichfalls in Form einer Ebene, aber aus anderem Material geformt als die südliche, nämlich aus weichem weißen Kalkstein. Während der Regenzeit verwandelt sich diese nördliche Hälfte in eine üppige blumige Weide.

Auch die Küstenebene Judäas gliedert sich in zwei wesentlich verschiedene Teile. Das südliche Stück oder die Negebküste bis Gaza herauf ist ein tiefes Sandmeer. Erst gegen Gaza zu belebt sich die Fläche im Frühjahr mit dem matten Grün einer Weidetrift. Das Stück von Gaza bis Jaffa, in alter Zeit Sephela oder auch philistäische Ebene genannt, trägt freundlichere Züge. Allerdings besteht auch hier der westliche Teil am Meere hin aus Sanddünen, Sandflächen und einzelnen Sumpfstrecken; der östliche oder binnenländische Gürtel der Sephela dagegen ist mit seinem hellgrauen Lehmboden zum großen Teil vorzügliches Getreideland; am nördlichen Grenzpunkt bei Jaffa tritt der Kulturboden in Form von prächtigen Gärten hart ans Meer hinaus. Indem das Auge auf einer Karte diese Ebene Sephela mustert, begegnen ihm einige quer zur Küste ziehende schwarze Linien, welche perennierende Flüsse bedeuten, eine seltene Erscheinung in Palästina, wo die zahlreichen Thäler (Wadis) nur während der Winterzeit von Regenfluten durchrauscht werden, im Sommer aber trocken liegen.

---

[1]) Buhl (Geogr. v. Pal. S. 41) schreibt Engeddi.
[2]) Buhl S. 87 f.

Die mittlere und kleinste von den drei Landschaften Westpalästinas, Samaria, besitzt ebenfalls auf drei Seiten natürliche Grenzen, im Osten das Ghor, im Westen das Meer, im Norden die Ebene Esdrelon. Auch eine natürliche Südgrenze läßt sich allenfalls feststellen, nämlich eine Linie, von der ab der bisherige judäische Landschaftscharakter sich ändert. Zwar stellt auch Samaria eine schräge Tafel dar mit breiter Terrassensenkung gegen die Küstenebene und kurzem Steilabfall gegen das Jordanthal; aber jener leistenartige Meridianrücken, der das ganze judäische Gebirge als Wasserscheide durchzieht, läßt sich hier nicht mehr nachweisen. Und was sonst die von Judäa verschiedene Plastik des samaritanischen Bodens betrifft, so wird sie von einem der neuesten Durchwanderer und zugleich scharfen Beobachter des Landes mit folgenden Worten geschildert: „Die kompakte Gebirgsmasse von Judäa mit ihren breiten Höhenrücken, mit ihrer wenig profilierten harten und rauhen Oberfläche beginnt sich zu zerteilen und zu gliedern, die öde Einförmigkeit verschwindet, Höhenzüge und Thäler treten bestimmter auseinander, die Thalgründe breiten sich mehr und mehr aus“ [1]). Dieser veränderten Bodenplastik entspricht der günstigere Vegetationszustand in Samaria. Nur die Höhenkämme sind kahl und öde, die flachen Thäler dagegen meist gut angebaut. Auch der Abfall gegen das Ghor zeigt keinen Wüstencharakter mehr.

Die dritte, nördlichste Landschaft, Galiläa, besteht aus zwei sehr verschiedenen Teilen: aus der schon genannten Tiefebene von Esdrelon im Süden und einem Gebirgsstock im Norden, der in ältester Zeit (Jos. 20, 7) gegenüber dem judäisch-samaritanischen Bergland als Gebirge Naphtali bezeichnet wurde. Die von dem Flusse Kison durchzogene Ebene Esdrelon, auch Jesreel, beginnt an dem nach Norden vorspringenden samaritanischen Gebirge Gilboa, das zugleich eine Sperrwand gegen das Jordanthal bildet. Sie zieht sich, zuerst kesselartig erweitert, dann aber durch die hereinragenden galiläischen Vorhöhen eine Strecke weit eingeengt, in nordwestlicher Richtung bis zur Mittelmeerküste zwischen der Stadt Akkon und dem Karmelgebirge. Von schwarzem und rotem Humus bedeckt, gehört die „Aue Esdrelon“, wie man sie auch genannt hat, zu den fruchtbarsten Geländen Palästinas, obwohl sie im Winter wegen der langsamen Entwässerung zeitweise versumpft. Sie ist vollständig baumlos. Reiterhohes, wogendes Gras bedeckte noch bis vor fünfzig Jahren die gänzlich unangebauten Flächen. Nachdem man sie in neuester Zeit zu kultivieren begonnen, bietet jetzt die Ebene Esdrelon mit ihren viereckigen Feldern und den Tafeln braunroter Erde das Bild eines ungeheuren Schachbrettes [2]).

[1]) P. Keppler, Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient [2] (Freiburg 1895), S. 321.
[2]) Buhl S. 26.

Auch das galiläiſche Bergland zeigt gegenüber dem ſamaritaniſchen Gebirge abermals eine Steigerung der plaſtiſchen Schönheit. Die Thäler weiten ſich zu Triften, die Gebirge nehmen ſchärfere und kühnere Formen an; zu den ſchönſten davon gehört der ganz regelmäßig gedrechſelte Kreidekegel des Tabor, 563 m hoch, im ſüdöſtlichen Teile der Landſchaft.

Wie endlich die beiden ſüdlichen Landſchaften, ſo wird auch Galiläa im Weſten von einer flachen Küſte geſäumt, mit Ausnahme einer einzigen Stelle in der Mitte dieſer Küſtenlinie, wo das Gebirge ein breites Hochland, Dſchebel Muſchakkah, hart ans Meer vorſchiebt. Der ſüdlichſte Teil der Küſtenebene, das Mündungsgebiet des Kiſon, am Golf von Akkon, kann zugleich als das maritime Ende der Ebene Jeſreel gelten. Ihre Fortſetzung bis zum Dſchebel Muſchakkah iſt eine Sandfläche mit Ausnahme von zwei Gartenoaſen, die durch perennierende Waſſeradern ermöglicht werden. Nördlich von jenem Hochland ſetzt die Strandebene ſich fort, erſt als ſchmales Band mit Gerſten- und Weizenfeldern, dann aber gegen Tyrus hinauf als breite, mit Gärten geſchmückte Flachgegend.

Nun haben wir das Ghor zu betrachten, jene breite und tiefe Erdſpalte, die das weſtliche und öſtliche Paläſtina von einander ſcheidet. Es iſt das ſüdliche Stück des langen „ſyriſchen Grabens", der als „bodenplaſtiſche Charakterform Syriens" [1]) an deſſen Nordgrenze beim Taurusgebirge beginnt, dann unter dem Namen „Hohlſyrien" (*κοιλὴ Συρία*, Coelesyria) die beiden Parallelketten des Libanon und Antilibanos [2]) von einander trennt, bei den Jordanquellen Paläſtina erreicht, dieſes ganze Land über das Tote Meer hinab mit einer durchſchnittlichen Sohlenbreite von 15 km durchzieht und erſt am nordöſtlichen Arme des Roten Meeres, dem Golf von Akaba, endigt. Die arabiſche Bezeichnung El-Ghor, d. h. „Thalſchlucht", gilt eigentlich nur für die Strecke vom Tiberiasſee bis zur Südſpitze des Toten Meeres; in alter Zeit war für ſie das hebräiſche „Arabah" und das griechiſche „Aulon" *(αὐλών)* üblich; das erſtere wird heute noch gebraucht für das ſüdlichſte Stück des ſyriſchen Grabens zwiſchen dem Toten und Roten Meere [3]). Die ganze Spalte iſt ein in geologiſchem Sinne junges Gebilde vulkaniſchen Urſprungs, wie heiße Quellen und häufige Erdbeben beweiſen [4]).

---

[1]) So Theobald Fiſcher, gegenwärtig wohl der beſte Kenner der Mittelmeerländer, in ſeiner geographiſchen Skizze von Paläſtina (Hettners geogr. Zeitſchr. II [1896] S. 241—61 und 319—31).

[2]) Die hebräiſche Form lautet „Libanon", die griechiſche „Libanos". „Antilibanon" (griechiſche Präpoſition und hebräiſche Endung) iſt alſo zu vermeiden, worauf ſchon Kiepert (Lehrbuch der alten Geogr., S. 158) aufmerkſam gemacht hat.

[3]) Buhl, Geographie, S. 112. — [4]) Fiſcher S. 250.

Das Ghor ist zugleich das Flußbett des Jordan. Dieser entspringt am großen Hermon, dem südlichen Ausläufer des Libanon, und erreicht nach kurzem Laufe das Land Hûle, ein sumpfiges Flachbecken, dessen südlichster Teil von einem See eingenommen wird, wahrscheinlich dem „Meromsee" der ältesten Zeit und dem Semachonitis der späteren Jahrhunderte. Nachdem der Jordan dieses von Schilf und Röhricht umsäumte Gewässer durchzogen hat, rauscht er zwischen einengenden Klippenwänden weiter bis zum See Genesareth. Sein starkes Gefälle auf dieser 16 km langen Strecke, das in Schaumwellen und Kataraften zu Tage tritt, erklärt sich dadurch, daß der Hûle noch 2 m über, der Genesareth aber bereits 208 m unter dem Mittelmeer liegt. Der Name „See Genesareth" findet sich schon in den mosaischen Urkunden (Num. 34, 11) als „Jam Kinnéret", im neuen Testamente (Matth. 4, 18) wird außerdem die Bezeichnung „Galiläisches Meer" *(ἡ θάλασσα τῆς Γαλιλαίας)* gebraucht, und der Talmud endlich spricht von einem „Tiberiassee". Das klare, bläuliche Wasserbecken hat eine Ausdehnung von 170,7 □km, ist also etwa dreimal so groß wie der Starnbergersee mit seinen 56 □km. Dagegen steht der Tiberiassee an Tiefe unserem Voralpensee weit nach; in diesem wurden 114 m, im Galiläischen Meer nur 47 m als tiefste Punkte gelotet. Kahle, mattgrüne Berge umgeben den Wasserspiegel, dichte Oleandergebüsche schmücken den Ufersaum. Im übrigen ist die Seegegend trotz des teilweise außerordentlich fruchtbaren Basaltbodens gegenwärtig öde und unangebaut, mit Ausnahme von zwei Strandebenen der Westseite, die unter anderm noch etwas Gartenkultur aufweisen.

Nachdem der Jordan den See Genesareth verlassen hat, wird er aus einem Bergflüßchen ein Strom und gräbt sein Bett immer tiefer in die Thalsohle ein. In zahllosen Windungen, bald von üppigem Buschwald versteckt, bald als grüne Schlange zwischen bleichem Gestein gleitend, jetzt von tristen, steilen Wänden eingeschlossen, dann wieder einzelne angebaute Thalweitungen mit seinen zur Bewässerung benützten Fluten befruchtend, erreicht der Jordan die von vielen Quelladern durchzogene Ebene von Jericho und bald darauf das Tote Meer. Da das letztere 394 m unter dem Niveau des Mittelmeeres liegt, so beträgt das Stromgefälle vom Genesarethsee bis hierher 186 m.

Das Tote Meer, von den heutigen Beduinen „Lothsee" (Bahr lût) genannt, hat eine Länge von 76 km, eine Breite von 15 km, eine durchschnittliche Tiefe von 300 m. Es ist also $2^1/_2$ mal so groß als unser Bodensee. Das Wasser ist klar und liegt bei Sonnenschein als blanker Spiegel zwischen dem gelben Rahmen der Kalkfelsen, die seine Ufer bilden. Doch wechselt die Farbe häufig; sie geht oft in Grau und Grün mit weißlichen Punkten über. Ein noch grelleres Farbenspiel zeigt die per-

manente Dunstschichte, die wie eine unbewegliche Mauer über dem Wasser steht. Ihr tiefes Blau variiert je nach dem Sonnenstande in Milchweiß und Dunkelviolett. Beim Einbruch der Nacht sah der Amerikaner Lynch die ganze Oberfläche des Sees mit einem phosphorescierenden Dunst überzogen, so daß die brandenden Wogen ein bleiches Totenlicht auf die Felsenklippen warfen. Eine weitere seltsame Eigenschaft des Lothseewassers ist seine große Schwere. Es ist schwerer als der menschliche Körper, weshalb der Badende darin nicht untergeht. Vom Sturme bewegt, schlugen die Wellen wie Schmiedehämmer an das Kupferboot, auf dem Lynch den See befuhr. Diese Schwere ist bedingt durch den großen Salzgehalt — 26 % —, weshalb der Name „Salzsee" schon in der Genesis (14, 31) gebraucht wurde. Ein Reisender unserer Tage erzählt, das beim Baden auf Kleider gespritzte Wasser habe weiße Flecken wie Wachstropfen zurückgelassen, und aus den trocken gewordenen Haaren habe er abends ein Häuflein Salz zusammengebracht [1]). Aus diesem Salzgehalt erklärt sich auch, warum im Wasser und hart am Strande des Lothsees kein animalisches und vegetatives Leben gedeiht. Darin liegt wiederum die Berechtigung für den Namen „Totes Meer", der seit den Kreuzzügen in Europa allgemein üblich war, aber auch schon bei spätklassischen Autoren als *θάλασσα ἡ νεκρά* und mare mortuum auftaucht. Daß aber kein Vogel über seinen Spiegel fliege, ohne von dem aufsteigenden Pesthauch getötet zu werden, das gehört zu den vielen düsteren Sagen, welche das unheimliche Gewässer seit alter Zeit umschweben. Allerdings kommt es vor, daß ermattete Flügeltiere, wie Wachteln und Heuschrecken, in den See stürzen; ihre Leichen werden sofort durch eine Salzkruste mumificiert. Dasselbe geschieht mit Aesten und Baumstämmen, die der Jordan herabführt und die dann, mit Salz überzogen, wie bleiche Totengebeine die Ufer umsäumen.

Auf eine weitere Seltsamkeit deutet der im Altertum am meisten übliche Name „Asphaltsee" *(Ἀσφαλτῖτις λίμνη)*. Früher sah man nämlich auf der Oberfläche des Wassers stets zahlreiche und große Asphaltbrocken schwimmen, die sich vom Grunde losgelöst hatten. Solches Erdpech liefert der See heute nicht mehr; wohl aber hat sein Wasser noch einen öligen Charakter bewahrt, demzufolge die davon durchnäßten Tücher und Kleider aussehen, als hätte man sie in eine fette Flüssigkeit getaucht.

Wir gelangen nun zur anderen Hälfte von Palästina, zum Ostjordanlande. Häufig gebraucht man die altgriechische Bezeichnung

[1]) K. Furrer, Wanderungen durch das heilige Land [2] (1891), S. 189.

„Peräa“ *(Περαία)* für dieſes ganze Gebiet „jenſeits des Fluſſes“ *(περὰν τοῦ ποταμοῦ)*, obwohl dieſelbe urſprünglich nur auf ein ſchmales Stück des oſtjordaniſchen Uferſtreifens bezogen wurde. Ihrer Bodenplaſtik nach läßt ſich die ganze Peräa im allgemeinen charakteriſieren als Plateaufläche oder Tafelland von Gebirgen durchſetzt, von Thälern durchfurcht, weſtlich zum Jordan ſteil abfallend, gegen Oſten zur ſyriſch-arabiſchen Wüſte ſich verflachend. Nach ſeiner vegetativen Beſchaffenheit erſcheint das Oſtland im ganzen als eine Region des Wieſen- und Waldgrüns im Gegenſatz zu der vorherrſchenden Felſenfarbe des weſtlichen, beſonders des judäiſchen Landes. Das ganze oſtjordaniſche Gebiet zerfällt nun wieder in ſechs verſchiedene Landſchaften, deren jede einen beſonderen Namen und eine beſondere Phyſiognomie trägt.

Ich beginne bei deren Beſchreibung mit der ſüdlichſten Landſchaft, die einſt vom Ammonitervolke bewohnt war und deshalb im ſpäteren helleniſtiſchen Zeitalter den Namen Ammonitis erhielt. Dieſer entſpricht der heutigen Benennung el Belka. Die Südgrenze wird gebildet von dem Wadi Modſchib, dem alten Arnonfluß, der, auf der Hochebene entſpringend, mit prächtigen Kataraften ſich in ein grünes Thal hinabſtürzt und dem Toten Meere zufließt, die Nordgrenze aber vom Nahr-es-Zerka, dem ehemaligen Fluſſe Jabbok, der in einem engen, tief eingeſchnittenen Thal zwiſchen Oleanderbüſchen zum Jordan eilt. Der gebirgige weſtliche Saum der Landſchaft am Toten Meere hin ſtellt ein Stück des ſchauerlichen Felſenrahmens dar, der jenen Waſſerſpiegel umſchließt. Auch die weſtliche Grenzregion am unteren Jordanthal beſteht aus zwei öden, parallelen Bergketten. Im übrigen teilt ſich die Ammonitis in zwei verſchiedene Hälften; die ſüdliche iſt Hochebene, die nördliche Gebirgsland. Das ſüdliche Plateau, von einigen die „moabitiſche Hochebene“ genannt, weil an das Land Moab angrenzend, iſt bis auf einzelne Terebinthen gänzlich baumlos, trägt aber einen vortrefflichen Fruchtboden, der noch heute zum Getreidebau benutzt wird. Nur der öſtliche Rand des Belkaplateaus gegen die Wüſte zu iſt Steppenweide. Die gebirgige Nordhälfte der Landſchaft, die im Hoſeaberg (Dſchebel Oſcha) bis zu 1096 m anſteigt, gehört zu den ſchönſten Gegenden Paläſtinas. Schildernde Augenzeugen rühmen ihren blumigen Raſenteppich, ihre dichten Wälder oder auch parkartigen Scenerien[1]). Von den ziemlich zahlreichen Flußadern der Belka, die parallel zu den ſchon erwähnten Grenzflüſſen von Oſten nach Weſten rinnen, genügt es, ein paar namhaft zu machen, einmal das Wadi Heſbân, das die ſüdliche und nördliche Landhälfte abgrenzt, und dann das ſüdlich davon in die ammoni-

[1]) Ritter, Erdkunde XV, 1120.

tische Hochebene eingekerbte und zum Toten Meere ziehende Wadi Zerka-Maîn. Dieser Strom, von Rohrgebüsch und Oleandern versteckt, hat in die tiefe, steile Kluft, deren Grund er benetzt, eine prächtige halbtropische Vegetation hineingezaubert, einen überraschenden Kontrast zu der gelben Felsenöde, die ringsum starrt. Gegen die Mündung zu, wo Flußthal sich etwas verflacht, zeigt dieses Wadi noch eine andere Merkwürdigkeit. Es brechen nämlich aus vulkanischem Boden Thermen mit einer Hitze von 42—45° R. hervor und erfüllen die Luft mit Dampf und Schwefelgeruch.

An die Belka schließt sich nordwärts, wiederum von zwei Flüssen abgegrenzt, vom Nahr-es-Zerka im Süden und dem Scherrat-el-Menadireh im Norden, die Nachbarlandschaft Adschlun an, in hellenistischer Zeit Galaditis genannt. Dieser letztere Name ist das gräzisierte Gilead des alten Testamentes. In Bezug auf Terraingestaltung zeigt das Adschlun insofern eine Aehnlichkeit mit der Belka, als es aus den gleichen Grundformen, aus Gebirge und Tafelland, sich zusammensetzt, nur daß beide hier in umgekehrter Ordnung auftreten; die Südhälfte ist gebirgig, die Nordhälfte flach. Das Wadi Tibne grenzt die beiden Formen in ähnlicher Weise ab, wie wir das beim ammonitischen Wadi Hesbân gesehen haben. Der gebirgige Teil des Landes, der Dschebel Adschlun erhebt sich bis zu 1085 m, die Plateauhälfte steigt von West nach Ost etwas an. Gerühmt wird die ganze Galaditis als ein herrliches Waldrevier, besonders als ein Land der Eichen. Kultiviert aber sind nur einzelne Striche, so in der Nordwestecke die Gegend von Mukês, deren vulkanischer Boden den Anbau reichlich lohnt, während der weißlichgelbe Kalkstein, aus dem sonst die Oberfläche hauptsächlich besteht, nur wenig einträgt. Der nördliche Grenzfluß vom Adschlun, der el Menadireh, in alter Zeit Jarmuk, sammelt sich am Ostrande der Landschaft aus zahlreichen, von allen Seiten herziehenden Quellbächen und nimmt als tiefer und wasserreicher Strom seinen Lauf auf dem Grunde eines steilwandigen Thales zwischen Oleandern, wilden Feigenbäumen, wildem Wein und Rohrgebüsch bis zum Jordan, den er bei seiner Mündung an Breite erreicht. Der Jarmuk ist auch eine geologische und orographische Grenze; denn von ihm an nordwärts beginnt die vorwiegende Basaltbildung des Nordens, im Gegensatz zur vorherrschenden Kalkformation des Südens, und hier beginnt zugleich das Gebiet der vulkanischen Kegelberge, im Gegensatz zu den meist langgestreckten Rücken der südlicheren Gebirge.

Vom Jarmuk an erstreckt sich nun die dritte Landschaft, die Gaulonitis, deren antiker Name in der heutigen Bezeichnung Dscholan noch erhalten ist. Auch hier wiederholen sich in regelmäßiger Gliederung

die beiden orographischen Grundformen Ebene und Berg. Der südliche Teil der Landschaft wird als der flache, der nördliche als der gebirgige Dscholan unterschieden[1]). Der Süden mit seinem verwitterten Lavaboden zeigt höchst fruchtbares Ackerland, daneben reichen, im Sommer verdorrenden Graswuchs, aber außer wenigen vereinzelten Terebinthen keine Baumformen. Der Norden, der steinige Dscholan, ist rauh, wild, bedeckt mit Lavamassen, aus denen die charakteristischen Vulkankegel ragen. Die schwarzen Steinfelder werden aber unterbrochen von üppigen Grasfluren, die nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer gut bewässert sind und deshalb ein von den Beduinen viel besuchtes Weideland abgeben. Der westliche Teil der Gaulonitis am Galiläischen Meer hin fällt terrassenförmig ab, und auf der unteren Terrasse, hart am Seeufer, erhebt sich eine Menge von Schuttkegeln mit kleinen Wasserrinnen dazwischen.

Während die Ammonitis und Galaditis ostwärts sich in Wüsten und Steppen verlieren, erstreckt sich von der Gaulonitis gegen Osten noch eine weitere, meist vulkanische und kulturfähige Region, jenseits welcher erst die Wüste anfängt. Diese Region, die jetzt den Gesamtnamen Haurân trägt, besteht 1. aus einer großen Ebene, 2. aus einem vulkanischen Gebirge und 3. aus einem Lavaplateau.

Die große Ebene, die sich östlich an Dscholan anschließt, ist eine kesselförmig vertiefte, mit äußerst fruchtbarem rotbraunen Basalthumus bedeckte, aber gänzlich baumlose Niederung, welche die Araber nach dem vertieften Feuerherd in der Mitte ihrer Zelte en Nukra nennen, während der antike Name Batanäa lautet, und dieser hinwiederum an das uralte Reich Basan erinnert, das jedoch das ganze heutige Haurân und dazu noch die Landschaft Dscholan umfaßte.

Das basaltische Haurângebirge, Dschebel Haurân, bildet einen von Norden nach Süden laufenden Rücken mit ovalem Umriß, über welchen sich mehrere Kegel mit breiten Fundamenten erheben, der höchste davon bis zu 1802 m. Der ganze Gebirgsstock hat im Süden einen flachen, im Norden einen steilen Abfall. Sein Westabhang ist stellenweise von Wald beschattet, der Ostabhang dagegen ganz baumlos, ja nicht einmal ein Strauch ist da zu finden. Der Fuß des ganzen Haurângebirges wird zunächst von einem Kranze heißer Quellen umrandet; weiterhin aber umgiebt den Gebirgsstock scheibenartig, wie der Hof um den Mond, eine vulkanische Flachzone, eigentlich ein Wellenterrain, über dem sich einzelne Hügel von Lavaschlacken oder Basalt mit sanften Formen

---

[1]) G. Schumacher, Der Dscholan. Zeitschrift der deutschen Palästinagesellschaft IX (1886), S. 165—368.

erheben, während die Flachteile mit der berühmten roten Haurânerde (terra rossa), dem Zersetzungsprodukt vulkanischer Massen, bedeckt sind, wie denn überhaupt der rote Boden und der schwarze Stein die beiden charakteristischen Grundfarben der Haurânlandschaft liefern[1]). Nach seinen heutigen Bewohnern wird der Dschebel Haurân gegenwärtig auch das Drusengebirge genannt. Aus dem Altertum ist durch den Geographen Ptolemäus der Name Alsamanus überliefert, wohl eine Anknüpfung an den althebräischen Namen Salmon (Ps. 67, 15), den man als „finsteres, düsteres Gebirge" erklärt hat. Auch die biblischen „Giebelberge Basans" (Ps. 67, 16) wurden auf die Vulkankegel des Haurân gedeutet[2]), obschon die Beziehung auf die konischen Krater im Dscholan näher liegen würde[3]).

Nun bleibt noch die dritte Landschaft des Haurân und die sechste des ganzen Ostlandes übrig, nämlich die Lavaplatte, die am Nordfuße des Dschebel Haurân als erstarrter Ausfluß seiner ehemals thätigen Vulkane sich hinzieht. Ihr antiker, im neuen Testament (Luk. 3, 1) und bei Strabo (p. 155) erwähnter Name lautet Trachonitis (von τραχών), also „Rauhland", die moderne arabische Bezeichnung dagegen Ledscha, d. h. „Asyl". Beide Namen entsprechen der Natur dieses Erdraums, und zwar der erste seiner rauhen, rissigen Oberfläche, der zweite seiner öden Unzugänglichkeit, die ihn zum Zufluchtsort für Verbrecher macht. Das Land wird geschildert als eine 13 Stunden lange und 8—9 Stunden breite, wasserlose schwarze Tafel; die Oberfläche ist an vielen Stellen zackig und schneidend, an anderen steil eingebrochen. Zu diesen Einbrüchen gehören die Kâ, zahlreiche, von der einst flüssigen Lava unberührt gebliebene Stellen, viereckig, rund oder oval, meist aber gassenartig gestreckt oder schlangengleich gewunden. Auf dem von 10 bis 20 Ellen hohen Lavawänden umschlossenen Kâgrund sammelt sich im Winter das Wasser oft zu Teichen, und später entsproßt ihm eine treffliche Weide mit aromatischen Kräutern. Diese eigenartigen Gebilde der Kâ mußten hier berücksichtigt werden, weil sie, wie sich zeigen wird, in der Geschichte der Bodenkultur eine gewisse Bedeutung gewonnen haben.

Nachdem nun die einzelnen Teile Palästinas hinsichtlich der Gestalt und Beschaffenheit des Bodens betrachtet worden sind, müssen wir, um eine vollständige physikalische Grundierung unseres historischen Gemäldes zu gewinnen, auch noch die klimatischen Zustände des Landes ins Auge fassen.

[1]) G. Wetzstein, Reisebericht über Haurân und die Trachonen (Berlin 1860) S. 92.
[2]) Wetzstein S. 90. — [3]) Buhl S. 118.

Unter Klima versteht man bekanntlich die Verhältnisse der Atmosphäre in Bezug auf Feuchtigkeit, Temperatur und Bewegung der Luft. Da Palästina zwischen 30° 30' und 33° 30' n. Br. gelegen ist und somit dem subtropischen Klima des Mittelmeergebietes angehört, so nimmt es hinsichtlich der Luftfeuchtigkeit teil an der Haupteigentümlichkeit dieses Klimas, an der scharfen Scheidung in eine Regen- oder Winterzeit und eine regenlose oder Sommerzeit. Die Regenperiode beginnt im Oktober mit dem „Frühregen" (jôre Deuteron. 11, 14), der den ausgedörrten Boden aufweicht und so die Bestellung der Felder ermöglicht, und endet mit dem „Spätregen" (malkôsch), der eine wesentliche Bedingung für die Entwicklung der Feldfrucht ist. Im Mai sodann beginnt die trockene oder Sommerzeit, während der ein Regenfall nur ausnahmsweise vorkommt; doch wird die Vegetation in der Nacht durch einen außerordentlich reichen und schweren Tau erquickt.

Die Temperaturverhältnisse Palästinas sind sehr verschieden. Das Ghor hat tropisches Klima mit einer mittleren Temperatur von etwa 20° R. Im Sommer brütet eine Glühhitze über der Sohle und den Wänden des Thales; wurde doch schon anfangs Mai dort eine Schattentemperatur von 35° R. beobachtet. Am See Genesareth giebt es übrigens auch kalte Winter mit Schneefällen. Ans Jordanthal reiht sich hinsichtlich der mittleren Temperaturhöhe das Küstenland mit 17,5° R; in Gaza fand man 25° Maximum und 3° Minimum. Die Gebirgsgegend im Innern ist rauh; in Jerusalem wurde für die Jahre 1864 bis 1871 bloß 14° R. mittlere Wärme gemessen, bei einem Minimum von — 3° und einem Maximum von 32°[1]). Die Kontraste, die sich in den letzten zwei Zahlen aussprechen, treten dort auch hervor in der großen Tageshitze und scharfen Nachtkälte. In den gebirgigen Teilen des Ostlandes besteht ebenfalls der Unterschied zwischen glutheißen Tagen und bitterkalten Nächten. Auch dort sind Schnee und Eis nicht selten, wie aus dem Buch Job erhellt, dessen Scenen sich ja jenseits des Jordan abspielen[2]). Die angegebenen Temperaturunterschiede in den einzelnen Gegenden Palästinas erhalten ihren Ausdruck auch in der Verschiedenheit der Erntezeiten. So fand der Forschungsreisende Robinson im Ghor bei Jericho die Gerstenernte ungefähr am 20. April beginnend, die Weizenernte am 14. Mai beendet; im nördlichen Ghor dagegen, bei Tiberias, dauerte die Weizenernte bis 19. Juni. Auf der Küstenebene sah er am 20. Mai die Leute mit den Anfängen der Weizenernte beschäftigt, während dagegen im judäischen Gebirge, s.-w. von Jerusalem,

[1]) Bei Fischer (S. 321) werden die Jahresmittel nach Celsius folgendermaßen angegeben: Küste 22°, Jerusalem 17,1°, Ghor 24°.

[2]) Qui timent pruinam, irruet super eos nix. Job 6, 16.

am 17. Mai die Gerstenernte erst halb vollendet war und der Weizen zur Reife noch ein paar Wochen nötig hatte[1]).

Auch die Bewegung der Luft in ihren „Strömungen" ist nicht ohne Bedeutung für den Kulturboden in Palästina, schon deshalb, weil die von Westen oder Südwest herstreichenden Winde es sind, die im Winter die Regenwolken bringen. Im Sommer wehen trockene und kühlende Winde aus Norden und Nordosten. Dazwischen fährt auch von Osten und Südosten her der Wüstenwind (Sirocco) über das Land, der Menschen und Tiere erschlafft und oft die Vegetation versengt; der Prophet Osee schildert einmal (13, 15) diesen „von der Wüste aufsteigenden Brennwind" (urentem ventum) in seinen ausdörrenden Wirkungen.

Wir haben also den Boden Palästinas nach seinen orographischen, geognostischen, hydrographischen und klimatischen Verhältnissen kennen gelernt und somit die natürlichen Vorbedingungen seiner Kultur. Nun soll geschildert werden, wie die Bodenzustände in historischen Zeiten sich gestaltet haben. Chronologisch gliedert sich die Darstellung von selbst in zwei Zeitalter: ein biblisches und ein nachbiblisches. Die Geschichte der Bodenkultur gestattet deshalb eine Zusammenfassung so langer Zeiträume, weil dauernde Umgestaltungen auf ihrem Gebiete seltener und langsamer vor sich gehen, als in dem politischen und geistigen Leben der Völker.

Wild- und Kulturboden der biblischen Zeiten.

Den biblischen Zeitabschnitt lassen wir nicht mit der ersten Einwanderung der Israeliten unter Abraham beginnen, wobei es sich nur um eine flüchtige, nomadenhafte Okkupation des Landes handelte, sondern erst mit der Besetzung des ost- und westjordanischen Gebietes durch die zwölf aus Aegypten zurückkehrenden israelitischen Stämme. Das ist der terminus a quo. Was den terminus ad quem betrifft, so fällt er an den Schluß des neutestamentlichen Zeitalters, also ungefähr auf das Jahr 50 unserer Zeitrechnung.

Als die Israeliten von Aegypten und von der Wüste her in Ostpalästina anlangten, trafen sie hier das Königreich Basan, einen Kulturstaat voll von Dörfern und Städten, deren Umgebungen reich angebaut waren. Wenn nun diese basanischen Ortschaften aus der weiteren Ge-

[1]) Buhl S. 53.

schichte der Israeliten vollständig verschwanden, so muß mit ihnen auch die intensive Bodenkultur dieser Gegenden aufgehört haben. Es ist anzunehmen, daß die ostjordanischen Israeliten, d. h. der halbe Stamm Manasse im Norden, sowie die Stämme Gad und Ruben im Süden großenteils Nomaden geworden oder vielmehr geblieben sind, allerdings seßhafte „Zeltnomaden", die ihre bestimmten Weideplätze abwechselnd bezogen. Die Nachbarschaft der Beduinen in der arabischen und syrischen Wüste wird auch bei den östlichen Israeliten die nomadische Lebensweise veranlaßt haben. Das erhellt deutlich aus der Erzählung der Kämpfe, welche die drei transjordanischen Stämme zur Zeit des Königs Saul gegen den Beduinenstamm der Hagriden geführt haben. Es ist ganz das Bild eines Nomadenkrieges, veranlaßt durch das Bedürfnis von Weideplätzen und Tränkorten für die sich mehrenden Herden, der stete casus belli bei den sich gegenseitig beengenden Beduinen. Und so lagen die Verhältnisse im Ostlande fast das ganze Altertum hindurch. Als Pompejus Cölesyrien eroberte, wird er im Ostlande wohl nur Beduinenhorden gefunden haben. Daß übrigens einige feste Siedelungen und damit auch oasenartige Kulturflächen über das ganze Ostland zerstreut waren, ist dadurch nicht ausgeschlossen und ist auch historisch festgestellt. „Der Zustand des Landes zur Zeit der alten Israeliten wird also dem heutigen so ziemlich analog gewesen sein" [1]).

Anders gestalteten sich die Verhältnisse im Westland. Hier haben die israelitischen Einwanderer ebenfalls einen von den dort seßhaften kanaanitischen Völkern wohlgepflegten und bebauten Boden vorgefunden. Und hier sind sie zu Ackerbauern geworden, die eifrig bemüht waren, die vorgefundene Kultur nicht bloß zu erhalten, sondern auch zu verbessern und zu erweitern [2]).

Indem wir uns nun anschicken, diese landwirtschaftliche Thätigkeit der biblischen Israeliten und deren Resultate darzustellen, ergiebt sich vor allem die Frage: In welchem Ausdehnungsverhältnis sind während des biblischen Zeitalters auf palästinischem Boden das Wildland und das Kulturland zu einander gestanden? In dieser Beziehung hat man berechnet, daß von den 500 □ Meilen Palästinas ungefähr 200 □ Meilen angebaut waren, womit eine Gesamtkulturfläche von 40 %, also nahezu die Verhältniszahl im heutigen Deutschland mit 48,5 %, erreicht worden ist [3]).

---

[1]) Wetzstein, Haurân, S. 89, 101 f. Ritter XV, 1185.

[2]) Vgl. F. Walter, Die Propheten in ihrem socialen Beruf und das Wirtschaftsleben ihrer Zeit (Freiburg 1900), S. 42, 218 ff.

[3]) Jene Berechnung der Anbaufläche giebt Schegg S. 138. Dabei setzt er eine Einwohnerzahl von 5 Millionen voraus, was bei den nahezu 30 000 □km Palästinas aller-

Leichter und sicherer dürfte sich eine zweite Vorfrage beantworten lassen, dahin lautend, ob während der langen biblischen Epoche, die ein volles Jahrtausend umfaßt, nicht im Verhältnis des angebauten und unbebauten Landes wesentliche und dauernde Veränderungen eingetreten sind, sei es eine Umänderung in melius durch Erweiterung der Anbauflächen oder durch Steigerung der Intensität im Anbau, sei es eine Metamorphose in peius durch Verwildern des Kulturbodens infolge Vernachlässigung oder von Verwüstung zur Zeit feindlicher Invasionen. Bei der Stabilität der orientalischen Verhältnisse überhaupt und der Agrikulturzustände insbesondere dürfen wir wohl annehmen, daß während der langen Zeit von Josua bis Christus in der Ausdehnung des wilden und angebauten Areals, im Bestande der Gewächse und Tiere, sowie in den Formen der landwirtschaftlichen Thätigkeit keine wesentlichen und dauernden Veränderungen eingetreten sind. In den landwirtschaftlichen Besitzverhältnissen sind solche allerdings wahrzunehmen trotz der mosaischen Institution des Jubeljahres, derzufolge nach je fünf Dezennien alle inzwischen veräußerten oder verpfändeten Grundstücke wieder an den ursprünglichen Besitzer zurückfallen sollten. Dieses weise, die Stabilität der Agrarzustände verbürgende Gesetz muß aber schon frühzeitig außer acht geblieben sein; sonst wäre es nicht erklärlich, daß bereits bei den vorexilischen Propheten häufig Klagen laut werden über Unterdrückung des Kleinbauerntums und Anhäufung des Grundbesitzes in den Händen landwirtschaftlicher Magnaten [1]). Inwieweit aber eine solche Latifundienwirtschaft die Physiognomie des Kulturbodens beeinflußt hat, läßt sich wohl nicht beurteilen. In dieser Beziehung dürften nur zwei biblische Epochen als Ausnahmen hervorstechen: einmal das salomonische Zeitalter mit einer Bewegung nach aufwärts, die es als Glanzepoche der israelitischen Bodenkultur erscheinen läßt, und dann die Periode des zweiten Exiles mit einer Bewegung nach abwärts bis zur teilweisen Verwilderung des Bodens. Ich spreche von dem zweiten, dem babylonischen Exil; denn das erste oder assyrische (722) kommt hier nicht in Betracht, weil die damals aus dem nördlichen Reiche, d. h. aus den Landschaften Samaria und Galiläa deportierten Israeliten sofort durch ein vom Euphrat und vom tyrischen Norden her nachrückendes Ackerbauvolk ersetzt wurden [2]). Mit dem zweiten Exil dagegen, dessen Deportationen 606 v. Chr. be-

---

dings möglich wäre, nachdem das Königreich Sachsen mit 15 000 □km 4 Millionen zählt. Allein die Bevölkerungsziffern lassen sich weder für das Altertum noch für das Mittelalter sicher berechnen; schwanken doch die Angaben der heutigen Ziffer zwischen 300 000 und 650 000. Fischer S. 327.

[1]) Walter, Propheten, S. 152, 170, 200.

[2]) Buhl S. 72 weist auf die Besetzung des nordwestlichen Galiläa durch Tyrier hin.

schichte der Israeliten vollständig verschwanden, so muß mit ihnen auch die intensive Bodenkultur dieser Gegenden aufgehört haben. Es ist anzunehmen, daß die ostjordanischen Israeliten, d. h. der halbe Stamm Manasse im Norden, sowie die Stämme Gad und Ruben im Süden großenteils Nomaden geworden oder vielmehr geblieben sind, allerdings seßhafte „Zeltnomaden", die ihre bestimmten Weideplätze abwechselnd bezogen. Die Nachbarschaft der Beduinen in der arabischen und syrischen Wüste wird auch bei den östlichen Israeliten die nomadische Lebensweise veranlaßt haben. Das erhellt deutlich aus der Erzählung der Kämpfe, welche die drei transjordanischen Stämme zur Zeit des Königs Saul gegen den Beduinenstamm der Hagriden geführt haben. Es ist ganz das Bild eines Nomadenkrieges, veranlaßt durch das Bedürfnis von Weideplätzen und Tränkorten für die sich mehrenden Herden, der stete casus belli bei den sich gegenseitig beengenden Beduinen. Und so lagen die Verhältnisse im Ostlande fast das ganze Altertum hindurch. Als Pompejus Cölesyrien eroberte, wird er im Ostlande wohl nur Beduinenhorden gefunden haben. Daß übrigens einige feste Siedelungen und damit auch oasenartige Kulturflächen über das ganze Ostland zerstreut waren, ist dadurch nicht ausgeschlossen und ist auch historisch festgestellt. „Der Zustand des Landes zur Zeit der alten Israeliten wird also dem heutigen so ziemlich analog gewesen sein" [1]).

Anders gestalteten sich die Verhältnisse im Westland. Hier haben die israelitischen Einwanderer ebenfalls einen von den dort seßhaften kanaanitischen Völkern wohlgepflegten und bebauten Boden vorgefunden. Und hier sind sie zu Ackerbauern geworden, die eifrig bemüht waren, die vorgefundene Kultur nicht bloß zu erhalten, sondern auch zu verbessern und zu erweitern [2]).

Indem wir uns nun anschicken, diese landwirtschaftliche Thätigkeit der biblischen Israeliten und deren Resultate darzustellen, ergiebt sich vor allem die Frage: In welchem Ausdehnungsverhältnis sind während des biblischen Zeitalters auf palästinischem Boden das Wildland und das Kulturland zu einander gestanden? In dieser Beziehung hat man berechnet, daß von den 500 □ Meilen Palästinas ungefähr 200 □ Meilen angebaut waren, womit eine Gesamtkulturfläche von 40 %, also nahezu die Verhältniszahl im heutigen Deutschland mit 48,5 %, erreicht worden ist [3]).

---

[1]) Wetzstein, Haurân, S. 89, 101 f. Ritter XV, 1185.

[2]) Vgl. F. Walter, Die Propheten in ihrem socialen Beruf und das Wirtschaftsleben ihrer Zeit (Freiburg 1900), S. 42, 218 ff.

[3]) Jene Berechnung der Anbaufläche giebt Schegg S. 138. Dabei setzt er eine Einwohnerzahl von 5 Millionen voraus, was bei den nahezu 30 000 □km Palästinas aller-

des Pompejus[1]). Und wenn auch diese neue Ausstattung des Landes zunächst architektonischer Art war, so muß man doch annehmen, daß um diese Städte sich breite Ringe von Garten- und Ackerboden gelegt haben, und daß auf diese Weise wenigstens die bisherigen Kulturoasen von Ostpalästina erweitert und vermehrt worden sind.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik der biblischen Bodenkultur gehen wir nun zur Detailbeschreibung des Wild- und Kulturbodens über.

1. Der biblische Wildboden und seine Vegetation.

Die natürliche Beschaffenheit der nicht angebauten Bodenstrecken Palästinas im allgemeinen hat sich schon aus der einleitenden Landesbeschreibung ergeben. Hier handelt es sich darum, die verschiedenen Formen des Wildbodens darzustellen, wie sie in der Vegetation zur Erscheinung gekommen sind.

Die am stärksten hervortretende vegetative Form des Wildbodens ist der Hochwald, und so wäre es denn zunächst meine Aufgabe, eine biblische Waldgeschichte zu liefern. Das soll wenigstens in einigen Umrissen versucht werden. Vor allem steht fest, daß Palästina niemals, und auch nicht in altbiblischer Zeit, ein ausgeprägtes Waldland gewesen ist. Schon die Patriarchengeschichte zeigt einen waldarmen Boden mit vorherrschenden Weideflächen, und in späterer Zeit wird ausdrücklich hervorgehoben, wie schlecht sich die Israeliten auf das Behauen des Bauholzes verstanden, das sie großenteils von auswärts holten[2]).

Daß es aber damals in Palästina immerhin noch große zusammenhängende Forste gab, von denen die heutigen spärlichen Waldkomplexe nur mehr als insulare Reste gelten dürfen, wird von allen Forschern zugegeben. Freilich die gebirgigen Teile von Samaria und besonders von Judäa haben von jeher, und so auch im Altertum, den tristen Anblick kahler Höhen geboten. Doch hatte Judäa in ältester Zeit auch ein echtes Holzland aufzuweisen, nämlich die Umgebung der patriarchischen Orte Hebron und Mamreh. Heute ragen hier auf abgerodetem Boden nur vereinzelte Stämme über das Gebüsch, mit Ausnahme der Ostseite, wo noch immer Waldstreifen den Saum der judäischen Wüste beleben, die sich von da bis zum Toten Meere hinabzieht. Ferner war in althebräischen Zeiten die Ebene Saron bis zum Karmel derart mit Wäldern bewachsen, daß in der Septuaginta, also um 280 v. Chr., der Name Saron geradezu mit „Waldbezirk" *(δρυμός)* übersetzt wird, eine Benennung, die auch noch zu Beginn des ersten Jahrhunderts n. Chr. bei

[1]) E. Schürer, Gesch. d. jüdischen Volkes (1886) II, 83—107. — [2]) Buhl S. 58.

Strabo (p. 758) und wiederum am Ende desselben bei Flavius Josephus (b. J. 1, 13. 2; Antiqu. 14, 24) wiederkehrt. Jetzt ist ein Niederwald an die Stelle des Hochforstes getreten, mit Ausnahme einiger schöner Eichenbestände in der Nähe des Karmelgebirges. Der Berg Karmel selbst muß in altbiblischer Zeit ebenfalls mit Wald bestanden gewesen sein, da sonst Jehova nicht durch den Propheten Amos (9, 3) hätte drohen können, er wolle die Sünder aufspüren, auch wenn sie sich „in den Wäldern und Höhlen des Karmel" versteckt hielten. Auch die Landschaft Samaria besaß Wälder. Dazu gehörte die silva Ephraim, wahrscheinlich die nämliche, aus der die reißenden Bären des Elisäus (4. Kön. 2, 24) hervorbrachen. Noch im ersten Jahrhundert n. Chr. muß dieser Wald Ephraim gestanden haben, nach einer Stelle beim Geschichtschreiber Josephus (Ant. 6, 5). Derselbe Autor bezeichnet auch (b. J. 1, 16) die südöstliche Ecke von Samaria bei der Stadt Antipatris als „waldige Gegend" *(δένδρεσι πλουσίαν)*. Ferner war der ganze Uferring des Galiläischen Meeres durch Waldschatten ausgezeichnet. Und wenn wieder Josephus erzählt, daß er bei Magdala nahe am Seeufer als Führer einer Nationalarmee 230 Vierruderer zimmern ließ, dann muß es dort stattliche Waldungen gegeben haben. In der, wie wir schon sahen, immer noch holzreichsten Gegend von Palästina, nämlich in Galiläa, sei hier bloß des Waldstreifens gedacht, der einst an der Nordgrenze am Libanon hin wucherte. Im Ostlande jenseits des Jordan haben uns bei flüchtiger Wanderung durch die heutige Peräa Waldungen und Parkscenerieen erquickt, die jedenfalls schon im biblischen Altertum diese Landschaft schmückten. Auch der südliche Dscholan, heute baumlos, war, wie alte Ortsnamen beweisen, einst waldreich. Ein besonders herrlicher Forst muß in alter Zeit die nördliche Gegend von Dscholan bei Banias (Cäsarea Philippi), östlich von den Jordanquellen, bedeckt haben. Er ist auch sehr langlebig; denn wir werden ihn im Mittelalter wiederfinden, und auch gegenwärtig noch besitzen Berge und Ebenen bei dem benannten Orte den Vorzug üppiger Bewaldung.

Nach diesem Ueberblick über die einstigen Waldbestände Palästinas sollen nun auch die einzelnen Baumgattungen namhaft gemacht werden, aus denen sie zusammengesetzt waren, und im Anschluß daran soll die wilde Baumflora überhaupt zur Darstellung kommen.

Fichten- und Tannenwälder sausten und dufteten nirgends auf dem Boden Palästinas. Von den Nadelbäumen wuchs im Walde nur die Kiefer in zwei Arten: auf den Niederungen am Meere als Strandkiefer (pinus maritima), in hoher Binnenlage als Aleppokiefer (pinus halepensis). Die oben erwähnten Wälder um Hebron waren solche Pinusbestände.

Zu den Pinusarten gehört auch die mit etagenförmigen Aſtſchirmen breit und hoch aufſtrebende Ceder (pinus cedrus), ein im alten Teſtament oft erwähnter und als prächtiges Gewächs geprieſener Baum[1]). Jedermann erinnert ſich ſofort der Cedern des Libanon in der Erzählung des ſalomoniſchen Tempelbaues. Reſte dieſer Wälder ſtehen heute noch im Hintergrund eines bei Tripolis ausmündenden Hochgebirgsthales. Aus dem Umſtande, daß Salomon ſeine Cedern vom Libanon holte, dürfen wir jedenfalls den Schluß ziehen, daß im weſtlichen Paläſtina keine Cedern vorhanden waren; daher auch Salomons Verſuch, in der Umgebung von Jeruſalem Cedernpflanzungen anzulegen[2]), von denen dann ſpäter allerdings keine Rede mehr iſt. Joſephus, der dieſer Thatſache ebenfalls Erwähnung thut, fügt ausdrücklich bei, es hätte bis zur ſalomoniſchen Zeit ſolche Bäume in Weſtpaläſtina überhaupt nicht gegeben[3]). Uebrigens hätte Salomon ſein Cedernholz auch drüben in Gilead holen können, wo gewiß ſchon damals herrliche Cedernbäume ſtanden, wie es im gegenwärtigen Abſchlun der Fall iſt.

An die Ceder ſchließt ſich naturgemäß die Cypreſſe an; denn ſie gehört ebenfalls zu den Nadelhölzern, und ihr gelbrotes, duftendes und unverwesliches Holz liefert ein ebenſo geſchätztes Baumaterial wie die Ceder. Nur in der Form iſt ſie verſchieden. Schlank und pyramidal gebaut, ſteigt die Cypreſſe gleich einer „ſchwarzgrünen Flamme“ in den lichtblauen Himmel. Im ſemitiſchen Länderkreis, alſo auch in Paläſtina, war der Baum ſeit den älteſten Zeiten beliebt und wegen ſeiner düſteren Schönheit gern als Grabwächter verwendet[4]). Schon in der Geneſis (6, 14) wird die Cypreſſe erwähnt, indem Jehova dem Noah befiehlt, die Arche aus deren Holz zu bauen, ganz wie die Phönizier ihre Schiffe. „Gopher“ lautet hier der Name des Baumes, und davon hat man die griechiſche Bezeichnung κυπάριοσος abgeleitet. Dieſer Name gopher verſchwindet aber von da an in der h. Schrift und an ſeine Stelle tritt der oft vorkommende „berosch“[5]). Davids Lanze und Harfe waren aus Beroſch gefertigt. Salomon verwendet neben der Ceder den Beroſch zum Tempel und insbeſondere für die beiden prächtigen Pforten des Eingangs. Die ſtattliche Erſcheinung des Baumes kommt zur Geltung in einem ſchönen Gleichnis, das Jeſus Sirach (Eccli. 50, 11—14) vom Hohenprieſter Simon gebraucht. Er ſchildert den am Altar Stehenden als Cypreſſe, welche die Brüder gleich Cedern umgeben.

---

[1]) Vgl. C. Ritters Abhandlung über den Cedernbaum XVII, 637 ff. und Schegg 247 ff. — [2]) 2 Paralip. 1, 15. — [3]) *Τῶν κεδρίνων ξύλων οὐ πρότερον ὄντων.* Antiqu. 7, 7. — [4]) Ritter XI, 576 ff. Hehn 276 ff. — [5]) L. Fonck (Streifzüge durch die bibliſche Flora. S. 77 ff.) bezieht den berosch auf die im Libanon wachſende ciliciſche Tanne (abies cilicica).

Zu den Laubhölzern des bibliſchen Landes übergehend, müſſen wir vor allem abſehen von unſeren zwei lieben Heimatsbäumen, der Linde und der Buche, die in Paläſtina niemals gewachſen ſind. Dagegen ſind in erſter Reihe zu nennen die Eiche und Terebinthe. Sie laſſen ſich inſoforn zuſammenſtellen, als beide dieſelbe kräftige und kernige Struktur aufweiſen, ſo daß ſie oft verwechſelt wurden. Zu dieſer Verwechslung hat auch die ähnliche Bezeichnungsweiſe im Hebräiſchen beigetragen. Sie lautet el und alon, wovon das erſtere jetzt als Terebinthe, das letztere als Eiche aufgefaßt wird [1]). Andererſeits aber zeigen dieſe beiden Bäume großen Verſchiedenheiten. Schon ihre Früchte, die Eicheln und Terebinthenbeeren, unterſcheiden ſich weſentlich. Ferner lebt die Eiche geſellig, die Terebinthe einſam. Erſtere liebt mehr kalten und feuchten, die letztere mehr warmen und trockenen Boden. Der hochwachſende Eichbaum, beſonders die Stecheiche (quercus Valonia) erſcheint daher in dem trockenen und warmen Judäa mehr als vereinzelter Fremdling, ausgenommen den feuchten Waldbezirk der Ebene Saron, der hauptſächlich aus prächtigen Eichen beſtand. Nur die Buſchform der Steineiche (qu. sessiliflora) überzieht häufig die dürren judäiſchen Höhen. Dieſe Buſchform wucherte allerdings auch auf den Höhen von Samaria und Galiläa. Aber hier rauſchten einſt daneben mächtige Eichenwälder, wie noch heute auf der Nordſeite des Tabor. Noch viel reicher daran war das vulkaniſche Oſtland des Haurân. Wahre Prachtexemplare müſſen einſt dort geſtanden haben, da die Eichen von Baſan in der h. Schrift mehrmals (z. B. Iſ. 2, 13) als Bilder der Kraft und Hoheit verwendet ſind. Von den Terebinthen, deren erquickenden Schatten ſchon ein alter Prophet preiſt [2]), erlangte jene bei Hebron, unter welcher Abraham einen Altar errichtete, eine große Berühmtheit. Der Baum galt von da an als heilig und wurde ſorgfältig gehütet. Nicht bloß im erſten, ſondern noch im vierten Jahrhundert n. Chr. wird ſeine Exiſtenz bezeugt [3]). Eine heilige Terebinthe erhob ſich auch bei Sichem, unter welcher der Patriarch Jakob die Götzenbilder ſeiner Angehörigen begrub (Gen. 35, 4). Unter dieſer ſtand dann zu Joſuas Zeiten die Bundeslade und dann ein Steinaltar. Und ſo waren noch mehr Terebinthen im Lande von uralten heiligen Erinnerungen umgeben [4]).

Der botaniſche Namen der Terebinthe lautet: pistacia terebinthus. Verwandt damit iſt ein in Paläſtina wie in ganz Syrien einheimiſches Gewächs, der Maſtixbaum (pist. lentiscus). Der Beiname lentiscus ſtammt wahrſcheinlich von der Biegſamkeit ſeiner Zweige,

---

[1]) Schegg S. 251. Vgl. aber auch Buhl S. 59, Anm. 38. — [2]) Oſee 4, 13.
[3]) Jos. b. J. 4, 9. Euseb. praep. evang. 5, 9. — [4]) Hehn 410 f.

die als Reitgerten heute noch beliebt sind. Leichte Einschnitte in dieselbe bewirken die Ausschwitzung eines klebrigen Harzes, das man „kaut". Daher der Name „Mastiche" (μαστίχη von μαστίζω, ich kaue). Nach Plinius (14, 122) war das Kauharz von Palästina besonders gesucht, weil härter und duftiger als irgendwo sonst. Bezeichnet das hebräische Wort sori wirklich unsere Pflanze[1]), so wäre besonders das Bergland von Hebron (Gen. 37, 25) und das nördliche Gilead (Jerem. 11, 22. 46. 11) von Mastixhainen bedeckt gewesen.

In Bezug auf das isolierte oder doch auf kleine Gruppen beschränkte Vorkommen glich der Terebinthe ein anderes, nicht minder beliebtes Gewächs, die Platane. Beliebt und verehrt war dieser Baum, weil er mit seinem graugrünen Stamm und seinen hellen, breiten, gezackten Blättern gern an Quellen und Bächen wuchs und somit in dem vielfach dürren, sonnenheißen Palästina für den müden Wanderer ein kühlendes und erquickendes Plätzchen schuf. Heilig ist insbesondere uns Christen jene Platane am Jakobsbrunnen bei Sichem, unter welcher der Erlöser rastete.

Zahlreich wuchsen im heiligen Lande auch die Akazien. Eine Akazienau gab es in der Peräa, ungefähr drei Stunden ostwärts von Jericho, wo die einwandernden Israeliten vor Ueberschreitung des Jordan lange Zeit sich aufhielten (Num. 33, 49). Dieser zur artenreichen Form der Mimosen gehörige Baum mit seinen Fiederblättern und Schirmzweigen hat besonders auch die wüstenartigen Landschaften Judäas verschönert. Etwas westwärts von der Straßenlinie Jerusalem-Hebron, an der Stelle, wo einst der Kampf zwischen David und Goliath stattfand, liegt das Akazienthal (Wadi Sumpt), gefüllt mit den grünen Blätterwolken der acacia nilotica. Daneben dehnen sich heute noch kolossale Terebinthen von der Art derjenigen, die dieser Lokalität den altbiblischen Namen „Terebinthengrund" eingetragen haben, so daß die vegetative Ausstattung dieser Gegend gegenwärtig noch dieselbe ist wie in uralten Zeiten, als die Kämpfe zwischen den Israeliten und Philistern sich hier abspielten[2]).

Derselbe südliche Landstrich zwischen Jerusalem und der ägyptischen Wüste ist ferner eine bevorzugte Region der Tamariske, eines höchst anmutigen Gewächses, dessen lange Zweige mit bläulich-grünen Blättern und fleischfarbigen Blüten wie ein Schleier über den Stamm niederwallen. Berühmt ist eine Varietät davon, die Mannatamariske (tamarix mannifera), von den Arabern Tarfa genannt, ein Wüstenbaum, der heutzutage noch von der Umgebung des Toten Meeres bis hinab zum

[1]) Fonck 150, Schegg 208. — [2]) Ritter XVI, 118. Buhl S. 90.

Sinai sich findet und einst den Israeliten das Manna geliefert haben soll. Durch den Stich einer Schildlaus wird an seinen zarten Zweigen der Ausfluß eines honigartigen Saftes verursacht, der in harzigen Tropfen zur Erde fällt und wie ehedem von den Juden, so heute von den Beduinen gesammelt wird, und zwar vor Sonnenaufgang, weil die Körnchen bei steigender Wärme zerrinnen [1]).

Bäche und Teiche waren in Palästina von der Weide beschattet und von der Pappel umsäumt. Die beiden fanden und finden sich in zahlreichen Spielarten so häufig, daß Thäler und fließende Gewässer danach benannt sind. Von den Pappelarten wird außer der Zitter- und Schwarzpappel als besonders häufig erwähnt die populus alba (unsere „Silberpappel") und die populus euphratica. Letztere, am unteren Euphrat zu Hause, kommt nur in den heißen Gründen des Ghor fort. Auch unsere „italienische" Pappel (pop. dilatata), dieser schöne, aber vielgeschmähte Alleebaum, hat schon die biblische Landschaft mit ihren schlanken Pyramiden bereichert, da sie ja im Orient beheimatet ist.

Oefters wird in der heiligen Schrift ein „Baum der Fettigkeit" (es semen) erwähnt [2]), was die Vulgata mit oliva übersetzt und worunter auch viele Erklärer den wilden Oelbaum verstehen. Gemeint ist damit aber nicht die wilde, sondern die falsche Olive oder die Oelweide (elaeagnus angustifolia). Sie erscheint als Baum oder Strauch überall im Lande, besonders auf wasserreichem fetten Boden; silbergraue Weidenblätter, weißgelbe Blüten und ein feines, hartes Holz zeichnen sie aus; ein minderwertiges Oel, das sie liefert, mag den biblischen Namen „Baum der Fettigkeit" erklären [3]).

Damit schließen wir die Liste der wild wachsenden Bäume, die in alter Zeit das heilige Land in größerer Anzahl als heutzutage geschmückt haben, und gehen zu einer anderen Form der wilden Flora über, zu den Sträuchern. In der Natur sind beide Formen nicht strenge gesondert; lernten wir doch bereits Bäume kennen, die stellenweise nur zum niederen Busch gedeihen, während manche der hier anzuführenden Gesträuche mitunter bis zur Baumhöhe emporwachsen.

Von dem Strauchwerk nennen wir vor allem den weiß oder purpurn blühenden Oleander. Er ist jedenfalls auch in alter Zeit so häufig gewesen wie gegenwärtig, besonders im Ghor, wo er den ganzen Jordanlauf von der Quelle bis zum Toten Meer begleitet.

---

[1]) Vgl. Ritters große Abhandlung über das Manna, Erdkunde XIV, 665—695, und Fonck S. 11—15. Beide äußern sich auch über die Verbindung von Natur und Wunder beim biblischen Mannaregen.

[2]) 3 Kön. 6, 23. 31—33. Is. 41, 19. 2 Esdr. 8, 15. — [3]) Fonck S. 44 f.

An Abhängen und auf Anhöhen wächst ferner in ganz Palästina der Traganth (astragalus), eine Staude mit gefiederten Blättern, langen Dornen und weißen oder purpurnen Blütenbüscheln. Auch in der h. Schrift wird er oft erwähnt und zwar wenn von Dingen die Rede ist, die nach Aegypten ausgeführt werden. Dort nämlich verwendete man den Schleim, den die Traganthzweige ausschwitzen, als Klebstoff zu Mumienbinden.

Ebenso verbreitet wie Traganth und wegen seines Harzes (ladanum, in der Bibel lot) ebenso geschätzt war der gesellig wachsende, rot und weiß blühende Strauch der Cistrose (cistus). Als Standort liebt er Bergeshöhen. Auf dem Karmel überzieht der Cistus ganze Strecken wie bei uns das Heidekraut [1]).

Auf diesen Karmelhöhen ebenso gut wie auf denen des Tabor, auf den galiläischen Hügeln nicht minder als in den Thaleinschnitten Judäas, sowie überall auf den Tafelgeländen von Peräa duftete mit seinen glänzenden eirunden Blättern und weißen Blüten der Myrtenstrauch (myrtus communis); ist er doch im ganzen Länderringe des Mittelmeeres seit Urzeiten heimisch [2]). Ein Myrtenzweig bildete neben dem einer Bachweide und einem Palmblatt den Freudenstrauß, den der Israelit am Laubhüttenfeste in den Tempel mitbrachte.

Weiter ist ein eigenartiges Gewächs hier zu nennen. Wir lesen in der Genesis (30, 14): „Zur Zeit der Weizenernte ging Ruben auf das Feld hinaus und fand Mandragoren, die er seiner Mutter Lia heimbrachte." Es ist das eine niedrige Pflanze, deren Blätter unmittelbar von der Wurzel wie Salat aufschießen. In der Mitte derselben entwickeln sich rötliche Blüten und zuletzt gelbe, runde Früchte wie Pflaumen, die gerne gegessen wurden. Ihr Name war dudaim; und so erscheinen sie auch im hohen Liede (7, 14).

Zu dem von Moses vorgeschriebenen heiligen Räucherwerk gehörte als ein heimisches Ingrediens der Storax (storax officinalis). Dieser Strauch, dessen anmutige weiße Blütenquasten Palästinafahrer nicht genug preisen können und der jetzt besonders das galiläische Bergland und das südliche Gilead ziert, wurde in alten Zeiten geschätzt wegen der duftigen Harztropfen, die allerdings spärlich an seinen Stämmen hingen.

Um den niedrigsten und edelsten Repräsentanten des Pflanzenreiches zu bezeichnen, heißt es im 1. Buch der Könige (5, 13) von Salomo: „Er redete über die Ceder auf dem Libanon bis zum Hyssop, der heraus-

---

[1]) Schegg 210 f. Fonck 52. Schrader, Reallexikon S. 496.

[2]) Englert bei Hehn 229.

wächst aus der Mauer." Damit ist ein unserem Majoran ähnliches Gewächs gemeint, dessen behaarte Blätter und Stengel die Flüssigkeiten leicht aufnehmen und abgeben und deshalb bei religiösen Kulthandlungen zum Besprengen verwendet wurden. Sein Rohr, welches 1 m lang wird, ist uns Christen heilig, denn auf einem trockenen Hyssopstengel wurde dem sterbenden Erlöser der Essigschwamm gereicht [1]).

Verwandt damit, wenn auch unbehaart, ist der heute noch in Palästina vulgäre Kappernstrauch (capparis spinosa). Diese an Felsen und Mauern wachsende Staude mit rankenden Zweigen, rundlichen Blättern und großen, schönen Blumen liefert die bekannten Kappern, d. h. die vor dem Aufbrechen abgepflückten und getrockneten Blütenknospen, die schon in alten Zeiten als Gewürz dienten. In der h. Schrift wird übrigens diese Pflanze nur ein einziges Mal (Eccl. 12, 5) genannt [2]).

Eine Spezialität des nicht kultivierten Bodens und besonders der Steppe ist gegenwärtig der perennierende, bis zu 1 m hohe und breite Sihstrauch. Im Ostjordanland findet man ihn tagereisenweit als fast ausschließliches Pflanzenprodukt. Der Sih ist aber eine große Wohlthat dieser Gegenden, da er den dortigen Bauern und Nomaden als Brennmaterial dient. Aber nicht bloß in der heutigen Landschaft, sondern auch schon auf den ältesten Blättern der Bibel, in der Genesis und im Buche Job, tritt uns diese Staude entgegen. Dort wird (21, 15) von der in die Wüste verstoßenen Hagar erzählt: „Und als das Wasser im Schlauch zu Ende war, warf Hagar das Kind unter einen Sihstrauch" [3]), d. h. an den einzigen schattigen Platz. Und Job ruft (30, 4) aus: „Jetzt spotten meiner jene, die Gemüse suchen um den Sihstrauch herum," d. h. die armen Leute. Solches kann man heute noch beobachten. In der heißen Jahreszeit, wenn alles verdorrt ist, spähen die Armen unter der Sihstaude, in deren Schatten sich eine dürftige Vegetation erhält, nach eßbaren Kräutern [4]) — ein drastisches Beispiel für die Stabilität des Natur- und Menschenlebens im Orient.

Wir können aus dem Bereiche der Steppenpflanzen hier gleich noch ein weiteres Beispiel dieser Art anfügen. Wenn der Orientale gegen jemanden eine Verwünschung aussprechen will, so sagt er: „Mögest du wie der hakkub vom Winde gepackt und gejagt werden!" Unter diesem

---

[1]) Ὑσσώπῳ περιθέντες. Joh. 19, 29. Vgl. die eingehende Besprechung des Hyssop bei Fonck 105 ff. — [2]) Fonck 148 f.

[3]) So nach dem hebräischen Urtexte (siach); die Vulgata sagt unbestimmt: Abjecit puerum subter unam arborum, quae ibi erant. — [4]) Wetzstein, Reisebericht S. 41. Fonck (S. 101 f.) schließt sich dieser Deutung nicht an, sondern betrachtet siach „allgemein als Wüsten- oder Steppenpflanze, deren Art wir nicht bestimmen können".

hakkub versteht er die „Steppenhexe" oder den „Steppenläufer", d. h. kugel- oder radförmige Bündel verdorrter Kräuter, die vom Winde über den Steppenboden gerollt werden[1]). In ganz ähnlicher Weise nun wie der heutige Araber betete schon vor Jahrtausenden der von Feinden bedrängte Psalmist (82, 14) zu Gott: „Mache sie gleich dem galgal und der Spreu vor dem Sturmwind!" Der hebräische galgal ist offenbar nichts anderes als der arabische hakkub, d. h. das vom Sturm über die Steppe getriebene Pflanzenrad, wie denn auch die Septuaginta und Vulgata das Wort mit τροχος und rota übersetzen. Das nämliche treffende Bild kehrt bei Isaias (17, 13) wieder, wo ebenfalls der Feind weggerafft wird „wie der rollende Ball vor dem Sturmwind"[2]).

Die palästinische Steppenregion ist ferner auch die bevorzugte Heimat der Dornen- und Distelgewächse, obwohl derartiges Gestrüpp im ganzen Lande und selbst auf Kulturböden so häufig ist und so üppig gedeiht, daß es dem Reisenden oftmals das Fortkommen erschwert oder gar unmöglich macht. Und wenn in den heiligen Büchern sich nicht weniger als 16 verschiedene Benennungen für diese Gewächse des göttlichen Fluches finden, so ist das sicherlich ein Beweis, daß sie auch in alter Zeit schon allenthalben wucherten[3]).

An der Spitze derselben möge die Staude stehen, auf welcher der berüchtigte Sodomsapfel wächst. Nach Meinung vieler Forscher hat man darunter den „Nachtschatten von Jericho" (solanum coagulans oder sodomaeum) zu verstehen, einen etwa $1^1/_2$ m hohen dornigen Strauch mit Blüten wie die Kartoffel und gelben, runden Früchten, die aussehen wie winzige Aepfel; drückt man diese, so platzt die Schale, und der Inhalt ist aschenartiger schwarzer Samen. Die Staude wächst bei Jericho und an den Uferstellen des Toten Meeres, wo die Wadis einmünden[4]).

Einen beschränkten Verbreitungskreis hat auch der Retem (genista retem), eine Ginsterart. Seine Heimat ist die Wüste Juda. Er wird bis 3 m hoch und konnte mit seinen zahlreichen Zweigen sowie mit seinem spärlichen schmalen Laub dem Propheten Elias immerhin einigen Schatten bieten, als er vor der Jezabel in die Wüste flüchtete[5]). Der Psalmist wünscht (119, 4) „Retemkohlen" auf das Haupt seiner Feinde[6]). Diese

[1]) In Rußland, wo sie auch vorkommen, nennt man sie burjan. Kirchhoff, Tier- u. Pflanzenverbr., S. 110. — [2]) Fonck 84 ff.

[3]) Sehr eingehend mit botanischem und linguistischem Detail ist die biblische Dornen- und Distelwelt behandelt bei Schegg S. 266—275 und bei Fonck S. 89—101.

[4]) Neuere (wie Buhl S. 41) suchen die „Sodomsäpfel" am Usêrbaum (calotropis procera), der dieselben Standorte hat. — [5]) 3. Kön. 19, 4. Die Vulgata macht hier aus retem einen Wachholder (juniperus). — [6]) Die LXX geben die hebr. „Retemkohlen" mit „Wüstenkohlen" (σὺν τοῖς ἄνθραξι τοῖς ἐρημικοῖς), wofür dann die Vulgata ein neues Wort gebildet hat: cum carbonibus desolatoriis.

Ginsterkohle giebt nämlich eine sehr intensive Glut und ist so geschätzt, daß die Beduinen sie nach Kairo auf den Markt bringen [1]).

Ein anderes Mal (58, 10) ruft der Psalmist den Feinden Gottes zu: „Schneller, als die Töpfe den Stechdorn spüren, wird der Herr die Gottlosen hinwegfegen." Damit ist ein über ganz Palästina in dichten Hecken verbreiteter Dornbusch (lycium europaeum) gemeint, der nach Andeutung jenes Psalmverses schon damals wie jetzt zur Kohlenfeuerung verwendet wurde, da er eine rasch brennende Flamme und lang anhaltende Kohlenglut liefert.

Eine andere Gattung, der „gemeine" Stechdorn (paliurus aculeatus), hat wahrscheinlich auch zur Zeit Christi schon die enge Schlucht des Kidronbaches an der östlichen Außenseite von Jerusalem überwuchert, wie es gegenwärtig der Fall ist. Dieser Paliurusstrauch soll es, wie einige glauben, gewesen sein, der die Dornenkrone des Heilandes lieferte [2]). Andere denken dabei auch an den „Brustbeerbaum" (zizyphus vulgaris), wogegen eine andere Zizyphusart, die der Botaniker Linné durch den Beinamen spina Christi auszeichnete, auf diese Ehre kaum einen Anspruch erheben kann, da sie nur im Jordanthal und auf Wüstenboden, also nicht in der Umgebung Jerusalems vorkommt [3]).

Die Legende hat endlich auch aus den Zweigen des in ganz Palästina verbreiteten Nebekstrauches (rhamnus Napeca) die Dornenkrone Christi geflochten, und zwar unter Zustimmung von namhaften Naturforschern, weil dieser Dornbusch auch an der Außenseite der Mauern Jerusalems im Kidronthale wächst [4]). Er ist ein charakteristisches Gewächs, dieser Lotus- oder Siderstrauch, wie er auch heißt. An seinen biegsamen Zweigen trägt er zahlreiche lange, scharfe Dornen, blaßgrüne ovale Blätter, kleine weiße Blüten und schließlich gelbe, angenehm schmeckende Früchte von der Größe einer Stachelbeere. Das war auch die Nährfrucht der homerischen Lotophagen an der nordafrikanischen Syrtenküste, wo die Lotusstaude besonders üppig gedeiht [5]).

Als häufiges und lästiges Unkraut erscheint besonders im mittleren und nördlichen Teile Palästinas der Brombeerstrauch (rubus fruticosus), der Ranken bis zu 5 m Länge treibt und oft undurchdringliche Dickichte bildet. An ihn denken die Bibelerklärer bei der Drohung, die einmal Gideon ausspricht: „Ich werde euer Fleisch dreschen mit Dornen der Wüste und mit Stachelkräutern" [6]).

Jene Stelle der Genesis (3, 18), wo die Erde verurteilt wird, all' dieses stechende und belästigende Unkraut zu tragen, faßt die ganze Welt

[1]) Fonck S. 104. — [2]) Schegg S. 272. — [3]) Fonck S. 100. — [4]) Schegg S. 265.
[5]) Darauf hat Ritter schon Erdkunde I (1822) S. 948 hingewiesen.
[6]) Richter 8, 7; Schegg 274.

der Dornen zusammen unter der Bezeichnung kosz, die der Disteln aber unter dem Namen dardar[1]). Der letztere soll ein „üppiges Hervorbrechen" oder ein „reichliches Aufschießen" bedeuten und würde besonders auf die Sterndistel passen, welche gegenwärtig weite Bodenstrecken derart bedeckt, daß die Pferde der Reisenden oft vor dem stachligen Dickicht zurückbäumen. Die gefleckte Golddistel, die Färberdistel und dann der Bärenklau wuchern als lästige Schmarotzer besonders in den Getreidefeldern der Saron- und Esdrelonebenen. Daß dieses Pflanzengesindel der Disteln und auch der verwandten Nesseln schon die biblischen Aecker bevölkerte, erhellt aus einer Stelle der salomonischen Sprüche (Prov. 24, 30): „An dem Felde eines faulen Mannes kam ich vorüber, und siehe, es war ganz in Disteln aufgegangen, bedeckt mit Brennesseln."

Und da eben von Ackerunkraut die Rede ist, wollen wir gleich einen weiteren Feind der Getreidefelder anfügen, nämlich den Lolch oder das Tollkraut (lolium temulentum), eine giftige Grasart, die unter dem Namen ζιζάνιον (Matth. 13, 25 ff.) einen Platz im Evangelium gefunden und dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Der Lolch findet sich noch heute im Orient häufig unter dem Weizen. Und wenn der Heiland in seinem Gleichnisse den Knechten, die das Unkraut sofort nach dem Sprossen ausrotten wollen, bedeutet, sie sollten bis zur Ernte warten, damit sie mit demselben nicht auch den Weizen ausrauften, so hat schon Hieronymus, der sich die Pflanze in Palästina jedenfalls ansah, in seiner Erklärung dieser Stelle bemerkt, es herrsche zwischen dem Weizen und Zizanium vor der Aehrenbildung in der That eine so große Aehnlichkeit, daß man beide leicht verwechseln könne[2]).

Wir gehen zu freundlicheren Gewächsen über, zu Binsen und Schilf, den Kindern des Sumpfbodens. Von den verschiedenen Arten dieser Gräser verdient vor allem das Pfeilrohr (arundo donax) Erwähnung, das bis zu 3 m Höhe aufschießt und beim leisesten Windhauch seine seidenhaarigen Aehrenbüschel bis zum Boden neigt. Es wird auch in alter Zeit wie heutzutage schon förmliche Dschungeln gebildet haben, besonders im Jordanthale. Daher die Frage des Herrn an die Besucher des Täufers am Jordan, „ob sie hinausgegangen wären, um ein vom Winde hin- und herbewegtes Rohr zu sehen" (Matth. 11, 7). Da dieses Pfeilrohr manchfache Verwendung fand als Schreibfeder oder Meßrute, sowie als Baumaterial, so wurden dessen Bestände vielfach abgemäht und die Stoppeln angezündet. Darauf bezieht sich jener Vers

[1]) Schegg 272.

[2]) Inter triticum et zizania, quod nos appellamus lolium, quamdiu herba est et nondum culmus venit ad spicam, grandis similitudo est, et in discernendo aut nulla aut perdifficilis distantia. Hieron. opp. VII, 97 Villars.

im Buch der Weisheit (3, 7), der auch im kirchlichen Offizium oft verwendet wird: „Aufleuchten werden die Gerechten und gleich Funken im Röhricht umhersprühen“ (sicut scintillae in arundineto discurrent)[1].

Im Jordanthale wuchs auch die ägyptische Papyrusstaude (cyperus papyrus), und zwar besonders als Bestandteil der Schilfwälder auf den Ufersümpfen des Meromsees. Das hat schon Plinius (13, 73) behauptet und zugleich bemerkt, der syrische König Antigonus hätte aus diesem Papyrusschilf am Merom das ganze Tauwerk für seine Flotte herstellen lassen, was auf förmliche Papyruswälder in den Marschgeländen jener Seeufer schließen läßt. Diese Nachricht des Plinius ist, wie so manche seiner naturgeschichtlichen Notizen, stets angezweifelt worden, bis endlich der bayerische Botaniker G. H. von Schubert die Autorenehre des alten Römers in diesem Punkte rettete. In seinem schönen, die Vegetation Palästinas so trefflich schildernden orientalischen Reisewerke[2] steht nämlich der Satz: „An der Jakobsbrücke, nahe am Ausfluß des Jordans aus dem Meromsee, sahen wir schönes, hochwüchsiges Papyrusschilf.“ Auch am nordwestlichen Ufer des Tiberiassees, beim biblischen Bethsaida, sowie in den Küstensümpfen zwischen Jaffa und Cäsarea[3], sieht man ganze Wälder von Papyrusschäften, die bis zu 5 m Höhe aus kriechender Wurzel aufsprießen und mit haarschopfähnlichen Blütendolden gekrönt sind.

Eine nicht geringe Verbreitung und auch eine gewisse Bedeutung besitzen endlich im heiligen Lande die Salzkräuter (salsolae), die teils am Meere, teils auf den Steppen wachsen. Ein 12—15 cm hoher, ästiger Stengel, pfriemenförmige Blätter und Blüten, die in den Blattwinkeln sitzen, sind ihre gemeinsamen Charakterzüge. Ihre Bedeutung liegt darin, daß ihr Salzgehalt — teils Kali, teils Natrum — ausgebeutet wird, indem man die Pflanzen zu Asche verbrennt und diese entweder in Pulverform als Reinigungsmittel benützt oder sie mit Beimischung von Olivenöl zu einer Seife versiedet. So wurde es mit diesem salzigen Pflanzengeschlechte auch in altbiblischer Zeit gehalten. Malluach war sein Name, abgeleitet von melach (Salz), wie das lateinische salsola von sal. In ihrer reinigenden Eigenschaft hießen diese Kräuter auch borith, wie bei Jeremias (2, 22): „Würdest du dich auch waschen mit Natron und nähmest viel Seifenkraut (herbam borith, Vulg.), du bliebest doch befleckt mit deiner Schuld.“ Uebrigens dienten die salsolae auch als Nahrung, wie aus einer schon oben benützten Stelle des Buches Job (30, 4) hervorgeht; zu den Kräutern, welche dort die hungernden Vegetarianer unter

---

[1] An künstliche Rohrpflanzungen zu denken, wie Fonck (S. 35), wird kaum nötig sein.
[2] Reise in das Morgenland (1838) III, 515. — [3] Schegg 262; Fonck 36.

dem Sihstrauch suchen, gehört auch der malluach, eine salzige Meldenart (chenopodium album), wie man meint, dieselbe, deren Samen, zu einem Hungerbrot verbacken, auch in Rußland manchmal von den Armen gegessen wird[1]).

Nachdem wir über die biblischen Bäume, Sträucher und Kräuter eine Uebersicht gehalten haben, soll nun im Anschluß daran die natürliche Gras- und Blumenvegetation besprochen werden, wie sie gesellig im Wiesen- und Weideland auftritt. Daß diese Vegetationsform in biblischen Zeiten eine große Ausdehnung gehabt haben muß, ergiebt sich schon aus dem reichen Herdenbesitz der damaligen Israeliten; denn ein solcher Besitz setzt ein entsprechendes Areal mit Gras und Futterkräutern voraus. Doch dürfen wir hierbei nicht an Wiesen in unserem mitteleuropäischen Sinne denken; diese wurden in Palästina wie überhaupt in den Mittelmeerländern von jeher ersetzt durch die Vegetationsform der Matte — „eines fadenscheinigen Teppichs von Gräsern und Zwiebelpflanzen, deren oberirdische Teile in den regenarmen Sommertagen schwinden. Im Winter spendet die Matte dem Weidevieh Futter und erfreut im Frühling durch die bunte Farbenpracht ihrer nur zu raschvergänglichen Blumen“[2]). Der ganze Flor erliegt sehr bald der hohen Temperatur, weshalb bekanntlich der Heiland von dem „Grase“ spricht, „das heute blüht und morgen in den Ofen geworfen wird“[3]). Man könnte aus dieser Stelle die Folgerung ziehen, daß in jener Zeit bloß der frische Graswuchs zur Fütterung benützt wurde, daß man aber dann das Gras von der Sonne versengen ließ und zur Feuerung verwendete, ohne, wie bei uns, an ein Abmähen der Wiesen und eine Bereitung von Heu zur Stallfütterung zu denken. So wird es freilich gegenwärtig gehalten, unter anderem von den Beduinen des Haurân. Das Heumachen ist dort unbekannt. Man läßt das überflüssige Gras verdorren und füttert das Vieh Sommer und Winter mit geschnittenem Stroh, wenn die frischen Wiesen verbraucht sind. Daß man ehedem auch im westlichen Palästina teilweise so verfuhr und die verdorrten Gräser als Ofenfutter benützte, beweist außer der angeführten Stelle des Evangeliums eine noch viel ältere bei Isaias (5, 25), wo der Prophet das Bild von dem „Dürrgras“ anwendet, „das im Feuer zusammenfinkt“. Andere Bibelstellen[4]) sprechen dagegen so deutlich vom Abmähen der Wiesen,

[1]) Fonck 28. — [2]) Kirchhoff, Pflanzen- und Tierverbreitung, S. 158.

[3]) Matth. 6, 30; Luk. 12, 28.

[4]) Z. B. Prov. 27, 25: Aperta sunt prata et apparuerunt herbae virentes et collecta sunt foena de montibus. Auch Amos 7, 1 wird darauf bezogen. Das hier gebrauchte Wort gez (tonsio vulg.) wird als eine „zum Mähen bestimmte Grasfläche“ erklärt. Schegg 77. Vgl. Buhl 56.

daß immerhin eine Heufütterung, wenn auch in beschränktem Maße, angenommen werden muß.

Als besonders ergiebiges Weidegebiet nun wurde gerühmt die Ebene von Saron und Esdrelon. Im Gebiete der letzteren war der Karmel mit seiner Umgebung eine vielgepriesene Gras- und Blumenflur. Isaias spricht (35, 2) von diesem Schmuck des Karmels, und Jeremias gedenkt (50, 19) der weidenden Herden auf dem Berge, dessen Waldwiesen wirklich einen herrlichen Anblick gewährt haben müssen; war doch auch ein moderner Wanderer in Palästina, der schon erwähnte Schubert, entzückt nicht bloß von den Wald- und Wiesengründen, sondern auch von den buntblühenden und heilkräftigen Kräutern des Karmel, den er „einen Gewürzgarten und eine Apotheke der Natur" nennt [1]).

Viel reicher an Weidetriften als das westliche Land muß das östliche gewesen sein, noch jetzt der klassische Boden der Wanderhirten. Besonders die Landschaft Basan erscheint bei den Propheten ähnlich wie der Karmel als weites Grasmeer.

Zu den palästinischen Weidegebieten gehörte auch die Steppe; denn ihr aus Thonstaub bestehender Boden trägt eine flüchtige Gräser- und Kräutervegetation, von der wir einzelne Exemplare bereits kennen gelernt haben. Sie steigert sich aber in verschiedenen Abstufungen der Unfruchtbarkeit stellenweise bis zur völlig kahlen und vegetationslosen Sand- oder Steinwüste. Solche der Besiedlung nur an einzelnen bewässerten Stellen zugänglichen Gegenden werden in der griechischen und lateinischen Bibelsprache mit ἔρημος und solitudo bezeichnet, während das Hebräische dafür die Ausdrücke midbar und arabah hat, wovon der erste die Steppe, der zweite die Wüste bedeuten soll [2]). Andere freilich übersetzen midbar mit „Weidetrift" und arabah mit „Steppenboden". Der Streit um Worte ist schließlich gleichgiltig; es fragt sich nur, ob die beiden Bodenformen der Steppe und Wüste von jeher vorhanden gewesen sind. Und da begegnet uns zunächst die überraschende, aber unbewiesene Behauptung eines Naturforschers, daß Palästina an zunehmender Wasserarmut leide, die schon zur Zeit Christi durch Bildung von Steppen und Wüsten sich bemerklich gemacht und dann im Laufe von achtzehn Jahrhunderten in kläglicher Weise zugenommen habe [3]). Mehr Beachtung verdient die Ansicht eines der ersten Geographen der Gegenwart, wonach der östliche Saum des transjordanischen Landes von jeher eine Wüstenphysignomie getragen, das Westland aber, also „das eigentliche Palästina nie Wüstenstriche besessen habe" [4]). Thatsächlich finden sich heutzutage im südlichen

[1]) Reise in das Morgenland III, 209—221. — [2]) Schegg S. 68.
[3]) O. Fraas, Aus dem Orient (1867) I, 205 ff.
[4]) A. Kirchhoff, Palästinakunde (1898), S. 7 — ein kleines, aber gehaltvolles Büchlein.

Teile davon, nämlich in der Landschaft Judäa, ausgedehnte Steppenbezirke, die allerdings stellenweise in die echte Wüstenform übergehen. Und so ist es wohl auch in biblischen Zeiten gewesen.

Das größte dieser Gebiete ist die „Wüste Juda", jenes Stück von Judäa, welches östlich von der Wasserscheide und Straßenlinie Jerusalem-Hebron zum Toten Meere abfällt. Gegenwärtig lassen sich drei Zonen dieser Landschaft unterscheiden: zunächst ein welliges, wenig geneigtes Plateau, während der Regenzeit grün und dann eine Weidetrift für Beduinenherden; zweitens eine Kette weißer, kegelförmiger Höhen, meist gänzlich kahl; drittens der Uferrand des Toten Meeres, eine steile Felsenmauer, von vielen Klüften durchschnitten[1]). Und so mochte dieser „midbar" Juda auch damals schon ausgesehen haben, als der vor dem grollenden Saul flüchtige David sie zu einem mehrjährigen Versteck erkor: unbewohnt konnte sie nicht sein; denn sonst wäre ein so langer Aufenthalt nicht denkbar gewesen; es waren vielmehr einzelne Wohnplätze, auch Städtchen, oasenartig über dieselbe zerstreut. Dazu gehört unter anderem Thekoa, zwölf Meilen südwärts von Jerusalem und ostwärts von Bethlehem, hoch und luftig gelegen. Der Ort und die nächste Umgebung war eine Kulturoase, das weitere Umland aber war die solitudo Thecoae (2. Chron. 20, 20), eine Parzelle der Wüste Juda. Der h. Hieronymus, der als Einsiedler in der Nähe Bethlehems lange geweilt hat, bemerkt darüber: „Weil der wasserlose und sandige Boden keinerlei Kulturgewächse trägt, ist alles voll von Hirten"[2]). Diese Worte passen genau auf die heutige Gegend von Thekoa und paßten sicher auch schon auf die Zeit Davids und auch auf das Jahr 800 v. Chr., auf die Zeit also, wo der Prophet Amos „als Hirte", wie es ausdrücklich heißt, dort gelebt hat. Eine andere Parzelle der Wüste Juda war ähnlich beschaffen, die solitudo Engaddi. Auch hier lag Wüste und Kulturland nebeneinander, das letztere auf der von einer Quelle bewässerten Sohle der Steilschlucht von Engaddi, die sich gegen das Tote Meer öffnet; die Wüste aber wurde gebildet durch das öde Felsterrain, das sie überragt und umgiebt.

Ganz dasselbe Bild hat auch die Gegend von Jericho geboten. Rings um die Gartenoase dieses Ortes dehnte sich die „Wüste Jericho" aus, eine Felsenwildnis, zwei Stunden weit zum Jordan und fast fünf Stunden bis in die Nähe von Jerusalem sich erstreckend. Der letztere Teil der Wüste Jericho bot die unheimliche Scenerie für die evangelische Parabel vom Samariter, der den unter die Räuber gefallenen Wanderer pflegte. Das Schicksal, Räubern in die Hände zu fallen,

[1]) Ritter XVI, 655.

[2]) Quia humi arido atque arenoso nihil omnino frugum gignitur, cuncta sunt plena pastoribus. VII, 222 Villars.

könnte auch heute noch dem einsamen Reisenden hier begegnen. Die Wüste Juda und die von Jericho bilden eigentlich ein zusammenhängendes Gebiet, so daß letztere als ein Teil der ersteren sich betrachten läßt.

Getrennt davon, und zwar im Norden von Jerusalem, liegt noch eine andere Wüstenregion, die schon in den ältesten Teilen der Bibel als solche erscheint, nämlich die Gegend von Bethel. In Bethel schlug Abraham sein Zelt und Jakob seinen Altar auf. Es waren hier große Weideplätze, wie in der obersten, westlichen Zone der Wüste Juda, aber sie waren nicht ergiebig genug, um Abrahams und Loths Herden zu ernähren (Gen. 13, 9). Die solitudo Bethaven (Jos. 18, 12) war ein Stück dieser Bethelwüste. An sie grenzte im Osten die Stadt Ephrem, wo sich der Heiland nach der Auferweckung des Lazarus vor seinen Feinden verbarg (Joh. 11, 54), ein für den Wüstencharakter der Landschaft bezeichnendes Faktum.

2. Das biblische Kulturland und seine Pflanzenwelt.

Dem Bilde des biblischen Wildlandes habe ich nun eine Schilderung des biblischen Kulturlandes an die Seite zu stellen. Es wurde schon bemerkt, daß die östliche Hälfte Palästinas jenseits des Jordans bloß einen sporadischen Anbau zwischen den Weideflächen der nomadisierenden Bewohner aufzuweisen hatte, daß dagegen die ackerbauenden Stämme der westlichen Landhälfte es sich zur Aufgabe machten, die vorgefundene kananitische Bodenkultur nicht bloß zu erhalten, sondern extensiv und intensiv noch zu steigern. Und diese Aufgabe haben sie während des biblischen Zeitalters auch glänzend gelöst, indem sie einerseits der Produktionskraft ihres orographisch und klimatisch so verschieden gearteten Landes nachhalfen, andererseits den Boden je nach seiner Leistungsfähigkeit mit den geeigneten Kulturgewächsen bepflanzten.

Wir betrachten also zunächst jene nachhelfende Thätigkeit, welche die Produktionskraft des Bodens zu ermöglichen oder zu steigern hatte. Sie besteht in zwei Momenten, in einer Vermehrung des anbaufähigen Bodens durch Anlage von Terrassen und in einer Verbesserung desselben durch Beseitigung von Steinen, durch Düngung und Bewässerung.

Die Anlage von Terrassen hatte den Zweck, an steilen Berglehnen horizontale Anbauflächen zu gewinnen und das Abspülen der Fruchterde durch Regenwasser zu verhindern. Sie war im Gebirgsland Palästinas schon in vorjüdischen Zeiten erfolgt, weshalb man auch von einer kananitischen Terrassenkultur gesprochen hat. Die Israeliten haben dann diese Art des Anbaus mit besonderer Sorgfalt gepflegt. „Wenn der Reisende vom Süden her die jüdischen Gebirge betritt," so äußert sich

ein Kenner Paläſtinas [1]), „kann er überall die Spur eines allgemeinen Terraſſenbaues verfolgen, die ihn als eine hervorragende Eigentümlichkeit dieſes Landes bis zum Libanon nicht mehr verläßt."

Eine präparierende landwirtſchaftliche Arbeit war ferner das Entfernen der Steine vom Grundſtück, das elapidare der Römer. Das felſige Judäa nötigte beſonders zu dieſer mühſamen Beſchäftigung. Indem Iſaias (5, 2) die Anlage eines Weinberges ſchildert, ſpricht er zuerſt vom Umzäunen und dann vom Entſteinen: Lapides elegi ex illa.

Die Melioration des Bodens durch Düngung wird im Alten Teſtament oft erwähnt, aber es wäre ein Irrtum, wenn man bei dem Israeliten der bibliſchen Vorzeit eine Felderdüngung vorausſetzen wollte, wie ſie bei uns üblich iſt, oder auch nur, wie ſie bei den Griechen und Römern geübt wurde. An einzelnen Stellen, wie auf dem ſchwarzen Alluvialboden der Ebene Esdrelon oder auf der vulkaniſchen Ackerkrume von Haurân, konnte ſchon die Beſchaffenheit des Bodens eine derartige künſtliche Nachhülfe entbehrlich machen. In anderen Gegenden mußte die einfache Bewäſſerung eine Düngung erſetzen. Man hatte eben keinen Ueberfluß an natürlichem Dünger. Die Herden weideten faſt das ganze Jahr im Freien, und ſelbſt der durch ſie gelieferte Miſt wurde nicht überall zu Düngungszwecken liegen gelaſſen, ſondern vielfach, wie in der baumloſen Wüſte von Judäa und im Oſtjordanland, mit Häckerling vermengt, an der Sonne getrocknet und zur Feuerung benutzt. So kam es, daß nur die zarteren Pflanzungen, die Weinberge, Obſt- und Gemüſegärten, regelmäßig gedüngt wurden, und zwar mit künſtlichen Dungmitteln, die aus verſchiedenen tieriſchen Exkrementen, faulenden vegetabiliſchen Stoffen und anderen Abfällen aller Art gewonnen und vor den Dörfern und Städten zu Haufen geſchichtet wurden. Daß man zur Bereitung dieſes Kompoſtdüngers auch Salz benützte, ſcheint aus den Worten des Heilandes (Luk. 14, 35) hervorzugehen, wo von dem ſchalgewordenen Salze geſagt wird, „es tauge nicht einmal mehr auf den Miſthaufen" *(εἰς κοπρίαν)*.

Noch wichtiger als die Düngung war die künſtliche Bewäſſerung des Bodens, da die natürliche des atmoſphäriſchen und telluriſchen Waſſers dazu nicht ausreichte. Der Himmel Paläſtinas war mit ſeinen Winterregen, wie wir ſahen, ein nicht eben karger Waſſerſpender. Schon das fünfte Buch Moſis rühmt (8, 7) den Reichtum der meteoriſchen Niederſchläge, zugleich aber die Fülle der telluriſchen Befeuchtung. „Der Herr wird dich führen in ein gutes Land, ein Land von Waſſerbächen und Grundwaſſern." Davon war allerdings der Hauptfluß des Landes,

[1]) Schegg S. 144.

der Jordan, wegen der tiefen Lage seines Bettes für Bewässerungszwecke wenig zu benützen, nur einzelne Uferweitungen konnten und können durch kleine Kanäle mit Jordanwasser befruchtet werden[1]). Außerdem giebt es in Palästina noch eine nicht geringe Anzahl von perennierenden kleineren Flüssen, die ins Mittelmeer, in den Jordan und ins Tote Meer münden; aber auch von ihrer landwirtschaftlichen Benutzung ist nicht viel die Rede. Dagegen wurden die zahlreichen Winterströme, sowie die kleinen Quellbäche fleißig angezapft, um durch ein Netz von Berieselungsgräben den schachbrettartig gestalteten Kulturflächen Wasser zuzuführen.

Außerdem legte man Sammelbehälter an, sowohl für die meteorischen Niederschläge wie für die unterirdischen Adern des Grundwassers. Drei Formen von solchen Reservoirs, die zahlreich über das ganze Land verteilt waren, lassen sich unterscheiden: Teiche, Brunnen und Cisternen.

Die Teiche wurden oft bloß von einem Damm oder Wall gebildet, der quer durch ein Thal gelegt war, wobei dann die Felswände des Thales zugleich als Seitenwände des Wasserbeckens dienten. Häufig bildete aber auch solides Mauerwerk die Teichumfassung. Viele derartige Behälter sind teilweise oder vollständig aus dem biblischen Altertum bis heute erhalten, so die zwei Teiche bei der uralten Patriarchensiedelung Hebron, südlich von Jerusalem. Der eine derselben, der „große Teich", liegt vor den Thoren und bildet ein ausgemauertes Quadrat von ca. 45 m Seitenlänge und 7 m Tiefe. Der „kleine Teich" vor dem nördlichen Thore stellt ein 6 m tiefes Rechteck dar. Von dem einen dieser Teiche ist schon die Rede zur Zeit, wo David, vorerst nur als König von Judäa anerkannt, in Hebron residierte[2]). Heute noch liefern diese beiden Teiche hauptsächlich das Wasser für die zahlreichen Pflanzungen in der Umgebung der Stadt, zu denen es in Krügen und Schläuchen transportiert wird[3]). Berühmt waren ferner in alter Zeit und vorhanden sind noch heutzutage die nicht weit von Hebron und 4 km südwestlich von Bethlehem gelegenen drei salomonischen Teiche, von denen der größte 177 m lang und 54 m breit ist und die zwei anderen einen annähernd ebenso großen Umfang besitzen[4]). Ihre Hauptaufgabe war es allerdings, die Stadt Jerusalem durch einen Aquädukt mit Wasser zu versorgen, doch dienten sie auch zur Irrigation der ehemaligen Prachtgärten des Thalgrundes, unter denen die mittelalterliche Legende auch den hortus conclusus des Hohen Liedes (4, 12) gesucht hat[5]). In der nördlichen Umgebung von Jerusalem liegt ferner auf einer Anhöhe die Stadt Gibeon,

[1]) Ritter XV, 361.
[2]) Piscina in Hebron. 2. Kön. 4, 12. — [3]) Ritter XVI, 215 f.
[4]) Sorgfältig beschrieben von Furrer S. 211 ff.
[5]) Ritter XV, 619 ff.

wo Josua einst die Sonne stillstehen hieß. Wenn ihre Umgebung vom Propheten Jeremias (41, 12) als wasserreich gepriesen wird, so belehrt uns das zweite Buch der Könige (2, 13), daß wir diese Wasserfülle in Teichen gesammelt zu denken haben. Und die piscina Gabaon, die hier erwähnt wird, muß ein gewaltiges Becken gewesen sein, da zwei feindliche Heerhaufen daran sich gegenüber lagern konnten. Kein Zweifel, daß so große gesammelte Wasserschätze nicht bloß für den Trinkbedarf des Städtchens, sondern auch für die landwirtschaftlichen Zwecke der Umgebung verwendet wurden. Wiederum in nordöstlicher Richtung von Gibeon, bei dem schon erwähnten Orte Bethel, befinden sich gegenwärtig noch die Reste eines Wasserbehälters, der an Umfang nur von den salomonischen Teichen übertroffen wird. Noch besteht zum Teil seine massive Ummauerung, während der innere Raum mit Gras bewachsen und von ein paar Quellen berieselt ist[1]). Besonders reich an künstlichen Wasserbehältern aller Art, darunter auch an Teichen, war das ostjordanische Gebiet, so daß dieselben förmlich ein landschaftliches Charakteristikum jener Gegend bildeten. Erwähnung verdienen vorzüglich die Wasserbecken von Hesbon in der Landschaft Ammonitis, verewigt durch jene Stelle im Hohen Liede (7, 4), wo Salomon die Augen der Braut mit den Teichen von Hesbon vergleicht. Der moderne Reisende, der forschend zwischen den weiten Mauertrümmern und Säulenschäften dieser Stadtruinen herumstreift, späht vor allem nach diesen einstigen Wasserspendern für die umliegenden Fruchtgelände. Aber nur ein einziges großes Becken, etwa 1 km von der Ruinenstadt, ist übrig. Es zeigt noch gutes Mauerwerk und einen ähnlichen Umfang wie die salomonischen Teiche[2]).

Außer den Teichen kommen auch die Brunnen und Cisternen in Betracht, erstere als Sammler des Grundwassers, letztere als Reservoir für das Regenwasser. Die Cisternen waren entweder ganz in Felsen gehauen oder von unten bis oben gut cementiert. Da auf dem palästinischen Kalkboden das weichere Gestein von einer härteren Schicht überlagert ist, so erhielten die Cisternen häufig eine Flaschen- oder Krugform, indem sie oben im harten Material enger waren, unten im weicheren aber sich ausbauchten. Der Brunnen hatte nur in seinem unteren Teile eine undurchlässige Cementverkleidung, während die obere Hälfte den natürlichen Fels oder ein Mauerwerk zeigt, die beide ein Durchsickern des Grundwassers gestatten[3]). Ganz in Fels gehauene Brunnen stammen aus der ältesten Zeit. Zu ihnen gehört der Jakobsbrunnen bei Sichem mit nahezu 25 m Tiefe und 3 m Durchmesser. Von den gemauerten Brunnen einer späteren, aber immerhin noch frühen

[1]) Ritter XVI, 533. — [2]) Ritter XV, 1178. — [3]) Schegg S. 70.

Zeit mögen die beiden von Berſabeh hart an der Südgrenze von Paläſtina deshalb Erwähnung finden, weil ſie heute noch von Nomaden zur Herdetränke benutzt werden. Sie liegen 300 Schritte von einander, ſind rund, ſolid ausgemauert, von bedeutendem Umfange und großer Tiefe. Die umherliegenden uralten Steintröge laſſen die Brunnen von Berſabeh auch für die bibliſche Zeit zunächſt als Tränkeplatz erſcheinen, doch darf ihre unmittelbare landwirtſchaftliche Benutzung zur Irrigation der Felder jener Gegend wohl nicht bezweifelt werden.

Nachdem wir die landwirtſchaftliche Thätigkeit der Israeliten in ihren Einzelheiten kennen gelernt haben, muß nun auch ihr Reſultat, d. h. der kultivierte Boden ſelber, ins Auge gefaßt werden. Zu dieſem Zwecke ſind zunächſt die einzelnen Teile von Paläſtina je nach der Art geringerer oder größerer Intenſität ihres Anbaues im allgemeinen zu betrachten, und daran hat ſich eine Ueberſicht der Kulturpflanzen zu ſchließen, die während des bibliſchen Zeitalters im Lande gewachſen ſind. Wir beginnen mit Judäa und zwar mit deſſen ſüdlichſtem Teile, dem im erſten Abſchnitt geſchilderten Steppen- und Weidegebiet von Negeb oder der „idumäiſchen Ebene". Dieſes Stück war nach der Einwanderung dem Stamm Simeon zugefallen. Hätte die Landſchaft damals ſchon den gegenwärtigen Wüſtencharakter getragen, ſo wäre ſie wertlos geweſen und nicht aufgeteilt worden. Es iſt alſo anzunehmen, daß die idumäiſche Ebene ſchon von den Kananitern in Kultur genommen war, und daß die Israeliten dieſen Anbau fortſetzten. In der That finden ſich Spuren von Ortſchaften, von Weingärten und auch von Brunnen gleich den beſchriebenen zu Berſabeh, alſo Zeugniſſe für eine ehemalige Kulturlandſchaft[1]). Was das übrige Judäa betrifft, ſowie die Landſchaft Samaria, ſo können wir uns auf eine Schilderung des jüdiſchen Hiſtorikers Flavius Joſephus berufen, der freilich erſt um das Jahr 70 n. Chr. ſchrieb, deſſen zahlreiche kulturgeographiſchen Exkurſe aber ſicherlich auch für das bibliſche, wenigſtens für das neuteſtamentliche Zeitalter beanſprucht werden dürfen. Da heißt es nun (b. J. 3, 3, 4), Judäa und Samaria hätten die gleichen Naturverhältniſſe, insbeſondere die gleiche Bodenplaſtik, auch eine gleich günſtige atmoſphäriſche und telluriſche Befeuchtung; beide ſeien ausgezeichnet durch Ackerbau auf weicher ergiebiger Bodenkrume und durch eine höchſt intenſive Baumzucht. Kaum genugthun kann ſich Joſephus in der Lobpreiſung der Kulturoaſe von Jericho (b. J. 4, 8, 3). Ihr Schöpfer ſei der mächtige Eliſäusquell, benannt nach dem Propheten, der deſſen braküſches Waſſer

[1]) Buhl S. 15.

durch ein Wunder in ein süßes, befruchtendes Naß verwandelt habe. Die Adern dieser Quelle befruchten eine Strecke von 70 Stadien (12,8 km) Länge und 20 Stadien (3,6 km) Breite und zaubern auf derselben die schönsten Gärten mit den dichtesten Baumbeständen hervor. Die seltensten Früchte gediehen hier. „Es ist," sagt Josephus, „ein gottbegnadetes Plätzchen (θεῖον χωρίον) ohnegleichen auf der bewohnten Erde." Außer der reichen Bewässerung wirkte übrigens zu seiner Schöpfung auch das herrliche warme Klima mit, das den Bewohnern gestattet, noch in Linnenkleidern zu gehen zu einer Zeit, wo im übrigen Judäa bereits Schnee fällt. Was Galiläa anbelangt, so rühmt unser Autor (b. J. 3, 3, 2) den fetten Boden, die schönen Weiden, die herrlichen Baumgärten und den Fleiß der Bewohner, die kein anbaufähiges Stück Land öde liegen lassen. Und auch Galiläa besaß ein Juwel der Bodenkultur, gleich dem judäischen Jericho, nämlich das nordwestliche Uferstück des Sees von Genesareth, bei dessen Schilderung Josephus (3, 3, 8) die höchsten Töne der Begeisterung anschlägt. In dieser oft citierten und übersetzten Stelle[1]) wird besonders die Terrassenkultur des ansteigenden Uferterrains hervorgehoben, die es ermöglichte, förmliche vegetabilische Zonen zu schaffen, angefangen von den Palmen in der glutheißen Tiefe bis zu den Nußbäumen auf kühler Höhe. Auch über einen Teil des Ostlandes giebt uns Josephus (b. J. 3, 3, 3) willkommene Auskunft, nämlich über die Peräa, worunter er die Landschaften Ammonitis und Galaditis versteht. Diese Auskunft lautet ganz, wie wir es erwarten. Größtenteils ist das „ein wüstes und rauhes Land", zu rauh für die zarteren Gewächse. Doch giebt es auch humusreiche, sehr fruchtbare Stellen und Ebenen mit Oelhainen, Weingärten und Palmgruppen, also, wie wir schon gesehen haben, Oasenkulturen auf nomadischem Boden.

Diese allgemeine Charakteristik der biblischen Landschaften soll nun noch vervollständigt werden durch eine Beschreibung der einzelnen Kulturgewächse, für die ja der Geograph auch Standort und Provenienzgebiet anzugeben hat. Wir wählen für diese deskriptive Aufgabe den landwirtschaftlichen Gesichtspunkt, indem wir die zu besprechenden Pflanzen nach den Kategorien des Acker- und Gartenbaues gruppieren.

Das Hauptprodukt des Ackerbaues ist das Getreide. Während des ganzen biblischen Zeitalters erscheinen auf den Feldern Palästinas zwei Hauptarten desselben, Weizen und Gerste, die beiden Cerealien, die überhaupt seit der Urzeit in Vorderasien beheimatet waren und von da nach Südeuropa wanderten, während Roggen und Hafer aus Cen-

[1]) Neuestens auch bei Keppler S. 372.

tralasien zu stammen scheinen und zuerst in Mitteleuropa auftraten. Als ein Weizenboden ersten Ranges im Westland wird allerdings erst vom Talmud[1]) die Gegend von Michmas im nördlichen Judäa, $3^1/_2$ Stunden von Jerusalem, gerühmt; und wenn heute noch auf der dortigen Hochebene große, prächtige Getreidefelder prangen[2]), so darf man wohl annehmen, daß wir da gleichsam einen prädestinierten und auch von den alten Hebräern schon mit Weizen bebauten Kulturboden vor uns haben. Das östliche Land produziert in der Gegend von Minnith im südlichen Gilead berühmten Weizen. „Auf deinen Markt brachte Judäa und Israel Weizen von Minnith," so apostrophiert der Prophet Ezechiel (27, 17) die Stadt Tyrus. Der köstlichste, glasartig durchsichtige Weizen aber gedieh auf dem Vulkanboden des Haurân; wird er doch heute noch um 25% teurer verkauft als jeder andere.

Ein noch feineres Mehl als der Weizen liefert der Spelt oder Dinkel (triticum spelta). Diese Getreideart finden die meisten Forscher in der alten hebräischen Brotfrucht Kussemeth, die (Exod. 9, 32) mit dem Weizen zusammengestellt wird. Die Septuaginta übersetzt das Wort mit ὄλυρα, der h. Hieronymus gebraucht dafür far, was beides Spelt bedeutet. Sein von einer dicken Hülse umschlossenes Korn ist aber nicht so ergiebig wie das des Weizens, weshalb der Spelt durch letzteren von den Aeckern nach und nach verdrängt wurde.

Neben den Weizenfeldern dehnten sich große Areale mit Gerste aus. In den ersten Zeiten der Ansiedlung im gelobten Lande und während eines siegreichen Kampfes mit den Midianiten ereignete es sich, daß ein Angehöriger dieses Hirtenstammes in prophetischem Traume ein Gerstenbrot heranrollen und die Zelte des Lagers umstürzen sah (Richt. 7, 13). Dieses Gerstenbrot wurde mit Recht als Symbol der ackerbauenden Israeliten gegenüber den nomadischen Midianiten gedeutet, und damit dürfte auch die Gerste als früheste und häufigste Kulturfrucht erscheinen. Das Gleiche erhellt aus der mosaischen Vorschrift, daß die Erstlingsopfer vom Getreide eine Gerstengabe sein mußten. Der Massenbau dieses Cereals ist erklärlich; es diente ja zum Futter für die Herden und gab das Brot für den armen Mann. Gerstenbrote waren es auch, die der Heiland bei der wunderbaren Volksspeisung vermehrte (Joh. 6, 9).

Bei der großen Ausdehnung des Getreidebaues und bei dem guten Ertrag, den man für Weizen und Spelt im Durchschnitt auf 20, für Gerste auf 30 Körner anschlägt[3]), muß Palästina eines der getreidereichsten Länder des Altertums gewesen sein. Daher war es auch mög-

[1]) Reland 897. — [2]) Schegg 132. — [3]) Schegg 136.

lich, einen lebhaften Exporthandel mit Getreide zu treiben, der, wie aus der angeführten Stelle bei Ezechiel hervorgeht, durch phönizische Schiffe vermittelt wurde[1]).

Eine andere Frucht, die Hirse (panicum miliaceum), wird von Kulturhistorikern als älteste Nährfrucht der Menschheit überhaupt bezeichnet. Wo immer die noch in der Wanderschaft begriffenen Völker sich flüchtig niederließen, streuten sie das schnell reifende Hirsekorn in die mit dem Pfahle aufgerissene Ackerfurche. Auch später, nach der Wahl bleibender Wohnsitze, wurde der Anbau der Hirse noch fortgesetzt; ob auch in Palästina während des biblischen Zeitalters, darüber giebt es keine sichere Nachricht. Die Pflanze kommt in der h. Schrift nur einmal vor und zwar bei Ezechiel (4, 9), wo die hauptsächlichsten Früchte der Israeliten zusammengestellt sind, unter dem Namen dochan. Darunter wollen aber kundige Erklärer nicht die eigentliche Hirse verstehen, sondern die Durrah oder Mohrhirse, die das braune, reisartige Fruchtkorn in Kolben trägt und als üppig wucherndes schilfartiges Sommergewächs gegenwärtig in Aegypten und Arabien massenhaft gebaut wird. Auch im heutigen Palästina erscheint neben dem bereits reifen gelben Weizen das zarte Grün der eben aufsprossenden Durrah. Nach der erwähnten Schriftstelle wäre es also auch in alter biblischer Zeit schon so gewesen.

An den ersten Anbau der mehlreichen Gräser schloß sich allenthalben die Kultur der Hülsenfrüchte, der Linsen, Bohnen, Erbsen, als einer Brach- oder Zwischenfrucht zur Menschennahrung oder zum Tierfutter. Auch im heiligen Lande wurde es schon in den ältesten Zeiten so gehalten. Wer erinnert sich nicht an Esaus Erstgeburt, die um eine Schüssel Linsenmus verkauft wurde? Als beste Linsenspezies gilt die mit kleinen rotbraunen Körnern, und eine solche war es wohl, wonach den heimkehrenden Jäger gelüstete; denn er sagte zu Jakob: „Laß mich essen von dem roten Brei da“ (de coctione hac rufa, Gen. 25, 30)[2]). Unter den Lebensmitteln, mit denen der in die Steinwüste des Toten Meeres geflüchtete David von seinen Freunden versehen wurde, haben sich ebenfalls Linsen befunden. Daß die Linse in dem oben citierten Verse Ezechiels auch erwähnt wird, deutet auf ihren allgemeinen Anbau. An eben dieser Stelle, einem wichtigen Zeugnis für altteſtamentliche Bodenkultur, erscheint als Volksnahrung auch die Bohne unter dem Namen phol. Die Erklärer verstehen darunter unsere „Saubohne“ (vicia faba) mit ihren langen, geflügelten Blüten und ihrem großen, weiß oder braun

---

[1]) Walter, Propheten S. 41 ff. — [2]) Schegg 154. Etwas anders gedeutet bei G. Buschan, Vorgesch. Botanik der Kulturpflanzen der alten Welt (Breslau 1895) S. 204.

gefärbten Kern. Wir dürfen demnach annehmen, daß es in Palästina schon vor Jahrtausenden mit der Kultur der Bohne zuging, wie in der Gegenwart. Gesät im November oder im Dezember, reift sie gleichzeitig mit dem Weizen. Man bringt sie entweder als zartes Gemüse auf den Markt oder kocht die Schotenfrüchte in Oel oder mischt sie als Mehl zu grobem Brote.

Vom Anbau der dritten Hülsenfrucht, der Erbse, in Palästina verlautet nichts. Sie scheint überhaupt den semitischen Völkern unbekannt geblieben zu sein[1]).

Das waren die nährenden Gaben des biblischen Ackerbodens. Auch Kleidung gewannen die Israeliten von angebauten Pflanzenfasern. Allenthalben leuchteten nämlich bereits im Januar die lichtblauen Flächen der blühenden Flachsfelder. Die Juden trafen sie schon im Lande, als sie es zu erobern begannen, wie aus dem Buche der Richter (2, 6) erhellt. Die zwei Kundschafter des Josua wurden in Jericho von ihrer Wirtin Rachab vor ihren Verfolgern auf dem Söller des Hauses verborgen unter „Flachsstengeln, die dort ausgebreitet waren". Von da häufen sich in den älteren und jüngeren Teilen der h. Schrift die Erwähnungen dieser Gespinstpflanze[2]).

Der Flachs führt uns zu seinem Konkurrenten, der Baumwolle (gossypium herbaceum). Aber die altpalästinische Baumwollenfrage erscheint schwierig, weil die Bezeichnungen der Pflanze und ihres Produktes unsicher und vieldeutig sind. Doch glaubte der gründlichste Forscher über diesen Gegenstand annehmen zu dürfen, daß jenes Pflanzenprodukt oder Gewebe, welches der alte Hebräer als Ketonet, Flavius Josephus (Ant. 3, 7, 2) als χέτων bezeichnet, nichts anderes ist als das Kutu des heutigen Arabers, d. h. das Produkt der krautähnlichen Baumwollenstaude, und daß demnach dieses Gewächs im semitischen Westasien angebaut worden sei[3]). Die letztere Schlußfolgerung ist allerdings nicht logisch zwingend; denn die Anwesenheit des Produktes beweist noch nicht strenge die Anwesenheit der Pflanze; Baumwollenstoffe konnten immerhin aus Indien importiert worden sein.

Wir gehen zum biblischen Weinbau in Palästina über. Die heilige Urkunde (Gen. 9, 20) führt bekanntlich die Kultur des Weinstockes auf Noah zurück. Als dieser nach Ablauf der Flut am armenischen

[1]) Buschan S. 199. O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde (Leipzig 1901) S. 196. — [2]) Schegg 164.

[3]) H. Brandes, Ueber die antike und die geographische Verbreitung der Baumwolle im Altertum (1866) S. 110.

Ararat aus der Arche stieg, hat er alsbald die Erde zu bebauen begonnen und einen Weingarten gepflanzt. Und nun ist es merkwürdig, daß hieher in die Gegend zwischen Kaukasus, Ararat und Taurus, sowie die angrenzenden Süduser des Kaspischen Meeres auch die neueste Forschung geführt wurde, indem sie nach dem Ursprungsgebiet des historischen Weinbaues ausspähte. Hier fand sie „das Vaterland des Weinstockes", wo er in überraschender Ueppigkeit und Kraft gedeiht, und wo er den edelsten Saft spendet, und von hier aus wurde die Rebe durch wandernde Semiten zuerst an den unteren Euphrat und später nach Palästina getragen[1]). Dieses Land mit seinen sonnigen Höhen und seinem nicht zu feuchten Boden war mit Ausnahme des heißfeuchten Ghor und einzelner Niederungen am Meere zu deren Anbau geschaffen wie wenige Erdräume, weshalb es sich auch zu einem klassischen Weinlande entwickelte, sodaß die Traube auf alten Münzen als Symbol Palästinas erscheint, und der Weinstock sich in überaus zahlreichen Bildern und Gleichnissen auf den Blättern der h. Schrift abschattet. Auserlesene Weindistrikte hatte einst das felsige Judäa aufzuweisen, wo die Sonnenhitze von oben und die Reflexwärme des Gesteins zusammenwirkten, um ein echtes Weinklima zu schaffen und vorzüglichen Traubensaft zu kochen. Zu diesen Distrikten gehörte vor allem die Umgebung der uralten Stadt Hebron, besonders der Höhenzug nordwestlich davon. Hier wird auch jenes Thal Eskol gezeigt, wo zu Moses Zeiten die großen Trauben wuchsen, die zwei Männer trugen[2]). Desgleichen war die Gegend von Bethlehem traubenreich und lieferte vielleicht schon in alter Zeit jenen vorzüglich mundenden und leicht berauschenden, aber schwer haltbaren Wein, der heute noch dort wächst[3]). Daß die heißen Felsgehänge des Oasenthales Engaddi von Reben überwuchert waren, bezeugt schon das hohe Lied (1, 14). Auch die zwei vielgepriesenen Kulturparadiese des biblischen Altertums, die Gegend von Jericho und das westliche Ufer des Tiberiassees, waren durch ihre Rebenzucht berühmt. Indes haben wir damit nur die bevorzugten Weinlagen im westlichen Palästina aufgezählt. Für die ehemalige Ausbreitung des Weinbaues im ganzen Lande leben noch heute allenthalben steinerne Zeugen, die Keltern. Jeder Weinberg hatte seine Kelter, d. h. eine in den Fels gehauene flache Wanne und unmittelbar darunter eine mehr vertiefte Kufe. In der ersteren wurde die Traube getreten, in die letz-

[1]) Hehn S. 70. Schrader Reallexikon S. 944. Die Provenienz des semitischen Weinbaues aus jener kaspischen Gegend wird allerdings neuestens bestritten. Schrader bei Hehn S. 93.

[2]) Num. 13, 24. Ritter XVI, 220 ff. Uebrigens hieß auch ein Thal südlich von Hebron so. Ritter XVI, 153. — [3]) Ritter XVI, 287.

tere floß der Saft durch eingehauene Röhren ab. Solche Keltern finden nun die Forschungsreisenden massenhaft, auch in Gegenden, die jetzt nur mehr der Beduine durchstreift, besonders zahlreich in den Landstrichen des südlichen Judäa, zwischen Hebron und Bersabeh, dann auf der Ostseite des Karmel sowie im nördlichen Galiläa. Was endlich die Rebenkultur in der ostjordanischen Oasenregion betrifft, so kann über deren Intensität kein Zweifel bestehen. Doch gehören die dortigen Reste und Zeugnisse meist einer späteren, höchst blühenden Weinbauperiode an, die erst im zweiten Abschnitt zur Darstellung kommen wird.

Von der Anlage der israelitischen Weinberge giebt es allerdings keine ausführliche biblische Nachricht; es läßt sich aber mit gutem Grund vermuten, daß sie der altägyptischen glich[1]). Man zog die Reben an Spalieren und zwar in doppelter Form, so daß das Gitterwerk entweder Lauben bildete, unter denen man durchgehen konnte, oder geradlinige Reihen, zwischen denen man wandelte. Einzelne in Höfen oder an Häusern gepflanzte Weinstöcke dehnten sich an Holzgittern in die Höhe und Breite, überkleideten entweder die ganzen Hauswände oder überschatteten den ganzen Hof. Solche Riesenexemplare von Weinstöcken schwebten wohl dem Psalmisten vor, wenn er das israelitische Volk selber mit einem von Aegypten nach Palästina verpflanzten Weinstocke vergleicht, der das ganze Land überwuchert, dessen Schatten die Berge bedeckt, dessen Ranken das Meer erreichen[2]). Die Weinberge waren durchwegs mit schützenden Mauern und Gehegen umgeben, besonders gegen die Füchse und Schakale.

Die Umfriedigungen, die eben erwähnt wurden, lassen den Weinbau bereits als Gartenkultur erscheinen, insofern man unter dem Wort „Garten", das mit dem italienischen Wort garda (Gehege) verwandt ist, ein eingefriedigtes Stück des Kulturbodens versteht. Und zwar würde der Weinbau zu dem ersten Zweige der Hortikultur, zur Baumzucht gehören, auf die wir nun übergehen.

Von den drei Stufen des historischen Bodenbaues stellt sie die höchste dar. Wenn der Anbau des schnell reifenden Sommergetreides sich noch mit dem schweifenden Nomadenleben vertrug, wenn dann die Wintersaat schon zu länger dauerndem Aufenthalte zwang, so mußte die Pflanzung und Pflege der langsam sich entwickelnden Bäume vollends bleibende Ansiedelungen veranlassen. Als die Israeliten von dem gelobten Lande Besitz genommen hatten, wurden sie auch zu Baumgärtnern, die pflegten, was sie vorfanden und neu pflanzten, was noch abging.

[1]) Schegg S. 175. — [2]) Ps. 79, 9—12.

Der Liebling dieser Gärtnerei war der Oelbaum. Als Pflanzentypus ist er eine seltsame Erscheinung. Sein knorriger Stamm ist oft wunderlich gekrümmt, voll Schrunden und Spalten, manchmal steht er auf mehreren Wurzelfüßen wie auf Stelzen in der Luft. An den dünnen, schwankenden Zweigen hängt fahlgrünes Laub, dem Weidenblatt ähnlich. Im Mai ist der Baum wie überschneit von kleinen, gelblich-weißen, duftenden Blüten, und im September reifen die Steinbeeren von der Form und Farbe, aber nicht der Größe unserer Zwetschen. Diese wuchernden dunkelblauen Fruchtmassen verdecken oft das ganze Laub. Der Oelbaum entwickelt sich außerordentlich langsam. Vor 10—14 Jahren bringt er keine Frucht und erst mit dem 40. erreicht er die volle Tragkraft. Da die Olive am liebsten in leichtem warmen Erdreich oder auf rissigem Felsgrunde steht, so war Palästina für sie besonders geeignet. Das Land war in der That halb Weinberg, halb Oelgarten, weshalb in den heiligen Büchern die Olive wohl ebenso oft erscheint als die Traube. Das ausgepreßte Oel gab Speise, Licht und Salbe. Und wie für die ehemaligen Weinpflanzungen die Keltern zeugen, so werden die einstigen Olivengärten durch die ähnlich in die Felsen gehauenen Oelpressen angedeutet, die der Wanderer an manchen Stadtruinen heute findet, wo seit Jahrhunderten kein Baum mehr steht. Und so begreift es sich, wenn nach dem Propheten Ezechiel (27, 17) auf dem Markt von Tyrus als Landesprodukt Palästinas neben dem Weizen auch Olivenöl gehandelt wurde.

Außer der Olive erscheint als Pflanzentypus der biblischen Landschaft der Feigenbaum, allerdings nicht gesellig, sondern vereinzelt, aber dann auch in mächtiger Gestalt und mit seinen weitausgreifenden, belaubten Aesten ein vielgepriesener Schattenspender. Schon Moses rühmt die Feige als einen Vorzug des Landes [1]), wie denn die syrische Feige überhaupt sehr gesucht und deshalb ein Exportartikel nach Aegypten war. Der Feigenbaum liefert zwei Ernten: die Frühfeige im Juni und die Spätfeige im Herbst. Allerdings gedeiht der Feigenbaum auch ohne Pflege, wie denn heute noch in einzelnen Gegenden Palästinas solche Exemplare stehen, deren sich keine Menschenhand annimmt. Aber die alten Israeliten wußten wohl, daß der vernachlässigte Baum sich durch spärliche und schale Früchte rächt, weshalb auch der Gärtner der evangelischen Feigenparabel den erzürnten Herrn bittet, er möchte den unfruchtbaren Baum noch ein Jahr begnadigen; Umgrabung und Düngung seines Nährbodens würden ihn vielleicht bessern (Luk. 13, 8).

Eine der Feige ähnliche Frucht, die Maulbeerfeige, wird von der

---

[1]) Num. 13, 24. Deuteron. 8, 8.

Sykomore geliefert, die oft zum mächtigen Baume heranwächst. Die Aeste zweigen sich so tief am Stamme ab, daß er leicht erklettert werden kann, was bekanntlich von Zachäus benutzt wurde (Luk. 19, 4); die Sykomore wird damals bei Jericho Straßenalleen gebildet haben, wie es heute noch in den Vorstädten von Kairo der Fall ist[1]). In vielen Gegenden, besonders in den heißen Niederungen des Ghor und der Sephelah wurde der Baum eifrig kultiviert; daher auch seine häufige Erwähnung in den heiligen Büchern. So nennt sich der Prophet Amos (7, 14) einen „Sykomorenbohrer" und muß demnach eine derartige Kultur besessen haben, freilich nicht auf der kühlen Höhe von Thekoa zwischen Bethlehem und Hebron, wo er gewöhnlich als Hirte hauste, sondern in den nahen Niederungen am Jordan. Dort bohrte er wie alle Sykomorengärtner die Frucht vor der Ernte an, um den saueren Saft abzuleiten und so den Geschmack derselben zu verbessern.

Die Sykomore hat eine große Aehnlichkeit mit dem Maulbeerbaum (morus nigra), so daß beide oft verwechselt werden. Die Frucht freilich ist sehr verschieden; bei morus nigra ist sie eine blutrote, wegen des kühlenden Saftes geschätzte Beere, gleich unserer Himbeere. Wie der Baum jetzt noch häufig in Palästina auftritt, so war es nach einigen zufälligen Erwähnungen in der h. Schrift wohl auch im biblischen Altertum der Fall. Als einer ihrer damaligen Standorte wird die Höhe von Rephaim westlich von Jerusalem genannt (1 Makkab. 6, 34).

Ein besonders beliebter Fruchtspender war der Granatapfelbaum (punica granatum), eigentlich mehr ein Strauch, der selten höher wächst als 3 m. Seine purpurne Blüte im glänzenden Laube reift zu einer rotwangigen, kernreichen, saftigen Frucht von der Größe einer Orange. Indem Moses das Land der Verheißung preist, nennt er (Deuteron. 8, 8) unter dessen lockenden Produkten neben der Feige und Olive auch diesen Apfel, und das hohe Lied spielt in seiner Bildersprache gerne (4, 3. 8, 2) mit dieser herrlichen Frucht. Den starken Anbau des Granatapfels beweisen übrigens auch viele Ortschaften des Landes, die seinen Namen rimmôn tragen, so zwei in Judäa, zwei in Samaria und eine in Galiläa. Daß auch die im Ostland wohnenden Stämme diese hebräische Lieblingsfrucht nicht vernachlässigt haben, dafür dienen heute noch als Beweis die blühenden Granatpflanzungen in Gadara südöstlich vom See Genesareth und in dem schon erwähnten Fruchtgefilde von Es Salt, sowie die verwilderten Granatkulturen, die südlich von dieser Stadt aufgefunden wurden[2]).

Nun haben wir noch drei Fruchtbäume zu verzeichnen, die das gemeinsam haben, daß ihre Schalenfrucht einen öligen aromatischen Kern

[1]) Furrer S. 179. — [2]) Ritter XV, 374. 1128. 1140.

enthält, den Mandel-, Pistazien- und Nußbaum. Der Mandelbaum ist auf dem Boden von Palästina schon im patriarchalischen Zeitalter bezeugt. Die Brüder Josephs brachten unter ihren Geschenken auch Mandeln nach Aegypten (Gen. 43, 11), wobei dieselben ausdrücklich zu „den besten Früchten des Landes" gezählt werden. Und jene Stadt, in deren Nähe Jakob von der Himmelsleiter träumte, und die er davon Bethel (Haus Gottes) nannte, hatte bis dahin den Namen Luza, d. h. Mandelstadt, getragen. Lûz ist nämlich die eine der zwei hebräischen Bezeichnungen für Mandel, die andere lautet schaqed und wird gedeutet als „wachende"; der Mandelbaum steht nämlich schon im Januar blühend da, während die anderen Bäume noch schlummern [1]).

Unter jenen „besten Früchten", die Josephs Brüder nach Aegypten mitnahmen, befanden sich auch Pistazienkerne, eine bei den alten Völkern überhaupt besonders beliebte Frucht. Sie sind so groß wie Haselnüsse und fallen in zwei Hälften auseinander. Der Baum (pistacia vera) ist ein naher, aber civilisierter Verwandter der pistacia terebinthus und lentiscus, eine Verwandtschaft, die sich in der äußeren Aehnlichkeit mit jenen zwei schon oben beschriebenen Gewächsen kundgiebt.

Ein Liebling der biblischen Israeliten war der Walnußbaum. Er stand allenthalben in Gärten, Parken oder am Wege vor den Häusern und gewährte mit seiner prachtvollen, weit ausgebreiteten Krone den so notwendigen kühlen Schatten. Auch die Braut im hohen Lied (6, 10) spricht vom Nußgarten, in den sie hinabstieg.

Unter dem Nußbaum wird uns Mitteleuropäern schon etwas heimischer zu Mute. Hätten wir im biblischen Palästina wohl auch unter dem Schatten unserer Apfel- und Birnbäume sitzen können? Nach dem knorrigen Stamme, den sparrigen Aesten und dem glänzenden Laube des uns so vertrauten Birnbaumes würde das Auge vergeblich gespäht haben. Für sein damaliges Vorkommen in Palästina fehlen alle Anhaltspunkte. Um so häufiger wäre uns der Apfelbaum begegnet, wenigstens in den nördlichen galiläischen Geländen. Das hohe Lied preist mehrmals den Duft und Geschmack dieser Frucht tappuah, wie sie dort heißt. Daß mit diesem Ausdruck wirklich unser Apfel gemeint ist, wird freilich von manchen bezweifelt, aber die Erklärer, die ihn auf die Aprikose oder gar Orange bezogen, bedachten nicht, daß diese beiden Früchte Zöglinge einer viel späteren Kulturepoche gewesen sind [2]).

Zu den kultivierten Obstbäumen gehörte auch der Johannisbrotbaum (ceratonia siliqua), ein immergrünes, nicht sehr hohes, aber

---

[1]) Schegg 238. — [2]) Schegg 236. Buschan 166. Fonck (125 f.) tritt entschieden für den echten Apfelbaum ein.

schattenreiches Gewächs, das am liebsten in der Nähe des Meeres die heißen, sonnenwarmen Felswände mit seinen Wurzeln umklammert. Seine Früchte, hornförmig gekrümmte Schoten mit glänzenden, dunklen, bohnenartigen Samenkörnern und süßem, nahrhaftem Fleisch, werden von Tieren und Menschen genossen[1]). Obwohl nun der Johannisbrotbaum in Palästina seit Urzeiten heimisch war, ja wahrscheinlich sogar wild wuchs[2]), wird er doch in der heiligen Schrift nur ein einziges Mal erwähnt, und zwar nicht im Alten[3]), sondern im Neuen Testament, nämlich in der Parabel vom verlorenen Sohn (Luk. 15, 16). Dieser wünschte sich mit den Hörnchen *(ἀπὸ τῶν κερατίων)* zu sättigen, welche die Schweine fraßen. Damit sind die Schoten gemeint, aus denen der süße Saft gepreßt war, und die dann in Form von Träbern als Schweinefutter dienten.

Den Schluß des Verzeichnisses biblischer Kulturbäume mögen zwei merkwürdige Gewächse machen: die Dattelpalme (phoenix dactylifera, im Hebräischen thamar) und die Balsamstaude (commiphora opobalsamum). Beide hatten zunächst einen gemeinsamen Hauptstandort: die Oase von Jericho. Schon während der mosaischen Urzeit muß sich hier die schöne Silhouette der Palme mit der buschigen Laubkrone auf säulenartigem Stamme in die Luft gezeichnet haben; denn im Deuteronomium (34, 3) heißt Jericho die civitas palmarum. Dieselbe Bezeichnung „Palmenstadt" wird im Buch der Richter, also um 1100 v. Chr., für Jericho zweimal (1, 16; 3, 13) angewendet, und eine weitere Wiederholung des Namens im zweiten Buch der Könige (28, 5) bezeugt den Fortbestand der Jerichopalme auch für die Mitte des zehnten Jahrhunderts v. Chr. Dagegen wird die Balsamstaude, ein weidenähnlicher, weißblühender Strauch, dessen Rinde im Sommer gelbliche und aromatische Harztropfen ausschwitzt, in der Bibel nur einmal erwähnt, nämlich im Hohenlied (5, 1), und da „in einem Zusammenhang, der darüber nicht entscheidet, ob sie eine wirkliche Kulturpflanze Palästinas war"[4]).

Aber wir besitzen außerbiblische Zeugnisse, welche für eine Balsamkultur bei Jericho ebenso deutlich sprechen wie für die dortigen Palmenbestände. Als ältester von diesen Zeugen tritt im vierten Jahrhundert v. Chr. der athenische Botaniker Theophrast auf, der in seiner Pflanzengeschichte (2, 6; 9, 6) den „syrischen Graben" *(αὐλὼν τῆς Συρίας)* als Standort der Dattelpalme und Balsamstaude bezeichnet; letz-

---

[1]) Hehn S. 440. — [2]) Engler bei Hehn 443.

[3]) Die Deutung von thirza (Is. 44, 14) auf ceratonia siliqua (bei Schegg 252) ist unsicher.

[4]) Schegg 205. Die Pluralform besamim kommt auch an anderen Stellen (z. B. Exodus 30, 23) vor, aber, wie es scheint, nur im allgemeinen Sinne von aromata.

tere werde in zwei Gärten gezogen. Daß hier mit dem „ſyriſchen Graben“ die Gegend von Jericho gemeint iſt, dürfte aus weiteren, allerdings viel ſpäteren Zeugniſſen erhellen, die ſich beibringen laſſen. Wir haben nämlich für die dortigen Kulturen drei Gewährsmänner aus dem Zeitalter des Auguſtus. Der eine davon iſt Diodor von Sicilien. An zwei Stellen ſeines großen hiſtoriſch-geographiſchen Sammelwerkes [1]) ſpricht er vom Jerichobalſam als einem paläſtiniſchen Monopolgewächs, mag er nun als vielgereiſter Forſcher die Pflanzungen ſelbſt geſehen haben oder die Nachricht darüber ſeiner oft benützten Quelle, der um 100 v. Chr. geſchriebenen Geographie des Artemidor, verdanken. Nach Diodor kommt der Geograph Strabo mit ſeiner Beſchreibung der „kreisförmigen, amphitheatraliſch ans Gebirge gelehnten Ebene“ von Jericho (p. 763), die es verdient, wörtlich mitgeteilt zu werden. „Da iſt der bekannte Palmenwald *(ὁ φοινικών)*, auch mit anderen Kulturbäumen vermiſcht, doch ſo, daß die Palme vorherrſcht; er iſt 100 Stadien (5 Stunden) lang und ganz mit Waſſeradern durchzogen *(διάρρυτος ἄπας)*. Da iſt ferner der berühmte Balſamgarten *(ὁ τοῦ βαλσάμου παράδεισος)*; das Gewächs iſt ſtrauchartig, ähnlich dem Strauchklee oder der Terebinthenſtaude, und hat würzigen Geruch; man ſchlitzt ſeine Rinde und fängt in untergehaltenen Gefäßen den Saft auf, der ausſieht wie geronnene Milch *(γλίσχρῳ γάλακτι παραπλήσιον)*. Er ſteht hoch im Preis, auch deshalb, weil er bloß an dieſem Platze gewonnen wird *(ἐνταῦθα μόνον γεννᾶται)*.“ Neben Strabo ſteht ſein Zeitgenoſſe, der Geſchichtſchreiber Trogus Pompejus. Dieſer ſchildert die Gegend von Jericho als eine Thalweitung, die von Bergwänden wie von einer Gartenmauer eingefaßt werde. Daſelbſt ſtehe ein Wald von Kulturbäumen, worin ein Palmenhain und eine Balſampflanzung ſich beſonders auszeichne [2]).

So haben wir alſo die Palmen- und Balſampflanzungen von Jericho für das bibliſche Zeitalter nachgewieſen. Dieſe judäiſche Oaſe war der Hauptſtandort für beide Kulturen, aber nicht der einzige, wenigſtens nicht für die Dattelpalme; der in der Landſchaft ſo charakteriſtiſch und dekorativ wirkende Baum iſt auch anderwärts nachgewieſen, zunächſt für drei Punkte in der weiteren Umgebung von Jericho: Archelais, Phaſaelis und Livias [3]). Die beiden erſten Orte lagen nordwärts von Jericho, ebenfalls im Jordanthale, und nahe bei einander; ihre Palmenhaine waren Schöpfungen der herodiſchen Epoche, angelegt auf früher

---

[1]) Biblioth. hist. 2, 48, 9; 19, 98, 4.

[2]) Palmeta et opobalsamo distinguitur bei Justin. hist. Philipp. 36, 3.

[3]) Plin. 13. 44: Jos., b. J. 2, 9, 1. Vgl. über dieſe drei Orte E. Schürer, Geſch. d. jüd. Volkes (1886) II, 116. 125. 376; über die Pflanzungen ſpeziell Ritter XIII, 813, XV, 457. 538. Th. Fiſcher, Die Dattelpalme (Gotha 1881), S. 13.

ödem und nun künstlich bewässertem Boden. Livias dagegen wurde dicht am jenseitigen Jordanufer auf altbewohnter Stätte von Herodes neugebaut, nach der Gemahlin des Kaisers Augustus benannt und mit einer Palmenpflanzung ausgestattet. Hier handelt es sich also um verhältnismäßig junge, dem Ende des biblischen Zeitalters angehörige Dattelkulturen; es gab aber außer der Gegend von Jericho noch ein uraltes Palmengebiet in dem schon oft genannten, für die Geschichte der Bodenkultur so wichtigen Thal Engaddi. Hier erscheint schon in der Genesis eine „Palmenstadt" (Asason-Thamar), die in einem jüngeren Buch der heiligen Schrift neuerdings genannt und ihrer Lage nach bestimmt wird [1]). Auch Josephus rühmt noch die Engaddipalme als besonders schönes Gewächs [2]). Und wenn derselbe Autor an einer anderen Stelle (b. J. 3, 10, 8) von Palmen am See Genesareth spricht, so dürfen wir diese Bestände unbedenklich auch für die biblische Zeit beanspruchen; gehörten sie doch ebenfalls, wie die bisher beschriebenen Dattelkulturen, dem Ghor an, dessen heißes Klima sich für diesen Baum vorzüglich eignete; denn die Dattelpalme verlangt, wenn sie reife Früchte tragen soll, eine Jahrestemperatur von 21—23 ° C. Allerdings werden in der Bibel auch dem centralen Westlande Palmen zugesprochen, wie jene bei Bethel, unter der in ältester Zeit Deborah zu Gericht saß [3]); aber das werden taube Bäume gewesen sein, keine Fruchtspender, sondern bloß landschaftliche Dekorationsstücke.

Nachdem wir biblische Palmenbestände auch außerhalb Jericho an verschiedenen Punkten des Landes nachgewiesen haben, entsteht die Frage, ob die Genossin der Jerichopalme, die Balsamstaude, ebenfalls an anderen Stellen Palästinas gepflegt worden ist. Die Zeugen, die für deren Kultur bei Jericho vorgeführt wurden, bezeichnen sie als dortige Monopolpflanze und stellen damit ihre weitere Verbreitung auf palästinischem Boden in Abrede. Allein das ist unrichtig; denn nach der Versicherung des Josephus (Ant. 9, 1, 2) stand auch in den Gärten des Engaddi neben der Palme das opobalsamum, und wenn eine alte Tradition recht hat, daß mit dem Balsam in der oben citierten Stelle des Hohenliedes eben ein Gewächs des Engaddithales gemeint ist, so wäre die Pflege der kostbaren Duftstaude in jener merkwürdigen Kulturschlucht ebenso uralt gewesen wie die der Dattelpalme. Nach Strabo (p. 755) ist ferner der Balsamstrauch an einer weiteren Stelle des syrischen Grabens gediehen, nämlich am See Genesareth. Man hat freilich gemeint, diese

[1]) 2 Paral. 20, 2 Asason-Thamar, quae est Engaddi.

[2]) Antiqu. 9, 1, 2: *γεννᾶται ἐν Ἐγγάδῃ φοίνιξ ὁ κάλλιστος.*

[3]) Et sedebat sub palma, quae nomine illius vocabatur, inter Rama et Bethel in monte Ephraim. Richt. 4, 5.

Behauptung beruhe nur auf einer Verwechslung mit Jericho[1]); allein es dürfte doch beachtenswert sein, daß der berühmte Forscher Burckhardt um 1810 bei Tiberias Balsamstauden gesehen haben will[2]).

Nur an den zwei oder drei genannten, in der großen Jordanspalte gelegenen Stellen ist während der biblischen Zeit die echte Balsamstaude gewachsen; ja, nach Strabo (p. 800) sollen die Juden eine weitere Verbreitung derselben absichtlich verhindert haben, um den Monopolpreis des Duftharzes auf seiner Höhe zu halten. Und so darf man denn auch aus dem „Balsam von Gilead", den nach der Genesis (37, 25) israelitische Kamele nach Aegypten brachten, nicht den Schluß ziehen, als ob die Balsamstaude auch in jener transjordanischen Landschaft kultiviert worden wäre; denn unter dem galaditischen „Balsam" ist eine andere Spezerei, wahrscheinlich das Mastix- oder Terebinthenharz, zu verstehen[3]).

Schließlich noch ein Wort über die Zeit, um welche die kostbare aromatische Balsamstaude in Palästina erschien, und über das Provenienzgebiet, aus dem sie importiert wurde. Josephus giebt darüber (Ant. 8, 6, 6) einen beachtenswerten Wink mit der Bemerkung, daß die arabische Königin von Saba die ersten Wurzelschößlinge des Duftstrauches dem König Salomo als Geschenk mitgebracht habe. In der That ist nach neueren Forschungen das Land jener Königin, nämlich das Küstengebiet von Südarabien, als ursprüngliche Heimat der Pflanze anzusehen und auch als die Heimat ihres Namens; denn sie heißt dort beshem[4]).

Endlich ist noch eine Staude zu nennen, die ein ausschließliches Kulturprodukt der Engaddigärten war, nämlich die im Hohenlied (1, 13; 4, 13) gepriesene „Cyperntraube" (botrus cypri, gopher). Gemeint ist die Hennapflanze (lawsonia inermis), ein mannshoher, immergrüner Strauch mit myrtenähnlichen Blättern und gelblich-weißen, äußerst wohlriechenden Blütentrauben. Sie wuchs auch in Aegypten, wo man den Absud ihrer Blätter zu kosmetischen Zwecken, nämlich zum Färben der Fingernägel, benützte[5]).

Nach der Betrachtung der ersten Kategorie der Gartenkultur, der Baumzucht, wenden wir uns nun zur zweiten, zum Gemüsebau.

Die Israeliten waren in Aegypten passionierte Gemüseesser geworden. Als sie sich in der Wüste, des Mannas überdrüssig, nach den ägyptischen Leckerbissen zurücksehnten, waren es fünf Gemüsepflanzen, die besonders

[1]) Ritter XV, 310.
[2]) Fonck S. 154, wo freilich Burckhardts Beobachtung bezweifelt wird.
[3]) Fonck 149 ff.
[4]) Ritter XIII, 143; Schrader, Reallexikon, S. 1011.
[5]) Buschan S. 163.

von ihnen vermißt wurden, nämlich Gurken, Melonen, dann Lauch, Zwiebel und Knoblauch[1]). Wir dürfen also annehmen, daß diese Lieblingsgemüse der Juden in ihren palästinischen Gärten auch eifrig kultiviert worden sind.

Eine so saftige und aromatische Frucht wie die ägyptische Gurke (cucumis chate) vermochte man in Palästina wohl nicht zu ziehen; dagegen waren für einen erfolgreichen Anbau der gewöhnlichen Gurke (cucumis sativa) die notwendigen Bedingungen, nämlich ein lockerer Boden und ein feuchter, warmer Herbst, im Lande genügend vorhanden. Man legte den Samen in die Furchen der abgeernteten Gerstenäcker, weshalb die Gurke eigentlich als eine Feldfrucht zu gelten hätte; indes blieb ihr Gartencharakter immerhin gewahrt, wenn auch nicht durch Mauern oder Zäune, so doch durch Wächterhütten, die auf den Gurkenfeldern standen[2]). Wenn die gegenwärtigen Anbaustellen dieser Gemüsepflanze einen Rückschluß auf die biblische Zeit gestatten, so müssen auch damals folgende Landschaften durch hervorstechende Gurkenkulturen charakterisiert gewesen sein: in Judäa die Umgebung von Jerusalem und das Engaddithal; in Samaria die Gegend von Sichem; in Galiläa das Genesarethufer und ganz besonders das nordwestlich vom Meromsee gelegene Kades, welches heutzutage mitten in ausgedehnten Gurkenfeldern liegt; endlich jenseits des Jordan die Belka bei Es Salt und die Flachzone des Haurân, also das alte Gilead und Basan[3]).

Unter den pepones (abattichim), nach denen die mosaischen Juden in der Wüste lechzten, ist wahrscheinlich die saftreiche Wassermelone (citrullus vulgaris) zu verstehen, die also nicht, wie man früher glaubte, erst während des Mittelalters in Westasien erschienen ist[4]). Heutzutage sind besonders die Wüstenebenen Saron und Sephela reich an Melonenkulturen. Aus den Gärten um Jaffa wird die Frucht in großen Quantitäten exportiert und wuchs, wenigstens noch vor 70 Jahren, in solchen Massen, daß man für einige Pfennige eine ganze Kameel-Last davon kaufen konnte. Diese Melone, die bis zu dreißig Pfund schwer wird, bietet in ganz Palästina vom Mai bis November ihren Saft als kühlendes Labsal und ihr Fleisch als dürftige Nahrung; die armen Leute haben dort zur Zeit, wo diese Frucht reift, kaum etwas anderes zu essen und zu trinken. Sie genießen die Melone meistens zum Brot in ganz rohem, oft sogar unreifem Zustande. Mit Rücksicht darauf könnte der vorwiegende Melonenbau demnach als Signatur einer armen Gegend aufgefaßt werden, etwa

---

[1]) In mentem nobis veniunt cucumeres et pepones, porrique et cepe et allia. Num. 11, 5.

[2]) Tugurium in cucumeraria Js. 1, 8.

[3]) Schegg S. 156; Ritter XV, 992. 1110. — [4]) Schrader bei Hehn 313.

nach Art unserer Kartoffeldistrikte, und deshalb, sowie aus dem Umstande, daß die Melone in der Bibel nur an der einzigen oben citierten Stelle erwähnt wird, glaubte man schließen zu sollen, daß dieselbe in der guten altbiblischen Zeit wenig kultiviert wurde und erst mit der zunehmenden Verarmung mehr und mehr in Gebrauch kam [1]).

Die drei anderen von den Israeliten in der Wüste ersehnten Gemüsepflanzen, Schnittlauch, Zwiebel und Knoblauch, werden unter dem botanischen Namen Allium zusammengefaßt und haben eine gemeinsame Eigenschaft, nämlich den beißenden Geschmack ihres scharfen, flüchtigen Oeles. Wir dürfen annehmen, daß die Juden, die in der Wüste nach dem ägyptischen Alliumgewürze geseufzt hatten, auch in Palästina große Verehrer und eifrige Pflanzer derselben blieben, wenn auch die heilige Schrift weiter nichts davon erwähnt. Eine Notiz bei Theophrast (7, 4) spricht von dem berühmten Zwiebelbau bei Askalon an der philistäischen Küste. Und nach einem späteren Berichte bei Ammianus Marcellinus (22,5), wo der Zug des Kaisers Mark Aurel durch Palästina erzählt wird, gewinnt es den Anschein, daß die streng riechenden Alliumgewürze bei den alten Israeliten eine ebenso beliebte Nationalkost bildeten, wie etwa die Zwiebel bei den alten Hellenen und heutigen Russen.

In den biblischen Gärten müssen wir uns ferner vier Pflanzen besehen, die dort als Spender von anregenden Gewürzen gepflegt wurden. Da ist zunächst der Kümmel, und zwar, wie aus einer Stelle bei Isaias (28, 27) hervorgeht, in zwei Sorten: Schwarz- und Kreuzkümmel. Zur selben Gattung gehört, wenigstens was die Verwendung als Gewürz betrifft, der unserem Anis verwandte Dill, weiter die auch von den römischen Bauern hochgeschätzte Minze und die strauchförmige Raute. Auf das biblische Gartenleben dieser vier Gewächse fällt ein merkwürdiges Licht in den Evangelien. Aus einem Worte des Heilandes nämlich, das die falsche, nur im kleinen sich bethätigende Gewissenhaftigkeit der Pharisäer geißelt (Matth. 23, 23; Luk. 11, 42), erfahren wir, daß jene vier Pflanzen versteuert wurden, daß sie also Kulturgewächse waren [2]). Ein anregendes Würzmittel liefert bekanntlich auch die Senfstaude. Sie muß in Palästina kultiviert worden sein, wie die evangelischen Gleichnisse vom Senfkörnlein beweisen. Dieses erscheint da zunächst als ein Kleinstes, dem große Kraft innewohnt, dann aber auch als ein Kleinstes, das groß und mächtig wird (Matth. 13, 31; Mark. 4, 31; Luk. 19, 13). In diesen Stellen schildert nämlich der Heiland, wie ein Mann das Senfkorn aussäet, entweder auf das Feld oder in seinen Garten. Es

---

[1]) Schegg 157.

[2]) Ausführlich handelt darüber mit Berufung auf den Talmud Schegg 160 ff.

wächst höher als alle Gemüsepflanzen, ja es wird zu einem förmlichen Baume, unter dessen Schatten die Vögel des Himmels flüchten. In der That finden sich gegenwärtig unter anderem am Tiberiassee wilde Senfstauden von einer solchen Höhe, daß sie Roß und Reiter überragen [1]). Es ist daher nicht notwendig, sich zur Erklärung der Senfparabel auf den „Senfbaum" zu berufen, der in ansehnlicher Größe an den heißen Felsufern des Toten Meeres gedeiht und traubenförmige Früchte mit aromatischem Senfgeschmack trägt [2]).

Nachdem wir nun die Baumkultur und Gemüsebeete der biblischen Gärten gemustert haben, schauen wir uns auch nach ihrem Blumenflor um. Damit ist es spärlich bestellt. Der Semite hatte im ganzen wenig Sinn für Gartenblumen, denn einesteils bot ihm die schon erwähnte, überaus reiche Wiesenflora dafür Ersatz, andererseits war ein solcher Schmuck viel zu hinfällig, da er den hohen Sommertemperaturen des Landes bald erlag. Und so erklärt es sich denn auch, daß im Hebräischen überhaupt nur vier oder fünf Blumennamen überliefert sind, und diese in vieldeutiger Unbestimmtheit. Die Mehrzahl findet sich wiederum im Hohenliede, diesem schon oft citierten Pflanzenbuch der heiligen Schrift.

Die erste dieser biblischen Blumen ist die Lilie (schôschan). Mit einer „Lilie der Thäler" und einer „Lilie zwischen Dornen" vergleicht sich (2, 1) die Braut. Und vom Bräutigam heißt es (6, 1 f.): Pascitur inter lilia. Diese „Lilie" wird freilich sehr verschieden gedeutet. Einige Forscher verstehen darunter die farbige Feuerlilie (lilium chalcedonicum), andere die glockenförmige Kaiserkrone (fritillaria imperialis), wieder andere die rote Anemone (anemone coronaria); am ehesten aber dürften jene recht haben, die das biblische schôschan als unsere weiße Lilie (lilium candidum) betrachten [3]). Nach den beiden eben angeführten Schriftstellen ist sie, wie heute noch, sowohl kultiviert in Gärten, als wild im Freien gewachsen; zur letzteren Gattung gehören auch die evangelischen „Lilien des Feldes" [4]).

Dieselben beiden Standorte hatte, wie gegenwärtig, auch in biblischer Zeit die gewöhnlich blaue, oft auch goldig weiße Safranblume (crocus sativus); sie blühte unter dem Namen karkam in Gärten und auf Wiesen [5]).

---

[1]) Furrer 371. — [2]) Ritter XV, 506.

[3]) Dafür treten ein Schegg S. 199 und Fonck, der (S. 53–76) die Frage besonders gründlich erörtert. — [4]) τὰ κρίνα τοῦ ἀγροῦ. Matth. 6, 28; Luk. 12, 27.

[5]) Cant. 4, 14; Schegg 201.

Im Alten Teſtament erſcheint auch zweimal eine Blume chabasseleth (Cant. 2, 1; Iſ. 35, 1). Die Vulgata überſetzt ſie beidemale mit lilium, während neuere Forſcher in ihr entweder eine Narziſſe oder eine Colchicumart, ähnlich unſerer Herbſtzeitloſe (colchicum autumnale)[1]) ſehen. Von der letzteren Blume ſind wir keine Freunde, ſo ſchön ſie ſein mag, weil ſie den Todesſchlaf der Natur ankündigt. Im Orient dagegen, wo das Colchicum nach dem Herbſtregen aufſproßt, wird es ſo freudig begrüßt wie unſer erſtes Frühlingsveilchen. Dieſe Herbſtzeitloſe wuchs natürlich wild auf Wieſen; wenn wir ſie hier unter die Gartenpflanzen einreihen, ſo geſchieht es in der Vorausſetzung, daß der israelitiſche Blumenfreund dieſen Liebling vielleicht eben ſo gern im Garten hatte, wie unſer Bauer ſeinen Veilchenſtock.

Schließlich ſuchen wir beim Beſuch der bibliſchen Gärten auch nach der Roſe, aber für die ältere Zeit vergebens. In Bezug auf ſie hat Viktor Hehn (S. 245) den wohlbegründeten Satz niedergeſchrieben: „Die edle Gartenroſe war den Griechen früher bekannt als den Hebräern und iſt ſomit keine ſemitiſche Kulturpflanze.“ Sie darf alſo auch nicht, wie es geſchehen iſt, durch falſche Ueberſetzung in die Phantaſiegärten des Hohenliedes hineingeſchmuggelt werden. Erſt in dem viel ſpäter (um 230 v. Chr.) in Aegypten herausgegebenen und griechiſch geſchriebenen „Buche der Weisheit“ wird der echten Roſe *(ῥόδον)* mehrmals gedacht. Zu jener Zeit war ſie offenbar aus dem griechiſchen in den ägyptiſchen Kulturkreis eingedrungen und von da aus auch in die nachexiliſchen Gärten Paläſtinas gelangt.

3. Die bibliſche Tierwelt.

Der geographiſchen Wiſſenſchaft obliegt es, nicht bloß die Pflanzenwelt der zu beſchreibenden Erdräume ins Auge zu faſſen, ſondern auch das Tierleben derſelben, natürlich nicht in dem Umfange wie die Zoologie, ſondern mit Einſchränkung auf die für den betreffenden Erdraum charakteriſtiſchen Tierformen. Und ſo muß auch der hiſtoriſche Geograph neben der Flora auch die Fauna der geſchichtlichen Zeiten berückſichtigen, ſowohl die wilde im Zuſammenhang mit dem Wildland, als auch die zahme oder Haustierfauna im Zuſammenhang mit dem Kulturlande, beide inſoweit, als ſie durch ſpezifiſches Vorkommen oder maſſenhaftes Auftreten ein Charakteriſtikum des Landes bilden, namentlich aber inſofern, als einzelne Tierformen während der hiſtoriſchen Zeiten aus einem Lande verſchwunden oder in demſelben erſchienen ſind. Dieſer wiſſenſchaftlichen

[1]) Furrer 12; Fonck 56; Buhl 56; Schegg 202.

Aufgabe wollen wir also auch hier gerecht werden, indem wir zunächst die wilde und dann die zahme Tierwelt im biblischen Palästina darstellen.

Was zunächst die wilden Säugetiere Palästinas betrifft, so läßt sich in diesem Ländchen ein für die Wissenschaft interessantes Zusammengrenzen mehrerer Faunengebiete beobachten, wie es auf so engem Raume sonst nirgends wahrzunehmen ist[1]). In Südpalästina dominieren die Formen des „äthiopischen" Tierreiches, wozu auch Aegypten und die Sinaihalbinsel gehört; in Nordpalästina herrscht die „paläarktische" Tierwelt. Die Grenze zwischen beiden läuft dem Südfuß des Karmelrückens entlang nach Südost und dann in nordöstlicher Richtung zum Südende des Tiberiassees, natürlich nicht als so scharf scheidende Linie, daß nicht einzelne Tiere über sie hinüberwechseln könnten. In diese zwei Faunengebiete spielt aber von Osten her noch die „ostindische" Region herein, wozu auch die Euphratländer gehören[2]). Bei der Beschreibung der in der Bibel vorkommenden Säugetiere werden wir uns zwar nicht geradezu an diese drei tiergeographischen Kategorieen halten, aber doch vielfach darauf Bezug nehmen.

Vom palästinischen Löwen ist es ungewiß, ob er der indisch-mesopotamischen oder der äthiopisch-afrikanischen Art angehört hat. Er ist nämlich seit neuerer Zeit aus Palästina verschwunden, muß aber im Altertum dort häufig gewesen sein; denn in der h. Schrift wird er etwa 130 mal genannt und mit nicht weniger als sieben Namen belegt, die teils die verschiedenen Altersstufen des Tieres bezeichnen, teils sein feuriges Wesen, seine Stärke, sein schreckhaftes Gebrüll, seinen stolzen Gang malen[3]). Besonders gern hauste der Löwe in den schwülen Dickichten am Jordan, aus denen ihn Jeremias (49, 19) einmal heraufsteigen läßt.

Dieselben Jordandschungeln waren auch der Lieblingsaufenthalt des Panthers (felis pardus, namer der Bibel), dessen gesflecktes Fell wiederum Jeremias erwähnt[4]). Jetzt tauchen noch seltene Exemplare am Toten Meere und in Gilead auf.

Die kälteren und dichteren Waldbestände des Gebirgslandes dagegen durchstreifte der Bär, der „Leisetreter" (dub), wie er in der Bibel treffend heißt, der gefürchtete Bedränger der Herden; ist er doch stark genug, um ein ganzes Rind wegzuschleppen. Besonders häufig war dieser

---

[1]) Vgl. A. Nehring, Die geographische Verbreitung der Säugetiere in Palästina und Syrien. Globus 1902, Nr. 20 (S. 309/14).

[2]) Ueber diese Faunengebiete vgl. A. Kirchhoff, Pflanzen- und Tierverbreitung, S. 124.

[3]) Aufgezählt bei Schegg 110.

[4]) Si mutare potest pardus varietates suas (13, 23).

Räuber in Galiläa, wo er noch vorkommt, aber auch für Judäa wird er in der h. Schrift zweimal bezeugt, einmal im ersten Buch der Könige (17, 34), wo David dem Saul gegenüber sich rühmt, daß er als Hirte einen Bären erwürgte[1]), der ihm Widder davontragen wollte, und wieder im vierten Buche der Könige (2, 24), wo zwei Bären aus einer Waldschlucht hervorbrechen, um die 42 Knaben zu zerreißen, die den Propheten Elisäus verspotteten.

Viel häufiger und für die palästinischen Herden viel gefährlicher als der Bär war aber der Wolf, wie schon aus seiner Verwendung in so manchen evangelischen Parabeln hervorgeht. Auch in Gleichnissen des Alten Testamentes kommt der Wolf vor, und zwar als Repräsentant von kriegerischen und räuberischen Völkerstämmen[2]). Auf die Erbitterung der Israeliten gegen dieses Raubtier deutet auch sein hebräischer Name zeéb, der „Verjagte" oder „Verscheuchte", weil er allenthalben eifrig verfolgt wurde[3]). Der Wolf Palästinas ist indes bedeutend kleiner als der europäische und zeigt den zierlicheren ostindischen Typus.

Zwei miteinander verwandte Tierformen, der Fuchs und Schakal, werden in der Bibel mit demselben Namen (schual) bezeichnet, obwohl sie in ihren Lebensäußerungen verschieden sind. Der schweigsame Fuchs lebt bekanntlich paarweise in unterirdischen Bauen; gebrandmarkt wird er im Hohen Liede (2, 15) als ein Weinbergverwüster. Der Schakal dagegen hauste in Ruinen: vom „Schual in Trümmerhaufen" spricht Ezechiel (13, 4). Er durchzieht in Rudeln das Land, um Felder zu verderben — Samsons „Füchse" waren ohne Zweifel Schakale — und beunruhigt die Nächte mit seinem dünnen, langgezogenen, dem Kinderweinen ähnlichen Geheul.

Ob auch die gegenwärtig in Palästina verbreitete und näher mit der asiatischen als afrikanischen Form verwandte Hyäne schon in alter Zeit die dortige Landschaft verunstaltete, läßt sich nicht sicher feststellen. Manche Gelehrte entscheiden sich für deren Anwesenheit im biblischen Land unter Berufung auf die „Hyänenstadt" und das „Hyänenthal" (seboim) in der Nähe von Jerusalem[4]), wogegen andere das diesen Namen zu Grunde liegende Wort sabua mit „farbiger Vogel" übersetzen[5]).

Allenthalben durchwühlte das Wildschwein den Sumpfwald, zerstampfte aber auch die Weingärten. „Ein Eber aus dem Walde hat

---

[1]) Schon Plinius (8, 130) weiß, daß der Kopf am Bären das schwächste ist, und daß er also durch einen geschickten Faust- oder Stockschlag leicht zu töten ist.

[2]) Gen. 49, 27; Habakuk 1, 8.

[3]) Schegg S. 112.

[4]) Kirchhoff, Palästinakunde (1898), S. 9. — [5]) Schegg 113.

den Weinberg verwüstet, ein einsames Wildschwein hat ihn abgeweidet", heißt es in den Psalmen (79, 14). Sogar in der Steppe hält sich das Wildschwein auf, wo die Wurzeln der Steppenpflanzen seine Nahrung bilden.

Steppenartige Strecken belebte in Rudeln der wilde Esel, der gegenwärtig erst ostwärts von Palästina angetroffen wird.

Fraglich ist, welche Bewandtnis es hat mit dem rätselhaften wilden und gefährlichen reem, der an zwei Stellen des Alten Testamentes (Ps. 21, 22 u. 39, 9) genannt und in der Vulgata das eine Mal mit dem fabelhaften „Einhorn", das andere Mal mit „Rhinozeros" übersetzt wird. Der Büffel, wie man früher meinte, kann es nicht gewesen sein, da dieser erst seit Beginn des Mittelalters in Palästina erschienen ist[1]). Andere denken an den Wisent, einen wilden Stier mit starker, zottiger Mähne und bärtigem Kinn, dem man auf dem altgriechischen und besonders altdeutschen Boden begegnet, der aber auch in den Schlammwäldern des Kaukasus hauste und somit in die sumpfigen Marschen am galiläischen Meromsee gelangt sein könnte[2]).

Ob auch ein anderes Ungetüm, das Nilpferd, im heiligen Lande heimisch war, steht ebenfalls in Frage. Es wird allerdings angenommen, daß die prachtvolle Schilderung des behemoth bei Job (40, 10—19) sich auf den Hippopotamus bezieht[3]). In dieser Beschreibung kommen zwei Züge vor, die dafür sprechen, daß dieser Tierkoloß wirklich einst auch im Ghor gehaust hat. Einmal nämlich weidet er Kräuter ab (V. 15), was er auch am Nil zu thun pflegte, und das andere Mal läßt sich der dürstende behemoth „den Jordanstrom in das Maul rinnen" (influit Jordanis in os ejus, Ps. 18).

Wir müssen uns nun das biblische Jagdwild besehen. Vor allem erfreuten den Jäger zwei Hirscharten, der jetzt in Palästina ausgerottete Edelhirsch (ajjal) und der noch vereinzelt vorkommende Damhirsch (jachmûr), ferner die Gazelle, im Hebräischen zebi (die Zierliche) genannt. Diese gazella dorcas ist heutzutage das einzige größere Wild in Südpalästina, das man wirklich häufig trifft. Wenn die Gazelle, unserem Reh vergleichbar, mehr im flachen Gelände äste, so war der Steinbock oder die Wildziege (jaêl, ibex sinaiticus) ein Gebirgsbewohner. Auf „hohen Bergen" zeigt ihn nach dem hebräischen Text der herrliche Naturpsalm 103, 18, und im ersten Buche der Könige (24, 3) werden in der Wüste Engaddi am Westufer des Toten Meeres steile

---

[1]) Vgl. unten im 3. Abschnitt.

[2]) O. Keller, Tiere des klassischen Altertums (Innsbruck 1887), S. 56—63.

[3]) O. Keller S. 202.

Felshöhen genannt, die „bloß den Steinböcken zugänglich sind“. Diese Kletterer kommen ebenda auch heute noch vor. Nicht zu vergessen ist auch ein anderer Liebhaber des Felsgeklüftes, der Klippdachs (hyrax syriacus), ein kaninchenähnliches Tier mit weichem, feinem Pelz und großen, dunklen Augen, das außer Afrika nur in Palästina und am Sinai vorkommt. Die h. Schrift erwähnt ihn ein paarmal als Felsensiedler unter dem Namen schaphan [1]), woraus allerdings die Vulgata das eine Mal einen Igel (herinacius), das andere Mal einen Hasen macht. Für den Igel würde ein steiniger Wohnplatz am Ende passen, weniger für den Hasen. Dieser kam übrigens in Palästina häufig vor und konnte sich dort ungestört seines Lebens freuen, wenigstens so lange bloß Juden im Lande wohnten; diesen war nämlich sein delikates Fleisch verboten (Lev. 11, 6), wie es ja auch der orthodoxe Türke nicht ißt.

Von den Nagetieren sei hier der Wühlmäuse (Arvicoliden) gedacht, die nach mehreren Andeutungen der Bibel [2]) manchmal als wahre Landplage auftraten. Sehr häufig ist heute noch die gemeine Feldmaus (arvicola arvalis), desgleichen die Blindmaus und im Bezirk des Toten Meeres die Stachelmaus, die auf dem Rücken statt der Haare Stacheln trägt wie ein Igel. Dagegen wird der Maulwurf, dieser sonst so nützliche und nur durch das Aufwerfen von Erdhaufen belästigende Wühler, im alten Palästina ebenso wie im neuen gänzlich gefehlt haben.

Zu den Vögeln übergehend, lassen wir über die gegenwärtigen Verhältnisse einen guten Kenner des Landes sprechen, welcher sagt: „Wenn der Palästinapilger die wald- und schluchtenreiche Gebirgslandschaft Galiläa durchwandert, wird er von der zahllosen, sich frei und lustig bewegenden Vogelwelt in freudiges Staunen versetzt [3]). Das früher noch stärker bewaldete Galiläa mag in alter Zeit noch mehr gefiederte Sänger beherbergt haben. Die h. Schrift läßt aber in ihren zahlreichen ornithologischen Bildern ganz Palästina als vogelreich erscheinen. Greifen wir die am meisten charakteristischen Gestalten unter diesen geflügelten Landbewohnern heraus!

Der Adler wird in der Bibel 28 mal genannt. Wie heute, sind wohl auch in alter Zeit die drei Arten Königs-, Stein- und Geieradler vorhanden gewesen. Ferner kommen drei Falken vor und zwei Geierarten, der Lämmergeier als peres, d. h. „Zerbrecher“, weil Markknochen seine Leckerbissen sind, und der Aasgeier, der aber nur im Sommer aus Aegypten herüberkommt. Ihn meint der Heiland mit den Worten: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler“ (Matth. 24, 28).

[1]) Ps. 103, 18; Sprüchw. 30, 26.

[2]) Z. B. 1. Kön. 6, 5, wo die Rede ist von mures, qui demoliti sunt terram. — [3]) Schegg S. 116.

In den Schlupfwinkeln des Karmel, in den Schluchten am See Geneſareth und in den Ruinen und Waldgebüſchen am Jordan iſt gegenwärtig die Eule ein nicht bloß unheimlicher, ſondern wegen ſeiner Raubluſt auch gefürchteter Gaſt. Nachdem die h. Schrift drei verſchiedene Arten derſelben anführt[1]), iſt ſie jedenfalls auch in früherer Zeit nicht ſeltener geweſen.

Dagegen gehört der durch die Poeſie des Buches Job (39, 13 ff.) verherrlichte Strauß nicht mehr zur heutigen paläſtiniſchen Fauna weſtlich vom Jordan, obwohl dieſer „Wüſtenbewohner" (bath hajjanah), wie er im Hebräiſchen hieß, dort von jeher geeignete Plätze für ſich finden konnte, ſondern nur in die ſüdlichen Teile des oſtjordaniſchen Landes verliert ſich manchmal von der ſyriſch-arabiſchen Grenze her ein vereinzeltes Exemplar.

Von den Vögeln, die im Sumpf und Waſſer leben, fanden ſich im heiligen Lande dieſelben Gattungen wie in Aegypten, wenn auch natürlich nicht in ſolchen Maſſen wie auf dieſer waſſerreichen Niloaſe. Der Jordan und der See Geneſareth waren ihre Domänen. Hier flatterten ganze Scharen von Seeraben und Pelikanen. Der letztere Schwimmvogel heißt einmal (Pſ. 101, 7) pelecanus solitudinis, weil er gern an einſamen Felsufern auf Fiſche lauert. An ſumpfigen Stellen, die ſich nicht nur im Ghor, ſondern ſporadiſch auch im inneren Lande vorfinden, ſtolzierte der Storch, der „Liebreiche" (chasida), den Jeremias (8, 7) unter den Zugvögeln aufzählt und von dem der Pſalmiſt (103, 17) behauptet, er niſte auf Cypreſſen. Erwähnt ſei hier auch noch das ſchöne Purpurhuhn, das am Nil unter den zahlloſen anderen Waſſervögeln mehr verſchwindet, in den ſumpfigen Niederungen Paläſtinas aber eher auffällt[2]). Eine bibliſche Bezeugung desſelben vermag ich übrigens nicht beizubringen.

Wer die Berichte von naturkundigen Paläſtinafahrern der Gegenwart lieſt, ſtaunt über die Maſſe von Rebhühnern, deren Ruf überall ertönt. Einer von dieſen Beobachtern hat ſogar das Bild des Rebhuhns als eines paläſtiniſchen Charaktervogels in ſein Reiſewerk aufgenommen[3]). Die Juden des Altertums kannten dieſes Federwild ebenfalls und nannten es den „Schreier" (quore), wohl deshalb, weil es ſich auch damals überall hören ließ.

Von beſonderer Bedeutung iſt in Paläſtina das Geſchlecht der Tauben, wovon uns hier nur die im Freien lebenden beſchäftigen. Zu Myriaden werden ſie, wie gegenwärtig, im weſtjordaniſchen Lande

---

[1]) Schegg S. 119. — [2]) Schegg 120.

[3]) K. Furrer, Wanderungen durch das h. Land, S. 243.

geniſtet haben; bekamen doch einzelne Thäler von ihnen den Namen, ſo das „Taubenthal", das von Weſten her in den See Geneſareth mündet. Im Ghor werden heute noch Tauben in Maſſe angetroffen; auch über das Tote Meer fliegen ſie. Ebenſo iſt das Oſtland taubenreich. Sonſt öde Gegenden werden dort von Taubenflügen belebt, darunter eine beſonders große, blauſchimmernde Art, die große Holztaube (columba palumbus), während eine andere Spezies als die Feldtaube (c. livia) bezeichnet wird, nach dem Hohen Lied (2, 14) aber gern in Felsklüften hauſt. Beide ſind paläſtiniſche Standvögel, nur daß ſie im Frühjahr aus den wärmeren ſüdlichen Teilen des Landes nach dem Norden, beſonders nach Galiläa ziehen. Als echter Wandervogel erweiſt ſich dagegen eine dritte Gattung, die Turteltaube, die den Winter in Aegypten, den Sommer in Paläſtina verlebt[1]).

Das ganz kleine Vögelvolk ſodann wird in der h. Schrift unter dem Sammelnamen Sippor (das „Zwitſchernde") zuſammengefaßt. Das ſind alſo die Schwalben, die in den Häuſern niſteten (Pſ. 83, 4), und die Spatzen oder Sperlinge, deren man nach dem Evangelium (Matth. 10, 2) zwei um δύο ἀσσάρια kaufte; denn die Juden fingen und aßen ſie damals, wie heute noch die Italiener. Unter dem einſamen Dachſperling des Pſalmiſten jedoch verſteht ein landeskundiger Exeget die blaue Droſſel, einen tiefſinnigen Vogel, den man auch den „Einſiedler" nennt[2]).

An die geflügelten Geſchöpfe der Luft reihen wir die Bewohner der Waſſerwelt, die Fiſche. Sie bildeten neben dem Brot das Hauptnahrungsmittel der alten Zeit, wie ſich ſchon aus dem evangeliſchen Vermehrungswunder ergiebt. Der berühmteſte Fiſchbehälter war das Galiläiſche Meer, beſonders in ſeinem nördlichen Teile; derſelbe iſt noch heute fiſchreich. Von den fünf zumeiſt gegeſſenen Arten in dieſem Gewäſſer gilt gegenwärtig chromis nilotica, eine Karpfengattung, als die beſte[3]). Vielleicht hat ſie ſich ſchon unter dem reichen Fiſchfang des h. Petrus befunden.

Das heilige Land kannte ferner auch Krokodile. Bei Strabo (p. 758) und Plinius (5, 75) iſt die Rede von einem „Krokodilfluß" und einer „Krokodilſtadt". Beide lagen in dem Waldbezirk der Küſtenebene Saron, nördlich von Cäſarea. Die Stadt war zur Zeit des Plinius ſchon verſchwunden. Der Krokodilfluß iſt aber wohl der dortige

---

[1]) Schegg 100.

[2]) Passer solitarius in tecto, Pſ. 101, 8. Vgl. Schegg S. 121.

[3]) A. Frei, Beobachtungen am See Geneſareth. Zeitſchr. d. Deutſchen Paläſtinavereins IX, S. 81—145.

Nar-es-serka, in dem sich nach neuen Reiseberichten immer noch eine kleine Gattung dieser Saurier aufhält [1]).

Den Lurchen oder Amphibien, wozu die Krokodile gehören, sind die Reptilien verwandt, von denen Palästina manche eigentümliche Formen beherbergt. Es mag genügen, deren zwei namhaft zu machen. An Wüstenpfaden lauerte eine böse Otter, im Hebräischen sepha, in der Vulgata regulus genannt, die größte und schönste Schlange des heiligen Landes, ebenso die gelblich-graue, vom Wüstensande kaum zu unterscheidende Hornviper (cerastes), die ihren Namen von zwei dornartigen Fühlhörnern hat [2]). Der Stich von beiden ist tödlich.

Schließlich mögen auch noch aus der Insektenwelt zwei Repräsentanten vorgeführt werden, die für das biblische Land charakteristisch waren, die Biene und die Heuschrecke. Die Biene (deborah in der Bibel) mußte sich durch den ungewöhnlichen Blütenreichtum von Palästina außerordentlich angelockt fühlen. In der That glich das heilige Land einem summenden Bienenhaus. Die in den zahllosen Klüften und Spalten des Kalkgebirges hausenden wilden Bienen überschwärmten alle Blumengefilde. So erklärt sich das biblische Lob von dem Lande, „wo Milch und Honig fließt“ [3]). Wir finden deshalb auch das Produkt der Bienen als eine Spezialität Palästinas verzeichnet. Honig befand sich schon unter den Geschenken, die der Patriarch Jakob für den ägyptischen Statthalter aus den Erzeugnissen des heiligen Landes auswählte (Genes. 43, 11), und bei Ezechiel (27, 17) wird er unter den fünf hervorragenden israelitischen Handelsartikeln aufgeführt. Und das war lauter Wildhonig; denn das Einfangen und Züchten der Bienen in Körben oder Töpfen scheint erst in spätbiblischen Zeiten üblich geworden zu sein. Daß es aber zur Zeit Christi Hausbienen gab, schließt man aus der evangelischen Erzählung über Johannes den Täufer, von dem es heißt, daß er „wilden Honig“ (*μέλι ἄγριον*, Matth. 3, 4) genoß, was bereits auf das Vorhandensein auch einer anderen Honigart, also auf Bienenzucht zu deuten scheint.

Als Landplage Palästinas trat schon in alter Zeit die Heuschrecke auf. Es war die Wanderheuschrecke (oedipoda migratoria), die aus Aegypten und Arabien kam, wie es heute noch der Fall ist. In weit ausgedehnten und dichtgedrängten Schwärmen fliegen diese furchtbaren Insekten geräuschlos durch die Luft, im Sonnenschein wie Schneeflocken glänzend. Wenn sie sich auf einer Kulturstrecke niederlassen, gleicht das Schwirren der Millionen Flügel einem prasselnden Hagelschauer. Auch

[1]) Schegg S. 23. F. Buhl, Geographie des alten Palästina (1896), S. 105. Ritter hatte (Erdkunde XVI, 589) diese Thatsache noch bezweifelt.

[2]) Schegg 126.

[3]) Nach Buhl (S. 57) wäre damit freilich „Traubenhonig“ (dibs) gemeint.

die Wirkung ist dieselbe. In einer Minute ist alles kahl gefressen, kein Blatt, kein Halm mehr vorhanden. Die Bibel hat für diesen greulichen Verwüster nicht weniger als neun Namen, die von der hüpfenden Bewegung oder dem schwirrenden Flug, zumeist aber von der vernichtenden Freßgier desselben hergenommen sind [1]). Diese neunfache Benennung beweist die traurige Popularität der Heuschrecke im biblischen Altertum. Alle Welt kannte sie, weil sie sich nur zu oft sehen ließ. Merkwürdigerweise aber ist gerade sie allein unter allen Kriechtieren, den geflügelten und ungeflügelten, durch das mosaische Gesetz als rein und somit genießbar erklärt worden (Lev. 11, 20).

Der h. Johannes der Täufer hat von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht; denn auf seiner überaus kargen Speisekarte (Matth. 3, 4) stehen neben Waldhonig nur noch die locustae. Allerdings wollten ascetische Pilger des Mittelalters, wie Jakobus Vitriakus, dem Heiligen selbst diesen bescheidenen Fleischgenuß nicht gönnen und machten aus locustae eine Salatpflanze (langustae), die in der Gegend wuchs, wo der Vorläufer Christi lebte [2]). Aber derselbe fränkische Autor des zwölften Jahrhunderts bemerkt, daß die Eingeborenen die Heuschrecken sammelten, aufspeicherten und in konserviertem Zustand genossen. Diese Nachricht kann um so weniger bezweifelt werden, als heute noch bei den Beduinen jenseits des Jordan und in einzelnen armen Gegenden Arabiens die Heuschrecken als Volksnahrung gelten. Man hebt sie in Säcken auf, kocht sie in Salzwasser und röstet sie mit Zucker und Gewürz. Der englische Reisende Tristram hat ein solches Heuschreckengericht very good gefunden. Es dürfte demnach dieses geflügelte Insekt auch schon in biblischen Zeiten eine Speise der Armen gebildet haben, so daß der Fall bei dem Täufer nicht vereinzelt dastünde.

Nun sollen auch noch die Haustiere Palästinas zur Darstellung kommen. Unter diesen verstehen wir jene Tiere, „die der Mensch in seine Pflege genommen hat, die sich hier regelmäßig fortpflanzen und so eine Reihe erworbener Eigentümlichkeiten auf ihre Nachkommen übertragen“ [3]). Man muß demnach wohl unterscheiden zwischen Domestikation und bloßer Zähmung, bei welch letzterer es keine regelmäßige Fortpflanzung und keinen Qualitätenwechsel giebt.

Als Haustiere im engsten Sinne des Wortes dürfen Hund und Katze gelten, weil sie mit dem Menschen unter ein und demselben Dache zu leben pflegen. Was nun zunächst die Hauskatze betrifft, so ist es

[1]) Schegg 109. — [2]) Jacobus Vitr., historia Hierosol. ed. Bongars. I, 1075.
[3]) Vgl. E. Hahn, Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen (1896), S. 1 ff.; A. Kirchhoff, Pflanzen- und Tierverbreitung, S. 57 ff.

eine zwar unbegreifliche, aber kaum zu bestreitende Thatsache, daß dieses Tier ein paar Jahrtausende lang in hermetischer Abgeschlossenheit das geheimnisvolle Aegypterland bewohnte und während des ganzen Altertums weder in Asien noch in Griechenland und Italien eingedrungen ist [1]). Die Hauskatze muß also auch im biblischen Palästina vollständig gefehlt haben.

Auffallend selten ist in der h. Schrift auch vom Hund die Rede, und wo es geschieht, lauten die Stellen für unser Lieblingstier nicht gar günstig. Das Hündchen im Buche Tobias (6, 1), das seinen Herrn auf der Reise begleitet, erinnert allerdings an unsere Art der Hundehaltung, aber man darf nicht vergessen, daß die Geschichte des Tobias sich in Persien abspielt, also im Gebiet der Zendreligion, die den Hund außerordentlich hoch stellte. Dann kommen die „Hündlein" im Evangelium (Matth. 15, 27), die nach den Brosamen vom Tische des Herrn schnappen. Aber diese Stelle spricht kaum für eine besondere Wertschätzung des Hundes im altjüdischen Hause. Noch schlimmer lautet ein Psalmvers (58, 7), wo von Hunden gesprochen wird, die unter tags frei im Felde schweifen, um abends hungernd und beutegierig in die Stadt zurückzukehren. Danach scheint es, daß im biblischen Palästina diese für unrein gehaltenen Tiere schon dieselbe traurige Rolle spielten, wie gegenwärtig im ganzen islamitischen Orient, wo der Hund, nicht gepflegt, sondern bloß geduldet, herrenlos in den Straßen herumlungern und sie von Unrat säubern muß.

Als unreines Tier hat bei den alten Israeliten auch das Schwein gegolten, ist aber trotzdem gezüchtet worden, natürlich noch nicht von den Patriarchen mit ihrem nomadischen Haushalt, in welchem das Schwein nirgends vorkommt, wohl aber von den späteren seßhaften Juden. Diesen war allerdings der Genuß des Schweinefleisches strengstens verboten, aber nicht der Verbrauch der Borsten und auch nicht der Schweinehandel, der namentlich in der hellenistischen und römischen Epoche geblüht haben wird. Die Schweineherde der Gerasener bei Matthäus (8, 30) kann also nichts Auffallendes haben. Dort an der Ostseite des Genesarethsees mochten sie geeignete Weideplätze finden, ebenso in niederen, feuchten und sumpfigen Gegenden am Jordan, ferner in Galiläa, auf der Ebene von Esdrelon im Süden dieser Landschaft und an der Meeresküste.

Eine ungleich größere Bedeutung als das Schwein hatte unter dem Kleinvieh des biblischen Haushaltes das Schaf. Wenn auch von der

---

[1]) Vgl. V. Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere S. 447—459; Hahn, Haustiere, S. 243 ff.; O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde S. 412 ff.

fetten und zum Genuß wenig geeigneten Schafmilch in der heiligen Schrift nirgends die Rede ist, so kamen umsomehr das Fleisch und die Wolle in Betracht, und zwar für ersteres besonders die noch jetzt überall im Orient gezüchtete Fettschwanzrasse, für letztere das unansehnliche, aber feinwollige Beduinenschaf. So wimmelte es in ganz Palästina von Schafherden, sowohl im Westland, wo die Gegend am Karmel und um Hebron besonders hervorzuheben sind, und namentlich auch im ostjordanischen Gebiete. Hier waren einzelne Landschaften außerordentlich schafreich. So hatte der moabitische König Mesa jährlich 100 000 Lämmer und die Wolle von 100000 Widdern an das Reich Israel als Tribut zu liefern (2 Kön. 3, 4). Ferner sind die in der heiligen Schrift oft erwähnten „Widder Basans" auf den schönen Weiden jenseits des Jordans zu suchen. Uebrigens bedurften die gegen die Witterung sehr empfindlichen Schafe einer sorgsamen Pflege. Man mußte sie in ummauerten Pferchen, in Höhlen, Zelten oder Stallungen gegen die heftigen Winterstürme schützen, so daß die Schafherden nicht bloß einen wertvollen, sondern auch ziemlich kostspieligen Besitz darstellten.

Das ist auch der Grund, warum in den späteren Zeiten der Verödung und Verarmung Palästinas bis auf die Gegenwart herab die Schafzucht zurückgegangen ist zu Gunsten der genügsamen und wetterfesten Ziege, die für das gebirgige Land überhaupt wie geschaffen war. Indes wurde sie auch in alter Zeit von den Israeliten schon stark gezüchtet, weniger wegen Fleisch und Haut, als wegen der Milch und deren Verwertung. Die Ziegenmilch fand so allgemeine Verbreitung, daß die Kuhmilch dagegen zurücktrat.

Von dem Rinde wurde zumeist das Fleisch verwendet, und zwar beim gottesdienstlichen Opfer, wozu unter den Säugetieren neben Schaf und Ziege nur noch dieses Haustier sich eignete. Daß Rindfleisch oder wenigstens Kalbfleisch auch in Privathäusern heimisch war, erhellt schon aus der Parabel vom verlorenen Sohn, wo der Vater zum Freudenmahl das „gemästete Kalb" schlachten läßt (Mark. 15, 23). Es wurden also zum Hausgebrauche auch Rinder im Stalle gefüttert, während sie in der Regel auf freier Weide lebten[1]). Hier wuchsen sie auch heran zu ihrem Hauptberufe, dem des Zugtieres auf Feld und Straße. Die schönsten Exemplare beherbergten wiederum die oben erwähnten transjordanischen Weideplätze, wo besonders die berühmten „Stiere von Basan" sich tummelten. Eine jetzt verschwundene Abart des Rindes, der Buckelochs (Zebu), so genannt von dem fetten Höcker zwischen seinen

[1]) Der Unterschied von Mast- und Weideochsen (boves pingues et pascuales) ist auch schon 3 Kön. 4, 23 bezeugt.

Schultern, scheint auch im alten Palästina gehaust zu haben. In Aegypten war er nur ein durchziehender Fremdling, gleich dem Kameel, aber daß er in Syrien lebte, wissen wir durch Aristoteles und Plinius [1]). Diesen syrischen Zebu dürften wir also wohl auch im heiligen Lande suchen, selbst wenn dessen Anwesenheit nicht durch eine Münze aus der samaritischen Stadt Neapolis, die das Bild des Buckelochsen trägt, ausdrücklich bestätigt würde [2]).

Als Zugtier steht das Rind dem Pferde zunächst. Die alten Israeliten benutzten bis auf David herab keine Pferde, obwohl sie ihnen aus ihren Kämpfen mit den Nachbarvölkern gar wohl bekannt waren, wie sich aus der pompösen Schilderung bei Job (39, 19—25) ergiebt. Und selbst David, der doch in einem seiner Kriege gegen 10000 Streitrosse erbeutet hatte, behielt von dieser Beute nur 100 Gespanne zurück (I. Chron. 18, 4), getreu der mosaischen Vorschrift, die dem künftigen israelitischen Könige die Liebhabereien für Pferde untersagte [3]). Sein Nachfolger Salomon dagegen hat sich über dieses wie über manch anderes Verbot hinweggesetzt. Er trieb Pferdesport und Pferdezucht. Wagen- und Reitpferde standen in den königlichen Marställen, eine Feldkavallerie von 12000 Mann ward errichtet und ein Kriegswagenpark mit 1400 oder gar 4000 Nummern hergestellt. Für seine Züchtereien bezog Salomon das Material vom Ausland, aus Aegypten, ja, wie neuestens ein Forscher gemeint hat, sogar aus Spanien, dem berühmtesten Pferdeland des Altertums, von wo man die Tiere auf phönizischen Schiffen herübergebracht hätte, und von dieser salomonischen Rasse soll denn auch nach mohammedanischen Ueberlieferungen das edle Araberroß abstammen, eine Hypothese, die freilich sofort begründeten Widerspruch erfahren hat [4]). Von den Zeiten Salomons an verschwindet das Pferd nicht mehr aus dem heiligen Lande. Nach Isaias (28, 28) wurde es sogar zu landwirtschaftlichen Dienstleistungen am Dreschwagen herangezogen.

Ein sehr willkommenes Licht auf die altjüdische Haustierwelt wirft eine Stelle des Buches Esra (2, 66), wo der Viehstand, mit dem die Verbannten aus dem babylonischen Exil zurückkehrten, genau angegeben ist. Es waren 736 Pferde, 435 Kameele, 6720 Esel und 245 Saumtiere. In diesem Verzeichnis figuriert das Pferd mit einer immerhin bedeutenden Zahl, und es ist zu vermuten, daß dessen Pflege von da

---

[1]) Aristot. hist. an. 8, 33. Plin. 8, 179: Syriacis bovibus non sunt palearia (Wammen) sed gibber in dorso. — [2]) Keller S. 69.

[3]) Non multiplicabit (rex) sibi equos. Deuteron. 17, 16.

[4]) L. Anderlind, Spanische Pferde in den Ställen Salomos. Z. d. P. V. XVIII, 1—34. Dagegen A. Socin ebenda S. 183 ff.

ab durch die Juden nicht vernachlässigt wurde bis zur helleniſtiſch-römiſchen Epoche, wo ſelbſtverſtändlich ſeine Verbreitung noch zunahm.

Die 435 Kameele auf der erwähnten Haustierliſte erklären ſich leicht als Transporttiere aus dem perſiſchen Land, wo ſie ja zu Hauſe waren, durch die ſyriſche Wüſte her, alſo durch die dem Kameel ſo vertraute Landſchaftsform. Ob aber dieſe Kameelherden im nachexiliſchen Paläſtina heimiſch wurden und ſich fortpflanzten, iſt eine andere Frage. Sie darf mit Rückſicht auf die ältere Geſchichte des jüdiſchen Kameeles verneint werden. In den Herden der Patriarchen war das „Wüſtenſchiff" allerdings vertreten und zwar mit etwa 15 % [1]). Aber nach der ſeßhaften Anſiedlung im gelobten Lande hören wir nichts mehr von dem Kameele bis herunter auf David, der es zum Verkehr mit den Hafenſtädten des Roten Meeres in der arabiſchen Wüſte benutzt hat. Unter ſeinen Nachfolgern verſchwindet dieſes Haustier neuerdings, ſogar unter Oſias (709—758), der doch den alten Hauptweg zum Roten Meer wieder aufſuchte, und ſo wird auch in den ſpäteren Epochen des jüdiſchen Altertums das Kameel zwar keine unbekannte, aber keine häufige oder einheimiſche Erſcheinung geweſen ſein [2]).

Mit den Exilierten kam eine auffallend große Anzahl von Eſeln zurück, faſt ſechsmal ſo viel, als alle anderen Laſttiere zuſammen. Die Ziffer iſt typiſch. Der chamôr, d. h. „der Rote", wie die Bibel den grauen Kultureſel nach der Farbe des Wildeſels nennt, wurde zu einer allgegenwärtigen Geſtalt auf allen Straßen und Steigen in Stadt und Land. Im Orient war der Eſel von jeher ein hochgeachtetes Geſchöpf; ſo erhielt im 8. Jahrhundert n. Chr. ein Kalif von Bagdad den Ehrentitel „Eſel von Meſopotamien". Auch die Bibel ſtellt ihn hoch; wie man unter anderem aus einer Verordnung des moſaiſchen Geſetzes geſchloſſen hat [3]).

Ein Baſtard von Pferd und Eſel iſt bekanntlich das Maultier, dieſes merkwürdige Geſchöpf, über das die naturwiſſenſchaftliche Forſchung noch nicht abgeſchloſſen iſt [4]). In der heiligen Schrift wird es vor Davids Zeiten niemals erwähnt, von da an aber um ſo häufiger und zwar anfänglich als hocharistokratiſches Reittier, das vorzugsweiſe vom König und ſeinen Söhnen benutzt wurde. Abſalom hat auf einem Maultier ſeinen Todesritt gemacht. Die 245 muli bei Esdras beweiſen, daß es ſich auch ſpäter im Gebrauch erhielt.

---

[1]) Schegg S. 87.

[2]) Ueber die hiſtoriſche Verbreitung und Bedeutung des Kameeles habe ich ausführlich gehandelt in dem Lycealprogramm „Naturprodukte in der Geſchichte" (Paſſau 1890), S. 1—29. — [3]) Exod. 13, 13; 34, 20. Vgl. dazu E. Hahn, Die Haustiere S. 172.

[4]) Eingehend handelt darüber Hahn S. 175—185.

Zum Schlusse wollen wir noch einen Blick in den Geflügelhof der biblischen Zeit werfen. Was wir sofort darin vermissen, ist Gans und Ente. Beide werden in der heiligen Schrift niemals erwähnt[1]). Die Juden des Altertums mußten also auf Gänsefleisch verzichten, während die geschundene Gans auf dem modernen Judentische nicht leicht fehlen darf.

Lange Zeit gab es ferner in Palästina auch kein Huhn. Erst seit der um 535 v. Chr. beginnenden Rückkehr der Exilierten aus dem hühnerreichen Euphratlande erscheinen Hahn und Henne im heiligen Lande als Haustiere und wird das Ei ein Nahrungsmittel. Daß der Hahn, der seinen krähenden Ruf um Mitternacht ertönen läßt, von den Israeliten der biblischen Zeit, ebenso wie noch heute von den Karawanen in der Wüste und im deutschen Mittelalter von den Mönchen, zugleich als Uhr benutzt wurde, sehen wir aus der Verleugnungsgeschichte Petri.

Nicht zu vergessen ist endlich unter den geflügelten Genossen des Menschen in biblischer Zeit die Haustaube. Bei Isaias (60, 80) lesen wir: „Wer sind diese, die wie ein Gewölk heranfliegen, wie die Tauben zu ihren Gittern?" An diese Stelle fühlte sich der gut beobachtende Pilger Schegg, zugleich ein gründlicher Kenner jenes Propheten, im heiligen Lande gar oft erinnert, wenn er abends die Tauben in großen wolkenähnlichen Scharen zu ihren Schlägen und Schlupfwinkeln an den Häusern zurückfliegen sah[2]). Das Taubenhalten wurde im Laufe der Zeit wie bei uns zu einem förmlichen Sport; so wird von Herodes dem Großen berichtet, daß er ein leidenschaftlicher Taubenzüchter war.

Wild- und Kulturboden der nachbiblischen Zeiten.

Der Zeitraum von nahezu zwei Jahrtausenden, der in diesem dritten Abschnitt zu behandeln ist, zerfällt für unsere Betrachtung in folgende chronologische Abschnitte:

1. die römisch-byzantinische Epoche (50—635 n. Chr.);
2. die erste arabisch-muhammedanische Periode (635—1100);
3. das fränkische Zeitalter (1100—1300);

---

[1]) Hahn S. 277. Schegg (S. 98) möchte freilich in den „gemästeten barburim" (3 Kön. 4, 23) Gänse erblicken.

[2]) Bibl. Archäologie S. 99. V. Hehn (S. 334) will die Stelle bei Isaias als späteres Einschiebsel erklären zu Gunsten seiner Hypothese, daß die Taube in Vorderasien damals noch nicht gezüchtet wurde. Mit einer derartigen Argumentation ließe sich jedoch jedes historische Zeugnis entwerten.

4. die zweite arabische Periode (1300—1517);
5. die türkische Neuzeit (1517 bis ca. 1850);
6. die neueste Kolonisation am Ende des 19. Jahrhunderts.

1. Die römisch-byzantinische Epoche.

Die Betrachtung der ersten sechs Jahrhunderte n. Chr. bis zur arabischen Invasion wird zeigen, daß die Bodenkultur des westlichen Palästina im allgemeinen ihren bisherigen Charakter beibehalten hat, während die des Ostlandes während dieser Epoche merkwürdige Umgestaltungen erfuhr. Es sind deshalb die beiden Landesteile in der folgenden Darstellung von einander zu trennen.

a) Das Westland.

Hier ist vor allem die Frage zu erörtern, in welcher Weise zwei kriegerische Ereignisse der römischen Kaiserzeit auf die Bodenkultur eingewirkt haben.

Gleich bei Beginn unseres Zeitraumes brach nämlich der römisch-jüdische Krieg unter Vespasian (66—70) aus, der bekanntlich mit der Zerstörung Jerusalems endete. Trotz der schweren Katastrophen, die er mit sich brachte, hat dieser Krieg die Zustände des palästinischen Kulturbodens auf die Dauer so wenig geschädigt, daß dessen Geschichtschreiber Josephus im Jahre 79 von den fruchtbaren Landstrichen Palästinas und namentlich von den zwei Gartenkulturen am Tiberiassee und bei Jericho jene begeisterte Schilderung entwerfen konnte, von der wir bereits für die letzten biblischen Zeiten Gebrauch gemacht haben. Besonders beachtenswert ist es aber, daß die palästinischen Palmen- und Balsampflanzungen durch den hadrianischen Krieg nicht gelitten haben, wie durch drei Autoren, die unmittelbar nach jenem Kriege schrieben, versichert wird. Der erste ist wiederum Josephus, der (b. J. 4, 8, 3) beide Kulturgewächse als eine Spezialität Jerichos notiert. Auch Tacitus hat in seiner lapidaren Beschreibung Palästinas (hist. V, 6 f.) balsamum et palmae als Spezialprodukte des Landes nicht vergessen. Noch eingehender befaßt sich damit Plinius. Nachdem er zuerst (13, 26) Judäa im allgemeinen als berühmtes Palmenland (incluta palmis) bezeichnet hat, präzisiert er später (13, 44) diese Angabe speziell auf Jericho. Dem Jerichobalsam aber widmet dieser Autor ein ganzes Kapitel (12, 111—123). Zunächst bezeichnet er gleich anderen Autoren die aromatische Staude als jüdische Monopolpflanze: „balsamum uni terrarum Judaeae concessum. Dann heißt es weiter, „ehemals (quondam) sei sie bloß in zwei Gärten gehegt worden, von denen der eine höchstens 20 Tagwerk groß, der andere noch kleiner war". Das deutet auf eine Erweiterung der

Balsamkultur nach dem Vespasianischen Kriege, und diese überraschende Thatsache wird von Plinius noch ausdrücklich bestätigt, indem er erzählt, die Juden hätten gegen diese kostbaren Pflanzungen ebenso mörderisch vorgehen wollen, wie (in dem belagerten Jerusalem) gegen ihr eigenes Leben; die Römer mußten sie schützen, und es entspann sich ein förmlicher Kampf um die Staude; jetzt hat sich der römische Fiskus um deren Kultur angenommen, und niemals ist sie in solcher Ausdehnung und Ueppigkeit gediehen. Wie hoch überhaupt die Römer den Balsamstrauch schätzten, ersieht man aus der weiteren Mitteilung des Plinius, daß der siegreiche Vespasian ein Exemplar desselben nach Rom brachte und es als Symbol des bezwungenen Landes in seinem Triumphzug mittragen ließ, was übrigens Pompejus, der erste römische Eroberer Palästinas, ebenfalls gethan hatte.

Eine wesentliche oder gar länger anhaltende Schädigung des palästinischen Kulturbodens durch den Vespasianischen Krieg dürfen wir also nicht annehmen. Aber selbst die spätere grauenhafte Verheerung Palästinas, womit Kaiser Hadrian 130—133 die rebellischen Juden strafte und wobei 50 Festungen eingenommen, 985 Dörfer, also so ziemlich alle Orte des Landes, zerstört und 580 000 Einwohner getötet wurden, scheint ebensowenig eine bleibende Verödung des Landes verursacht zu haben, wie etwa der 30jährige Krieg in Deutschland [1]). Allerdings mögen einzelne empfindlichere Pflanzungen durch den hadrianischen Krieg auf längere Zeit vernichtet worden sein. Unter anderem glaubt man das von den Balsamgärten in Jericho und Engaddi annehmen zu müssen, weil in den nächsten Jahrhunderten bei keinem Autor mehr von ihnen die Rede ist [2]). Dagegen steht fest, daß die Palmenwälder von Jericho auch nach jener Katastrophe weiter lebten; denn sonst hätte der griechische Perieget Pausanias, der am Ende des 2. Jahrhunderts, jedenfalls nach Hadrian, Griechenland bereiste, in seiner Beschreibung der böotischen Stadt Aulis (9, 19, 8) kaum sagen können: „Vor dem Tempel stehen Dattelpalmen, die zwar nicht durchweg eßbare Früchte tragen, wie in Palästina *(ὥσπερ ἐν Παλαιστίνῃ)*, aber doch bessere als in Jonien." Die Jerichodattel wird also hier geradezu als Qualitätsmuster aufgestellt. Damit stimmt eine gleichzeitige jüdische Quelle, die Mischnah, welche einmal vom Pfropfen der Jerichopalme spricht [3]).

Die eben erwähnte Mischnah ist überhaupt eine wichtige Urkunde für die Bodenkultur Palästinas in den ersten 150 Jahren der nach-

[1]) Schlatter S. 325 f. Mommsen (R. G. V, 546) schreibt freilich: „Das Land blieb verödet." — [2]) Schegg S. 205. — [3]) Schürer I, 313.

biblischen Zeit. Man versteht unter diesem Schriftwerk den ältesten, gegen 200 n. Chr. abgeschlossenen Teil des Talmud, und unter dem Talmud selbst die von den Rabbinern hergestellten Sammlungen rechtlicher und religiöser Satzungen des nachbiblischen Judentums. Der Talmud und also auch die Mischnah bietet Abspiegelungen des ganzen und somit auch des landwirtschaftlichen Lebens der Juden. Eine neuestens veröffentlichte Quellenstudie aus der Mischnah ermöglicht es, wenigstens über den Getreidebau des heiligen Landes Aufschlüsse mitzuteilen[1]). Die zwei Provinzen Galiläa und Judäa (Samaria als Land der Ungläubigen ist ausgeschlossen) werden da als reiche Getreideländer, ihre Bewohner als rührige und rationelle Landwirte geschildert. Und indem wir die betreffenden, zum Teil recht detaillierten Angaben der Mischnah hier sammeln, ergeben sich nicht bloß Momentbilder aus den landwirtschaftlichen Zuständen der ersten zwei Jahrhunderte n. Chr., sondern bei der schon erwähnten Stabilität dieser Zustände auch Streiflichter, die rückwärts auf manche Einzelheiten des biblischen Getreidebaues fallen.

Was zunächst die Getreidearten betrifft, so erscheinen auch im Talmud Weizen und Gerste als die vorwiegend angebauten Cerealien. Der Spelt ist im Verschwinden. Indes kennt die Mischnah, abgesehen von dem wild wachsenden Flughafer (aegilops), auch bereits den angebauten Hafer (avena sativa), von dem es sicher ist, daß er in biblischer Zeit nicht kultiviert wurde. Nun besitzen wir auch ein anderes beachtenswertes Zeugnis aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr., das ebenfalls für die Zähmung des wilden Hafers im östlichen Mittelmeergebiet spricht. Der aus Pergamum stammende Arzt und Schriftsteller Galenus (131—201) macht nämlich in seinem Büchlein „über die Nahrungsmittel" die Mitteilung, daß in seiner Heimat der Hafer als Viehfutter, in schlimmen Zeiten auch als Menschennahrung angebaut werde[2]). Es kann demnach aus dem ziemlich gleichzeitigen Auftauchen dieser Nährfrucht im Talmud und bei Galenus auch auf die damals erfolgte Verbreitung des Haferbaues nach Palästina geschlossen werden.

Als die beste Weizengegend rühmt die Mischnah zunächst das für die biblischen Zeiten schon erwähnte Michmas, dann die Umgegend von Samoah, das westlich von Jerusalem von den Hängen des Gebirges auf die Küstenebene hinabschaut. Weniger durch die Qualität

---

[1]) H. Vogelstein, Die Landwirtschaft in Palästina zur Zeit der Mischnah. I. Teil: Der Getreidebau. Berlin 1894. 78 S. Leider wird der Verfasser diese höchst dankenswerte Arbeit, wie ich vom Verleger erfuhr, kaum fortsetzen.

[2]) De alim. fac. 1, 14: *τροφὴ δ' ἐστὶν (αἰγίλωψ) ὑποζυγίων οὐκ' ἀνθρώπων, εἰ μή ποτε ἄρα λιμώττοντες ἐσχάτως ἀναγκασθεῖεν ἐκ τούτου τοῦ σπέρματος ἀρτοποιεῖσθαι.*

als Quantität seines Weizens ist berühmt das Städtchen Ephraim, etwa eine Stunde nördlich von Jerusalem bei Bethel gelegen. Nicht bloß große Aehren, auch lange Halme und somit ein großer Strohertrag zeichneten das dortige Gewächs aus, sodaß „Stroh nach Ephraim bringen" soviel war als „Eulen nach Athen tragen".

Auch als gutes Gerstenland wird Judäa gepriesen. Vorzügliche Gerste wuchs in Ramleh, acht Stunden südwestlich von Jerusalem in der Hügelzone zwischen Gebirge und Küstenebene, und dann im Thale des Kidronbaches, da, wo er bei Jerusalem ostwärts zum Toten Meer ausbiegt. Auf den Thalhängen, die von der südlichen Sonne beschienen wurden, dehnten sich besonders ergiebige Gerstenfluren aus.

Mit Vorliebe gedenkt überhaupt die Mischnah der Fruchtgefilde Judäas; doch vergißt sie nicht anzuerkennen, daß Galiläa und besonders das Umland des Sees von Tiberias die eigentliche Kornkammer von Palästina sei, woraus auch Weizen nach der judäischen Provinz exportiert wurde. Die Talmudrabbiner spenden überhaupt der Fruchtbarkeit Palästinas dieselben Lobsprüche, wie anderthalb Jahrtausende früher die Bücher Mosis. Und wir dürfen ihnen im allgemeinen Glauben schenken, wenn auch zuweilen starke Hyperbeln mit unterlaufen, wie die, daß einmal nach einer besonders günstigen Regenzeit die Weizenkörner die Größe von Rindsnieren hatten und die Gerste so groß wurde wie ein Olivenkern [1]).

Die Blätter der Mischnah enthalten indes noch gar manche Einzelheiten über das Agrikulturleben Palästinas, aus denen hervorgeht, daß die Juden jener Zeit in Bezug auf Eifer und Verständnis für den Feldbau den größten Landwirten des Altertums, den Römern, wenig nachstanden. Sorgsamst wurde die Ertragsfähigkeit des Bodens studiert. Unter anderem galt ein Acker, auf welchem Flachs gut gedieh, auch als guter Getreideboden, weshalb man ein kleines Stück desselben mit einer Flachsprobe besäete. Mannigfach waren ferner auch die Meliorationsarbeiten. Dazu gehörte die längst geübte Anlage und Unterhaltung von Terrassen, die nach den Mitteilungen der Mischnah aus Bruchsteinen oft bis zu 1 m Höhe aufgeführt wurden. Dazu gehört ferner das emsige Ausroden des Dorngesträuchs, sowie das Entfernen der großen Steine, das wir schon in der altbiblischen Zeit kennen lernten. Dieses letztere Geschäft galt als so wichtig, daß selbst im Sabbatsjahre, wo alle landwirtschaftlichen Arbeiten ruhten, wenigstens die obersten Steinschichten entfernt werden durften, ein Beweis, wie viel die am Fuße der Berge liegenden Aecker Palästinas von herabrollenden Felsentrümmern

---

[1]) Vogelstein S. 2.

zu leiden hatten. Als wichtigste Nachhilfe für den Boden galt natürlich die Bewässerung und Düngung. Beide werden in der Mischnah eingehend beschrieben. Im allgemeinen war Palästina auch noch um 200 n. Chr. das wohlbewässerte Land, dessen Bäche, Quellen- und Brunnenwasser schon im 5. Buche Mosis (8, 7) gepriesen werden. Ein großer Teil der Felder, namentlich in Thälern und Ebenen, war auf künstliche Bewässerung nicht angewiesen, während andere, besonders die Aecker auf Berglehnen, derselben unabweisbar bedurften. Die Mischnah unterscheidet genau beide Arten von Feldern, indem sie die erste als „Haus der Befruchtung" (beth-habael) und die letztere als „Haus des Durstes" oder „der Müdigkeit" (beth haschelachin) bezeichnet. Berieselt wurde auch die erste Kategorie von Feldern, aber nur insoweit, als es sich darum handelte, ihren Ertrag zu steigern. Eine intensive und systematische Bewässerung war notwendig bei den „Häusern des Durstes", um einen Ertrag überhaupt zu ermöglichen. Es wurden zwei Bewässerungssysteme angewendet, die Kanalisierung und das Schöpfwerk. Die erstere bestand darin, daß man von einem natürlichen Wasserlauf oder einem künstlichen Wasserreservoir aus einen 112 cm breiten, nach unten sich verengenden Graben zog, von dem wiederum eine große Anzahl kleiner Gräben nach der Seite zu auslief, so daß das Ganze einem Insekt, dem Tausendfuß, glich und auch in der anschaulichen Bildersprache des Talmud so genannt wurde. Das Schöpfwerk dagegen bestand in einem großen, von Menschen oder Tieren getriebenen Rade, das über einem Wasserbehälter angebracht war und an Ketten oder Stricken eine Anzahl von Eimern trug. Diese, durch die Drehung untergetaucht und wieder emporgehoben, gossen das geschöpfte Wasser auf die Fluren, über die es dann durch Rinnen verteilt wurde. Solche Schöpfräder, deren man heute in Aegypten noch 4—5 übereinander sehen kann, waren auch damals in Palästina sehr häufig und mochten seltsame Konturen in seine Landschaften zeichnen. Fügen wir noch bei, daß die bewässerten Felder großer Sonnenhitze bedurften, daß somit starke Schatten ihnen schädlich waren; daher mußte die Krone eines jeden Baumes, der am Feldrande stand, soweit sie den Acker beschattete, abgehauen werden, wiederum eine eigentümliche landschaftliche Erscheinung.

In der Düngung zeigt sich insbesondere die Sorgfalt, die der Israelit der Vorzeit seinem Kulturboden zuwandte. Jene vor den Gehöften angelegten Komposthaufen, deren schon für die biblische Epoche Erwähnung geschah, werden in der Mischnah ihren einzelnen Bestandteilen nach mit einer fast unappetitlichen Genauigkeit beschrieben. Es genügt zu erwähnen, daß auch „Oelschaum", d. h. der wässerige Abgang bei der Oelbereitung, die nigra amurca des Virgil (Georg. 1, 193), von

den jüdischen Landwirten so gut wie von den römischen als Düngemittel benutzt wurde. Dieser Kompostdünger mußte in Körben, die bis zu 2 Hektoliter faßten, auf das Feld geschafft werden und zwar bei dem eigenartigen Terrain vielfach auf dem Rücken der Leute, wie es auch bei uns in den mühselig zu bewirtschaftenden Bergländern der Fall ist. Häufig ließ man zum Zwecke der Düngung die Schafe in Hürden auf dem Felde lagern, abermals genau so wie die Römer, die auch ihre „Mistpferche" (crates stercorariae) oder „Herdenpferche" (crates pastorales) auf den Aeckern aufstellten. Der Flächenraum der Hürden zur Zeit der Mischnah betrug bis $2^1/_2$, ja in einem einzelnen Falle bis gegen 5 ha. War der Boden an einer Seite ausreichend gedüngt, so wurden die Pferche abgebrochen und an einem anderen Platze angebracht.

Der zum Anbau soweit vorbereitete Boden wurde nun gänzlich umgearbeitet, entweder durch den Pflug oder durch die Hacke. Die mühselige Hackenwirtschaft ward auf steilem Terrain, also in Palästina, sehr oft geübt. Auch flachliegende Aecker wurden mit der Hacke bearbeitet, wenn sie nicht genügend Raum boten für den Pflug, was regelmäßig auf den Terrassenfeldern der Fall war, sowie in Thälern und Ebenen, wo die Getreideäcker oft nicht größer angelegt waren als Gartenbeete. Letzteres wird ausdrücklich in der Mischnah von der Flur um Jericho bezeugt, die mit zahlreichen ganz kleinen Gersten- und Weizenfeldern bedeckt war[1]). Sonst ging über die großen und flachen Getreideböden der in der Regel mit zwei Rindern bespannte Pflug[2]), ohne daß er jedoch die Erde zu tief verwundete; denn bei der größtenteils geringen Stärke der Humusschicht mußte in Palästina meist sehr flach gepflügt werden. Dem Pflügen folgte das Säen. Außerordentlich sorgsam waren die Landwirte Palästinas zur Zeit der Mischnah in der Auswahl des Saatkorns. Es gab eigene Händler dafür, die dreimal im Jahre ihre Muster auslegten. Die Käufer zogen dann noch eine Probesaat im Topfe oder Mistbeete, ehe sie das Korn in die Erde streuten. Gesäet wurde mit der Hand, aber auch schon mit Maschinen, die von Tieren gezogen wurden. Die keimende und reifende Saat war für den jüdischen Bauern jener Zeit ein Gegenstand der aufmerksamsten und ängstlichsten Sorge. Wir lesen u. a. in der Mischnah, gerade wie in den römischen Landwirtschaftsregeln des Varro (1, 29), von Furchen und Gräben, die man zog, um das überflüssige Regenwasser abzuleiten. Zum Schutz gegen feindliche Menschen und Tiere machte der sorgsame Landwirt seinen Fruchtacker zur förmlichen Festung. Er umgab ihn mit Schutzgräben,

---

[1]) Vogelstein S. 42.

[2]) Eine eingehende Beschreibung nebst Abbildung giebt Vogelstein S. 26—32.

die nach einer Angabe bis 93 cm tief und 37 cm breit waren[1]), oder auch mit meterhohen Mauern, die er überdies mit Glassplittern und Dornzweigen ausstattete.

Sechs Monate nach der Aussaat begann die Ernte, zuerst mit der Gerste, dann mit dem Weizen. April und Mai waren die regelmäßigen Erntemonate, doch reifte die Saat innerhalb dieser Termine in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten. Am frühesten erntete man im Ghor bei seinem fast tropischen Klima; 10 Tage hernach auf den Küstenebenen und 18—20 Tage später im Inneren. Am spätesten kamen die rauhen Berghöhen von Judäa an die Reihe. Jerusalem heimste seine Frucht volle vier Wochen später ein als das ganz nahe Jericho. Bisweilen kam es vor, daß an einzelnen Stellen eines Ackers infolge starker Düngung oder anderer Ursachen das Getreide schon das Weißgelb der Reife zeigte, während andere Striche noch grün waren. „Pantherfelle" hieß man treffend solche gesprenkelte Fluren. In diesem Falle wurde um den reifen Flecken eine Schnur gezogen und das eingehegte Stück abgeerntet.

Was die Art des Erntens betrifft, so geschah es wohl hier und da, daß man die Halme ausraufte oder mit der Wurzel ausgrub; die Regel aber war, daß man sie mit der Sichel, und zwar nahe am Boden abschnitt. Die in biblischen Zeiten verwendete Sense scheint man nicht mehr gekannt zu haben[2]). Dem Schnitter folgte der Garbenbinder, der die Schwaden zusammenknüpfte und die Garben zu Pyramidenhaufen formte, so daß im damaligen Palästina ein frisch abgeerntetes Getreidefeld denselben Anblick bot wie heute bei uns. Der letzte Akt dieses landwirtschaftlichen Schauspiels war das Dreschen. Allenthalben wurde es lebendig auf den Dorftennen, weiten, kreisrunden eingefriedigten, festgestampften Räumen, die zum Ausdreschen des Getreides dienten. Ein Dach brauchten sie nicht, da die Dreschарbeit in den trockenen Sommer fiel und bis zum Eintritt der Regenzeit vollendet war. Auf den Boden der Tenne sind die gelösten Garben geschichtet, und Rinderpaare, die schwer und langsam darüber hinwandeln, treten die Körner aus. Oft bücken sie sich, um von dem Weizen zu naschen; denn es war schon in der Bibel verboten, dem „dreschenden Ochsen das Maul zu verbinden" (Deuteron. 25, 4), ein Verbot, das in den Zeiten der Mischnah besonders peinlich beobachtet wurde[3]). Auf einzelnen Tennen treffen wir eine andere Art des Dreschens: zwei Ochsen ziehen eine Holzplatte, die

---

[1]) Vogelstein S. 54. Der Verfasser hat in seiner höchst sorgfältigen Schrift auch die Maßangaben der Mischnah genau auf unser Metermaß reduziert.

[2]) Vogelstein 60; Schegg 147. — [3]) Vogelstein 68.

„Dreschtafel“. Die Platte bewegt sich über Walzen, welche die Körner aus den Aehren drücken. Wenn etwa ein italienischer Soldat der römischen Garnison in Judäa diesen Vorgang beobachtete, wurde er an sein heimisches tribulum erinnert, eine genau so konstruierte Dreschmaschine. Neben dieser Dreschtafel war schon seit altbiblischer Zeit der Dreschschlitten im Gebrauch, dessen breite, unten mit scharfen Feuersteinen oder eisernen Schneiden besetzten Kufen Halme und Aehren zerkleinerten.

Eine seltsame Beobachtung machte in den ersten Jahrhunderten n. Chr. ein Besucher Palästinas, wenn er im Frühling eines Sabbatjahres dahin kam. Das ganze Land lag öde und brach; kein Halm stand auf den Feldern. Der Kulturboden feierte seinen Sabbat und ruhte ein Jahr lang aus. Dieses schon in den Büchern Mosis (Exod. 23, 11; Lev. 25, 1—22) vorgeschriebene, aber in älterer Zeit häufig unbeachtete Sabbatjahr wurde in der Epoche der Mischnah aufs strengste eingehalten [1]). Durch diese Vorschrift lernten die Israeliten überhaupt die gesteigerte Produktionskraft eines gerasteten Bodens und damit den Wert der Brache kennen, die sie denn auch bei ihrem Ackerbau in verschiedenen Systemen anwendeten. Eines von diesen durch die Talmudrabbiner sorgsam beschriebenen Brachsystemen erinnert an die altdeutsche Zweifelderwirtschaft, indem man die eine Hälfte des Ackers anbaute, die andere brach liegen ließ und im nächsten Jahre dann wechselte. Wie auf die Brache, so verstanden sich die damaligen Landwirte Palästinas auch auf einen rationellen Fruchtwechsel, um ein Aussaugen des Bodens zu verhüten. Die Mischnah giebt darüber eingehende Nachrichten und Bestimmungen [2]).

Für das nun folgende Zeitalter der oströmisch-byzantinischen Herrschaft mögen zwei litterarische Momentbilder genügen, um den ungeschmälerten Fortbestand der Bodenkultur im westlichen Palästina zu beweisen. Das erste allerdings sehr flüchtige Bild entnehme ich einer lateinischen Erdbeschreibung aus dem vierten Jahrhundert n. Chr. [3]). Hier wird zunächst im allgemeinen die Produktivität des Westlandes in Wein, Oel und Getreide gepriesen. Besonders hervorgehoben werden dann die reichen Erträge an Datteln in den Pflanzungen von Jericho. Und wenn weiterhin die Leinenindustrie von Scythopolis im Ghor als eine Specialität des Landes genannt wird, so darf man wohl annehmen, daß um 350 n. Chr. die weiten Niederungen des Jordanufers südlich vom

[1]) Walter, Propheten, S. 166; Vogelstein S. 48.

[2]) Vogelstein S. 50.

[3]) Totius orbis descriptio bei Müller, geogr. graeci min. II, 513 ff.

Tiberiassee mit Flachsfeldern bedeckt waren; denn hier lag jene bedeutende Stadt an der Stelle des jetzigen Beisan.

Die zweite Schilderung des palästinischen Kulturbodens, die sich für die oströmisch-byzantinische Epoche verwerten läßt, bietet das aus dem sechsten Jahrhundert stammende Itinerarium des Antonius von Piacenza, das in zwei Recensionen vorliegt[1]). Es giebt wenigstens von dem Anbau zweier hervorragenden Kulturlandschaften eine Schilderung. Als ein „Paradies" (provincia similis paradiso) wird Galiläa geschildert, das in Weizen und Feldfrüchten Aegypten fast erreiche, in Wein, Oel und Obst sogar übertreffe; die Hirse (milium) wachse mit dickem Halm über Manneshöhe hinaus[2]). Ein zweites „Paradies" war die weite Ebene um Jericho, eine von alten Ruinen übersäete, aber mit der üppigsten Kulturvegetation beglückte Landschaft[3]). Von diesen Kulturpflanzen werden (pag. 169) einige besonders hervorgehoben, so die Bohnen mit Ranken von 0,6 m Länge und 6 cm Breite, dann ein Weinstock, von dessen prächtigen Trauben schon um Christi-Himmelfahrt ganze Kisten voll auf dem Oelberg zum Verkaufe standen. Noch mehr interessiert uns das Fortleben der Dattelkultur um Jericho, die wir bisher in ihrem tausendjährigen Bestande aufmerksam verfolgt haben; „pfundschwer" (dactalum de libra) seien die Früchte, versichert Antoninus, was nicht wunder nehmen darf, wenn man bedenkt, daß z. B. bei Medina Fruchttrauben im Gewicht von 80 Pfund vorkommen[4]). Aber der merkwürdigste Satz in dieser Beschreibung lautet: Ibi nascitur cetrius (in der zweiten Recension caedrus) de libras quadraginta. Also bei Jericho wuchsen im sechsten Jahrhundert „Citronen von 40 Pfund Gewicht". Damit ist die Citronat-Citrone (citrus medica cedra) gemeint, eine „dickschalige, oft kopfgroße Frucht mit verhältnismäßig geringem saurem Fleisch oder Saft"[5]); sie wuchs damals auch schon in Italien, teils in Treibhäusern, teils im Freien. An der „Schwere von 40 Pfund" — falls die Lesart richtig ist — braucht man sich nicht zu stoßen; denn abgesehen davon, daß die Frucht des Citronatbaumes wirklich bis fünf Pfund schwer wird[6]), liebt der Orientale solche abenteuerlichen Uebertreibungen, und auch abendländische Autoren haben sie übernommen. Erinnern wir uns an die Weizenkörner der Mischnah, die so groß sind

---

[1]) Itinera Hierosolymitana saec. IV.—VIII. rec. P. Geyer (Vindob. 1898), p. 159—218. Mit deutscher Uebersetzung herausgegeben von J. Gildemeister, Berlin 1889.

[2]) p. 162, 197. Gildemeister übersetzt (S. 37) milium mit Durrah. Vergl. oben S. 47. — [3]) Hiericho autem in oculis hominum videtur ut paradisus. Muri diruti, territorius in miraculis positus. p. 168.

[4]) H. Zippel, Ausländische Kulturpflanzen (1892) II, 35.

[5]) Hehn S. 434. — [6]) Zippel I, 106.

wie Rindsnieren; und was speziell die hier besprochene Frucht betrifft, so weiß ein arabischer Schriftsteller von so großen Citronen in Aegypten, daß, wenn zwei Männer eine zwischen sich legen, der eine den anderen nicht mehr sieht; ein anderer hat von Citronen gehört, die, in zwei Hälften geschnitten, die beiden Seitenlasten eines Kameles bilden [1]). Es ist also gar nicht notwendig und auch gar nicht berechtigt, bei dem cetrius des Antonin wegen der hyperbolischen Gewichtsangabe etwa an einen Kürbis zu denken [2]), sondern diese Stelle darf als wertvolles Dokument für die Anfänge der in biblischer Zeit nicht vorhandenen Agrumi- oder Südfrüchtenkultur auf palästinischem Boden betrachtet werden.

Die von uns hier verwerteten Schilderungen des Geographen aus dem vierten und des Touristen aus dem sechsten Jahrhundert lassen Westpalästina als das erscheinen, als was es mit ganz Syrien damals überhaupt gegolten hat, nämlich als eine der blühendsten Provinzen des oströmisch-byzantinischen Reiches und als eines der ergiebigsten Objekte für die scharf angezogene Steuerschraube jenes Staates.

b. Das Ostland.

Eine ganz merkwürdige Metamorphose erlebte in den ersten nachbiblischen Jahrhunderten das ostjordanische Palästina. Dort lagen bei Beginn unserer Zeitrechnung die Verhältnisse folgendermaßen. Die Peräa im engeren Sinne, d. h. den Landstreifen am Jordan, beherrschte der König Herodes als römischer Klientelfürst; das dahinter liegende Haurân dagegen bildete einen Bestandteil des nabatäischen Königreiches, das von einem anderen Klientelfürsten Roms aus arabischem Stamme regiert wurde. Der südliche Endpunkt des nabatäischen Reiches lag tief unten am arabischen Golf bei Leukekome, nordwärts aber erstreckte sich dieser Staat über Damaskus hinaus. Dem nabatäischen Könige als römischem Klientelfürsten oblag besonders der Schutz der Reichsgrenze gegen Osten. Dieser Zustand änderte sich 106 n. Chr., indem Kaiser Trajan jene beiden Klientelstaaten in unmittelbares Reichsgebiet verwandelte. Der ganze Uferstreifen am Jordan nebst dem flachen Teile des Haurân wurde mit Westpalästina zur Provinz Judäa vereinigt. Vom nabatäischen Reich wurde der südliche Teil am arabischen Golf ganz abgestoßen, der nördliche Teil mit Damaskus zur Provinz Syrien geschlagen und aus dem Reste vom Dschebel Haurân bis zu den Landstrichen im Süden des Toten Meeres eine neue Provinz mit dem Namen Arabien gebildet.

Schon vor der Einrichtung dieser Provinz war, wie es scheint, ein merkwürdiges Ereignis eingetreten, eine Völkerbewegung, von der wir

[1]) Gildemeister S. 43, Anm. 23. — [2]) Gildemeister a. a. O.

allerdings bis jetzt nur dürftige Kenntnis haben. Die Sabäer, ein hochcivilisierter christlicher Volksstamm Arabiens, waren aus ihren bisherigen Wohnsitzen in Arabia felix, der südwestlichen Ecke der arabischen Halbinsel, ausgewandert und hatten sich unter Roms Aegide im ganzen ostjordanischen Palästina niedergelassen. Diesen Sabäern folgten später aus derselben Heimat die Stämme der Gafniden und Rassaniden. Mehrere Jahrhunderte lang hausten hier auf römischem Reichsboden diese Kulturvölker unter ihren Scheiks, den von Rom als Stammesfürsten anerkannten Phylarchen, bis endlich im Jahre 531 n. Chr. Kaiser Justinian einem dieser Fürsten aus dem Stamme der Rassaniden den Königstitel verlieh und ihm die übrigen unterordnete [1]).

Welchen Einfluß haben nun die geschilderten politischen Verhältnisse, d. h. die Gründung eines arabischen Kulturreiches und daneben die römische Oberhoheit und Verwaltung in Ostpalästina auf dessen Bodenkultur ausgeübt? Einen überaus günstigen. Seit der trajanischen Zeit scheinen die bisher oasenartigen Anbauflächen des Landes sich allmählich zu größeren zusammenhängenden Kulturarealen erweitert zu haben. Dafür spricht insbesondere eine in ihren Resten noch verfolgbare Wasserleitung, die erwiesenermaßen den römischen Statthalter Aulus Cornelius Palma zum Urheber hatte, denselben, der im Jahre 106 die neue Provinz Arabien einrichtete. Dieser gewaltige Aquädukt, dessen Reste noch vorhanden sind, begann beim heutigen Ort Dilli in der Nukrah, nicht weit vom Westrande der Ledscha, in einem großen quellen- und schilfreichen Sumpfe. Die erste Hälfte des Aquäduktes lief südwärts bis zur alten basanischen Hauptstadt Edrei, die zweite Hälfte aber in westlicher Richtung bis zur Stadt Mukes, dem alten Gadara, nahe am Rande des Ghor. Die Hauptaufgabe dieser mehr als zwanzig Stunden langen Leitung war allerdings die Versorgung mit Trinkwasser während der sieben regenlosen Monate, aber wohl nicht für wandernde Hirten, die ja ohnehin ihre traditionellen Tränkplätze hatten, sondern für Ansiedler, die in den von der künstlichen Wasserader durchzogenen Landschaften sich dauernd niederließen und dieselbe auch zur Befruchtung ihrer Kulturen benützten. Daß überhaupt ganz Ostpalästina seit dieser Zeit, also seit Einwanderung der Sabäer und Rassaniden, mit Wohnstätten förmlich übersäet wurde, wird durch die historische Topographie dieser Gegend bewiesen [2]). Und wie für die vorbiblischen Zeiten, so schließen wir auch für diese Epoche aus der Menge von Wohnstätten und somit aus einer

---

[1]) Mommsen, R. G. V, 474 ff.; M. Oppenheim, Vom Mittelmeer zum persischen Golf I (1899), S. 95 ff.

[2]) Sie ist neuestens wieder dargestellt bei Oppenheim, S. 88—107.

starken Bevölkerungsziffer[1]) auf intensive Kultur des Bodens. Der Glanz des alten Basan lag wieder über dem Lande.

Der Landbau war zum Teil mühsam, besonders im Haurângebirge. Hier gehörte das, wie wir sahen, auch im Westland so notwendige elapidare zur Voraussetzung aller landwirtschaftlichen Thätigkeit überhaupt. Die ganze östliche und südliche Abdachung des Haurângebirges war ja ursprünglich mit einer Steinsaat bedeckt. Die neuen Ansiedler haben nun dieselben von den Spitzen des Gebirges bis zur Wüste hin entweder in Haufen oder langen Schichten zusammengetragen. Diese Schichten bildeten dann zugleich die Raine der neu entstandenen Aecker und die Flurgrenzen der einzelnen Ortschaften.

Unter allen Kulturen wurde besonders eifrig der Weinbau betrieben, und zwar nicht bloß in der Peräa, wo er stellenweise noch heute floriert und Trauben von ausgezeichneter Qualität erzielt, sondern auch im Haurân, wo gegenwärtig kein einziges Weinblatt mehr grünt. Diese jetzt rebenlose Landschaft war damals ein Weingau gleich unserer Rheinpfalz. Selbst in den oben beschriebenen Senken der Ka zwischen den Lavawellen der Ledscha glühte die Traube. Diese Weinkultur beweisen zahlreiche aus der Rassanidenzeit stammende Baureste mit ihren Symbolen und Ornamenten, über die der beste Kenner des Haurân schreibt: „Die beliebtesten, ja konstanten Verzierungen des ganzen Landes sind Weinlaubgewinde mit Trauben in Hautrelief." Dasselbe Zeugnis geben erhaltene Münzen, welche die Symbole des Gottes Du Sarâ, des rassanidischen Dionysos, tragen, bald ein Bild desselben mit dem Weinschlauch auf der Schulter, bald eine Traubenkelter innerhalb einer Mauerkrone[2]).

2. Die erste arabisch-muhammedanische Periode.

Im Jahre 635 n. Chr. ist die ganze Kultur von Ostpaläſtina mit einem Schlage vernichtet worden. Das Land wurde von den muhammedanischen Arabern erobert. Für die Bodenkultur anderer Regionen pflegte eine arabische Eroberung kein Unglück zu sein; aber der größte Teil von den Eroberern des Haurân bestand nicht aus seßhaften, sondern aus Zeltarabern. Diese Nomaden ließen das eroberte Paradies veröden[3]), sie brauchten ja nur Weide- und Tränkplätze. Der Prozeß

[1]) Wenn die bekannte Berechnung Belochs, wonach in ackerbauenden Ländern des Altertums 50 Köpfe auf den □km kamen, richtig wäre, so müßte Haurân um jene Zeit etwa 500 000 Menschen gezählt haben, also ebenso dicht bevölkert gewesen sein, wie Böotien in seiner besten Zeit. Vgl. G. Rindfleisch, Haurân in röm. Zeit. Zeitschrift des Deutschen Palästinavereins XXI (1898), S. 34. — [2]) Wetzstein, Haurân 29, 51, 113.

[3]) Einige Forscher datieren die Verödung des Landes von einer Invasion des persischen Königs Chosroes (590—628) kurz vor der arabischen Eroberung. Rindfl. S. 36.

der Verwilderung, wie er früher bei der Okkupation des baſaniſchen Kulturreiches durch die öſtlichen Judenſtämme ſich vollzog, hat ſich nun wiederholt. Oſtpaläſtina wurde neuerdings zu einer mit größeren und kleineren Oaſen durchſetzten Beduinenwildnis.

Ganz anders geſtalteten ſich die Verhältniſſe in Weſtpaläſtina, das um dieſelbe Zeit von ſeßhaften Arabern in Beſitz genommen wurde. Dieſe waren bekanntlich zwar ein eroberndes, aber kein zerſtörendes Volk. Ueberall haben ſie insbeſondere den angebauten Boden der gewonnenen Länder nicht bloß geſchont, ſondern auch gepflegt, ja mit neuen Kulturgewächſen bereichert. Was Weſtpaläſtina betrifft, ſo geſtalteten ſich die landwirtſchaftlichen Verhältniſſe nun alſo: Zunächſt haben die erobernden Araber die bisherigen Feudalherren des Landes, die griechiſchen und ſyriſchen Großgrundbeſitzer, einfach verdrängt und ſich an ihre Stelle geſetzt. Die ſyriſch-griechiſchen Kolonen aber, die bis dahin die einzelnen Grundſtücke im Dienſte ihrer Herren gegen beſtimmte Abgaben bewirtſchaftet hatten, blieben in dem bisherigen Verhältnis, indem ſie dem neuen muhammedaniſchen Landesherrn dasſelbe leiſteten, wie ihren chriſtlichen Vorgängern. Nehmen wir dazu, daß die neuen Grundbeſitzer, wie ſchon bemerkt, Freunde und Förderer der Landwirtſchaft waren, ſo läßt es ſich begreifen, wenn die Bodenkultur in Paläſtina während der arabiſchen Epoche von Kennern des orientaliſchen Mittelalters als eine glänzende geſchildert wird[1]).

Dieſe allgemeine Charakteriſtik findet ihre Beſtätigung in einem lateiniſchen Pilgerberichte, der um 670, alſo ein Menſchenalter nach der arabiſchen Eroberung, niedergeſchrieben wurde. Ein galliſcher Biſchof Namens Arculfus hat zu jener Zeit das heilige Land als guter Beobachter durchwandert und wurde auf der Heimfahrt von der franzöſiſchen Küſte weg an die ſchottiſche Hebrideninſel S. Columba verſchlagen, wo er dann in dem dortigen Kloſter Jona längere Zeit als Gaſt lebte und dem Abte Adamnanus ſeine Reiſeerlebniſſe in die Feder diktierte. Die ſo entſtandene Schrift „De locis sacris libri III“[2]) gehört zu den inſtruktivſten Quellen für die mittelalterliche Geographie Paläſtinas, weshalb das Bild des weſtpaläſtiniſchen Bodens, wie es ſich in derſelben abſpiegelt, hier eingefügt werden ſoll als eine Art Momentaufnahme aus dem Anfang der arabiſchen Kulturepoche.

Bei einem Umblick über die Umgebung Jeruſalems erſcheint das nördliche Judäa (p. 245 ed. Geyer) als ein „ſteiniges und rauhes Land“

---

[1]) H. Prutz, Kulturg. der Kreuzzüge, (1883) S. 553, mit Berufung auf Heyd, Geſch. d. Levantehandels in MA. I, 24, und A. Kremer, Kulturg. d. Orients I, 347 f.

[2]) Itinera Hierosol. rec. P. Geyer, p. 219—297.

(terra petrosa et aspera), worin selbst die Thäler „dornig" sind, dagegen der westliche Teil gegen die Küste zu im ganzen als „freundlicheres Flachgebiet mit inselartigen Olivenbeständen" (laetiores plani campi olivetis interpositis). Auf der östlichen Seite zeigt der Oelberg eine reiche Vegetation: von Bäumen allerdings fast nichts als Oliven, aber Weingärten, üppige Weizen- und Gerstenfelder und daneben einen herrlichen Graswuchs und Blumenflor. Im südlichen Judäa interessierten den Pilger insbesondere zwei Punkte in der Umgebung von Hebron, vor allem natürlich Mambre mit seiner patriarchalischen „Eiche". Die Oertlichkeit wird (p. 261) als ein grasiger und blumiger Hügel geschildert, auf dem zwischen den Mauern einer Kirche der von den Beilen frommer Reliquienfreunde stark angehauene, aber fest im Boden wurzelnde Stumpf der quercus Mambre hervorragt. Auch von den ausgedehnten altbiblischen Kiefernwäldern bei Hebron fand Arculf noch Reste, nämlich den „Kiefernberg" (pinosus mons), dessen Stämme als Brennholz auf Kameelen nach Jerusalem geschafft wurden. Selbstverständlich hat der Pilger auch das judäische Ghor besucht. Dort fand er (p. 263) in der unmittelbaren Umgebung von Jericho allerdings keine menschlichen Wohnstätten, wohl aber Saatfelder und Weingärten, sodann zwischen den Ruinen der alten Stadt und dem Jordan „ausgedehnte Palmenhaine" (grandia palmeta) und darin kleine Lichtungen, die von zahlreichen Häusern eines „kanaanitischen Gesindels" (quorundam Cananeae stirpis homuncionum) besetzt waren. Von einer Balsamkultur bei Jericho weiß unser Autor nichts; doch müssen die durch den hadrianischen Krieg vernichteten kostbaren Pflanzungen im weiteren Verlaufe der arabischen Epoche neu entstanden sein, da sie uns im fränkischen Zeitalter wieder begegnen werden[1]). Endlich hat sich Arculf auch in der Ghorwüste, wo Johannes der Täufer lebte, genauer umgesehen. Er erzählt (p. 272) von „Bäumen, deren breite und runde Blätter Milchfarbe und Honiggeschmack besitzen; sie sind sehr spröde, und will die Blätter einer essen, so zerreibt er sie mit den Händen und verzehrt sie dann. Das ist der »Waldhonig« (mel silvestre des Evangeliums), weil man ihn in Wäldern findet". Man möchte bei diesem Honigbaum Arculfs zunächst an die oben geschilderte Mannatamariske, die wälderbildende tarfa, denken, nur daß die Beschreibung nicht ganz stimmt; denn dieser Baum trägt nicht „breite", sondern schmale Blätter. Vielleicht meint der gallische Pilger irgend

[1]) Allerdings wird in dem liber de locis s. des Beda Venerabilis (p. 314 Geyer) der Jerichobalsam ausführlich beschrieben. Aber diese Nachricht ist für uns hier nicht brauchbar, obwohl sie aus dem achten Jahrhundert stammt; denn Bedas Büchlein ist nichts weiter als eine Kompilation teils aus Adamnanus, teils aus anderen Autoren, darunter auch solchen aus alter Zeit.

einen anderen mannatragenden Baum oder Strauch mit eichenartigem Laube, deren es in Vorderasien noch einige giebt[1]) oder damals gegeben hat. Obschon ferner Arculf der palästinischen Tierwelt sonst wenig Aufmerksamkeit schenkt, interessieren ihn doch hier in der Jordanwüste die Heuschrecken des Täufers. Er beobachtete (p. 272) „eine sehr kleine Gattung davon mit dünnem und kurzem Körper; kurz ist auch ihr Flug und sprungartig wie bei den Fröschen; diese Hüpfer sind daher im Grase leicht zu fangen und dienen, in Oel gekocht, als Speise der Armen“ [2]).

Im Gegensatz zu Judäa hat die Landschaft Samaria unserem Autor leider keinen Anlaß zur Naturbeschreibung gegeben.

Im Innern der Landschaft Galiläa hat er nur den Tabor mit einer solchen bedacht (p. 275). Es wird seine schön gerundete Kegelform, seine Gras- und Blumenfülle bewundert. Der Gipfel bildet eine von Wald umschlossene und von Klöstern bestandene Fläche; daß bei den letzteren als Kulturzuthat Gärten vorhanden waren, wird nicht erwähnt, versteht sich aber von selbst. Am galiläischen Meer rühmt Arculf (p. 269) das klare Wasser an dem sandigen, schilflosen Ufer und den Reichtum an Fischen von verschiedenster Art und von einem Wohlgeschmack, wie man sie sonst nirgends trifft. Er hat den See vollständig umwandert, auch die sonst wenig besuchte Ostseite desselben. Dort stieß er unter anderem auf den Platz der evangelischen Brotvermehrung: ein flaches, unbewohntes, durch ein paar Säulentrümmer gekennzeichnetes Grasgefilde gegenüber von Tiberias (p. 273).

So haben also einzelne Natur- und Kulturlandschaften Palästinas am Ende des siebenten Jahrhunderts unmittelbar nach der arabischen Eroberung ausgesehen. Das Bild ist nicht ungünstig und trägt nicht die Spuren der Zerstörung. Und in den folgenden arabischen Jahrhunderten hat es sich, wie schon angedeutet, noch glänzender gestaltet. Daran wurde auch nichts geändert durch die Invasion der seldschukischen Türken, die im elften Jahrhundert, etwa ein Menschenalter vor den Kreuzzügen, erfolgte. Derselbe Vorgang wie früher wiederholte sich. Die türkischen Fürsten mit ihren siegreichen Feldherren und Waffengefährten ließen sich in den Städten nieder, depossedierten einen Teil der arabischen Feudalherren und bezogen von den bisherigen einheimischen Kolonen den Ertrag der durch diese bewirtschafteten Güter. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß einzelne Teile der erobernden muhammedanischen Völker — sei es früher des arabischen oder jetzt des türkischen — bruchstückweise in die landwirtschaftliche Grundbevölkerung der Gräkosyrer eingesprengt wurden.

---

[1]) Ritter XIV, 687 ff. — [2]) Vgl. oben S. 69.

Bei dieſer kurzen und allgemeinen Charakteriſierung der arabiſch-muhammedaniſchen Epoche können wir es bewenden laſſen; denn die Einzelheiten der landwirtſchaftlichen Zuſtände, welche die Araber in Paläſtina geſchaffen haben, die Bereicherung der Flora und Fauna, die das Land ihnen verdankt, werden in der folgenden ausführlichen Darſtellung des fränkiſchen Zeitalters durch die Schilderungen abendländiſcher Autoren deutlich genug vor Augen geführt werden.

3. Das fränkiſche Zeitalter.

Um das Jahr 1100 wurden die Muhammedaner als Landesherren von Paläſtina durch die Kreuzfahrer des Abendlandes abgelöſt, die auf dem Boden Paläſtinas ein fränkiſches Königreich Jeruſalem gründeten. Zweihundert Jahre lang (1100—1291) beſtand dieſer fränkiſche Staat, zuletzt allerdings auf kleine Territorien zuſammengeſchrumpft. Dieſe fränkiſche Epoche der paläſtiniſchen Bodenkultur wollen wir einer eingehenderen Betrachtung unterziehen.

Die nächſte Wirkung, welche die abendländiſche Invaſion auf den Kulturboden des heiligen Landes ausübte, glich der eines Heuſchreckenzuges. Die ganze Umgebung der Kreuzfahrerwege war kahl gefreſſen. Das bezeugt Odericus Vitalis, ein engliſcher Autor des 12. Jahrhunderts mit den Worten: „Die (ſyriſch-griechiſchen und arabiſchen) Kolonen waren verſchwunden, die Felder lagen öde, das Land bot den Nachfolgern der erſten Kreuzfahrer keine Nahrung mehr“ [1]). Allmählich trat eine Beſſerung ein. Die „Surianer“, d. h. die gräcoſyriſche Urbevölkerung, kehrten zurück, desgleichen ein Teil der Araber, um fortan als Unterthanen zu den fränkiſchen Herren in ein friedliches Verhältnis zu treten. Dieſe beiden Nationen, in erſter Linie die Surianer, in zweiter die Araber oder „Sarazenen“ haben denn auch während der fränkiſchen Herrſchaft die landwirtſchaftliche Thätigkeit im Königreich Jeruſalem faſt ausſchließlich übernommen und in der früheren Weiſe fortgeſetzt. Die abendländiſche oder „lateiniſche“ Bevölkerung, die im heiligen Lande ſeßhaft blieb, wendete ſich nicht der Landwirtſchaft zu, ſondern dem Kleinbürgertum und dem niederen Gewerbsweſen. Aeußerſt ſelten begegnen uns lateiniſche Bauern als Kolonen auf geſchloſſenen großen Gütern, ſo in einer Urkunde von 1153, in der König Balduin III. einem fränkiſchen Baron geſtattet, ein Caſale, d. h. einen größeren Edelhof, mit lateiniſchen Koloniſten zu beſetzen [2]).

---

[1]) Occisis sive fugatis provinciarum colonis arva inculta, nihil quod mandi posset, repererunt. p. 475. ed. Migne.

[2]) Prutz, Kulturgeſchichte der Kreuzzüge, S. 326.

Die fränkischen Landesherren haben also das bisher geübte Feudalsystem in Palästina übernommen, und nicht bloß das, sie haben das aus ihrer Heimat mitgebrachte Lehenswesen auf dem neugewonnenen Boden des heiligen Landes bis ins Extrem ausgebildet. Der König selbst besaß außer Jerusalem nur noch drei Städte nebst zahlreichen Fluren und Dörfern als Domäne. Alles übrige Land zerfiel zunächst in vier größere Lehensgebiete (Seigneurien), die als erbliche Lehen in den Händen bestimmter Adelsfamilien waren. Es waren dies das Fürstentum Galiläa, auch Tiberias genannt nach seiner Hauptstadt am See, die Grafschaft Jaffa-Askalon, dann Sidon, da auch das syrische Land von der Karmelbucht an über Tyrus und Sidon bis Beirut zum Königreich Jerusalem gehörte, und Krak oder Montreal in der ebenfalls zum fränkischen Gebiet geschlagenen Landschaft südlich vom Toten Meere. Auch in diesen größeren Lehensgebieten war nur ein Teil des Territoriums unmittelbare Domäne des Fürsten. Das übrige war wiederum in erbliche Lehen ausgethan, so daß jede große Seigneurie abermals in mehrere kleinere zerfiel. So standen z. B. unter den Herren von Sidon als Vasallen die Herren von Cäsarea an der Küste und Bethsan im Jordangebiet. Aber noch nicht genug. Jeder von diesen kleineren Seigneurs gab wieder einen Teil seines Gebietes weiter zu Lehen an andere Edelleute („Ritterlehen"), auch an Kirchen und Bürger benachbarter Städte. Bis zu welchem Minimalmaß diese Zerschlagung in Afterlehen fortgesetzt werden konnte, wissen wir nicht. Ein Ertrag von 400 Byzantiern (4000 M.) aus den Ländereien eines Lehens scheint die Minimalgrenze gewesen zu sein. So war das ganze Königreich Jerusalem in eine Unzahl von Territorialscherben zertrümmert; das Fürstentum Galiläa z. B. enthielt 100 Ritterlehen, davon 40 jenseits des Jordan; in 80 zerfiel die Seigneurie Sidon, das ganze Königreich in 340[1]).

Es ist begreiflich, daß die großen und kleinen Lehensherren danach trachten mußten, ihren Grundbesitz möglichst einträglich zu machen und die Bodenkultur auf demselben möglichst intensiv zu gestalten, wenn auch stellenweise bei raschem Besitzwechsel manches Landgut durch Raubbau ausgesogen worden ist. Einen besonders intensiven Anbau bethätigten die drei geistlichen Ritterorden, die reichsten Grundherren des Landes, welche große, gewaltige Areale zu bewirtschaften hatten. Was den einen dieser Orden, die Tempelherren, betrifft, so können wir uns allerdings von seinem Territorialbesitz keine vollkommen deutliche Vorstellung machen, weil von dem ehemaligen Templerarchiv nur wenige Bruchstücke auf uns gekommen sind. Aus diesen ist aber soviel zu er-

[1]) Prutz S. 161—171.

sehen, daß der Orden namentlich in den zwei nördlichen Frankenstaaten, in Tripolis und Antiochien, also auf syrischem Boden, begütert war, weniger auf dem von Palästina im Königreich Jerusalem. Dagegen haben die deutschen Ordensritter seit 1220 einen großen Länderkomplex in Galiläa erworben. Seine Grenzpunkte waren im Westen Accon, im Norden die Gegend von Tyrus, im Osten Tiberias und im Süden Nazareth[1]). „Das Bild, das wir aus den Quellen von dem wirtschaftlichen System des Deutsch-Ordens im heiligen Lande gewinnen, erweckt die Vorstellung, daß derselbe eine verständige Hebung und Entwicklung der Leistungsfähigkeit des Landes erstrebte“[2]).

Als Meister der Landwirtschaft bewährte sich aber im fränkischen Palästina der Johanniterorden. Er bewirtschaftete, abgesehen von Besitzungen im Innern des Landes, insbesondere zwei geschlossene Grenzmarken des Königreichs Jerusalem, die eine im Süden, die andere im Osten. Den Mittelpunkt des südlichen Güterkomplexes bildete Beth Djibrin, welches 1136 als Grenzburg gegen Aegypten errichtet und mit zahlreichen Casalien ringsum dem Orden geschenkt worden war. Durch wiederholte Länderverteilung an abendländische Ansiedler wurde die Gegend allmählich zu einer Art Militärkolonie, wo Soldaten stationiert waren und zugleich den Boden bebauten. Eine zweite, ähnliche Stellung nahm der Orden um die Mitte des 13. Jahrhunderts an der stets gefährdeten Ostgrenze ein. Schon früher hatte er dort große Ländereien erworben, als deren Centrum die feste Burg Belvoir gelten konnte. Sie lag an der Stelle des heutigen Kaukab el Hawa[3]) auf einer in das rechte Jordanthal vorspringenden Gebirgszunge, einige Meilen südlich vom See Genesareth. Auch hier entstand ein nicht bloß wohlbewachtes, sondern auch wohlbebautes Markenland. Dazu erwarben die Johanniter auch den gegen Nordwesten nahegelegenen Berg Tabor, besetzten das von den Mönchen verlassene Kloster auf dessen Spitze und die wüstliegenden Meierhöfe an dessen Fuße, um auch hier einen wirtschaftlichen Musterboden zu schaffen[4]).

Die Ordensterritorien dürfen wir uns sicherlich als die Glanzpunkte der fränkischen Bodenkultur in Palästina vorstellen. Doch wird von den abendländischen Schriftstellern jener Zeit das ganze Land als wohlangebaut gepriesen. Ein Anonymus aus dem angehenden 13. Jahrhundert, dessen Schrift im oberbayerischen Kloster Schäftlarn gefunden

---

[1]) Ritter Erdkunde XVI, 782. — [2]) Prutz S. 259. — [3]) Ritter XV, 403 f.

[4]) Prutz 246, besonders aber R. Röhricht, Studien zur mittelalterlichen Geographie und Topographie Syriens. Zeitschr. d. deutschen Palästinavereins X, 195—320 (Johanniterorden 239—266).

wurde, spricht von der fetten und fruchtbaren Scholle des heiligen Landes[1]). Und einer der scharfsichtigsten Beobachter, Burchardus de monte Sion, der 1280 Palästina nach allen Richtungen durchwanderte und beschrieb, rühmt in dem für uns wichtigsten Kapitel „de fertilitate terrae sanctae" den fetten Boden (terra pinguis), der häufig nicht einmal eine Düngung erheische[2]). Einzelne altberühmte Kulturlandschaften leuchteten auch jetzt noch im früheren Glanze, vor allem die Oase von Jericho. Ein griechischer Pilger Namens Phocas schwärmte um 1180 für dieses landwirtschaftliche Juwel, besonders für die herrlichen Gärten bei den dortigen zahlreichen Klöstern[3]). Auch der große Geschichtschreiber der Kreuzzüge, der Erzbischof Wilhelm von Tyrus, schildert um 1200[4]) die Gartenebene von Jericho als einen locus famosissimus et omnium commoditatum abundantia simul refertus. Desgleichen spricht Burchardus (p. 58) von den dortigen wohlbewässerten horti et jardini. Von der mit Jericho ehedem rivalisierenden Kulturgegend am Galiläischen Meer ist weniger die Rede. Nur bei Burchardus steht die Notiz, daß das Uferland um Tiberias auf seinem fetten Boden (terra pinguis valde) Gartenkultur trug (p. 45). Das zwischen Tiberias und Jericho sich erstreckende tiefe Thal des Ghor hatte nach demselben Autor (p. 51) wegen seiner Fruchtbarkeit den Ehrennamen vallis illustris. Anerkennende Worte widmet ferner Burchardus der Au von Esdrelon, die er (p. 50) als fertilis supra modum bezeichnet, ebenso der samaritischen Gegend bei dem alten Sichem; von dieser bemerkt der begeisterte Wanderer (p. 55), er habe eine so fruchtbare Landschaft überhaupt noch nicht gesehen. Manches Zeugnis findet sich endlich bei den fränkischen Autoren jener Zeit über den blühenden Gartenbau in der Umgebung der palästinischen Küstengegend. So wird einmal von verwüsteten Gärten bei Accon berichtet[5]), ebenso von prachtvollen Obstwäldern rings um Cäsarea, der einstigen Residenz der altrömischen Landpfleger, Pflanzungen, die bei der grauenvollen Eroberung unter König Balduin I. (1101) vernichtet wurden[6]). Auch tiefer im Süden bei Askalon hatten die fleißigen Bürger der Stadt Obstgärten aus dem Dünensande der Küste hervorgezaubert[7]). Die Gegend von Jaffa ist gegenwärtig ein üppiges, stundenweites Gartenland; das Joppe der fränkischen Zeit muß eben-

---

[1]) Ubere gleba fertilis. Descr. terrae s. Herausgegeben von G. Thomas. Sitzungsberichte der k. b. Akademie der Wissenschaften. 1865. S. 141—171.

[2]) J. C. M. Laurent, peregrinatores p. 8.

[3]) Leo Allatius, symmicta I, 31. Bei Prutz 553.

[4]) 15, 27 (I, 887 ed. Bong.). — [5]) Fulcher Carnot. I, 419 Bong.

[6]) R. Röhricht, Geschichte des Königreichs Jerusalem (Innsbruck 1898) S. 21.

[7]) Wilh. Tyr. 17, 22.

falls in einem Gartenring gelegen haben, denn als im Juni 1283 ein feindliches Sarazenenheer die Stadt bedrängte, verlangte dessen Führer 50 Goldstücke, widrigenfalls eine Verwüstung aller umliegenden Gärten erfolgen würde [1]).

Wir gehen nun über zu der Einzelbeschreibung der palästinischen Kulturgewächse in fränkischer Zeit, und zwar zunächst zu den Gartengewächsen. Schwunghaft wurde die Obstbaumzucht betrieben, vor allem die Kultur der Olive. Das mattgrüne Blättergewölk der Olivenwälder wird den damaligen Boden Palästinas in noch größerer Ausdehnung geschmückt haben, als es gegenwärtig der Fall ist.

Weit verbreitet war auch um jene Zeit der Feigenbaum, von jeher ein wertvoller Vegetationsschatz des gelobten Landes. Als eine Seltsamkeit notieren die fränkischen Schriftsteller gerne die Pharaonenfeige, an der ihnen das Hervorwachsen aus ast- und blätterlosem Stamm auffiel. Sie meinten damit jene süßen, kernreichen Früchte, die dichtgedrängt an den Spitzen undurchdringlicher Kaktushecken starren.

Von der Dattelpalme ist in den Vegetationsbeschreibungen der Kreuzzugslitteratur selten die Rede. Der Anonymus von Schäftlarn und der Bischof Jakob von Vitry (I, 1099 Bong.) erwähnen Baum und Frucht, aber keinen Standort, so daß wir von ihnen nicht erfahren, ob die alten Pflanzungen von Jericho und Phaselis noch fortlebten. Im 10. Jahrhundert war das sicherlich noch der Fall, wie sich aus einer Notiz des arabischen Autors Ibn Haukal ergiebt. Dagegen weiß Burchardus von zahlreichen und großen Palmen bei Tiberias zu berichten [2]), sodaß also der Baum inzwischen durch das heiße Ghor nordwärts hinaufgewandert wäre.

Der einsam auf weitem Felde stehende Johannisbrotbaum war auch den Abendländern in Palästina als Schattenspender höchst willkommen, weshalb sie gern zu frommer Rast unter demselben Kapellen zum h. Georg errichteten.

Die bisher besprochenen Obstbäume sind ein alter Besitz des gelobten Landes gewesen. Es gab aber im fränkischen Zeitalter auch jüngere Zöglinge der Hortikultur, die erst seit der byzantinischen oder arabischen Epoche eingewandert waren. Dazu gehörte zunächst die Banane oder der Pisang (musa paradisiaca). Die fränkischen Autoren nennen das Gewächs „Paradiesbaum", die Frucht „Paradiesapfel". Der schon öfter erwähnte Anonymus schildert etwas unbeholfen die länglichen Aepfel mit Honiggeschmack, deren Hunderte einander berührend an einem einzigen Zweige hängen. Jakob von Vitry rühmt die langen

---

[1]) Röhricht 889. — [2]) Magnae palmae multae crescunt ibi. p. 45 Laur.

Blätter und wohlschmeckenden Früchte. Burchardus endlich lieferte (p. 23) die beste Beschreibung, indem er die Pisangfrucht als eine mächtige Traube mit eigroßen Beeren bezeichnet, das von einem dicken Balge umgebene süße Fleisch dieses Apfels rühmt und von den Blättern sagt, daß sie nach Höhe und Breite einen großen Mann vollständig decken. Er hätte noch hinzufügen sollen, daß die an der Traube oder an dem Fruchtkolben sitzenden „Beeren" eine gurkenförmige Gestalt haben, und daß die in der That bis zu 3,75 m langen und 60 cm breiten Blätter als Krone den Gipfel umbuschen, während der Schaft von den Scheiden der abgefallenen Blätter umgeben ist, daß also der Pisang in seiner Silhouette stark an die Palme erinnert. Ueber den Zeitpunkt, wann die musa paradisiaca auf dem Boden Palästinas zuerst erschienen ist, ob schon unter den Oströmern oder erst unter den Arabern, habe ich keine Angabe finden können.

Ebensowenig läßt sich für eine andere Fruchtgattung, welche das biblische Zeitalter nicht kannte, wohl aber das fränkische, die Zeit der ersten Anpflanzung genau bestimmen, wenn auch ihr Import durch die Araber allgemein angenommen wird. Ich meine damit jene Kategorie von Baumfrüchten, die man unter dem Namen „Agrumi" zusammenfaßt: die Citrone, Limone und Orange[1]).

Da ist es also zunächst der Citronenbaum (citrus medica cedra), dessen Frucht die fränkischen Autoren erwähnen. Nach der Beschreibung des Schäftlarner Anonymus ist die Citrone länglich und kopfgroß, kann aber nicht roh, sondern in Honig oder Wein eingekocht genossen werden, womit auch die Bemerkung des Burchardus (p. 87) übereinstimmt, daß die poma citrina zu Kompotts (electuaria) verwendet werden. Eine Unterart dieser Cedraten, wie die botanische Klassifikation lautet, ist der „Adamsapfel", dem die Franken im Orient deshalb so viel Aufmerksamkeit schenkten, weil eine Einkerbung in dessen dicke, warzige, aber sehr aromatische Schale vom Bisse des Adam herrühren sollte, so daß man also hier den wirklichen Paradiesapfel vor sich zu haben glaubte[2]).

Die Limone, bei uns fälschlich Citrone genannt, ist bekanntlich eine kleinere, mehr oder minder runde Frucht mit einer hellen, dünnen, wohlriechenden Schale und reichlichem sauern Saft. Die Anwesenheit des Limonenbaumes in Palästina wird zunächst vom Anonymus (p. 155) bündig und sicher bezeugt, indem er unter den charakteristischen Bäumen Palästinas limones arbores, quarum fructus acer est aufzählt. Dazu

[1]) Hehn S. 434 ff. — Vgl. den „cetrius" der byzantinischen Zeit oben S. 83.

[2]) Sunt ibi arbores ferentes poma, que dicuntur poma Adami, in quibus morsus Ado evidentissime videtur. Thietmar p. 52 Laur.

kommt die Bemerkung des Jakobus von Vitry, daß der kühle und appetitreizende Saft der Limone im Sommer auf Fleisch oder Fische geträufelt wurde[1]). Auch Thietmar erwähnt die Limonenfrucht mit dem Beisatz, daß sie zu „Salat" verwendet wurde[2]).

Für die Orange endlich, eine goldigrote Kugelfrucht, tritt wiederum Jakobus Vitriacus als Zeuge auf. In seiner Baumliste (l. c.) erscheinen „orenges". Es ist der damalige französische Name des „goldenen Apfels" (aurantium), der auf „kleinen Bäumen" wuchs und einen sauern oder herben Geschmack" hatte (acidi seu pontici saporis). Jakobus meint damit offenbar die „Bitterorange" (aurantium amarum), die etwa seit der Mitte des 10. Jahrhunderts auf palästinischem Boden angebaut wurde. Unsere süße Orange (aurancium dulce) oder Pomeranze (pomum aurancium) gedieh damals bloß auf den heißfeuchten Gründen des südlichen China und wurde von da erst im 16. Jahrhundert, angeblich 1548[3]), durch portugiesische Seefahrer unter dem Namen „Apfelsine", d. h. sinesischer oder chinesischer Apfel nach dem südlichen Europa gebracht und hat von Portugal aus über Italien den Weg nach den östlichen Mittelmeerländern und auch nach Palästina angetreten, wo sie demnach erst der türkischen Neuzeit angehört.

Wie stand es nun im fränkischen Palästina mit Apfel-, Birn- und Kirschbäumen? Haben die Kreuzfahrer diese einheimischen Obstsorten nicht schwer vermißt? Es mag ihnen wohl auch ergangen sein, wie im vorigen Jahrhundert dem schwedischen Orientreisenden Hasselquist, der während seines Aufenthaltes in Aegypten einmal bemerkt, er würde gerne „ein Scheffel Aepfel für eine Tonne Datteln eintauschen"[4]). Man könnte also glauben, die Abendländer hätten in Palästina wenigstens Anbauversuche gemacht mit jenen mitteleuropäischen Gewächsen. Hören wir darüber Burchardus, der (p. 87) sagt: „Man muß wissen, daß in jenen Gegenden keine Birnen oder Aepfel oder Kirschen oder Nüsse gefunden werden, oder doch nur selten." Aus diesen Worten dürfte also erhellen, daß doch derartige Kulturversuche gemacht worden, aber schlecht gediehen sind. Es gelang nicht, das altherkömmliche Vegetationsbild des heiligen Landes durch diese occidentalischen Gestalten zu bereichern. Selt-

---

[1]) I, 1099 Bong. — [2]) Valet ad salsam p. 52 Laur.

[3]) Hehn S. 437. In den „botanischen Streifzügen an der Riviera" (Deutsche Rundschau 1893, S. 42 ff.) behauptet übrigens E. Straßburger, die Apfelsine sei schon während des 14. Jahrhunderts in den Gärten Spaniens und Italiens kultiviert worden. Auch leitet er das Wort „Orange" nicht von dem mittelalterlichen aurancium, sondern von dem sanskritischen nagrunga ab.

[4]) Reise nach Palästina (1749—1752), herausgegeben von C. Linnäus (Rostock 1762), S. 232.

sam erscheint es, daß unser Gewährsmann auch den Nußbaum unter den Pflanzenraritäten Palästinas aufführt, nachdem wir ihn doch früher als weit verbreiteten Liebling der biblischen Israeliten kennen gelernt haben. Sollte wirklich der tiefgründige feuchte und frische Boden, den er braucht, schon im Zeitalter der Kreuzzüge so selten gewesen sein, wie heutzutage?

Indem wir von den Obstbäumen zu den Harzgewächsen übergehen, deren Saft auch von den Franken im Orient zu aromatischen und medizinischen Produkten verarbeitet wurde und unter dem Namen „Spezereien" (speciariae) in den Handel kam, wollen wir uns bloß mit den uns schon bekannten zwei Balsamkulturen des Altertums in Jericho und Engaddi beschäftigen. Von letzterer verlautet bei den Schriftstellern der Frankenzeit nichts mehr. Von Wilbrandus wird sie ausdrücklich als verschwunden bezeichnet[1]). Dagegen wird die Balsamstaude von Jericho durch den Anonymus von Schäftlarn (p. 155) und durch Jakob von Vitry (I, 1099 Bong.) mit aller Bestimmtheit bezeugt, zugleich aber wird mitgeteilt, daß in Aegypten ein Konkurrenzanbau bestand, der in der That, wie wir von anderer Seite wissen, bis zum 17. Jahrhundert fortdauerte[2]). Dazu kommt noch die weitere Nachricht, daß der Minoritenmönch Guillelmus de Pertuso, der 1270 von Palästina nach Aegypten zum Besuche christlicher Gefangenen reiste, diesen außer anderen Spezialitäten des heiligen Landes auch Balsamstauden mitbrachte. Fügen wir dazu die Notiz bei Jakobus von Vitry, daß die Balsampflanzungen in der Nähe von Kairo durch gefangene Christen gepflegt wurden, so hat es sich vermutlich bei dem Export des Strauches durch den genannten Minoriten um eine Verbesserung der ägyptischen Kultur gehandelt. In der That galt die Jerichostaude damals als die beste und nach der Versicherung unseres Gewährsmannes als die einzige, die das echte opobalsamum lieferte.

Eine vielleicht erst durch die Araber in das palästinische Vegetationsbild hineingebrachte Erscheinung war die Baumwollenstaude (gossypium herbaceum)[3]). Unsere drei oft citierten Gewährsmänner vergessen nicht, sie zu beschreiben. Der Anonymus spricht bloß von Stauden (arbusta), die man sät wie Weizen, und von denen man „cambace" (Baumwolle) sammelt. Jakobus gedenkt ebenfalls „gewisser Sträucher, die gesäet werden und feine Gewandstoffe liefern, ein Mittelding zwischen Wolle und Leinwand". Die beste Schilderung hat wiederum Burchard. „Es giebt," sagt er, „rohe Wolle (lana succida) auf einem

[1]) In vineis Engaddi aliquando eciam inveniebatur balsamum, sed modo non invenitur. p. 181 Laur. — [2]) Ritter XV, 510. — [3]) Vgl. oben S. 48.

Strauch, dessen Samen in die Erde gestreut wird. Daraus erhebt sich ein holziges Gewächs (caudex quidam), in dessen Kapseln (folliculis) man jene Wolle sammelt." Mit dem von allen drei Autoren bemerkten Umstande, daß die Baumwollenstaude aus Samen gezogen wird, hat es in der That seine Richtigkeit. Aus allen drei Berichten aber spricht deutlich die Verwunderung über ein solches botanisches Novum, nämlich Wolle, die auf Bäumen wächst.

An die kultivierten Bäume und Sträucher schließen sich die kultivierten Kräuter; vor allem kommt der Gemüsebau in Betracht.

Eine wahre Volksnahrung und längst dem engen Garten entwachsen scheint nach Andeutungen der verschiedenen Kreuzzugsautoren die Bohne gewesen zu sein. Wie heutzutage mag auch in den Tagen der Franken die schwarz-grüne Tafel des Bohnenfeldes allenthalben neben der lichtgrünen Fläche des Weizenackers das Grundkolorit der Kulturlandschaft gebildet haben. Von den Cucurbitaceen, jenen Früchten, die durch eine dichte Schale gedeckt, während der Sommermonate einen reichlichen kühlen Saft in ihrem Innern ansammeln und deshalb im durstigen Orient stets beliebt waren, haben wir zwei Sorten, die Gurke und die Wassermelone, bereits in biblischer Zeit als einheimische Pflanzen Palästinas kennen gelernt. Beide werden vom Bischof Jakobus ebenfalls erwähnt, daneben aber auch der erst später eingewanderte Kürbis, der, wie er beifügt, größer wird als ein Eselskopf.

Teils als Gewürzpflanze, teils als Nutzgewächs zu anderen Zwecken wurde der Safran (crocus sativus) verwendet, den wir bereits für die biblische Zeit durch das hohe Lied bezeugt sahen. Wenn es mit der oft erwähnten Sage, daß unter König Eduard III. (1327—77) ein Pilger in seinem ausgehöhlten Stabe eine Safranzwiebel aus Palästina nach England gebracht habe, natürlich um sie dort anzubauen, seine Richtigkeit hat, so darf man vielleicht annehmen, daß während der fränkischen Epoche in Palästina ebenfalls Safranpflanzungen bestanden haben, ganze Crocusfelder, die in der Blütezeit während einer einzigen Nacht sich plötzlich in einen stark duftenden violetten Teppich verwandelten, freilich nur auf kurze Zeit; denn diese Blüten mußten sofort nach dem Aufblühen gepflückt und noch am selben Tage verarbeitet werden, damit man die gelben oder rotbraunen, fettglänzenden Fäden daraus gewann, also die Form, in der der Safran in den Handel gebracht wurde[1]).

Endlich wird durch zwei arabische Geographen im 12. und 14. Jahrhundert auch eine Indigopflanzung bei Jericho bezeugt, während

[1]) Vgl. H. Zippel, Ausländische Kulturpflanzen (1892) II, 46. Die Abhandlung Ritters über die geographische Verbreitung der Safrankultur (XVIII, 736 ff.) giebt für Palästina keine Aufschlüsse, die von Hehn (255 ff.) spricht nur über Griechenland und Italien.

die alten Israeliten dieses Gewächs nicht aus Aegypten herübergenommen, sondern den blauen Farbstoff aus Indien bezogen zu haben scheinen[1]).

Von weit größerem Belang als die bisher behandelte Hortikultur im fränkischen Palästina ist die Frage nach dem damaligen Weinbau. Daß diese Kulturform während des arabischen Zeitalters in ihrem Umfang zurückgegangen war, läßt sich gar nicht bezweifeln, denn seine Religion gestattete dem Araber nur den Genuß der Traube, nicht den des Weines. Wo also Muhammedaner nicht bloß die Herren, sondern auch die Bewirtschafter eines Landgutes waren, werden sie in der Regel die vorgefundenen Rebenpflanzungen ausgerottet haben. Burchardus bezeugt das (p. 88) ausdrücklich: Vineas non colunt, sed destruunt. Doch fügt er bei, einerseits, daß es unter den Sarazenen von jeher heimliche Weintrinker gab, und andererseits, daß in der fränkischen Zeit einzelne muhammedanische Landwirte den Weinbau als lukratives Geschäft, namentlich zum Weinhandel mit den Christen trieben (propter questum, ut Christianis vendant). Die Abendländer selber aber konnten in Palästina der Rebenzucht keineswegs entraten, da der Wein für sie ein unentbehrliches Genußmittel war. Es ist daher anzunehmen, daß sie die ehemaligen Weingärten wiederhergestellt und alle dazu geeigneten Plätze wiederum mit Reben bepflanzt haben, sicherlich die eingreifendste Umgestaltung des palästinischen Flurenbildes im fränkischen Zeitalter. Der Palästinawein, von jeher eine der stärksten und edelsten Sorten, kam somit neuerdings zu Ehren. Wir wollen auch hier wieder einzelne bevorzugte Weindistrikte namhaft machen. Vor der arabischen Invasion waren früher die Weine von Gaza und Askalon an der philistäischen Küste am byzantinischen Hofe, der erstere sogar im Abendlande beliebt und berühmt gewesen. Corippus, ein Dichter aus der Zeit des oströmischen Kaisers Justinus (565—578) spricht in seinem Lobgedichte auf jenen Monarchen (de laud. Just. 3, 87) von den „süßen Bacchusgaben, die Gaza gezeitigt und Askalon gespendet hat". Und was den Gazawein im Abendlande betrifft, so drückt der bischöfliche Dichter von Clermont, Apollinaris Sidonius (430—88), einmal sein Bedauern aus, daß in seinem Keller keine feinsten Sorten, keine vina Gazetica, Chia, Falerna lagern. Ferner weiß Cassiodor (um 520) für eine Weinlage in Italien keine bessere Empfehlung, als daß er ihr Produkt mit dem vinum Gazeticum auf eine Stufe stellt. Und am Ende des sechsten Jahrhunderts berichtet der fränkische Geschichtsschreiber Gregor von Tours, daß zu seiner Zeit die vina Gazetica als starke Getränke besonders gesucht waren, etwa wie jetzt die Sherry- und Portweine aus der pyre-

[1]) Ritter, Erdkunde XIV, 400.

näischen Halbinsel [1]). Der Einbruch der Araber nun hat, wie es scheint, der gazetischen Weinproduktion für immer ein Ende gemacht, wenigstens wird sie während der Kreuzzüge nicht mehr erwähnt. Dagegen war die Rebenkultur bei der benachbarten Küstenstadt Askalon von den Arabern entweder nicht zerstört oder durch die Franken wiederhergestellt worden, da der arabisch-spanische Geograph Edrisi ihrer um 1150 gedenkt, sodaß man sich also das ganze Hügelgelände, das jene Stadt im Halbkreise umschließt, für die damalige Zeit als einen wohlgepflegten Weinberg vorstellen darf. Selbst gegenwärtig noch klettern stellenweise starke Weinranken diesen Hang hinauf [2]). Edrisi bezeugt auch bedeutenden Weinbau bei den weiter nordwärts an der judäischen Küste gelegenen Strandorten Jaffa und Arsuf. Davon ist nun keine Spur mehr vorhanden; die Umgegend von Jaffa zeigt nur Gartenbau, die des Ruinendorfes Arsuf ist ganz verwildert. Zu den berühmten Weingegenden im judäischen Binnenlande gehörten immer noch nach Burchards Zeugnis (p. 24) die von Hebron und Bethlehem. Auch um Jerusalem war die Weinkultur beträchtlich. Der Grieche Phocas läßt um 1180 die Höhen um die heilige Stadt zum großen Teil mit Weinreben bebaut sein [3]). Ferner gediehen in Jericho nach dem Zeugnisse des Magisters Thietmar, der ca. 1217 schrieb, prächtige Trauben, die man mit einer Hand nicht aufheben konnte. Im altberühmten Weinthale von Engaddi aber weiß Burchardus (p. 61 Laur.) noch von Stengeln (surculi) edelster Reben zu berichten, die von den dortigen Arabern ignoriert wurden. Die Landschaft Samaria hatte drei bevorzugte Weinplätze: Sichem, Samaria-Sebaste und Dothain. Sie lagen an der Straße, die nordwärts von Jerusalem her mitten durch das Land zieht. Sichem war also im Mittelalter in Weinlaub gebettet, wie heute in Gartengrün; auf den Hängen des isolierten Hügels, auf dem das Dorf Sebaste liegt und den jetzt Feigen und Oliven beschatten, wuchs reichlich die Rebe. Die Gegend von Dothain ist eine von kleinen, malerischen Hügeln umsäumte Ebene. Die letztere mochte auch zur Zeit der Franken im Frühling einen „grün und schwarz gestreiften Teppich" darstellen [4]) mit ihren Weizen- und Bohnenäckern, während über den jetzt rebenlosen Hügelsaum die Weinranken hinkrochen. Ueberraschen muß es, daß von galiläischer Weinkultur bei den fränkischen Autoren so wenig die Rede ist. Nur die Umgebung von Tiberias wird von dem englischen Mönch Odericus um 1142 als Rebenland geschildert [5]). Doch ist sicher anzunehmen, daß auch im westlichen Galiläa, dem Domänengebiet des Deutschordens, starker Weinbau betrieben wurde.

[1]) Die Stellen bei Hehn S. 84. — [2]) Furrer 154.
[3]) Prutz 319. — [4]) Furrer 294. — [5]) Prutz 554.

Nun ist noch der Getreidebau während der fränkischen Epoche zu betrachten. Da steht vor allem fest, daß Westpalästina damals kein Getreideland mehr war wie in biblischer Zeit. Es produzierte nicht mehr annähernd den Bedarf für die Bevölkerung, auch nicht in fruchtbaren Jahrgängen; vielmehr waren die fränkischen Kolonisten immer auf kostspielige Zufuhr aus dem Abendland angewiesen, bis sie endlich gegen Ausgang des 12. Jahrhunderts mit der Insel Cypern ein näherliegendes Getreidemagazin erwarben[1]). Ein intensiver Körnerbau wurde, wie es scheint, nur in den Umgebungen von Accon, Bethlehem, Hebron und besonders Jericho getrieben[2]). Angebaut wurde, wie in alter Zeit, Weizen und Gerste. Den palästinischen Weizen bezeichnet Burchard als delicatissimum; niemals habe er besseres Brot gegessen, als in Jerusalem[3]). Der Hafer der Mischnahepoche war wieder verschwunden. Dagegen frägt es sich, ob nicht die Franken Versuche mit der heimischen Roggenkultur gemacht haben. Der Palästinareisende K. Furrer, ein sorgfältiger und kenntnisreicher Beobachter der Vegetationszustände, war im Jahre 1863 überrascht, auf der Strandebene bei Tiberias mitten in den Weizenfeldern einige Roggenähren zu bemerken, und giebt der Vermutung Raum, daß diese spärlichen Halme vielleicht noch die Reste reicher Saaten aus der Kreuzfahrerzeit sein könnten[4]). Ein anderes Cereale, von dem die lateinischen Autoren der fränkischen Zeit nichts berichten, vielleicht weil die Abendländer dessen Kultur vernachlässigten, war der Reis (oryza sativa). Trotzdem ist es höchst wahrscheinlich, daß er im Mittelalter, und auch möglich, daß er schon im Altertum angebaut wurde. Eine Pflanze fetter, wasserreicher Niederungen in tropischem und subtropischem Klima, hat sich der Reis aus seiner Heimstätte Indien zuerst ostwärts nach dem südlichen China und dann westwärts nach Vorderasien verbreitet, in letzterer Richtung jedenfalls erst nach Alexander dem Großen. Eine wichtige Angabe über diesen vorderasiatischen Verbreitungskreis findet sich bei Strabo (p. 692), wo Baktrien, Susa, Babylonien und das südliche Syrien *(ἡ κάτω Συρία)* als Reisbaugebiete genannt werden. Die Nachricht von der persisch-mesopotamischen Reiskultur verdankt Strabo, wie er angiebt, dem Aristobul, einem Begleiter und späteren Biographen Alexanders des Großen. Bezüglich des *κάτω Συρία* hat man gemeint, es sei das ein Zusatz von Strabo selber, so daß also der Reisbau, der in Persien und am Euphrat schon 300 v. Chr. blühte, in das südliche

[1]) Prutz 317 f. — [2]) Die Belege bei Prutz 553.

[3]) Diese letztere Bemerkung findet sich übrigens nicht bei Laurent, wohl aber in der Ausgabe des Canisius (Lectiones antiquae IV, 23).

[4]) Wanderungen durch das h. Land S. 372.

Syrien und somit auch nach Palästina erst später vorgedrungen wäre. Ob diese gänzlich vereinzelte Notiz Strabos genügt, um in die spätbiblische Kulturlandschaft Palästinas Reisfelder hineindenken zu können, ist zweifelhaft. Das Schweigen der übrigen Litteratur des Altertums[1]) ist umsomehr befremdend, als gerade der Reisbau mit den geschlossenen, künstlich überschwemmten Beeten, die er verlangt, einen so auffallenden Anblick bietet. Indes stehen wir auch bezüglich der Reiskultur in der fränkischen Zeit lauter schweigenden Autoren gegenüber, und doch ist es kaum denkbar, daß die Araber, diese leidenschaftlichen Reisesser, ihre Lieblingsfrucht an geeigneter Stelle im eroberten Palästina nicht gepflanzt haben sollten, während sie dieselbe im Nildelta sogleich nach ihrer Invasion kultivierten und später auch in die wasserreichen Niederungen des südlichen Spaniens mit sich nahmen.

Von einer anderen Graminee, dem Zuckerrohr (sacharum), das ebenfalls von den Arabern in Palästina importiert wurde, geschieht dagegen bei den fränkischen Geschichtsschreibern häufig Erwähnung. Zum erstenmal überhaupt wird des palästinischen Sacharums gedacht in der Schrift eines Rabbi Simon um das Jahr 900 n. Chr. Bei den abendländischen Autoren der Kreuzzüge finden sich dann ausführliche Nachrichten über das von Pilgern hochgeschätzte und gerühmte „Honigrohr" (cannamella), wie sie es nannten. Wir lesen, wie die Kreuzfahrer durstig und erschöpft auf Rohrfelder stoßen, wie sie die Schäfte abbrechen oder ausreißen und gierig das süße Mark saugen, aber auch, wie sie später die vorhandenen Pflanzungen zu hegen und zu benutzen verstehen. Bei Burchardus tritt uns das heilige Land im allgemeinen als eine Region des Zuckerrohres entgegen, indem die süße Pflanze unter die Normalprodukte Palästinas eingereiht und sowohl ihre Erscheinung wie ihre Verarbeitung mit behaglicher Breite beschrieben wird (p. 87 Laur.). Da aber dieses Gewächs nicht auf jedem Boden gedeiht, so konnten nur einzelne Gegenden damit gesegnet sein. Da ist zunächst die Hafenstadt Jaffa. Hier fand ein Reisender noch im Jahre 1832 Zuckerrohre, 4—6 Fuß hoch, ohne daß sie jedoch zur Zuckerfabrikation benutzt wurden[2]). Das können Fortsetzungen alter Kulturen gewesen sein. Ausdrücklich bezeugt wird der Zuckerbau an der Küste von Accon. Hier hatten u. a. die Könige von Jerusalem einen wertvollen Domänenbesitz, worauf sie das Zuckerrohr kultivierten. Es geht das hervor aus einer Vertragsurkunde vom Jahre 1160, worin dem König Balduin III. die Befugnis zugesprochen wird, zur Bewässerung seiner Zuckerplantagen Kanäle aus dem dortigen Küstenflüßchen Belus abzuleiten[3]). Im Binnenlande werden wir Zucker-

[1]) Nur der Talmud spricht von Reisbau in Palästina. Buhl S. 57. — [2]) Ritter XVI, 599; Furrer S. 10. — [3]) E. v. Lippmann, Geschichte des Zuckers (Leipzig 1890), S. 180 ff.

pflanzungen nicht innerhalb der Gebirgsregion zu suchen haben, sondern nur im Ghor und zwar vor allem in den bisher so oft genannten zwei Kulturlandschaften am Westufer des Galiläischen Sees und im Jordanthale bei Jericho. In der That fand der früher erwähnte Tourist von 1832 in der Umgebung von Tiberias noch ganze Zuckerrohrwälder, die sicher auch schon in der fränkischen Zeit hier vorhanden waren[1]). Und was die Oase von Jericho betrifft, so erwähnt Burchard (p. 58) unter den Spezialitäten derselben auch Kannamellenkulturen, die durch mehrere vom Elisäusbach abgeleitete Gräben bewässert wurden. Weiter bemerkt Jakobus Vitriacus (I, 1075 Bong.), das Gefilde von Jericho „träufle Süßigkeit" aus seinen Zuckerplantagen. Und endlich erzählt noch zu Beginn des 14. Jahrhunderts der Pilger Ricoldus de monte crucis von den Zuckerrohrfeldern um Jericho[2]). Heute steht dort freilich kein Schaft mehr, aber noch beweisen zahlreiche Ruinen von Zuckermühlen die einstige intensive Kultur[3]).

So haben wir also ein Bild gewonnen von dem Kulturlande Palästina im fränkischen Zeitalter. Es wird nun erübrigen, auch noch einen Blick zu werfen auf das Wildland jener Zeit, vor allem auf die Waldbestände. Die Kreuzfahrer, die zum Teil aus waldreichen Gegenden gekommen waren, mochten sich nicht sonderlich angemutet fühlen von den kahlen Höhen des heiligen Landes. Burchardus giebt (p. 15) seinem Befremden Ausdruck, wenn er von den fast durchweg „sterilen, trockenen, steinigen Gebirgen in Israel" spricht. Namentlich wurde die waldlose Umgebung der h. Stadt bedauert. Ueber diese klagt unter anderem Wilhelm v. Tyrus (8, 6): Nur in einigen 6—7 Miglien (9—10 km) entfernten Thalschluchten habe man Bäume gefunden, aber auch mehr Stangen als Stämme. Dagegen muß die jetzt ganz baumlose Gegend von Hebron damals noch ein Waldgebirge gewesen sein, da Jerusalem von dorther sein Bauholz bezog. Besser bewaldet als Judäa waren, wie in alter Zeit, die zwei nördlichen Landschaften, besonders Galiläa. Die Abhänge des Tabor wurden als dicht beschattet geschildert. Das Galiläische Meer lag in einem Waldkranze. Für die biblische und die neue Zeit haben wir bereits der Waldungen von Banias oder Paneas gedacht, die wir hier erwähnen, obwohl sie schon östlich von den Jordanquellen liegen. Sie haben in der Geschichte der Kreuzzüge eine gewisse Berühmtheit erlangt dadurch, daß die Franken im Februar 1157 eine

[1]) Ritter XV, 293.

[2]) (Planicies Jericho) habet campos canamellae, unde faciunt zucharum. Laur. peregr. IV, p. 109. — [3]) Ritter XV, 512.

hier samt ihren Rossen lagernde arabisch-turkmenische Beduinenhorde treulos erweise überfielen und nahezu aufrieben. Wilhelm v. Tyrus giebt in seinem entrüsteten Bericht über diese christliche Schandthat (18, 11) auch näheren Aufschluß über jenen Riesenforst, den „paneadensischen Wald", der auf der Nord- und Südseite der Stadt sich weithin ausgedehnt haben muß.

Ueber die verschiedenen Baumgattungen, aus welchen diese Waldkomplexe bestanden, giebt es keine Nachricht. Jakob v. Vitry macht nur die allgemeine Bemerkung, daß in Palästina dieselben Bäume wuchsen wie in Frankreich und Deutschland [1]), womit er sich freilich als schlechten Beobachter ausweist, da ihm das leicht wahrnehmbare Charakteristikum der Mittelmeerflora, das immergrüne Holzgewächs, entgangen ist. Eine besondere Beachtung fand bei den Berichterstattern die durch Abraham geheiligte Terebinthe von Mamre, von der bereits früher gesagt wurde, sie sei noch im 2. Jahrhundert n. Chr. bezeugt. Jakob v. Vitry weiß von einer „Eiche" (quercus) in Mamre zu reden, während Burchardus, der den Baum genau besichtigte, ihn mit Rücksicht auf die Blätter ganz entschieden für eine Terebinthe erklärt. Der wissenschaftliche Streit um diesen Baum hatte sich also schon im 13. Jahrhundert entsponnen, wobei es sich freilich nur um die doppelte Deutung des biblischen „el" oder „elah" als Eiche oder Terebinthe handelte. Seit dem 14. Jahrhundert nahm dieser Streit eine andere Form an, indem eine noch stehende Rieseneiche im Nordwesten von Hebron als der Baum Abrahams galt anstatt der bisherigen Terebinthe [2]). Von dieser berichtet übrigens Burchardus (p. 81), der alte Stamm sei vermodert und aus seinen Wurzeln ein neuer Baum emporgewachsen, dem er zur frommen Erinnerung Holz und Frucht entnommen habe.

Das palästinische Wiesen- und Weideland blieb von den Kreuzfahrern nicht unbeachtet und unbenutzt. Die reiche Gras- und Blumenvegetation, deren für die biblische Zeit schon gedacht wurde, hat auch Burchardus (p. 86) bewundert. Berühmt waren die Pferdeweiden von Haifa am Fuße des Karmels, die von den Franken mit ihren Rossen im Frühjahr massenhaft aufgesucht wurden. Desgleichen preist Burchard (p. 40) die wohlbewässerte Weidestrecke von Dothain im nördlichen Samaria. Die heißen Wiesen am Galiläischen Meere lieferten treffliches Heu [3]). Möglich, daß die Franken hier nach abendländischer Sitte das Gras mähten und zu Heu verarbeiteten, was im biblischen Altertum, wie wir sahen, selten der Fall gewesen ist.

---

[1]) Seine Heimat Vitry liegt in der Champagne. — [2]) Die ganze Frage ist eingehend erörtert bei Ritter XVI, 223 ff. Vgl. Buhl, S. 160. — [3]) Belege bei Prutz 553.

Die Wüstenformen des Landes anlangend, beschreibt Burchardus (p. 62) von der judäischen Wüste das Stück zwischen Jerusalem und Jericho. Er durchzog sie auf dem Wege zum Toten Meere. „4 Leuken" (8,8 km) vor Jericho stand damals ein Bauernhof (casale) Namens Adomyn, und das war der Platz, an den die damalige Legende die Beraubung des evangelischen Wanderers verlegte. „Und das gleiche," fügt der Erzähler bei, „ist in moderner Zeit schon vielen passiert. Der Ort hieß deshalb bei den Deutschen Rottenburg, von dem vielen in dieser schauerlichen und gefährlichen Gegend vergossenen Blute." Die bei Burchardus an die Schilderung dieser Wüste geknüpfte Beschreibung des Toten Meeres ist insofern merkwürdig, als sie die in der Einleitung schon erwähnte andauernde Dunstschicht auf demselben besonders hervorhebt. „Immer raucht es," sagt der Erzähler, „immer lagern finstere Dünste darauf, als wäre es der Kamin der Hölle (caminus inferni). Dieser Dunst ist schuld, daß das ganze Land von Pharan im Süden bis Thaphua im Norden (d. h. die Wüste Juda) unnütz geworden ist, daß es kein Gras und überhaupt kein Gewächs hervorbringt."

Bis jetzt wurde bei der Darstellung der palästinischen Bodenkultur im fränkischen Zeitalter nur die westliche Hälfte des Landes berücksichtigt. Aber das Königreich Jerusalem umfaßte auch einen großen Teil der östlichen Hälfte jenseits des Jordans, ja, es erstreckte sich in seiner südöstlichen Grenze noch über das alte Palästina hinaus, indem es die Landschaft Moabitis (das heutige Kerak) und Araba, d. h. das Gebiet südlich vom Lothsee bis hinab bis gegen den ailanitischen Golf, den nordöstlichen Ausläufer des Roten Meeres, in sich schloß, also Teile der altrömischen Provinz Arabien, von der diese ganzen Gebiete auch im Mittelalter den Namen behielten. Nur den Haurân vermochten die Abendländer nicht zu gewinnen; durch die Erfolge ihrer Waffen in Westpalästina wurden nämlich die dortigen Muhammedaner zum großen Teil verdrängt und fanden gemeinsam mit den damals aus dem inneren Asien nach dem Westen vorgedrungenen Glaubensgenossen in den festungsartigen Stadtruinen des Haurân aus vorarabischer Zeit eine willkommene Zuflucht gegen die später auch über den Jordan vordringenden Christen, so insbesondere um 1150 in Bosra gegen den König Fulko von Jerusalem und den Fürsten Raimund von Antiochien. Wir haben früher die Zustände des ostjordanischen Bodens verfolgt bis zur arabischen Invasion und damit zur Verwandlung des bis daher wohlangebauten Terrains in eine Beduinenwildnis, die jedoch von sporadischen Kulturflächen durchsetzt war. Daß solche kultivierte Striche auch zur Zeit der Kreuzfahrer in den von ihnen eroberten Gebieten des Ostlandes vor-

handen waren, ergiebt sich schon aus der bereits erwähnten Gründung von christlichen Ritterlehen jenseits des Jordans. Es muß das allerdings ein unsicherer, durch arabische und turkmenische Wandervölker stets gefährdeter Besitz gewesen sein. Von diesen Wandervölkern oder „Beduinen" (buduini) entwirft der Anonymus von Schäftlarn (p. 159) eine Schilderung in folgenden lapidaren Sätzen: „Es sind wilde Völker. Man heißt sie Waldtürken (silvestres Turcos). Sie leben ununterbrochen auf freiem Felde. Haus und Heimat giebt es nicht bei ihnen. Ihr Reichtum besteht in Viehherden. Diese lassen sie mit eingeholter Erlaubnis bald auf sarazenischem, bald auf christlichem Gebiete weiden. Die Beduinen sind sehr zahlreich und hordenweise im ganzen Lande verteilt (per provincias turmatim divisi)." Unter diesen provinciae sind wohl zumeist die ostjordanischen Landesteile zu verstehen. Die Erlaubnis zur Benutzung der Viehweiden erhielten diese Nomaden von dem König auf Grund von Verträgen, oft auch von Abgaben, und es muß sich so bei einzelnen Beduinenstämmen ein gewisses Unterthanenverhältnis zu den fränkischen Landesherren herausgebildet haben. Dies erhellt daraus, daß König Balduin III. im Jahre 1160 an den Hospitaliterorden 60 „Zelte," d. h. wohl Familien, und ein anderes Mal acht Beduinentribus mit 103 Zelten verschenkte[1]). Das gewöhnliche Verhältnis zwischen Beduinen und Franken wird aber das des Räubers zum Besitzer gewesen sein. Die Grundbesitzer in der Peräa mußten ohne Zweifel gerade wie die heutigen ihre Fruchtfelder gegen diese Nomadenstämme stets mühsam verteidigen und trotzdem von ihnen oft verwüstet sehen. Wie gefährlich die Beduinen waren, wird von Burchardus ausdrücklich bezeugt. Als er nämlich die Ostküste des Toten Meeres bis zu dessen Südspitze bereisen wollte, wurde ihm von dieser Tour durch die Araber in Jericho entschieden abgeraten, nicht bloß wegen der wilden Tiere, die dort hausten, sondern auch wegen der arabischen Mörder, gegen die eine Schutztruppe von 20 bewaffneten Leuten nicht genügen würde[2]).

Ein vegetatives Momentbild dieser ostjordanischen Region liefert Wilhelm von Tyrus in der Darstellung eines Feldzugs, den die Franken dahin im Frühjahr 1147 unternahmen (16, 9—13). Es handelte sich um die Weglinie Tiberias-Gadara-Edrei, also um die Landschaft Galaditis. Der Autor schildert sie als eine trockene und quellenlose Gegend, wo den Winter über sich der Regen in natürlichen oder künstlichen Becken (lagunis) sammelt. Diese Bassins waren

---

[1]) Prutz 145.

[2]) Allerdings fügte er (p. 59 Laur.) bei: Comperi tamen, quod non erat ita.

damals zum Unglück auch noch von toten Heuschrecken bedeckt. Der ganze Boden zeigte sich überwachsen mit Dorngesträuch und mit niederem Gebüsch (vepribus et frutetis humilibus), mit dürren Disteln (carduis aridis), mit einem Walde von Senfstauden (sinapis silva), aber auch mit alten Getreidestoppeln (veteribus stipulis), und eben reif gewordenen Feldfrüchten (frugibus jam maturis). Die letzteren zwei Bestandteile dieses Vegetationsbildes deuten also auf vereinzelte Kulturstriche innerhalb eines verwilderten Steppenbodens. Gepriesen wird auch der Getreidebau der neu annektierten Landschaft Moabitis, die einen ähnlichen Charakter trägt, wie die nördlich benachbarte und früher schon geschilderte Galaditis. Thietmar (p. 35 Laur.) hebt neben dem gänzlichen Mangel an Bäumen, ja sogar an Gesträuch in der moabitischen Flachlandschaft die Getreidefelder und Weidenstrecken als Charakteristika hervor.

Ja, auch das arabische Invasionsgebiet südlich vom Toten Meere, dessen historische Dunkelheit überhaupt bloß durch ein paar flüchtige litterarische Streiflichter der fränkischen Epoche aufgehellt wird, zeigt in dieser Beleuchtung einige Kulturstriche. So fand König Balduin I. bei einer Expedition im Winter 1100 in der südöstlichen Ecke des Toten Meeres einen von seßhaften Arabern (agricolae Arabes) bewohnten Ort Segor anmutig gelegen und reich an Dattelpalmen[1]). Er hieß deshalb bei den Franken Villa palmarum, bei den Franzosen auch Paumier oder Palmer. Seitdem ist freilich jede Spur von diesen Dattelhainen verschwunden[2]).

Eine andere Region dieses Grenzgebietes wurde ebenfalls von den Franken erforscht. Vom Südende des Lothsees setzt sich die Erdspalte des Ghor, wie schon früher geschildert wurde, fort bis zum ailanitischen Golf, dem nordöstlichen Zipfel des Roten Meeres. Die Ostseite dieser Ghorsenkung ist von Plateauhöhen des Seirgebirges begleitet, und hier war es, wo die Franken 1115 in einer Gegend mit Getreide-, Oel- und Weinkultur die Riesenburg Montroyal, das heutige Schobek, anlegten, und wo sie auch das Wadi Musa (vallis Moysi) entdeckten, eine prächtige, von einer starken Quelle geschaffene Oase, beschattet von herrlichen Olivenwäldern, welche die Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung ausmachten[3]).

---

[1]) Fulcher Carnot. I, 405 Bong. Villam situ gratissimam et fructibus palmarum, quos dactylos vocant, abundantem.

[2]) Ritter XIV, 109.

[3]) Vallis haec bonis omnibus erat opima. Fulcher l. c. Tota illa regio olivis consita pinguibus, unde habitatores sibi victum omnimodum propagabant. Wilh. Tyr. 16, 6.

Wie schon erwähnt, blieb der Haurân in sarazenischem Besitz. Die dahin geflüchteten Araber des Westlandes siedelten sich förmlich an, und mit dem Wiederaufbau der verfallenen Städte und Dörfer erwachte auch der alte Kulturboden zu seinem früheren Glanz, wie er ihn während der altbasanischen und dann wieder in der sabäisch-rassanidischen Kulturepoche erlebt hatte. Doch nicht lange dauerte diese dritte Blütezeit. Sie erlosch, nachdem Soliman 1187 Jerusalem erobert und die Christen an die Küste hinausgedrängt hatte. Jetzt kehrten die ostjordanischen Auswanderer größtenteils in ihre früheren Wohnsitze zurück. Die Ortschaften verfielen neuerdings und der Haurânboden versank abermals in seinen Todesschlaf[1]). Die Nomadenstämme fingen wieder an, durch die nur von einzelnen Kulturflecken unterbrochene Oede des Haurân zu ziehen, um während des Sommers und Herbstes im Gebirge, während des Winters und Frühlings auf den flachen Steppen Nahrung und Weide für ihre Herden zu suchen.

Es erübrigt nun noch, auf die Tierwelt Palästinas während des fränkischen Zeitalters einen Blick zu werfen, und zwar zunächst auf die wilden Tiere, die in Wald und Wüste hausten. Burchardus giebt einmal (p. 88) folgende Liste: Wildschweine, Hasen, Rebhühner, Wachteln, auch Löwen und Bären, und zwar alles in erstaunlicher Menge. Es sind die uns schon bekannten Jagdtiere der biblischen Zeit; nur was den „Löwen" betrifft, so meinen einige, derselbe sei damals schon ausgestorben gewesen, und es liege in den fränkischen Berichten eine Verwechselung vor mit der heute noch in Palästina vorhandenen Unze, einer Leopardengattung[2]). Doch unterscheidet Thietmar (p. 22) ausdrücklich die Unze (lonza) von dem Löwen und bezeichnet sie als ein außerordentlich wildes, von letzterem, dem Löwen, sogar gefürchtetes Tier. Zu dieser Liste Burchards füge ich aus einem Verzeichnis der auf dem Karmel hausenden Tiere bei eben jenem Magister Thietmar (l. c.) noch den Leoparden, den Edel- und Damhirsch, den Wolf und den „Pavian" bei, den man „Waldhund" nannte (papiones, quos appellant canes silvestres). Solches Wild, von den fränkischen Jägern eifrig verfolgt, hauste besonders an vier Stellen: in den sumpfigen Niederungen des Jordanthales, in den Buschwäldern der unbewohnten Küstenstriche, auf den Hängen des Tabor, der nach Burchardus (p. 47) königliches Jagdrevier war, ebenso wie die vierte Region, das Dschungelgebiet des Meromsees. Diese letztere, im Sommer versumpfende, von Busch- und Grasvegetation überwucherte Seegegend hat wiederum Burchardus (p. 33)

[1]) Oppenheim I, 99. — [2]) Prutz 322.

ganz naturgetreu geschildert. Um so mehr muß man sich verwundern, daß er über eine in diesen Schlammgewässern charakteristische, den biblischen Zeiten allerdings noch unbekannte Tierspecies, nämlich den wilden Büffel (bubalus) gänzlich schweigt. Derselbe wälzte sich damals in den Meromsümpfen ebenso wie heute. Denn schon der Pilger St. Willibaldus hat ihn 723 gesehen und beschrieben als ein „seltsames einfarbiges Rind mit langem Rücken, kurzen Beinen und mächtigen Hörnern!“ [1]) In welchem Jahrhundert der Büffel aus seiner Heimat Indien über Mesopotamien in das Jordanthal gewandert ist, und wann man hier angefangen hat ihn zu zähmen und als Zugtier zu benützen, darüber ist die Forschung noch nicht abgeschlossen [2]). Ferner haben wir eine Notiz des Burchardus (p. 83) zu verzeichnen über das massenhafte Vorkommen von Krokodilen (multitudo crocodilorum) in einem tiefen Süßwassersee auf der Ostseite der Stadt Cäsarea südlich vom Karmel. Und desgleichen berichtet Magister Thietmar (p. 23) über einen Fluß nördlich von dieser Stadt, der eine Menge von solchen Tieren beherbergte. Es ist das offenbar dieselbe schon besprochene Gegend, wo die Krokodilstadt und der Krokodilfluß des Strabo und Plinius gelegen war.

Schließlich möge hier noch der Heuschreckenplage gedacht werden, von der bei den Kreuzzugsautoren oft genug die Rede ist. Ein furchtbarer Schwarm brauste 1104 von Arabien her über das Land. Er verwüstete die ganze Saat um Jerusalem [3]). Für die Eingeborenen übrigens lieferten solche Heuschreckenzüge zugleich Proviant, da, wie wir im vorigen Abschnitt sahen, diese Tiere gesammelt, aufgespeichert und im konservierten Zustande genossen wurden.

Wir gehen nun zu den Haustieren über, und zwar zunächst zum Rind. Mit der Rinderzucht scheinen sich die Franken auf ihren Casalien wenig oder gar nicht befaßt, sondern sie hauptsächlich den Beduinen überlassen zu haben; denn die Abgaben, welche, wie früher angedeutet, von diesen Nomaden für die Einräumung einzelner Weidebezirke entrichtet wurden, haben meistens in Rinderhäuten bestanden. Damit stimmt die Nachricht überein, daß Schlachtvieh importiert wurde, namentlich aus Cypern.

Aehnlich verhält es sich mit dem Pferde. Das Heilige Land ist im fränkischen Zeitalter ebenso wenig ein rossenährendes Gebiet gewesen, wie in der älteren biblischen Epoche. Die fränkischen Ritter mußten ihre Streitrosse und Saumpferde zu sehr hohen Preisen vom Ausland beziehen, und zwar meistenteils aus Apulien. Ebendaher kamen auch gewöhnlich

---

[1]) Ritter XV, 229. — [2]) Hahn, Haustiere, S. 128.
[3]) Wilken, Geschichte der Kreuzzüge II, 380.

die gleich kostspieligen Maultiere. Und wie der Abendländer, so scheint damals auch der Araber in Palästina kein besonderer Pferdefreund und Pferdezüchter gewesen zu sein[1]). Wenn wir früher (S. 104) von großen beduinischen Pferdeherden im Forste von Banias hörten, so ist zu bedenken, daß jene Nomadenhorde nicht bloß aus Arabern, sondern auch aus Turkmenen bestand, die von jeher ein Reitervolk waren.

Das eigentliche Haustier der Araber war auch in der fränkischen Zeit das Kameel, wie schon aus den abendländischen Berichten über die Kämpfe mit den Muhamedanern hervorgeht, wo sehr oft von erbeuteten Kameelen gesprochen wird. Freilich wußten die Franken mit diesen Wüstentieren nicht viel anzufangen. Bisweilen wurden sie als Zugvieh verwendet, wie aus einer Mitteilung des Wilhelm von Tyrus (8, 6) sich ergiebt; doch findet sich einmal in einem Verzeichnis von Gewerben der Lateiner im Orient auch ein Guido camelarius, also ein „Kameelvermieter“ [2]).

Von den übrigen Haustieren der Kreuzfahrer in Palästina, den vierbeinigen und geflügelten, ist in der mir zugänglichen Litteratur wenig die Rede, die einzige Haustaube ausgenommen. Taubenzucht trieb man, wie wir gesehen haben, schon in altbiblischen Tagen. Im fränkischen Zeitalter blühte sie ebenfalls, besonders die Zucht und Dressur von Brieftauben. Der neueste Geschichtsschreiber des Königreichs Jerusalem konnte nicht weniger als 16 mal von Taubenposten berichten[3]).

4. Die zweite arabische Periode.

Im Jahre 1187 wurden die Franken aus Jerusalem verdrängt und hundert Jahre später (1291) aus der Küstenstadt Accon, ihrer letzten palästinischen Besitzung, vertrieben. Abermals herrschten die Araber im Lande und zwar unter der Oberhoheit des ägyptischen Sultans. Allein diese zweite arabische Periode unterschied sich wesentlich von der ersten; denn weniger der seßhafte Araber als der schweifende Beduine bildete jetzt das dominierende Bevölkerungselement. Von ihrer Heimat, den Wüstenregionen, aus durchschwärmten die Nomadenhorden unaufhörlich raubend und zerstörend das Land. So kam es, daß wir von dem Ende der fränkischen Epoche den Niedergang der palästinischen Bodenkultur zu datieren haben. Der Bauer, durch die Raubzüge der Beduinen um das Ergebnis seiner Arbeit gebracht, feierte oder flüchtete, und damit begann das zusammenhängende Kulturareal auf weite Strecken hin zu veröden und zu insularen Beständen einzuschrumpfen.

[1]) Hahn, Haustiere, S. 199. — [2]) Prutz 556.
[3]) Röhricht, S. 1096 (Register unter „Taubenpost“).

Wir wollen den agrikolen Zustand Palästinas, wie er sich auf solche Weise während der zweiten arabischen Epoche allmählich herausgebildet hat, nach einem Pilgerberichte schildern, der aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammt, nämlich nach der Reisebeschreibung des Ulmer Dominikaners Felix Fabri, die den Titel führt: „Evagatorium in terrae s. Arabiae et Egypti peregrinationem“ [1]). Bruder Felix hat das Heilige Land zweimal besucht, das letzte Mal 1483, und diese Pilgerreise ist es, über die er seinen redseligen, aber treuen und zuverlässigen Bericht geliefert hat in einem nicht gewählten, jedoch fließenden Latein und einem anmutigen, oft humoristischen Plauderton [2]). An die Spitze seiner ganzen Beschreibung können wir gleichsam als Motto zwei Sätze stellen, die er ausspricht; den einen: „Trotz des ägyptischen Sultans dominiert im Heiligen Lande der Araber, der wohnungslose Bewohner der Wüste“ [3]), und den anderen, der damit ursächlich zusammenhängt: „Das Heilige Land ist seinem größeren Teile nach verödet“ [4]).

Diesen Eindruck bekam der Pilger gleich beim Betreten der Küste von Jaffa: ein trefflicher Boden, aber unbewohnt und unbebaut. Auf dem Wege von da nach Jerusalem erschien die Stadt Ramah, damals die größte des Landes, als Oasensiedlung. In einem von ihren schönen Gärten stand eine Dattelpalme mit Früchten. Auf dem stark besuchten Markte konnte Fabri gleichsam eine landwirtschaftliche Ausstellung Palästinas bewundern: Weizen und Reis, herrliche Trauben, Pomeranzen und Limonen, Granatäpfel und Feigen, ganze Haufen von Gurken (I, 218). Von Ramah bis Jerusalem sah man nichts als den harten, steinigen Boden. Der Pilger wird ganz unwillig: „Das wäre also das gelobte Land?“ ruft er aus; „kein Acker, kein Weinberg, kein Garten, kein Obstbaum, kein Wiesengrün.“ Aber an den Berghängen deuteten Mauerspuren auf die alte Terrassenkultur, durch die einst diese kahlen Höhen in Fruchtgefilde verwandelt waren (I, 232). Zu den wenigen erquickenden Stellen auf dieser ganzen Strecke gehörte das „Terebinthenthal“ [5]), wo die harztriefenden Bäume einen ganzen Wald bildeten (I, 235).

Mit besonderem Interesse folgen wir unserem Führer nach Jericho, an den Jordan, zum Toten Meer und in die Judäische Wüste (II, 46—177). „Sehr schöne Pflanzungen“ (pulcherrima viridaria) zeigte noch immer die Gegend von Jericho. Es wuchsen da „aromatische“ Trauben, köstlich

---

[1]) Ich benutze die Ausgabe von C. D. Haßler, Stuttgart 1843, 2 Bde.

[2]) Ritter (XIV, 884) beurteilt ihn sehr anerkennend.

[3]) Deserti inhabitabilis habitator. I, 220.

[4]) Est terra s. pro majore parte sua deserta. I, 210.

[5]) Ueber die Benennung vgl. Ritter XVI, 103. 118.

süße Feigen, auch Dattelhaine standen noch wie in alter Zeit und spendeten Früchte von dreierlei Gattung. Daneben wucherte aber schon allenthalben eine wilde Pflanzenwelt: unter den Bäumen, wie in den Zeiten des Zachäus, besonders die Sykomore; im prächtig duftenden Blumenflor eine Centifolie; endlich als Hauptsymptom der Verwilderung massenhaftes Dorngestrüpp. Eine Strecke nordwestlich von Jericho, da, wo der Elisäusquell entspringt, hielt die Karawane eine längere Rast und verlebte eine poetische Nacht mitten im Buschwald, dessen Blätter im Wind säuselten, und am rauschenden Quellbach; besonders hebt Fabri das „weiche Flüstern" (mollis sibilus) in den Kronen der Dattelpalmen hervor — für uns ein wichtiges Moment, weil daraus zu erhellen scheint, daß hier die einstigen Palmenhaine von Phasaelis noch fortlebten. Ganz verwildert war das weite Jordanthal; in seinen Ufergebüschen hausten Löwen[1]), Bären, Füchse, Rehe, Hirsche, Hasen und Wildesel. Am Toten Meer beobachtet Fabri zunächst die permanente Dunstschichte, die auch ihm wie einst dem Burchardus als Rauch aus dem Höllenkamin erscheint, und dann die schwarzen Asphaltschollen, die ihm als Auswurf (faeces) von Verbrennungsprozessen in der Tiefe gelten. Aeußerst mühselig gestaltete sich die Wanderung durch die gänzlich vegetationslosen Sandwellen der Judäischen Wüste. Hier interessiert den Pilger am meisten die Tierwelt: die Herden von Wildeseln, das Gewimmel von Skorpionen und Gewürm aller Art, Massen von „Roßkäfern"[2]); am gräulichsten aber erscheint ihm eine Gattung von taubengroßen Fledermäusen, die dem Menschen ins Gesicht flattern, um ihm die Nase abzubeißen — für Langnasige eine besonders schwere Gefahr, wie Bruder Felix wahrscheinlich mit Bezug auf seine Person beifügt.

Besser als in den Landstrichen westlich und östlich von Jerusalem, die wir bisher mit Fabri besucht haben, sah es in den südlichen Gegenden von Judäa aus, die der Pilger besonders fleißig und nach allen Richtungen durchwanderte. Hier, in den „montana Judaeae" wurde er nach mühseligem Klettern über kahle Höhen wenigstens zeit- und stellenweise durch Obstbaumgruppen in Thalgründen erfreut, so südöstlich von Jerusalem in der Umgebung von Bethsura und südwestlich von der Hauptstadt bei der alten Priesterstadt Nobe[3]), deren Oliven- und Feigenwald als Rest eines salomonischen Gartens gedeutet wird (II, 19. 28). Als dagegen Fabri auf der bethlehemitischen Straße

[1]) Vgl. oben S. 108.

[2]) Diese populäre Bezeichnung des geotrupes stercorarius ist (II, 166) mit crabro übersetzt, was aber im klassischen Latein „Hornis" bedeutet.

[3]) Vgl. Buhl S. 198.

hinabzog und die weite Thalebene Refaim passierte, die etwa eine Stunde südlich von Jerusalem beginnt und sich gegen Bethlehem erstreckt, konnte er über diesen einst so reich bebauten Getreideboden bloß bedauernd bemerken: Fertilis esset, si haberet cultores [1]). Nur an einer Stelle nahe bei Bethlehem, die von der Legende als Rachels Grab bezeichnet wird, wuchs bei dem Christendorfe Bezeth ein guter, kräftiger Wein (II, 182).

Sehr günstig lautet die Schilderung der Thalgründe um Bethlehem selber; sie gehören zu den „Warmthälern" Palästinas, Schnee und Eis ist unbekannt, den ganzen Winter bleibt das Vieh im Freien; um Weihnachten schießt die Gerste in die Aehren. Der Sommer freilich belästigt durch Dürre und Sonnenbrand. „Die Scholle ist äußerst fruchtbar, Getreide, Wein und Oel wächst in Fülle" (I, 457. 464).

Südlich von Bethlehem lagen im heutigen Wadi Urtas [2]) die oben (S. 42) erwähnten Salomonsteiche mit den Gärten und dem Aquädukt. Fabri hat sie besucht und beschrieben (II, 184) und gedenkt auch des dichten Obstwaldes, der in diesem Thale gedeiht und ihm eine Schönheit giebt, wie sie kaum ein anderer Fleck Erde im ganzen Heiligen Lande besitzt.

Nun pilgerte Fabri südwärts über Hebron nach Gaza hinunter. Es war fruchtbarer Boden, den er durchwanderte, aber nur an einer Stelle noch, nahe bei Bethlehem, sah man Getreidefelder, Feigen- und Olivenhaine, sonst war das Land äußerst dünn bewohnt und sehr dürftig bebaut; auf den alten Terrassenmauern wuchs anstatt der ehemaligen Kulturpflanzen vielgestaltiges Dorngestrüpp (II, 338 f.). Nicht besser sah es in der Thalsenkung aus, worin Hebron liegt: Spuren alten Terrassenbaues, aber lauter wilde Flora, besonders Terebinthen; allerlei Wild durchstreifte das Gebüsch, besonders Rebhühner und Fasanen (II, 355). Der altberühmte Rebengrund von Eskol, den der Pilger auf seinem nun westwärts gegen Gaza gerichteten Marsche durchzog, wird von ihm bloß als tiefe, steinige Schlucht mit waldbewachsenen Hängen geschildert (II, 356).

Ein freundlicherer Anblick bot sich beim Austritt aus dem judäischen Bergland über die weite philistäische Küstenebene hin. Noch am Fuße des Gebirges überraschten Oel- und Feigengärten, und auch weiterhin wanderte man vielfach zwischen Feld- und Gartenhecken. Einmal stieß die Karawane auf einen Feigenwald, dessen Früchte eben reif und so süß waren, daß Bruder Felix sich daran krank aß. Ganz entzückt war

[1]) II, 338. Ritter XVI, 151. 325; Buhl S. 91.

[2]) Er nennt es Bethyr — mit welchem Rechte vgl. Ritter XVI, 281.

er schließlich von Gaza, "sowohl von der Stadt selbst, die in einem Palmenwald begraben lag [1]), als auch von der herrlichen Umgebung mit ihren ausgedehnten Weizenfeldern und Weingärten; das ist, meint er, die reinste „Schmalzgrube" (fossa butyri), womit man in Bayern sprichwörtlich eine stark produktive Gegend bezeichnet (II, 356—366).

Von Gaza aus hat Fabri eine weite Wüstenwanderung zum Sinai gemacht und dann über Aegypten den Rückweg angetreten, sodaß sein Werk nicht ganz Palästina, sondern nur die Landschaft Judäa umfaßt. Ihre Beschreibung genügt aber, um den Rückgang der palästinischen Bodenkultur während der zweiten arabischen Epoche zu beweisen.

5. Die türkische Neuzeit.

Im Jahre 1517 sind die Araber als palästinische Landesherren von den Türken abgelöst worden. Wie aller Kultur, so hat der Türke auch der Bodenkultur zwar nicht feindselig, aber gleichgültig gegenübergestanden, abgesehen von der Pflege einiger Lieblingspflanzen. So erklärt es sich denn auch, daß seit Beginn der türkischen Neuzeit bis herein ins 19. Jahrhundert einerseits das Kulturareal des palästinischen Bodens nicht zu-, sondern abgenommen hat, und daß andererseits einzelne Kulturgewächse eifriger als früher gepflegt, andere ganz neu eingeführt wurden. Bei der Darstellung dieser Periode sollen zunächst an der Hand eines Reiseberichtes einzelne Landschaften Palästinas nach ihrer vegetativen und animalischen Ausstattung geschildert und dann die Kulturgewächse verzeichnet werden, die im türkischen Zeitalter weiter verbreitet oder neu importiert worden sind.

Das Reisewerk, das wir zur Charakterisierung der Bodenzustände hier benutzten, hat den Niederländer Kootwyk (Cotovicus) zum Verfasser und beschreibt eine Orientfahrt von Venedig über die griechische Inselwelt nach Palästina und Syrien, die im Jahre 1598, also 80 Jahre nach Beginn der türkischen Herrschaft, ausgeführt wurde [2]). Kootwyk war ein Rechtsgelehrter aus Utrecht und dabei ein Mann von gediegenem Wissen. Seine klassische Bildung wird durch das gute Latein bezeugt, in dem sein Buch geschrieben ist, und seine physikalische Bildung durch die eingehende Naturbeobachtung, die darin zu Tage tritt. Allerdings die großen Erwartungen, die speziell der Geograph bei der Lektüre seiner griechischen Inselbeschreibungen auch für das Heilige Land hegt,

[1]) Wie heute noch Ritter XVI, 45.

[2]) Itinerarium Hierosolymitanum et Syriacum auctore Joanne Cotovico Ultrajectino. Antwerpiae MDCXIX.

werden nicht ganz erfüllt; denn sowie der bisher für die Landesnatur so aufmerksame Tourist den geweihten Boden betritt, verwandelt er sich in den frommen Pilger, dessen Hauptaugenmerk auf die heiligen Orte, Legenden und Bräuche gerichtet ist; doch bewahrt er immer noch soviel Interesse für die irdische Seite des Heiligen Landes, daß sein Werk für unsere Zwecke eine ansehnliche Ausbeute liefert.

Vorangestellt seien einige allgemeine Bemerkungen, die der Autor über die damaligen Bewohner Palästinas, sowie über die Bodenprodukte jener Zeit in seinen Reisebericht eingeflochten hat.

Die Bevölkerung gliederte sich in vier Kategorien. Die erste bildeten als die oberen Zehntausend die Türken, ihrem Berufe nach Großhändler, Beamte, Militärs und Gelehrte, in Wirklichkeit lauter arbeitsscheue Müßiggänger (p. 471), der Urtypus einer faulen Race (p. 96). Die zweite Klasse waren die muhammedanischen und arabisch sprechenden „Mauren", d. h. seßhafte Araber, die Bewohner des flachen Landes, als Kaufleute und Ackerbauer fleißige und geduldige Träger des türkischen Joches. An dritter Stelle stehen die eingeborenen christlichen Syrer — die Surianen der fränkischen Zeit —, von Türken und Mauren zugleich gedrückt. Sie treiben Viehzucht und Ackerbau, sind insbesondere die einzigen Weinproduzenten und Weinhändler im Lande. Den vierten Teil aller gewonnenen Frucht müssen sie in die türkischen Fiskalscheuern abliefern (476. 483). Dazu kommen endlich die „Araber", der Landesschrecken, das räuberische Vagantenvolk ohne Haus und Wohnsitz, wie wir es bereits durch den Bruder Felix zur Genüge kennen gelernt haben.

Aus diesen vier Bevölkerungsfaktoren läßt sich der Zustand der Bodenkultur schon einigermaßen berechnen; das Resultat kann unmöglich günstig lauten. Allerdings wenn man die Produktionskraft des Landes nach einer bloß allgemeinen Uebersicht über dessen Pflanzen- und Tierausstattung beurteilen würde, wie sie Cotovicus an einigen Stellen seines Werkes giebt, so könnte man bezüglich des Wild- und Kulturbodens an die guten alten Zeiten Palästinas erinnert werden. So gleich in zwei Waldbeschreibungen (p. 144, 335): Von Bäumen werden da über zehn Arten aufgezählt, die wir aus der biblischen Zeit schon kennen, wobei nur das Vorwalten der Sykomore auffällt. Von den sechs aufgezählten Vertretern des Buschwaldes (arbusculae) möge die Kermeseiche (coccus) und der Meerkirschenstrauch (arbutus) hier genannt sein. Unter den 17 meist aromatischen und heilkräftigen Kräutern kam Dosten (tragoriganum) [1]) und Katzenkraut (maron) am häufigsten vor. Was dann

[1]) Vgl. Plinius 20, 176.

die wilde Tierwelt betrifft, so rühmt unser Autor (p. 483) in Uebereinstimmung mit anderen alten und neuen Berichten die Vogelwelt als besonders reichhaltig, und bezeichnet als deren Hauptrepräsentanten Taube, Wachtel, Rebhuhn und Drossel. Noch wichtiger sind die Verzeichnisse der zahmen Flora und Fauna, die Kootwyk in der Beschreibung einer Markthalle (p. 334) und in dem Kapitel über die Nahrungsmittel der Eingeborenen (p. 482 f.) bietet. Von Getreidearten wächst Weizen für Brotbereitung, Reis zum Pilav, Gerste als Menschennahrung in Breiform und zugleich als Viehfutter, während man den Hafer in ganz Syrien nicht kennt, so wenig wie das Heu. Unter den sehr zahlreichen Gemüsepflanzen dominiert die Bohne. Von Baumfrüchten produziert Palästina, von der örtlich stark beschränkten Dattel und Banane abgesehen, Agrumi und Feigen; dann als Kernfrüchte besonders Mandeln, Haselnüsse und Pistazien; endlich auch die im Altertum und Mittelalter seltenen Birnen und Aepfel. Die Geflügelhöfe sind mit Hühnern, darunter auch Perlhühner, mit Gänsen und Enten bevölkert. Das hauptsächlichste Nährtier ist aber der Hammel; in allen Formen — gesotten, gebraten, gedörrt und eingesalzen — wird sein Fleisch genossen.

Die Illusion, die diese reichhaltige Produktenliste erwecken könnte, als ob da bei Beginn des 17. Jahrhunderts noch das alte Palästina vor uns läge, wird sofort zerstört, wenn wir nun den niederländischen Pilger auf seiner Reise begleiten und dabei wahrnehmen, wie spärlich jene Naturschätze über das Land verteilt waren. Wir beginnen mit Judäa.

Auf dem Wege von Jaffa nach Jerusalem unterscheidet Kootwyk (p. 144) deutlicher als hundert Jahre früher der Bruder Felix zwei Vegetationsgebiete: zunächst eine Kulturzone auf der Küstenebene und dem anstoßenden hügeligen Binnenland, dann eine Wald- und Oedzone im Judäischen Gebirge. An der Straße von Jaffa nach Ramleh lag das Dorf Jahor mit wohlbewässerten Feldern. Es waren Pflanzungen von Baumwolle, Zuckerrohr und Melonen (p. 137). Ramleh oder Ramah, wie es damals hieß, lag immer noch inmitten von Feldern und Gärten, wenn auch die Stadt selbst seit Fabris Zeiten, wie die Vergleichung beider Schilderungen beweist, bedeutend zurückgegangen war (139 ff.). Diese ganze Gegend zwischen Jaffa und Ramleh ist übrigens auch gegenwärtig noch gut angebaut[1]). Die Verödung der hier und da durch Waldthäler unterbrochenen judäischen Berge, die von den Mauerresten alter Terrassenkultur wie von den Stufen eines Amphitheaters umzogen sind, weckt auch in Kootwyk melancholische Betrachtungen; er denkt an

[1]) Ritter XVI, 579 ff.; Keppler 189 f.

einen göttlichen Fluch, der sich aber nicht etwa auf wunderbarem Wege durch Verwandlung des Humus in Stein vollzogen habe, sondern auf natürliche Weise, indem die menschliche Pflege des Bodens aufhörte; „unter diesem Fluche steht das Land heute noch“ (p. 148).

Das von Fabri am meisten gerühmte südliche Judäa zwischen Jerusalem und Hebron erscheint auch bei seinem Nachfolger als „ziemlich gut“ angebautes Gelände (223 ff.). Auffallen muß es aber, daß Kootwyk das Thal Refaim, dessen Verwilderung sein Vorgänger beklagt, als Wein- und Weizengebiet schildert, wie es auch die Reisenden der neueren Zeit thun [1]). Entweder hat also Bruder Felix etwas übertrieben oder es ist in den dazwischen liegenden hundert Jahren die alte Kultur jener Thalebene wieder aufgelebt. Das salomonische Teichsystem fand Kootwyk vertrocknet bis auf eine von Fröschen bevölkerte Pfütze an dessen unterem Ende. Der Spätherbst 1598 war nämlich auffallend trocken, und erst gegen Mitte November traten die normalen Winterregen ein, zur Zeit, wo der Reisende sich schon in Samaria befand, ein Umstand, der den tristen landschaftlichen Eindruck Judäas noch um ein paar Töne herabgestimmt haben mag. Den naheliegenden „Gärten Salomons“, die durch eine Quelle berieselt wurden, konnte aber der Regenmangel nicht viel anhaben, und die üppige Pflanzenpracht, die dem tiefschwarzen Fruchtboden dieser Thaloase entstieg, machte mitten in der wüstenhaften Umgebung einen um so größeren Effekt (p. 242 f.).

Beim Besuche der Jerichoebene betont Cotovicus viel stärker als sein Vorgänger den Mangel aller Bodenkultur [2]); aber eine förmliche Duftwolke hing über der Blumen- und Kräuterwildnis, die aus dem fetten Erdreich geschossen war. Trotzdem war der alte Palmenwald mit seinen drei Dattelsorten, der doch behufs der Befruchtung auch einer gewissen Pflege bedurfte, immer noch vorhanden. Erst in den nächsten Jahrhunderten ist er gänzlich verwahrlost, sodaß der amerikanische Forscher Robinson 1838 „nur mehr einen vereinzelten verdorrten Palmenstamm ohne Krone und Verzweigung über das Dorngehege hervorragen sah“ [3]). Bei der Reise von Jerusalem nach Nablus (Neapolis) wurde auch das nördliche Judäa durchwandert, und zwar auf der östlichen Straße, die über Michmas führt. Die alten und neuen Weizengründe rings um diesen Ort haben wir bereits früher kennen gelernt; von ihnen verlautet aber in unserem Reiseberichte nichts, sondern von Feigen, Oliven und der Oelpflanze des Sesam (p. 331). Nachdem auf dem Weiterwege rechts von der Straße noch die isolierte „Deborah-

[1]) Ritter XVI, 326.

[2]) Amoenissima quidem et pinguissima, sed inculta hodie (p. 311).

[3]) Ritter XV, 501.

palme“ [1]) gezeigt worden war, begann die Wanderung durch das nordjudäiſche Gebirge mit rauhem Steingrund auf den Höhen und Waldſchatten in den Thälern, bis jenſeits des lieblichen Thaldörfchens Lebna [2]) die Grenze von Judäa erreicht wurde.

Nun ſtand die Pilgerkarawane auf dem Boden von Samaria. Sie paſſierte eine ſchöne, fruchtbare, von Bergen und Hügeln umſäumte Ebene, den campus Jacob (el Machna) (p. 337) und gelangte zu dem zwiſchen den Bergen Ebal und Garizim eingeſenkten Thale von Nablus. Gleich den Touriſten der Gegenwart [3]) widmet auch der Utrechter Pilger vor 300 Jahren dieſem Kulturjuwel begeiſterte Worte; er iſt ganz entzückt von der milden Luft, dem ewigen Quellenrauſchen, dem „lachenden“ Wieſengrund, dem reichen Baumwuchs; alles aber, was man in Paläſtina und ganz Syrien ſehen konnte, wurde übertroffen von der Fülle der Gartenfrüchte um Nablus. Da wuchſen in den üppigſten Formen Melonen, Gurken, Kürbiſſe, Rettiche, Salat-, Kohl- und Boreſchpflanzen. An den zwei Nachbarbergen Garizim und Ebal ſieht Cotovicus noch immer den Segen und Fluch Jehovahs verwirklicht: den Segen auf dem quellenreichen, mit Oliven und Reben dicht bepflanzten Garizim; den Fluch auf dem öden, ſteinigen, dürren Ebal (p. 338). Die Fortſetzung des Weges durch Nordſamaria über das alte Sichem hinauf führte durch ein fruchtbares, anmutiges, aber ſchwach bebautes Hügelland. Oliven-, Lentiskus- und Myrtenwälder beherrſchten die landſchaftliche Phyſiognomie (p. 344 f.).

Nachdem unſer Pilger die Ebene Esdrelon durchquert hatte, aber ohne ihrer mit einem weiteren Worte zu gedenken, weil die qualvoll ſengende Mittagshitze — es war im November — ihm die Luſt zum Beobachten nahm, betrat er die Landſchaft Galiläa, wo hauptſächlich drei Punkte ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen: Nazareth, der Tabor und der Tiberiasſee. So wenig ihm das Städtchen Nazareth ſelber gefiel, das nicht wie eine menſchliche Wohnſtätte, ſondern wie ein wüſter Steinhaufen ausſah, ſo ſehr rühmt er ſeine hügelige Umgebung mit ihren üppigen Weiden und fruchtbaren Feldfluren (p. 349). Der Tabor wurde von der Weſtſeite beſtiegen, die dem Kletterer die meiſten Schwierigkeiten bietet; ihre Schilderung erinnert an Hochtourenberichte in unſeren alpinen Zeitſchriften. Im übrigen findet die ſchön gerundete Kegelform, womit der Berg aus der Ebene aufſteigt, alle Anerkennung, desgleichen der dichte Buſch- und Hochwald, ſowie die duftende Kräutervegetation, womit er bekleidet iſt (p. 355). Das

[1]) Vgl. oben S. 56. — [2]) Jetzt Lubban, Buhl S. 175.
[3]) z. B. Keppler S. 328.

Westufer des Galiläischen Meeres, einst neben der Jericho-Oase die prächtigste Kulturlandschaft Palästinas, fand Kootwyk zwar gänzlich unbewohnt, aber trotzdem wunderschön, üppig bewachsen, voll Baumschatten. Unten am Uferrand standen Dattelpalmen und die auch von den fränkischen Autoren gerühmten, gegenwärtig längst verschwundenen [1]) Bananenbäume, auf der mittleren Höhe der aufsteigenden Uferhänge Oliven- und Feigenwälder, oben auf dem Kamme Apfel- und Nußbäume. Der Niederländer konnte sich nicht genug wundern über die palästinische Natur, die hier ohne kultivierende Menschenhand weiter produziert und auf so engem Raume so heterogene Baumformen hervorbringt (p. 358). Auf die Fische im Tiberiassee war der Reisende sehr erpicht. Er wußte von vier Gattungen: Lachs (trocta), Barsch (lupus), Karpfen (cyprinus) und einem „squalus", der allerdings kein Edelfisch ist [2]). Allein trotz aller Bemühungen und trotz des doppelten Preisangebotes war keiner davon zu bekommen (p. 360).

Von der Jakobsbrücke aus, auf der Kootwyk den Jordan überschritt, überblickte er den Meromsee, der damals auf eine kaum 500 Schritte im Umfang haltende Lache eingeschrumpft war; ein Dschungelgewirr von Dornhecken und Röhricht umsäumte ihn (p. 361). Hier wurde auch die Uferflora des Jordan gemustert; notiert sind daraus die Weide, Tamariske und der Keuschlammstrauch (agnus castus). Wenn das wirklich die hervorstechendsten Gewächse im Jordanthale waren, so stimmt das damalige Vegetationsbild nicht mit dem heutigen, in dem andere Formen vorherrschen [3]).

Am östlichen Stromufer angekommen, betrat man den nordwestlichen Teil des Dscholan und durchzog ihn auf dem Weiterweg nach Damaskus. Die Landschaft zeigte einen steinigen, rauhen, vielfach unterhöhlten Boden ohne Quell und Bach, bloß mit einzelnen Vertiefungen, in denen sich Regenwasser sammelte. Stellenweise aber gab es schöne Weiden, von Winter- und Sommereichen beschattet (p. 362 f.) Diese Beschreibung des nördlichen Dscholan ist ganz zutreffend [4]), aber nicht der Name Trachonitis, der von Kootwyk auf sie angewendet wird, und der, wie wir sahen, einem anderen vulkanischen Distrikte des Ostlandes, der Ledscha, zukommt.

Nun sind wir mit dem Utrechter Pilger an der Grenze Syriens angekommen und müssen ihn also verlassen, obwohl gerade jetzt der geographische Ton seines Werkes wieder stärker anzuklingen beginnt.

---

[1]) Ritter XV, 311.

[2]) Wie es scheint, ein unserer „Nase" ähnlicher Weißfisch, der am Po squaglio, in Venedig squalo heißt. — [3]) Ritter XV, 269. — [4]) Vergl. oben S. 18.

In den Reiseschilderungen aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, die wir eben kennen lernten, sind einige Kulturgewächse erwähnt, die zwar in früheren Jahrhunderten auch vorhanden waren, aber erst während der türkischen Neuzeit im Vegetationsbild stärker hervorzutreten begannen, nämlich zwei Nährpflanzen, Sesam und Reis, und eine Industriepflanze, die Baumwolle, wozu als zweite noch der von Kootwyk nicht genannte Indigo kommt. Wir haben nun Verbreitung und Standorte dieser vier Pflanzen nachzuweisen und halten uns dabei hauptsächlich an C. Ritters Landesbeschreibung, die den Pflanzenbestand Palästinas um die Mitte des 19. Jahrhunderts registriert und somit das Entwicklungsresultat der Bodenkultur in den ersten drei Jahrhunderten der türkischen Oberhoheit darstellt.

Der Sesam ist ein aus Indien stammendes krautiges Gewächs mit langen, schmalen Blättern und achselständigen, weißen Lippenblüten. Die schwarzen Samenkörner des sesamum Indicum und die weißen des ses. orientale liefern ein sehr geschätztes Speiseöl, werden aber auch wie Reis und Hirse gegessen. Von ihrer indischen Heimat scheint die Pflanze sehr frühzeitig in die Euphratländer vorgedrungen zu sein, wo sie die Stelle des Oelbaumes vertrat, während das olivenreiche Palästina ihrer nicht bedurfte, weshalb auch der Sesam im Alten Testamente nicht nachzuweisen ist[1]). Um welche Zeit dann späterhin diese Oelpflanze auf den Feldern des heiligen Landes erschien, konnte ich aus der mir zugänglichen Litteratur nicht ermitteln. Daß sie im 16. Jahrhundert vorhanden war, ersahen wir aus Cotovicus. Der Fortbestand der von ihm beobachteten Sesamkultur bei Michmas wird jedoch weder bei Ritter noch in neueren Reiseberichten bezeugt[2]). Dagegen werden andere Anbaustellen namhaft gemacht, nämlich die Felder bei Gaza, die südliche und nördliche Küstenebene Sephela und Saron, die Ebene Esdrelon, das westliche Tiberiasufer und das Haurângebiet[3]).

Die Reiskultur, die wir für das Altertum als möglich und für das Mittelalter als wahrscheinlich erklärt haben[4]), wurde von den Türken ganz besonders gefördert, und zwar aus gastronomischen Gründen, weil sie ihren Pilav nicht missen konnten. Deshalb giebt es in wasserreichen Gegenden des heiligen Landes nicht wenige Reisfelder. So wird bei den Jordanquellen eine Art von rotem Reis (aruz) angebaut[5]). Reiskulturen finden sich auch weiter abwärts am Einfluß des Stromes in den Tiberiassee, sowie an dem Westufer dieses Sees, in den schwarzen

[1]) Schrader, Reallexikon S. 762. — [2]) Auch nicht bei Furrer, der dieser schönen Gegend (S. 254 f.) besondere Aufmerksamkeit schenkt.

[3]) Ritter XVI, 52. 125. 587. 695; XV, 311. 992.

[4]) Vergl. oben S. 101 f. — [5]) Ritter XV, 208.

Baſaltmoräſten der altberühmten Fruchtebene Genneſar [1]). Auch die Ebene von Jericho beſaß bis in die neuere Zeit Reispflanzungen auf ihrem durch Klima und Waſſerreichtum begünſtigten Boden. Jenſeits des Jordan fanden die modernen Reiſenden u. a. in den Walddiſtrikten der Belka, namentlich in der Kulturoaſe von Es-Salt, den Reis als Hauptgericht auf den gaſtlichen Tiſchen [2]).

Eine weitere Kulturpflanze, welche die Türken von den Arabern überkamen und der ſie nicht bloß eine ſorgſame Pflege widmeten, ſondern auch eine größere Ausdehnung auf dem paläſtiniſchen Boden verſchafften, iſt die Indigoſtaude. Für das Mittelalter haben wir zweimal eine Indigopflanzung bei Jericho bezeugt gefunden; während der türkiſchen Neuzeit aber verbreitete ſich der Indigobau von da über das ganze Ghor hinauf bis an den Tiberiasſee und abwärts bis an das Südende des Toten Meeres. Hier kommt dieſelbe Südoſtecke bei Segor und bei dem heutigen Es-Safieh, wo wir im Mittelalter die Arabes agricolae als Palmenzüchter kennen lernten, für das türkiſche Zeitalter als Indigogegend in Betracht, und zwar mit ſo ſtarkem und trefflichem Anbau, daß der Same als Handelsware bis nach Aegypten gegangen iſt [3]).

Neben dem Indigo wurde noch ein anderer Strauch durch die Türken aus dem Mittelalter nicht bloß übernommen, ſondern, wie es ſcheint, auch weiter verbreitet, entſprechend der wachſenden Bedeutung, die dieſes Induſtriegewächs in der neuen Zeit gewonnen: ich meine die Baumwollenſtaude. Um davon einen Begriff zu geben, will ich die paläſtiniſchen Kulturſtätten der Baumwolle aus der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts hier verzeichnen. Ich beginne mit dem Weſtlande. Baumwollkulturen fanden ſich hier auf dem ſchwarzen Lehmboden der Saronebene [4]), dann an der Südgrenze des judäiſchen Binnenlandes in Berſebah [5]), ferner in der Umgebung von Jeruſalem [6]). Kleine Pflanzungen wurden bei Jericho angetroffen [7]), ausgedehnte Felder dagegen auf der Ebene Jeſreel, deren ſchwarzer Boden einen engliſchen Reiſenden an den „Baumwollengrund“ (cotton ground) in Indien erinnerte, der die Staude ohne beſondere Pflege gedeihen läßt [8]). Die mittelgaliläiſche Fruchtebene el Battauf oder Sebulon möchte man ebenfalls unter den paläſtiniſchen Baumwollendiſtrikten vermuten. Allein der pflanzenkundige Schweizerpilger, auf den ich mich ſchon öfter berufen habe und der die Kultur dieſes Flachfeldes aufmerkſam muſterte [9]), er-

---

[1]) Ritter XV, 275. 330. — [2]) Ebd. XV, 1114. 1123. — [3]) Ebd. XV, 591. 688. — [4]) Ebd. XVI, 568. 584. 587. — [5]) Ebd. XVI, 94. — [6]) Ebd. XVI, 483. [7]) Ebd. XV, 513. — [8]) Ebd. XVI, 30. 695. 702. — [9]) Furrer 344.

wähnt nichts davon. Ebenso schweigt die ältere, in Ritters Erdkunde verwertete wissenschaftliche Touristik. Der schwedische Botaniker Hasselquist jedoch, der vor 150 Jahren diese Gegend durchstreifte, fand die Ebene Sebulon unbewohnt, aber mit Baumwolle bepflanzt [1]). Auch das Westufer des Galiläischen Meeres, gleichsam ein botanischer Garten Palästinas, trägt, obschon heutzutage so sehr vernachlässigt, die Cotonpflanze.

Desgleichen wurde im Ostlande ein nicht unbeträchtlicher Baumwollenbau angetroffen. Auf der Haurânebene zwischen Dscholan und der Ledscha zeigte der ausgezeichnete Ackerboden von Tsil solche Kulturen [2]). Baumwolle minderer Qualität wuchs bei Schubah an der Südostgrenze der Ledscha [3]), eine ganz vorzügliche Qualität aber bauten die Druſen im Dschebel Haurân, sowohl am nördlichen Gebirgssaume bei Schakka wie am Westrande bei Es-Suweida [4]).

Dieser Ueberblick über die Verbreitung von Sesam, Reis, Indigo und Baumwolle auf dem Boden des türkischen Palästina bis 1850 dürfte zur Annahme berechtigen, daß der Anbau dieser Pflanzen seit dem Ausgange des Mittelalters eine größere Ausdehnung gewonnen hat.

Aber das heilige Land wurde während der türkischen Neuzeit auch mit Kulturgewächsen bereichert, die weder der biblischen, noch der arabischen, noch der fränkischen Epoche bekannt waren. Das sind, abgesehen von der schon (S. 96) erwähnten Apfelsine, drei aus Amerika nach Europa und Asien eingewanderte Pflanzen: Mais, Tabak und Feigenkaktus.

Der Mais (zea Mais) [5]) wurde zur Zeit, als Kolumbus nach Westindien kam, dort allenthalben angebaut. Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts verbreitete sich seine Kultur in Europa; die Venetianer brachten sie in den Orient. Schon auf den Feldern in Jaffa kann der heutige Pilger das Maisblatt rauschen hören; desgleichen an der Stelle, wo der Jordan ins Galiläische Meer mündet. Starker Maisbau wurde 1847 von einem Erforscher des Jordans auf den wasserreichen Gründen um Beisan, dem alten Scythopolis, beobachtet. Auch die Ebene von Jericho zeigte unter den kümmerlichen Resten ihres alten Kulturglanzes noch Spuren von Maispflanzungen [6]).

Die ebenfalls in Amerika beheimatete Tabakpflanze (nicotiana tabacum) mit 1—2 m hohem, kurz behaartem Stengel, großen Blättern

[1]) Reise nach Palästina S. 176.

[2]) Ritter XV, 827. — [3]) Ebd. 884. — [4]) Ebd. 921. 927.

[5]) A. Brighams Monographie über den Mais (Göttingen 1896) bietet für unsere Zwecke gar nichts, obschon sie sich als einen „Beitrag zur Geschichte seines Anbaues“ ausgiebt. — [6]) Ritter XV, 276. 365. 501. 517.

und fleischfarbenen Blütenrispen gehört wie die Tollkirsche und Kartoffel zur Familie der Nachtschatten (solanaceae) und somit zu den giftigen Pflanzen. Trotzdem mußten die Konquistadoren des 16. Jahrhunderts wahrnehmen, wie die Eingeborenen Amerikas allenthalben von dem getrockneten und angebrannten Blatte den Rauch einsogen oder die pulverisierten Blätter in die Nase stopften. Da der hierdurch hervorgerufene narkotische Reiz auch den Spaniern zusagte, so wanderte die Pflanze nach Europa. Der französische Gesandte in Lissabon, Jean Nicot, war der erste Europäer, der sie in seinem Garten anbaute und ihr damit auch die Bezeichnung herba Nicotiana verschaffte. 1603 erschien sie in Vorderasien. Dem beschaulichen Türken behagte es sofort, still sitzend, durch den eingesogenen und ausgehauchten Tabaksrauch in leichte Narkose versetzt, seine Stunden zu verträumen. Deshalb hat er dem neu eingewanderten Kulturgewächse eine besondere Aufmerksamkeit und viele Anbauflächen gewidmet, viel mehr als dem Mais, obschon das Tabakskraut im Boden wählerisch, gegen klimatische Einflüsse sehr empfindlich und in Bezug auf Pflege sehr anspruchsvoll ist. Auch Palästinas Boden wurde demnach vom 17. Jahrhundert an mit Tabaksfeldern ausgestattet, in welcher Ausdehnung, davon mag eine Liste tabakbauender Gegenden aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen Beweis liefern. Zu diesen Gegenden gehört zunächst von der judäischen Küste die Umgebung der alten Stadt Gaza. Der Anbau war hier so intensiv, daß Tabak einen bedeutenden Handelsartikel darstellte. Weiter nördlich auf der philistäischen Strandebene wies das Kulturareal um Asdod Tabakpflanzungen auf [1]). In Galiläa fand ein Forschungsreisender das Hügelland um Kana stark mit Tabak bebaut, der nicht nur von den Eingeborenen verbraucht, sondern auch nach Tyrus und Accon ausgeführt wurde. Desgleichen fehlt die herba Nicotiana nicht in dem reichen Pflanzenschatz am galiläischen Tiberiasufer [2]). Jenseits des Jordan ist auch hier das ebene und gebirgige Haurân zu nennen, und zwar in der Ebene Nukrah als hervorragende Tabakregion die Umgebung von Tsîl, wo wir auch Baumwollenstauden fanden, und die von Medschel am Ostrande der Nukrah, wo der Forscher Burckhardt 1811 wahrnahm, daß jeder Bauer wenigstens so viel Tabak pflanzte, als er selbst brauchte [3]). Vom Dschebel Haurân aber wird berichtet, daß der Tabakbau sich über das ganze Gebirge erstreckte; für die beste Sorte erklärt Burckhardt den Tabak von Atil auf dessen nordwestlicher Seite [4]).

Die dritte während der türkischen Neuzeit aus Amerika nach Palästina eingewanderte Pflanze ist der Feigenkaktus (opuntia ficus in-

[1]) Ritter XVI, 52. 90 f. — [2]) Ebd. XVI, 792. XV, 311. — [3]) Ebd. XV, 827. 874. — [4]) Ebd. XV, 926 f.

dica), ein blaugraues, stachliges, fleischiges Gewächs, das üppig wuchernd die dürrsten Steingründe überzieht. Die Saftfrucht dient zur herbstlichen Erquickung des Menschen, von den Blättern nährt sich das Vieh, die Stacheln empfehlen die Pflanze für Gartenumzäumungen. Zu letzterem Zwecke wird sie allenthalben verwendet. So sind die berühmten Gärten bei Jaffa von stachligen Opuntien eingehegt [1]).

Abgesehen von der Ausbreitung einzelner älterer und der Einführung von ein paar neuen Kulturpflanzen ist also im türkischen Zeitalter die Bodenkultur von Westpalästina nicht gefördert worden. Sie hat den sporadischen Charakter der zweiten arabischen Epoche beibehalten, ja gesteigert. Die ehemaligen zusammenhängenden Anbauflächen sind noch mehr zu größeren oder kleineren Oasen eingeschrumpft, das Oedland hat sich ausgedehnt und das westliche Palästina hat mehr und mehr die Physiognomie des Ostlandes angenommen. Was jenseits des Jordans der raubende Beduine, das hat diesseits der apathische Türke verschuldet; denn der türkische Beamte und Magnat ist zwar nicht gleichgültig gegen den Ertrag des Bodens, aber gleichgültig gegen dessen Pflege. Die türkische Regierung opfert nichts, sie fordert bloß.

Deshalb ist es sicherlich ein Irrtum, wenn einige Forscher die Ursache der gegenwärtigen Verödung des Heiligen Landes in verschiedenen natürlichen Vorgängen suchen und insbesondere der Meinung sind, daß sein Boden sich durch rücksichtslose Ausnutzung seit Jahrtausenden wesentlich verschlechtert habe. Angesehene Gelehrte und Kenner Palästinas neigen zu dieser Ansicht, unter anderen der bekannte württembergische Geologe O. Fraas in seinem höchst interessanten Buch „Aus dem Orient“ [2]). Küstenhebungen, Aenderungen des Klimas und daneben der tausendjährige Raubbau und die Devastation der Wälder sollen zusammengewirkt haben, um den palästinischen Boden gleichsam unheilbar krank und einer Kultivierung in früherem Stil unfähig zu machen. Im Gegensatz zu diesem Pessimismus haben jedoch die meisten Besucher Palästinas die Ueberzeugung gewonnen, daß durch Wiederaufnahme der früheren landwirtschaftlichen Thätigkeit, vor allem durch Wiederherstellung des alten Terrassensystems und der ehemaligen Bewässerungsanlagen das Heilige Land in dasselbe wohlbepflanzte, wenn auch hier und da wüstenfleckige Paradies zurückverwandelt werden könnte, als das es uns in den biblischen Zeiten entgegengetreten ist. So hat schon der gut beobachtende Cotovicus angesichts der judäischen Gebirgswüste den Satz niedergeschrieben: „Bei

[1]) Furrer 10. 300.

[2]) Stuttgart 1867, S. 196—199 und an mehreren Stellen. Ich habe derartige pessimistische Aeußerungen über die östlichen Mittelmeerländer überhaupt in der „Histor. Landschaftskunde“, S. 59—63 gesammelt.

allen Besuchern dieser Gegenden gilt es als ausgemacht, daß auf den meisten Plätzen Judäas auch jetzt noch Weinreben und allerlei Bäume wachsen würden, wenn man das Steingeröll entfernen und in Haufen schichten würde" (p. 149). In neuester Zeit hat besonders ein englischer Forscher, Conder, sich ganz entschieden in diesem Sinne ausgesprochen: „Es ist der Mensch und nicht die Natur, der das gute Land ruiniert hat, und es liegt deshalb in der Macht menschlichen Fleißes, diesen Erdraum auf den alten Stand der Kulturblüte zurückzubringen" [1]). Den gleichen Gedanken hat der schon öfter erwähnte Palästinafahrer Keppler [2]): „Die große Verschiedenheit zwischen einst und jetzt fällt dem Menschen zur Last", und zwar hauptsächlich, wie er weiter ausführt, der türkischen Mißregierung. In ähnlichem Sinne äußert sich endlich auch der bekannte Geograph der Mittelmeerländer Theobald Fischer über die mögliche „Wiederkehr eines goldenen Zeitalters" für die palästinische Bodenkultur [3]).

6. Die neueste jüdische Kolonisation.

Die optimistischen Anschauungen über die Regenerationsfähigkeit des palästinischen Bodens, die eben registriert wurden, haben in neuester Zeit eine thatsächliche Bestätigung gefunden durch die Gründung von zahlreichen Judenkolonien in Palästina und zwar teils im Ostlande, noch mehr aber im Westland [4]).

Ueber die ostjordanische Kolonisation hat der deutsche Ingenieur G. Schumacher Aufschluß gegeben [5]). Noch im Jahre 1884 traf er in der Nukrah weite Strecken unbebauten Landes; aber 1895 war dort kein Hektar guten Bodens mehr ohne Besitzer; israelitische Ansiedler hatten große Ländereien angekauft und zu bewirtschaften begonnen; eine dieser Kolonialgesellschaften hatte über 6500 ha erworben. Die alten Oedgründe dieser Nomadendistrikte tragen nun wieder Kulturgewächse wie in den uralten Tagen des basanischen Reiches und wie später während der römischen Kaiserzeit. Da wogen wieder die prächtigen Weizenfelder,

---

[1]) It is man and not Nature, who has ruined the good land and it is therefore within the power of human industry, to restore the country to its old condition of agricultural prosperity (bei Schegg S. 66).

[2]) Wander- und Wallfahrten, S. 322.

[3]) Vgl. die im ersten Abschnitt citierte „geogr. Skizze Palästinas", S. 328 ff.

[4]) Es haben sich auch andere Nationen, darunter die deutsche, an der Neubesiedelung Palästinas beteiligt; die jüdische Kolonisation wurde hier speziell berücksichtigt, weil sie in großem Stil und mit großen Mitteln betrieben wird.

[5]) Vgl. seine Abhandlung „Das südliche Basan", Zeitschr. des deutschen Palästinavereins XX (1897), S. 65—227.

deren Frucht auf den Getreidemärkten von Haifa und Akka an der Meeresküste die höchsten Preise erzielt. Spärlich wächst die Gerste nur als Pferdefutter, nicht als Exportartikel; Hafer wird ebensowenig kultiviert wie sonst. In der näheren Umgebung der Dörfer gedeiht die Tabakstaude und grünt die Hülsenfrucht: die Erbse, Linse und Bohne. Besonders eifrig betrieben wird die Baumzucht; ganze Obstwälder hüllen die Wohnplätze ein. So hat die oben erwähnte Gesellschaft bis 1897 nicht weniger als 371 000 Bäume gepflanzt. Bevorzugt werden Aprikosen-, Feigen-, Granat- und Maulbeerbäume; dagegen sieht man noch keine Palme und selten eine Olive. Schließlich kriecht auch die Weinrebe wieder am Boden wie vor anderthalb Jahrtausenden zu den Zeiten des rassanidischen Dionysos [1]).

Noch energischer als jenseits des Jordans wird im palästinischen Westlande kolonisiert. Merkwürdige Mitteilungen darüber enthält ein jüngst erschienenes Buch: „Palästina, Land und Leute". Reiseschilderungen von W. Bambus (Berlin 1898). Sein Verfasser, ein strenggläubiger Israelite, hat eine große Anzahl der jungen jüdischen Ansiedlungen besucht und beschrieben, und wir wollen unter seiner Führung einige von diesen Kulturinseln mitten in verwahrlostem Lande besuchen, und zwar zunächst innerhalb der Kolonieengruppe an der Küste in der weiteren Umgegend von Jaffa den neuen Judenort Rischon le Zion. „Der Gegensatz zwischen der Wüste, die wir durchwanderten — so schildert der Autor S. 57 — und dem blühenden Dorfe mit seinen Weinbergen, Fruchtbaumpflanzungen, Gärten und Feldern ist um so packender, als ja all diese Kultur wie aus der Erde gestampft erscheint. Da, wo jetzt Häuser und Gärten und Felder sind, da war vor 15 Jahren alles Steppe, wie noch jetzt rings herum, und man staunt, wie eine solche Verwandlung möglich war. Das ganze 1000 Hektar umfassende Terrain ist durch die fleißige Hand jüdischer Bauern, freilich unterstützt von den Kapitalien eines großen Wohlthäters und der Intelligenz eifriger, für die jüdische Kolonisation des Heiligen Landes begeisterter Männer, zu einem blühenden Garten geworden."

Auch der Boden Galiläas ist mit solchen modernen Kulturoasen ausgestattet. Zwei der ältesten hat Bambus (S. 127 ff.) beschrieben, nämlich Rosch Pinah und Jessud Hamaaloh, die beide 1882/83 im Jordangebiet gegründet wurden. Rosch Pinah zeichnet sich aus durch seine schöne Lage zwischen dem Huleh- und Tiberiassee mit dem Blick auf beide Gewässer. Das Dorf hat ein Terrain von 640 Hektar, wovon ein Teil mit Weinreben bepflanzt ist, während das übrige Areal

[1]) Vgl. Schumacher, S. 71—86.

Obstgärten und besonders Maulbeerbäume trägt, von letzteren nicht weniger als ca. 80 000 Stück, wie denn überhaupt Maulbeerpflanzungen zum Betrieb der Seidenindustrie bei den jüdischen Neusiedelungen in Palästina sich häufig finden. Die Felder und sonstigen Kulturareale in der Umgegend von Rosch Pinah sind durchweg mit Hecken von Mimosen umzäunt, diesen akazienartigen Gewächsen, deren zarte, schöne Blüten übrigens den Juden weniger zur Augenweide dienen, als zur Fabrikation von Essenzen, wozu sie sich wegen ihres feinen Duftes besonders eignen. Außerdem zeigt diese Kolonie, sowie alle anderen, die in der Nähe von Sümpfen angelegt sind, noch eine vegetative Neuigkeit: den zu hygienischen Zwecken angepflanzten Eukalyptuswald. Der Eukalyptus, ein australisches Baumgeschlecht mit blaugrauen, harten Blättern, besitzt nämlich die gute Eigenschaft, daß er die Feuchtigkeit des Sumpfbodens aufsaugt und so die durch dessen Ausdünstung erzeugte Fiebergefahr verringert. Im Landschaftsbilde wirken diese Neupflanzungen ganz eigentümlich: „Die Eukalypten treiben ihr Wurzelwerk so breit in den Boden, daß die einzelnen Stämme mit ihrem noch dazu meist eng angeschmiegten Geäst nur weit, jedoch ziemlich gleichmäßig von einander entfernt sich erheben — ein Hochwald fast ohne Schatten, durch den der Reiter hinjagen kann, ohne eines Weges zu bedürfen. Unterholz kommt bei dem den ganzen Untergrund in Beschlag nehmenden Eukalyptengewurzel gar nicht auf, bloß Gras und Kraut überzieht den Boden dieser lichtesten Haine der Welt“ [1]).

Solche eukalyptische „Fieberfänger“ kann auch die zweite der galiläischen Siedlungen, Jessud Hamaaloh, gut brauchen. Sie liegt nämlich mit ihren 360 Hektar an den sumpfigen Rändern des Huleh, aber auf fruchtbarem Marschboden. „Die Ansiedler haben den früher betriebenen Ackerbau aufgegeben, um riesige Gartenanlagen für die Erzeugung von Blumen zu schaffen, welche zur Fabrikation ätherischer Oele, Essenzen und Parfüme verwendet werden sollen. Es werden gebaut: Rosen, Mimosen, Tuberosen, Jasmin, Geranium, wilde Orangen, Aprikosen; eine ausgedehnte Baumschule versieht sämtliche Kolonieen von Ober-Galiläa mit Schößlingen der verschiedensten Baumarten. Die ganze großartige Anlage wird durch künstliche Bewässerung betrieben, wozu das Wasser aus dem Hulehsee auf die verschiedenste Art gewonnen wird“ (S. 131).

Schließlich faßt unser Gewährsmann Bambus die bei seinem Kolonieenbesuch gewonnenen Eindrücke (S. 169) in folgende Worte zu-

[1]) A. Kirchhoff, Pflanzen- und Tierverbreitung (1899), S. 215. Dieses Werk empfiehlt sich nicht bloß durch seine wissenschaftliche Gründlichkeit, sondern auch durch seine schönen beschreibenden Partieen.

sammen: „Es war uns längst bekannt, daß Palästina keine Wüste ist, wie man früher behauptet hat und viele noch heute glauben. Aber daß das Land unserer Väter so fruchtbar sei, wie dies in Wirklichkeit der Fall ist, das war auch uns neu, und von größter Wichtigkeit war uns, dies mit eigenen Augen zu beobachten." Und diese Wahrnehmung machte der Autor, wie er mehrmals hervorhebt, nicht bloß in Galiläa, wo schon die üppige Wildflora auf einen fruchtbaren Boden deutet, sondern auch in Judäa, das mit seinen Sand- und Steinflächen auf den ersten Blick als eine unheilbar kranke Wüste erscheinen könnte.

Die Ansiedlung von Israeliten auf dem uralten Kulturboden Palästinas darf als einer der glücklichsten Gedanken gelten, die das moderne Judentum ausgeheckt hat. Möchten doch die begeisterten Schilderungen ihres Glaubensgenossen Bambus im Verein mit den Bestrebungen des Zionistenbundes, der ja auch die Juden nach Palästina zurückführen will, auf unsere israelitische Bevölkerung recht verlockend wirken! Es wäre gewiß für uns alle ein ganz anmutiges Schauspiel, zu sehen, wie auf altbiblischem Boden nach dem Ausdruck jenes Autors „die Umwandlung der Juden in Bauern" vor sich ginge — eine rückläufige Metamorphose, indem das israelitische Volk damit in die Fußstapfen seiner Väter treten würde, die wir in alter Zeit als so vorzügliche Landwirte kennen gelernt haben.

Berichtigung.

S. 49 Z. 11 v. o. ist einzufügen „(mit Ausnahme) einiger Strecken (des) . . ."
S. 50 Z. 9 v. o. „dritten" anstatt „zweiten".
S. 59 Z. 12 v. o. „desselben" statt „derselben".
S. 64 Z. 12 v. u. „V." (18) statt „Ps." (18).

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegebene Schriften.

Cardauns, Dr. Hermann, Konrad von Hostaden, Erzb. von Köln (1238—61). **Festschrift** zur Vollendung seiner Kathedrale dem Hochw. Herrn Dr. Paulus Melchers, Erzb. von Köln, gewidmet von der Görres-Ges. 1880. 176 S. Lex.-Format. Köln, in Commission bei J. P. Bachem. Preis: brochirt Mark 3,60. (Für Vereinsmitgl. und Theiln. M. 2,40.)

Franz, Dr. Adolph, Die gemischten Ehen in Schlesien. **Festschrift** zum Bischofs-Jubiläum des Fürstbischofs von Breslau. 1878. 152 Seiten Lexicon-Format. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlung. Preis: brochirt Mark 3,—. (2.—.)

Hipler, Dr. Franz, Die deutschen Predigten und Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. **Festschrift** zur Inthronisation des Erzbischofs Philippus von Köln. Köln 1885, in Commission bei J. P. Bachem. 180 S. Lex.-Format. Preis: brochirt Mark 4,—. (2,65.)

Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen Liber de causis. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Dr. Otto Bardenhewer. 1882. gr. 8°. (XVIII und 330 S.) In Commission der Herder'schen Verlagsbuchh. in Freib. Preis M. 13,50. (9.—.)

Historisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von H. Grauert, L. Pastor, G. Schnürer u. C. Weyman herausgegeben von Joseph Weiß. 1.—22. Band, 1880—1901, zu 4 Heften gr. 8°. In Commission der Herder'schen Buchhandlung in München. Preis pro Jahrg. 12M. (8.—.) Einzelne Hefte M. 3,50.

Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Im Auftrage der Görresgesellschaft u. in Verbindung mit der Redaction des Histor. Jahrbuchs herausg. von Dr. H. Grauert. 1. Heft: Die Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen, eine Fälschung des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Bruno Böhm (Freiburg, Herder, 1900.) 2. u. 3. Heft: Alexander der Große und die Idee des Weltimperiums in Prophetie u. Sage. Grundlinien, Materialien und Forschungen von Dr. Franz Kampers. 192 S. M. 3.—, 4. Heft: Reichenberger, Wolfgang von Salem, Bischof von Passau.

Jahresbericht der Section für Philosophie 1877. 1883. 1884. 100 bezw. 116 und 108 Seiten groß 8°. Preis: je Mark 1,80. (1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Staatslexikon. Band I—V. (Heft 1—46.) Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1887—97 (abgeschlossen). Zweite Auflage. Band I., II., III, (1900—1902).

Philosophisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Jos. Pohle (Breslau) u. Prof. Dr. Schmitt (Fulda) herausgegeben von Dr. Const. Gutberlet, Prof. an der philos.-theol. Lehr-Anstalt in Fulda. 1. bis 14. Band. 8°. Fulda 1888—1901. Druck und Commissions-Verlag der Fuldaer Actien-Druckerei.

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausg. von der Görresgesellschaft. Paderborn, F. Schöningh. Lex.-8. I. Prof. Dr. Dittrich, Nuntiaturberichte Giovanni Morone's vom deutschen Königshof (1539, 1540). 1892. — II. Dr. Ehses, Römische Documente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrich's VIII. 1893. — III. Prof. Dr. Kirsch, Die päpstlichen Collectorien in Deutschland während des 14. Jahrhunderts. 1894. — IV. Dr. Ehses und Dr. Meister, Nuntiaturberichte aus Deutschland. Erste Abth. 1895. — V. Prof. Kirsch, Die Rückkehr der Päpste Urban V. u. Gregor XI. von Avignon nach Rom. 1898. — VI. W. E. Schwarz, Die Nuntiatur-Correspondenz Caspar Gropper's aus Westdeutschland (1573 bis 76). 1898. — VII. Nuntiaturberichte aus Deutschland. Zweite Abth. 1900. — VIII. P. K. Eubel, Die avignonesische Obedienz der Mendikantenorden. 1900.

Concilium Tridentinum. Diariorum, Actorum, Epistularum Nova Collectio. Tom. I: Diariorum pars prima. Herculis Severoli commentarius, Angeli Massarelli Diaria I—IV. Collegit, edidit, illustravit Sebastianus Merkle. Friburgi Brisg. Sumptibus Herder. 1901.

Die Redaktion der regelmäßig erscheinenden Gratis-Vereinsgaben (nicht der sonstigen Vereinsschriften) ist Herrn Dr. Hermann Cardauns in Köln, in Verbindung mit einer aus Vorstandsmitgliedern zusammengesetzten Kommission, übertragen worden. Alle auf die Vereinsgaben bezüglichen Briefe und Sendungen bitten wir an genannten Herrn nach Köln, Marzellenstraße 35—43, zu adressiren.

Der Verwaltungs-Ausschuß.

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.

Dritte Vereinsschrift für 1902.

Dr. Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres.

Zweite Folge.

Köln 1902.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegebene Schriften.

Cardauns, Dr. Hermann, Konrad von Hostaden, Erzb. von Köln (1238—61). Festschrift z. Vollendung seiner Kathedrale dem Hochw. Herrn Dr. Paulus Melchers, Erzb. von Köln, gewid. v. d. Görres-Ges. 1880. 176 S. Lex.-Format. Köln, in Commission bei J. P. Bachem. Preis: brochirt M. 3,60. (Für Vereinsmitgl. u. Theiln. M. 2,40.)

Franz, Dr. Adolph, Die gemischten Ehen in Schlesien. Festschrift zum Bischofs-Jubiläum des Fürstbischofs von Breslau. 1878. 152 Seiten Lexicon-Format. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlg. Preis: brochirt M. 3,—. (2.—.)

Hipler, Dr. Franz, Die deutschen Predigten u. Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. Festschrift zur Inthronisation des Erzbischofs Philippus von Köln. Köln 1885, in Commission bei J. P. Bachem. 180 S. Lex.-Format. Preis: brochirt M. 4,—. (2,65.)

Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen Liber de causis. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Dr. Otto Bardenhewer. 1882. gr. 8°. (XVIII und 330 S.) In Commission der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg. Preis M. 13,50. (9.—.)

Historisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von H. Grauert, L. Pastor, G. Schnürer u. C. Weyman herausgegeben von Joseph Weiß. 1.—23. Band, 1880—1902, zu 4 Heften gr. 8°. In Commission der Herder'schen Buchhandlung in München. Preis pro Jahrg. 12 M. (8.—.) Einzelne Hefte M. 3,50.

Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Im Auftrage der Görresgesellschaft u. in Verbindung mit der Redaction des Histor. Jahrbuchs herausgegeben von Dr. H. Grauert. 1. Heft: Die Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen, eine Fälschung des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Bruno Böhm (Freiburg, Herder, 1900.) 2. u. 3. Heft: Alexander der Große und die Idee des Weltimperiums in Prophetie u. Sage. Grundlinien, Materialien und Forschungen von Dr. Franz Kampers. 192 S. M. 3.—. 4. Heft: Reichenberger, Wolfgang von Salem, Bischof von Passau.

Jahresbericht der Section für Philosophie 1877. 1883. 1884. 100 bezw. 116 u. 108 Seiten groß 8°. Preis: je M. 1,80. (1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Staatslexikon. Band I—V. (Heft 1—46.) Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1887—97 (abgeschlossen). Zweite Auflage, Band I., II., III, Heft 1—4 (1900—1902).

Philosophisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Jos. Pohle (Breslau) u. Prof. Dr. Schmitt (Fulda) herausgegeben von Dr. Const. Gutberlet, Prof. an der philos.-theol. Lehr-Anstalt in Fulda. 1.—15. Band. 8°. Fulda 1888—1902. Druck und Commissions-Verlag der Fuldaer Actien-Druckerei.

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausg. v. der Görresgesellschaft. Paderborn, F. Schöningh. Lex.-8. I. Prof. Dr. Dittrich, Nuntiaturberichte Giovanni Morone's vom deutschen Königshof (1539, 1540). 1892. — II. Dr. Ehses, Römische Documente zur Geschichte d. Ehescheidung Heinrich's VIII. 1893. — III. Prof. Dr. Kirsch, Die päpstlichen Collectorien in Deutschland während des 14. Jahrhunderts. 1894. — IV. Dr. Ehses u. Dr. Meister, Nuntiaturberichte aus Deutschland. Erste Abth. 1895. — V. Prof. Kirsch, Die Rückkehr der Päpste Urban V. u. Gregor XI. von Avignon nach Rom. 1898. — VI. W. E. Schwarz, Die Nuntiatur-Correspondenz Caspar Gropper's aus Westdeutschland (1573 bis 76). 1898. — VII. Nuntiaturberichte aus Deutschland. Zweite Abth. 1900. — VIII. P. K. Eubel, Die avignonesische Obedienz der Mendikantenorden. 1900.

Concilium Tridentinum. Diariorum, Actorum, Epistularum Nova Collectio. Tom. I: Diariorum pars prima. Herculis Severoli commentarius, Angeli Massarelli Diaria I—IV. Collegit, edidit, illustr. Sebastianus Merkle. Friburgi Brisg. Sumptibus Herder. 1901.

Die Redaktion der regelmäßig erscheinenden Gratis-Vereinsgaben (nicht der sonstigen Vereinsschriften) ist Herrn Dr. Hermann Cardauns in Köln, in Verbindung mit einer aus Vorstandsmitgliedern zusammengesetzten Kommission, übertragen worden. Alle auf die Vereinsgaben bezüglichen Briefe und Sendungen bitten wir an genannten Herrn nach Köln, Marzellenstr. 35—43, zu adressieren.

Der Verwaltungs-Ausschuß.

Die **Mitglieder** der Gesellschaft erhalten den **Jahresbericht** und die regelmäßig in jedem Jahre erscheinenden **Vereinsgaben**, die **Teilnehmer** nur den Jahresbericht gratis und franko zugesandt.

Die Mitglieder und die Teilnehmer erhalten die sämtlichen auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Schriften [nicht jedoch das **Staatslexikon** und das **Concilium Tridentinum**] bei direktem Barbezug von dem General-Sekretär der Gesellschaft zu zwei Drittteilen des Ladenpreises.

Die Vereinsgaben und Gelegenheitsschriften [nicht die vom Verwaltungs-Ausschusse erstatteten Jahresberichte] sind auch durch den Buchhandel zu beziehen.

Adresse des General-Sekretärs: **Dr. H. Cardauns, Köln.**

„ der Geschäftsstelle: **J. P. Bachem, Köln.**

Charakteriſtiken und Kritiken

von

Joſeph Görres.

Herausgegeben

von

Dr. Franz Schulz.

Zweite Folge.

Köln, 1902.

Kommiſſions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Inhalt.

Einleitung 5

Die Zeiten 14

Friedrich Schlegels Rolandspos. Spees Trutznachtigall. Von deutſcher Baukunſt 26

Ueber deutſche Bildung 29

Des Knaben Wunderhorn 35

Oſſian 62

Jean Paul Friedrich Richters ſämtliche Schriften 69

Einleitung.

Die vorliegende Reihe von Charakteristiken und Kritiken aus Joseph Görres' litterarischer Frühzeit schließt sich unmittelbar an die dritte Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1900. Was dort ausführlich geltend gemacht wurde, um das Unternehmen einer solchen Sammlung allseitig zu begründen und zu empfehlen, braucht hier füglich nicht wiederholt zu werden. Die freundlichen Beurteilungen von sachkundiger Seite, deren das erste Heftchen sich erfreuen durfte, geben die Zuversicht, daß auch diese neue Folge Interesse und Gefallen zu erwecken im stande sein werde. Freilich, es fehlt ihr die Geschlossenheit und Buntheit, die biographische und litterarhistorische Merkwürdigkeit, die man den bis vor kurzem so gut wie unbekannten Aufsätzen und Aphorismen aus der „Aurora" von 1804 und 1805 vielleicht zusprechen wird. Die Notwendigkeit jedoch, Görres' wertvolle und zerstreute kleinere schriftstellerische Erzeugnisse zu sichten und neu zu drucken, wozu die Görresgesellschaft die Möglichkeit bereitet, erscheint auch im Hinblick auf diese Fortsetzung unabweisbar vorhanden.

Dürfte so der Forschung ein Dienst erwiesen werden, so soll die historische Wissenschaft doch nicht den alleinigen Maßstab hergeben, der an diese Veröffentlichungen zu legen ist. Es wird das menschliche Fühlen eines mit Görres sympathisierenden Publikums genügen, um die Fülle und Blüte seines Wesens, die sich gerade in diesen litterarischen Charakteristiken verschwenderisch aufthun, dankbar zu genießen. Joseph Görres, der, wie sein Sohn Guido einmal berichtet, kaum je ein Buch bis ans Ende zu lesen vermochte vor dem Ueberschwang der in ihm ausgelösten eigenen Gedanken, läßt ja die Gegenstände, über die er handeln soll, stets hinter seiner starken Persönlichkeit und schrankenlosen Individualität verschwinden; das ist die Wesenheit und Grenze seines

Genies, wie wohl schon die engsten Genossen seiner Frühzeit, Achim von Arnim und Clemens Brentano, empfanden. Für den heutigen Leser aber bildet diese Eigenheit den Grund des ästhetischen Vergnügens, auch wenn Görres über Dinge spricht, denen in den Augen des nicht historisch Betrachtenden schon ein leichter Rost des Alters angeflogen oder deren richtigere Beurteilung jetzt längst Allgemeingut geworden ist.

In diesem Hefte kann, gleichwie in dem vorangegangenen, zur biographisch-geschichtlichen Würdigung und Einordnung der Aufsätze nur das unbedingt Notwendige gesagt werden. Ihr bedeutender Wert als Quellenschriften wird dann voll erkannt werden, wenn der Plan einer breit angelegten wissenschaftlichen Biographie Joseph Görres' einmal zur Ausführung gelangt. Von rein litterarhistorischer Seite ist vor kurzem zum erstenmale eingehend versucht worden, u. a. auch ihnen kritisch gerecht zu werden [1]).

Die früher publizierten Charakteristiken und Kritiken der Jahre 1804 und 1805 warfen ein scharfes Licht auf Görres' rasche und eigenartige innere Entwickelung von 1800 bis 1806, auf seine Loslösung von Revolutionismus und Aufklärung, seine seelische Vertiefung, seine Flucht aus der Welt des äußeren Geschehens in das weite Reich wissenschaftlicher und litterarischer Interessen und damit schließlich auf sein unbedingtes Ergreifen der neuen romantischen und naturphilosophischen Ideen. Er selbst hat wohl gefühlt, welche Bedeutung für seine geistige Durchbildung diesem Zeitraum zukommt. Schreibt er doch am 15. November 1805 an einen Freund die schönen Worte: „Ich unterdessen habe immer fort und fortgearbeitet, und Feuer geschlagen und Licht herausgelockt und es heller in mir gemacht, und blicke mit vieler Freude auf die gethane Arbeit und auf das, was noch zu thun ist." Begreiflich, daß diesem mit der Kraft des Genies vorwärts drängenden und um sich blickenden Geiste die äußere Lage bald nicht mehr genügte. Je größer der Kreis seiner Beschäftigungen wurde, um so schmerzlicher mußte er das Mißverhältnis zwischen ihnen und der damaligen geistigen Oede in Koblenz empfinden, über die er sich mehrmals beklagt hat. Aus der Stellung eines Lehrers an der Secondärschule, dieser „hohen, aber weder weiten noch tiefen Schule", wie er sie in einem jüngst publizierten Briefe einmal witzig bezeichnet, zog es ihn nach einem lebhaft bewegten

[1]) Vergl. meine Preisschrift, „Joseph Görres als Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik dargestellt" (Palaestra, Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt, Band XII), Berlin, Mayer und Müller 1902. X, 248 S., die im Folgenden mehrfach benutzt wurde.

Sammelpunkt litterarischer Anregungen und Interessen, in die Nähe einer großen Bibliothek, die seiner unermeßlichen Fähigkeit, Bücher in sich aufzunehmen, Genüge that, und vor allem fort auf einige Zeit aus dem unmittelbaren Machtbereich der bestgehaßten napoleonischen Herrschaft. Hoffnungen auf eine Anstellung in Bayern — in Landshut, Würzburg oder München —, die ihm dann zwanzig Jahre später wurde, verwirklichten sich nicht; gewiß waren sie für seine Mitarbeit an der Münchener Zeitschrift „Aurora" des Freiherrn von Aretin von bestimmender Geltung gewesen. Da war es ein glücklicher, aber eigentlich naheliegender Entschluß, der ihn im Oktober 1806 auf zwei Jahre in das von seiner Heimat und dem lieben Rheine nicht zu entfernte Heidelberg führte.

Die alte Musenstadt, die eine bedeutende litterarische Vergangenheit hinter sich hatte, war nach hundertjährigem Niedergange 1803 durch die Reorganisation unter Karl Friedrich zu verjüngtem Leben erwacht und löste nun bis 1811, bis nach der Gründung der Universität Berlin, als führende deutsche Hochschule das klassicistische Jena ab, dem sie bedeutende Namen entfremdete. Bald zählte sie Gelehrte wie Thibaut, Fries, Wilcken, Joh. Heinr. Voß, Daub, Creuzer, Böckh — seit 1807 — zu den ihrigen; in den Journalen jener Tage bildete ihr rasches Aufblühen ein vielbesprochenes Thema, und in Heidelberg selbst war man — wie erklärlich auf einem solchen Neulande — von dem Wunsche und dem Mute erfüllt, frisch die Schwingen zu regen. In diesen Kreis trat Joseph Görres; ein Ruf ging ihm voran. Stellte ihm doch der Senat am 11. September 1806 das Zeugnis aus, er sei schon durch seine Schriften als ein geistvoller Mann bekannt. Der ganze, so oft geschilderte Reiz seiner Persönlichkeit fand jetzt Gelegenheit zu voller Entfaltung; weniger in seinen sprachgewaltigen, in dämmerhaftem Halbdunkel sich bewegenden Vorlesungen über Philosophie, Physiologie, Psychologie, Physik, über den Bau des Himmels, Aesthetik, Hygiene und — im Sommer 1808 — über altdeutsche Litteratur, als im privaten Umgange. In Görres hatte ja nach dem Scheitern seiner Revolutionshoffnungen die Ueberzeugung von der krassen Verderbtheit seiner Zeit mehr und mehr an Raum gewonnen. Die Verrottung der Publizistik, die Verflachung und Geistlosigkeit des Kritik- und Zeitungswesens waren ihm mit Recht eine unerschöpfliche Quelle des bittersten Unmutes. Es ist nun ein merkwürdiger Beweis für den Bann seines sprühenden und treibenden Wesens, daß er diese Anschauungen seinen Amtsbrüdern zu supponieren vermochte. Achtzehn Heidelberger Professoren vereinigten sich gegen Ende des Jahres 1807 zu einer von Görres verfaßten ungemein scharfen öffentlichen Erklärung „gegen die Institute, die, allein

berechnet auf den schlechtesten Grundzug im Charakter der Nation, jeglicher Gemeinheit fröhnend, auch allein die Herberge des litterarischen Pöbels seyn und bleiben sollten," eine Erklärung, die, unmittelbar veranlaßt war durch hämische Briefe Georg Reinbecks voll allerlei persönlichen Klatsches über Heidelberg und seine Umgebung, im ersten Jahrgange des langlebigen Stuttgarter Cottaischen „Morgenblattes für gebildete Stände" 1807. Weit über ihr Ziel hinausschießend, ist sie doch merkwürdig nach mehreren Richtungen: einmal durch die hohe typische Bedeutung, durch die politische Färbung, die ihr eignet, da sie in dem seit dem 1. Juli 1807 zu Heidelberg ausgegebenen „Rheinischen Bundesblatt", einem offiziellen Rheinbundorgan, erschien, das man einmal durchgeblättert haben muß, um zu sehen, wie es sich durch ein Manifest gegen damalige deutsche Preßverhältnisse selber getroffen fühlen durfte. Dann aber steht diese Erklärung am Eingange langer litterarischer Fehden und vor allem eines positiv wirkenden vornehmen großen Unternehmens, der „Heidelbergischen Jahrbücher der Litteratur".

Diese mit dem Jahre 1808 ins Leben getretenen „Heidelbergischen Jahrbücher" erwuchsen aus Ideen heraus, die die Romantik und Männer, die ihr nahestanden, gehegt hatten. August Wilhelm Schlegel, der Führer der romantischen Schule, hatte im Sommer 1800 den dann nicht zur Ausführung gelangten Entwurf von „kritischen Jahrbüchern der Wissenschaft und Kunst in Deutschland" vorgelegt, die reformatorische Bedeutung haben und sich in vielen Stücken von den bisherigen Instituten ähnlicher Art unterscheiden sollten. Lebhaft griff dann der junge Friedrich Karl von Savigny von den Brüdern Schlegel den Gedanken einer Reorganisation des Journalismus auf. Auch seine Pläne, die Clemens Brentano einmal im Jahre 1802 dem Freunde Achim von Arnim in einem Briefe enthusiastisch entwickelt, wurden nicht zur Wirklichkeit. Aber Savigny stand von Marburg aus in engen Beziehungen zur Universität Heidelberg und ihrer Organisation. Der Philologe Friedrich Creuzer, die Seele und der erste Redakteur des schönwissenschaftlichen und historischen Teiles der Heidelbergischen Jahrbücher, war sein intimster, von ihm beeinflußter Freund, zugleich aber geistig verwandt und persönlich nahe verbunden dem im Jahre 1808 geschlossen in Heidelberg auftretenden Dreibunde Joseph Görres, Achim von Arnim, Clemens Brentano, der sogenannten Heidelberger Romantik.

Heidelberger Romantik! Der Name weckt gewisse traditionelle, halb verklärende, halb unbestimmte Vorstellungen einer romantischen Epoche: Die Schloßruine, des Knaben Wunderhorn, charakteristische Stimmungen der Poesie Josephs von Eichendorff — des begeisterten Zuhörers von Görres

und gelehrigen Jüngers des Heidelberger Kreises — die „Zeitung für Einsiedler“ mit ihrem krausen Inhalte vereinen sich zu einem geistigen Gesamtbilde. Aber trotz manchem, was schon über jene Tage gesagt wurde — die eigentliche historische Würdigung und Analyse findet hier noch viel zu thun. Zunächst müssen die äußeren Phasen in dem Zusammenleben der drei Freunde gesondert werden. Bereits seit 1804 war Clemens Brentano, mit Görres längst bekannt, nebst seiner Gattin Sophie in Heidelberg ansässig, im Frühjahr 1805 fand während der Anwesenheit Achims von Arnim der erste Band des „Wunderhorns“ seinen Abschluß. Als Görres Ende Oktober 1806 in Heidelberg anlangte, fügte es sich, daß er Clemens gleich beim Tode seiner geliebten Sophie stützen und trösten durfte. Ein Lebensbund ward dadurch geschlossen und geheiligt, und Brentanos dankbare Erinnerung an jene Stunden ist allzeit unauslöschlich geblieben. Für Joseph Görres andererseits steht Clemens Brentano, dessen Einfluß auch bei einer späteren Wandlung für ihn von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen ist, am Eingange der neuen geistigen Bethätigung. Seiner Person und reichen, kostbaren Bibliothek verdankt Görres die wichtigste Frucht seines Heidelberger Aufenthalts, die Beschäftigung mit altdeutscher Zeit, Litteratur und Kunst, die fortan auf Jahre hinaus die Mitte seiner jetzt auf das Historische, anstatt der früheren Systematik, gerichteten Studien bildete. Und mit Brentano begegnete sich Görres in der Anlage zu ausgelassener Komik und Satire. So entstand im März 1807 unter kindlicher Freude der beiden abwechselnd schreibenden Verfasser die „Wunderbare Geschichte von BOGS dem Uhrmacher usw.“, ein Werkchen voll toller, sinnenverwirrender Genialität, das man in Clemens Brentanos gesammelten Schriften V, 327 wiederholt findet und dessen nähere Besprechung hier beiseite bleiben darf. Mit Brentanos Abreise von Heidelberg, Ende März 1807, endigt das harmlos einfache, aber durchgeistigte erste Zusammenleben Joseph Görres' mit einem romantischen Freunde. Aber im August 1807 erschien das Ergebnis jener Monate, überhaupt die am weitesten reichende, tiefste Leistung des Schriftstellers Görres vor seinem „Rheinischen Merkur“, das halb litterarhistorische, halb unmittelbar an die Gegenwart mit kräftigem Appell sich richtende Werk: „Die teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneybüchlein, welche teils innerer Wert, teils Zufall Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat“, eine freilich nur theoretische, aber doch der Sammlung „alter deutscher Lieder“ im „Wunderhorn“ parallele Bestrebung in dem Sinne, der den unvergänglichen Ruhmestitel des romantischen Zeitalters ausmacht: allen alles wiederzugeben, was, nach dem schönen Worte Achims von Arnim,

im vieljährigen Fortrollen durch die Zeiten seine Demantfestigkeit bewahrt hat [1]).

Arnim kam im Januar 1808 zur Drucklegung des zweiten und dritten Wunderhornbandes wieder nach der Neckarstadt. Der rasch angeknüpfte persönliche Verkehr zwischen ihm und Görres, in dessen gemütlichem Heim der märkische Junker eine Stätte fand, wo ihm so recht wohl ward, mußte ihnen die vielfachen Berührungen ihrer Denkart und ihres Geistesganges aufthun. Auch Arnim war, wie Görres, aus naturwissenschaftlichen Studien hervorgegangen, auch er verfolgte mit reger Anteilnahme die Zustände des öffentlichen und staatlichen Lebens. Mag auch der treue preußische Patriotismus des Märkers, wie wir einmal erfahren, von Görres, dem typischen Vertreter des rheinischen Partikularismus, hin und wieder verletzt worden sein — auch über die politischen Verhältnisse des damaligen Deutschland waren sie sich im Grunde einig. Beide waren von dem durchschnittlichen Tiefstande ihrer altklugen Zeit in Leben und Kunst, Litteratur und Kritik überzeugt, in beiden waltete das starke Bedürfnis, an einer Regeneration zu wirken, sie flüchteten zur Kindlichkeit, zur Volkspoesie, in „die frische Morgenluft altdeutschen Wandels", sie kämpften entgegen einer Schul- und Bücherweisheit, ja entgegen abstrakter Wissenschaft überhaupt für die Rechte der Anschauung und des Gefühls. Solche Regungen konnte Arnim just bei seiner Ankunft auch aus Görres' „Schriftproben von Peter Hammer" heraushören, für die er sich interessierte, einem Hefte, das den Schriftproben der Engelmannschen Druckerei in Heidelberg einen der Typenform sich anschmiegenden Inhalt unterlegte. Stellenweise absichtlich unverständlich, stellenweise von unerhörter Grandiosität, war es in großen Zügen nach Görres' eigener Angabe „in bitterem Unwillen auf die Zeit und die allgemeine Hohlheit" geschrieben, und daß die Person Napoleons darin mehrmals stark getroffen ist, gibt die Erklärung für das Pseudonym „Peter Hammer", hinter das seit Jahrhunderten die politische Opposition und Satire besonders in Frankreich hatte flüchten müssen; so allein glaubte der Buchhändler Johann Georg Zimmer auf Arnims Andrängen das Schriftchen in Verlag nehmen zu können.

Als Ende April auch Clemens Brentano wieder in Heidelberg erschien, begann die eigentliche Blütezeit der kurzlebigen Heidelberger Romantik: das oft geschilderte ungebundene, stimmungsvolle Zusammenwohnen der beiden dichtenden „Herzbrüder", denen Görres zur Seite

---

[1]) Vergl. die eingehende Behandlung der „Teutschen Volksbücher" in meiner Schrift S. 84—125.

ſtand, in jenem kleinen Häuschen am Schloßberge im herrlichen Mai des Jahres 1808, das Erſcheinen der „Einſiedlerzeitung“, April bis Auguſt, die die Drei als litterariſche Partei in die Oeffentlichkeit ſtellte. Waren auch ihre Urteile über die Litteratur ihrer Tage im einzelnen hier und da von einander abweichend — es ſei beſonders auf Görres' immer gegenſätzlicher werdende Auffaſſung von Goethe hingewieſen —, die Grundanſchauung, von der ſie ausgingen, war ein und dieſelbe: die Gewißheit einer poetiſchen Natur, das Vorhandenſein einer unmittelbaren Hervorbringungsgabe, nicht künſtleriſcher Aufbau oder berechnendes Durchdenken und Anwenden kunſtmäßiger Geſetzgebung hatte für ſie Wert im Reiche dichteriſcher Schöpfung. Der Niederſchlag ſolcher Anſchauung kann überall in Görres' Urteilen über Kunſtwerke, vor allem in den folgenden Aufſätzen wahrgenommen werden. Er war überhaupt im Gegenſatze zu den beiden Dichternaturen, die eine das Genießen verkümmernde Kritik und Spekulation gern von ſich wieſen, infolge ſeiner doktrinären Veranlagung der kritiſche Mentor und theoretiſche Verkündiger der Heidelberger Romantik.

Ich übergehe die Fehden der „Einſiedlerzeitung“ mit Voß und dem „Morgenblatte“; alles Wiſſenswerte darüber findet man in dem von Friedrich Pfaff (Freiburg i. B. und Tübingen 1883) beſorgten guten Neudruck der Zeitſchrift zuſammengetragen, wo auch Görres' ſatiriſch-allegoriſche Beiträge, der Aufſatz „Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen“ u. a. bequem zugänglich ſind. Dieſe litterariſchen „Katzbalgereien“ hatten für die Drei einen beſonderen Reiz und knüpften ſie erſt recht feſt aneinander. Sie ſchrieben in der „Einſiedlerzeitung“ mit ſouveräner Verachtung des Publikums recht eigentlich nur für ſich ſelber; und gerade die heitere Erinnerung an manche Intimitäten, die nur ihnen verſtändlich waren, an die burlesken Einfälle und Erzeugniſſe reiner, wild ſpielender Phantaſie, an dieſen ganzen „Heidelberger Apparat“, wie es Görres zehn Jahre ſpäter rückblickend einmal nennt, wurde ein unverlierbares, erfriſchendes Beſitztum ihres ſpäteren Lebens, als ihre äußeren Wege mehr oder weniger auseinandergegangen waren.

„Daß alles ſo aufhört, thut einem doch leid,“ durfte Arnim am 1. Oktober 1808 bei Görres' Scheiden an Clemens Brentano ſchreiben. Görres' Hoffnungen auf eine feſte Anſtellung oder beſſere Sicherung ſeiner Exiſtenz waren fehlgeſchlagen, wieder auftauchende akademiſche Ausſichten auf Bayern zerfloſſen bald in nichts. Da war es Zeit für ihn, in ſeine offengehaltene Koblenzer Stellung wieder einzurücken. Aber dieſer zweijährige Aufenthalt am Neckar war kein verfehltes Unternehmen geweſen, er war die wichtigſte Etappe auf ſeinem Lebenswege. Was er ihm verdankt, ſagt er ſelbſt am beſten in einem Briefe an ſeinen Freund Charles de Villers: „Ich bin,“ heißt es da, „mit viel guten Leuten in

Verkehr gekommen, in deren Leben das Zusammentreffen mit mir nicht verloren sein wird, die Blume der Universität ist immer um mich her gewesen, ich habe sehr viel zugelernt, viel gearbeitet und erfahren." Von jetzt ab vollzieht sich seine Entwicklung konsequent auf Grund der erworbenen Voraussetzungen.

Die folgenden Koblenzer Jahre verbrachte er in Zurückgezogenheit, nur hin und wieder von durchreisenden Freunden und Jüngern der Romantik aufgesucht, vergraben in große wissenschaftliche Arbeiten und Projekte. Die Heidelberger Keime reiften jetzt aus. Mehr und mehr drängten sich aber auch patriotisch-politische Sorgen und Absichten in den Vordergrund. Ein gutes Wort des Freiherrn vom Stein besagt ja, daß in Heidelberg zum größten Teil jenes Feuer entzündet ward, das später die Franzosen verzehrte. Es fraß in Görres' Herzen, bis es nach Blüchers Rheinübergang mit der ersten Nummer des „Rheinischen Merkur" vom 23. Januar 1814 in hellen Flammen emporschlug.

Die nachstehenden Görresischen Publikationen, ganz aus dem Geiste der Heidelberger Romantik geboren, entstammen den „Heidelberger Jahrbüchern", deren Vorgeschichte oben in allgemeinen Strichen gezeichnet wurde und die einen noch ungehobenen Schatz von Einsichten in die deutsche Litteratur- und Gelehrtengeschichte bergen, auf den schon Friedrich Böhmer (Janssen I, 438) einmal hingewiesen hat.[1]) Eine vollständige Aufstellung der von Görres herrührenden, teils voll gezeichneten, teils chiffrierten, teils anonymen Beiträge ist an einem anderen Orte versucht worden[2]). Für den Zweck des vorliegenden Heftes wurde aus Raumrücksichten und aus inneren Gründen eine Auswahl getroffen. Zunächst der Sache nach: Görres' Selbstrecension der „Teutschen Volksbücher" würde in einen Neudruck dieser Schrift gehören, die Aufsätze über indische Philosophie und Religionsgeschichte, über Physik und Naturphilosophie — z. T. von großer Länge — stehen ganz entschieden an Wert und Interesse hinter denen zurück, die sich mit zeitgenössischer Litteratur, Kunst und öffentlichem Leben beschäftigen. Diese, deren teilweise gleichfalls bedeutenden Umfang im Vergleich zu den früheren Aufsätzen man als schriftstellerische Eigentümlichkeit des voll entwickelten

[1]) Vgl. jetzt — was ich noch während des Druckes einzufügen Gelegenheit habe — die wichtige Veröffentlichung der redaktionellen Korrespondenzen durch Reinhold Steig („Zeugnisse zur Pflege der deutschen Litteratur in den Heidelberger Jahrbüchern"), Neue Heidelberger Jahrbücher 1902, S. 180—284; ich gedenke an einem anderen Ort darüber zu handeln.

[2]) Joseph Görres als Herausgeber usw. S. 78—80.

Görres gewiß gern hinnehmen wird, bis zum Jahre 1811 vollständig zu bringen, ist die Absicht. Im Jahrgang 1813 finden sich dann noch drei germanistische Abhandlungen (über das Hildebrandslied und Wessobrunner Gebet in der Ausgabe der Brüder Grimm, über Jakob Grimms Schrift über den altdeutschen Meistergesang, über Ludwig Tiecks Bearbeitung des „Frauendienstes" von Ulrich von Lichtenstein) und in den Jahrgängen 1824 und 1825 eine große Besprechung des Werkes von Sulpiz Boisserée „Geschichte und Beschreibung des Domes von Köln"; sie ging 1842 leicht verändert auf in der selbständigen Schrift „Der Dom von Köln und das Münster von Straßburg". Für das Festhalten der Zeitgrenze 1811 in diesem Neudruck waren aber folgende Gesichtspunkte ausschlaggebend.

Was an den „Heidelbergischen Jahrbüchern" anfangs neu und merkwürdig erschien, war der in ihnen sich regende Geist der Romantik. „Wie lange man nun das Dageweſensein poetischer Naturen in den Jahrbüchern verspüren wird, hängt von dem ab, was Sie und Arnim und Richter uns zuweilen zufließen lassen werden," schreibt Creuzer an Görres zu Ende des Jahres 1808. Aber die wildwüchsige Schriftstellerei der Romantik konnte nicht nach dem Geschmacke der ehrenfesten und nüchternen Gelehrsamkeit sein, der die Jahrbücher in erster Linie dienten, und außerdem hatten die Heidelberger Freunde ja mit den Machinationen einer ihnen direkt übelwollenden Gegenpartei zu rechnen. So wurde in das Unternehmen — wie einmütig begeistert man auch bei seiner Stiftung zu Werke gegangen war — bald ein Antagonismus hineingetragen, dessen Einzelheiten man am besten Briefen Creuzers an Görres bis zum Jahre 1811 entnimmt. Als Creuzer im Sommer 1809 bei seiner vorübergehenden Uebersiedelung nach Leiden die Redaktion der fünften, der schönwissenschaftlichen und historisch-philologischen Abteilung niederlegte, war das allmähliche Obsiegen der antiromantischen Tendenzen entschieden. Seit 1811 zieht sich Arnim von der offiziellen Anteilnahme an der Zeitschrift zurück[1]); Görres pausiert völlig im Jahre 1812, und seine Beiträge aus dem Jahre 1813 sind zeitlich, inhaltlich und formal nicht mehr ein unmittelbarer Ausfluß jungromantischer Stimmung. Dadurch, daß die Sonderung in fünf Abteilungen mit dem Jahre 1811 aufgegeben wurde, ging auch der großartige wissenschaftliche Charakter des Blattes verlustig, dessen Aufschwung mit dem der Universität verbunden war. So rechtfertigt sich denn das Jahr 1811 als Grenzscheide der folgenden Veröffentlichung.

[1]) Vgl. auch Steig a. a. O. S. 279.

Die Reinigung der Texte von mannigfachen Verderbtheiten war bei der Eigenart Görresischer Schreibweise nicht immer auf den ersten Blick zu bewirken; an ein paar verzweifelten Stellen hoffe ich das Richtige getroffen zu haben. Die Noten bringen — abgesehen von ein paar Einzelheiten, deren Hervorhebung bei dieser Gelegenheit mir passend schien — nur das zur sachlichen Erklärung durchaus Erforderliche. Jeder Aufsatz trägt eine bis auf eine Ausnahme vom Herausgeber herrührende Ueberschrift; die Titel der besprochenen Werke wurden unter den Text verwiesen.

Die Zeiten[1]).

Nicht Erquickliches für Viele wollen die Zeiten bringen, die schwerauftretend jetzt über die Erde schreiten, aber ehe die Enakskinder so groß und ungeschlacht geworden, waren sie anmuthig und liebenswürdig;

[1]) Die Zeiten. Vier Blätter, nach Zeichnungen von Ph. O. Runge (6 Rthlr.) — Heidelberger Jahrbücher 1808. Fünfte Abteilung II, 261. Philipp Otto Runge (1777 bis 1810), neuerdings dank trefflichen Publikationen Alfred Lichtwarks und den Bemühungen der Hamburger Kunsthalle als Künstler ersten Ranges und frühzeitiger Vorläufer moderner Malerei voll erkannt, war in seinen vier Zeichnungen „Die Zeiten" oder „Die Tageszeiten" (Morgen, Mittag, Abend, Nacht), die 1807 an die Oeffentlichkeit kamen, der sinnvolle Vertreter eines geforderten romantischen Stils. Die symbolische, technisch durchgebildete Kunst dieser Blätter ruht außerdem auf naturphilosophischen und religiösen Grundlagen. Jede Beschreibung der Zeichnungen ist unvollkommen; Blumen, Kindergestalten haben auf allen vier Blättern Ausdrucksmittel und Motive innerlicher, allegorischer Beziehungen hergeliehen. Den Mittelpunkt der zeichnerischen Komposition bildet außerdem im „Morgen" der verschwindende umwölkte Erdball, in den drei folgenden Blättern eine mütterliche, weibliche Figur. In der Gruppierung herrscht eine nur dem Eindruck musikalischer Gebilde vergleichbare Harmonie. Jedes Blatt ist von einem gezeichneten Rahmen umgeben, der in seltsamster aber doch reizvollster Kleinsymbolik das Thema des Bildes individualisiert. Reproduktionen zweier Blätter findet man in meinem Aufsatz: „Philipp Otto Runge, ein Maler der Romantik", Westermanns Monatshefte Januar 1902, wo versucht ist, Runges, des Frühverstorbenen, Vielbetrauerten, Beziehungen zur Romantik — auch als Dichter und Märchensammler — festzulegen. Vergl. außerdem die wichtige Sammlung „Hinterlassene Schriften von Ph. O. Runge", zwei Bände, Hamburg 1840, 1841. — Görres hat seiner viel Aufsehen erregenden Anzeige, einem Pandämonium seiner Phantasie, Kunstansichten und Stileigentümlichkeiten, den Begriff der „Zeiten" im weitesten und vieldeutigsten Sinne zu Grunde gelegt. Er schreibt: „Ich glaube sehr gerne, daß der gute Runge an all dergleichen nicht gedacht hat, es liegt indessen doch wohl darin, die Natur hat auch nicht an die Méchanique du ciel gedacht". Es war das aber ganz in Runges Sinne, dessen Bilder nur den Leitfaden für Gedanken und Gefühle hergeben und mit dem Verstande nicht eindeutig zu begreifen sein sollten. Pflegte er doch vernünftelnden Fragern zu antworten: „Hätte ich es sagen wollen oder können, so hätte ich nicht nötig, es zu malen".

die Kunſt, die als ihre Amme wohl noch der Kleinen ſich erinnert, hat in dieſen Bildern das Mährchen ihrer Jugend den Gewaltigen vorerzählt; ſie will verſuchen, ob ſie ſich wohl erweichen laſſen, und enthalten vom Böſethun, und von wildem Zorn und Uebermuthe ſich abthun mögen.

Ein aus Metallen und den anderen Elementen gegoſſen Bild ſtehe die Welt aufgerichtet in der Gottheit da, und ein reiner Chorgeſang durchtöne die Geſchichte das Wunderbild, ſagt uns die Philoſophie, und die Gottheit athmend in den Tönen, ausgegoſſen in der Form freue in der ſchönen Ordnung ſich ihrer Herrlichkeit. Aber wenn das große Wort verhallt, kehrt immer ein dumpfes Murren in der Tiefe wieder, es ſeyen die Formen zerſtört und verſchoben, wenn man in der Nähe ſie betrachte, und ein wildes irres Getöne der Geſang.

Wird des Jammers all zu viel auf Erden, dann ſendet der Himmel von Zeit zu Zeit einen Geſalbten nieder, der wieder ſammle, was ſich verworren und zerſtreut, und reinige das durch die Sünden des irdiſchen Wahnſinns befleckte Bild, daß verſtummen muß das Murren in der Geiſternähe aus Ehrfurcht, Scheu und Andacht.

Wandelt der Erwählte ſinnig und trauernd unter irdiſchen Ruinen, dann trifft plötzlich ihn ein Feuerſtrahl aus jener Gluth, in der Iſis das Königskind in Byblos läuterte, und was ſterblich an ihm war, verbrannte. Auch er wird gezündet von dem Strahle, und Sterbliches wird verſchluckt im Sternenfeuer, und nur der beſſere unſterbliche Theil geht unverſehrt aus den Flammen der Begeiſterung hervor. Mit der Weihe mag er dann hinaustreten in die Wirklichkeit; ſie wird als ihren Gott ihn anerkennen; fern von ihm wird der Hader an die Gränzen fliehen, und was er berührt wird harmoniſch werden, und entſündigt und der Sterblichkeit entnommen.

Der Künſtler, deſſen ſchöne Formenwelt in dieſem Augenblicke um uns liegt, hat ſich geheiligt in dieſer Feuertaufe; aber in Einem läßt er den Beſchauenden ungewiß, ob er ſeine Bilder, gleich wie das Kind unſchuldig naive Worte, unbefangen nur ſo von ſich gelaſſen, oder ob er in ihnen ſich vielmehr geſammelt und in vorübergehender Erhebung gebetet fromme Worte in die Wirklichkeit, daß dieſe in der Inbrunſt ſich geklärt, und furchtſam Gemeines floh zum Vater der Richtigkeit, und die Schöne und der Liebreitz allein um ihn zu verweilen wagten.

Betrachten wir die Wahl des Gegenſtandes, dem er ſeine Liebe hingegeben, dann muß das Erſte wohl wahrſcheinlicher uns bedünken. Die Kinder und die Blumenwelt haben ihn für jetzt zu ſich hinabgezogen; wie Mutterliebe iſt zarte Anmuth unter ſie gegangen, und ſie ſind frohlockend aufgeſtanden, und haben die Liebreiche dann umfangen

und umrankt, und mit Liebesnetzen sie umsponnen; die Mutter aber hat den Mantel über sie gebreitet, und es ist ein heimlich Freuen, und ein still, warm Liebeleben, und es bildet leise und verschwiegen, wie unter dem pulsirenden Herzen im Mutterschooße, sich ein wundersames Werk, es drängt das Liebliche sich freudig zu, und strömt und quillt und rinnt, und fügt sich in schöner Form zusammen, die Sterne aber brennen durch das Geheimniß durch, und flechten emsig ihre Strahlen ein.

Da ist das Werk vollbracht, es schlägt die Mutter den Mantel auseinander, und es steht tropfend, blühend, brennend das Gewächs im Tage da, und es treibt der Sonnenbaum Flügel, und schwingt sich damit in den Himmel auf, und die Erde läßt seine Wurzeln nicht, und es werden Crystall die Blätter, und das Blut wird Licht, und oben blüht die Rose als Sonne auf, und der Weltgeist wiegt sich in ihrem Kelche.

Nimmer ist, was in reiner Schönheit geboren wurde, geschieden von der Welt, alle Dinge sind in Inbrunst zu ihm entzündet, und sie wollen es saugen in sich hinein, denn es ist des Ganzen, und muß dem Ganzen sich ergeben, und wird doch ewig nicht sich selbst entfremdet: nur Gemeines und Schlechtes scheuen alle guten Dinge, und ausgetrieben von Allem, sinkt es in sich selbst zusammen, und bleibt einsam und verlassen im Winkel murrend.

Ist ein Werk daher in sich geschlossen und vollendet, es gehört, wie der Himmel und die Erde und die Gestirne, nicht Einem an, es ist nicht die enge Behausung eines Dämons, es ist aller guten Geister Himmelsburg; es tönen viele, viele Stimmen aus ihm heraus, jeder, der da kömmt und horcht, hört das Bild in seiner Muttersprache sprechen; es ist wie Manna in der Wüste, das jedem den Geschmack giebt, den er eben haben mögte.

Ein tief verhüllt, wundersam Geheimniß ist im Innersten der Welt verborgen, und gegenüber dem heiligen Räthsel steht die Natur, und sucht es zu ergründen immerdar; jeder Stein und jedes Kraut, und alles Gethier ist eine Lösung, die sie dem Geheimnißvollen abgewonnen, jede ganz gelungen, jede schlagend, treffend, und doch bleibt ihr ewig das Geheimniß unergründlich, weil jede Lösung immer wieder zum neuen Räthsel wird.

So steht die Kunst, ein gleiches Mysterium über der Wunderwelt, vor ihr lauscht neugierig der Sinn, und mögte gern erforschen, was seltsames der Busen hegt; diese giebt auch offen und neidlos sich der Neugier hin, und der schaut nun emsig überall umher, und mögte alles prüfen, alles wissen, alles erschauen und ergründen, aber vor ihm flieht die Gränze, sie hastet weiter, weiter fort, und die Erde geht unter

hinter ihm, und bald findet er allein sich schwebend in den tiefen Räumen; Himmel oben, Himmel unten, weithin ausgespannt, Sterne ausgesät, so weit die Blicke reichen, Sterne gleichend Saamkorn hingestreut, so weit schwindelnd niederwärts die Blicke fallen; viele Stimmen, die ihm rufen, daß er komme, sie ergründe, und wenn er diesen folgt, tausend muß er lassen, die sich hinter ihm verbergen, tausend neue winken ihm wieder neckend zu, und er kann nimmer sich hinsetzen, und zu sich sprechen: Gott sey Dank, nun bin ich fertig, weiß nun Alles, hab befunden, daß Alles eitel sey.

Bildet daher der Geist wahrhaft schaffend und begeistert, in seinem Werke könnt ihr die Weltgeschichte lesen; will er euch die Zeiten bilden, in dem Bilde mögt ihr wie Zaubercrystall, wenn ihr näher oder tiefer blickt, Aufgang der Dinge schauen, und Niedergang in Tagesfrist, und der Jahrszeiten wechselnd Spiel, oder eures eignen Lebens Kreisen durch die Alter; oder ihr mögt das Leben der Erde und der Natur und aller Dinge in ihm erblicken, wie die jugendliche Welt gewaltig und groß geworden vor dem Herrn; ihr mögt endlich das Leben der Kunst selbst darin erschauen, und des Geistes Stufenalter, der darin und in Allem sich geoffenbart.

Aus dunkler Nacht, so suchen wir's in die Seele des dichtenden Künstlers hineinzudenken, ist alles Sichtbare hervorgegangen, in den finstern Abgründen ist bodenloses Chaos ausgegossen, und es brütet der Geist über den Wässern. Da regt sich's leise in den Fluthen, leise knistert das Leben durch die Stille, es kräuseln sich kleine Wellen, es fährt leichtes Wehen über die Wässer hin; lauter wird das Knistern, höher steigen die Wellen an, im Innern brennt Centralfeuer auf, und giebt Brutwärme der gährenden Materie, Lebensblitze schießen durch die Masse, und werden stehende Welten, und wie schwimmende Inseln fahren diese auf im Meere, und der bildende Geist schwebt ruhig über den Geburten, und ordnet diese dorthin und jene an den anderen Ort, und setzt jedes an seine Stelle, und gießt ihnen allen in Feuerflammen das Leben ein, und die Sympathie, die sie alle in eins verknüpft, und es ist das Firmament, und Tag und Nacht, und alles gut gemacht.

Da will die Religion und die Liebe und die Schönheit in der Mitte der werdenden Natur Tempel, Heimath und Paradies sich gründen, und es beginnt neues Werden; die Sterne sind aufgeflogen alle in des Himmels Räume. Nachdem der Strahlenschein von oben aus der Chrysalide sie hervorgetrieben, folgen nun die Blumen nach, wunderbare, seltsame, langschnäblichte Blumengespenster fahren aus der Tiefe auf, unförmlich wie Träume blicken sie auf langen Hälsen, selbst wahnsinnig, in den wahnsinnigen Frühling, der sie umfängt, wie mit Schlangen-

füßen sind sie in die flüssige Materie eingewachsen, und wurzeln in dem Feuer, das im Centrum brennt, und saugen wie Saft und Blut und Lymphe, die warme Flamme auf, und ranken immer höher von dem Feuersaft genährt hinauf; und der Vogel der Nacht, die Taube der alten chaotischen Zeit, hat festen Fuß gefunden auf den Fluthen, und sinnend blickt der Vogel mit den glühenden Augensternen in die Tiefe der dunkeln Nacht hinaus.

Dichter immer dichter ziehen die fabelhaften Gewächse sich zusammen, es klären sich die Fluthen, und in der Tiefe am Grunde grünt die Asphodelenwiese, und Kinderschemen liegen träumend in dem Zaubergarten, Embryonen, von dem Schooße der schwangern Erde noch umfaßt und mit Elementenmilch getränkt; außen aber hat schwimmend Geranke in Sonnengärten zu schwebenden Paradieseslauben sich verschlungen, und es ist nicht Nacht und Fabel, wie in der Tiefe, es liegt schon Dämmerschein am fernen Horizont, es ist die Rose schon aufgebrochen, und strahlt hellen Schein hernieder. Im Scheine aber liegen liebliche Kinder schlafend, erwartend die Zeit, wo sie den Tag erblicken, Zwillinge in den Blumen ausgestreckt, die mit den Armen sich eng umfangen; wenn die Gespielen aus dem Traummeer aufgetaucht, dann werden sie alle zugleich erwachen, und die junge Sonne grüßen.

Auf den Wellen aber liegt der Regenbogen, den Abglanz des offenen Himmels in irdischen Farben widerstrahlend, und in der Mitte der Lebensfluthen hat ein Crystallgebürge sich tief und fest gegründet, und aus dem Demantgeklippe steigt freudig der Lebensbaum zum Himmel an, Granatblüthe, Sonnenblume, Mohnstengel, dann oben im Wipfel, die Mutter des Lebens, die Erdenmutter, die Gebenedeite, die empfangen hat, vom Geiste überschattet, die im Schooße das Wunderkind des Himmels, die junge Erde mit allen Blüthen, und allen Kindern und allen Engeln trägt, und nun fromm und froh und weh und sehnend, ahnend in das Geheimniß versunken ist, und das dunkle Regen und das Quellen, Wachsen, Träumen, das Durcheinanderrauschen der Lebensströme in der Tiefe sinnend und begeistert schaut. Um die Mutter des Heiles her auf Mohnblüthen die Sternenkinder schwebend, heilige Seher der Zukunft sind sie herniedergestiegen aus höheren Räumen, um Zeugniß zu geben von den Wundern der werdenden Zeit. Staunend, wunderbar ergriffen, in prophetischem Wahnsinn getrieben, blicken sie in die Mysterien, und sehen im Geiste, was noch nicht geboren ist, und Haltung, Miene und die Geberde wahrsagen von den Dingen, die da kommen sollen, während der Mund verstummt. Accente des Staunens, der Andacht, der Begeisterung, sind die Gestalten, wie Accorde aber verbinden sie sich zu einem Gesange um die Gnadenreiche, und der Gesang ist,

Ehre sey Gott in der Höhe, er ist heilig, groß sind seine Werke und wunderbar.

Andere Zeit kömmt wieder, die Mysterien wollen sich offenbaren, die Erde hat in schöner Rundung sich geschlossen, die Wässer sind in die Ufer zurückgegangen, der Aether hat sich geklärt, lichte Streifwolken nur schweben in der hellen Bläue, es ist dem Tag das Götterkind geboren, die Liebe ist Leben geworden, und die Schönheit hat einen Leib als ein Gewand angethan, eine milde Süße war in die Elemente ausgeflossen, daraus hat sie sich den zarten Kindesleib geformt, und lieblicher Glanz und Schein fließt von den Augen des Kindes wie von warmen lichten Freudenquellen aus, und der Schimmer rinnt und rinnt den ganzen Himmelsbecher voll, und es geht der erste schöne Frühling der jungen Erde auf. Da steht im Orient tief die Aurora der neuen Zeit, ein brennender Feuergarten, Rosenglut im schmaragdnen Laubwerk glimmend, weiches Farbengeranke durcheinandergeschlungen, Aetherblüthen sprossen im Lichtgewölke auf, und ein prangend Glanzgefunkel stäubt im blühenden Rosengarten. Und es ist Gott selbst, die strahlende Gluthensonne der Ewigkeit, die aufgehen will über den Gebürgen, er will lustwandeln in der Frühe und der Kühle, darum haben seine Geister aus dem Saume seiner Herrlichkeit ihm das Blumenparadies gestaltet, und er nähert sich von ferne schon in seiner Glorie, und die Aeonen schweben in Schaaren um den Ueberschwenglichen her. Die Tiefe aber hat auf den Wässern die schwimmende Lotus heraufgetrieben, und es ranken die Stengel betend zum Himmel auf, und vor der Glorie entfaltete sich die Blumenknospe, und zwey Erdgeister neigen sich anbetend in den Kelchen, und bringen Preis und Huldigung dem Ewigen von der tiefen Erde, und die Blüthe streut mitglühend Opferduft.

Eine Blume aber steht vor allen herrlich im Rosengarten, der Unschuld Blume auf dem Lilienstengel, und es neigen die Knospen sich zur Erde hin, weil Kinder die zarten Zweige lasten, und es ist froh Psalliren und Jubiliren und Klingen und Jauchzen in den Kleinen; aber die Herzblüthe steigt höher in die Lüfte auf, und es hat eine reitzende Gruppe in dem Kelche sich gesammelt, ein freudig jauchzender Accord, eine wundersame Harmonie aus sechs Grundtönen gewebt, ein Liebesknoten geknüpft aus zarten Leibern, ein Nectarium, das der Himmel selbst mit Harmonie gefüllt, auf die Staubfäden aber haben drey liebliche Mädchen sich hinaufgeschwungen, und blicken weit um sich in den jugendlichen Frühling, dessen schönste Blume sie selber sind, über ihnen aber bestrahlt heiter, freundlich Phosphorus die reitzende Idylle.

Bald kömmt der Mittag hergezogen, es zerfließt der Farbenschleyer, der um das Paradies sich hergebreitet, und wie fliegender

Sommer fahren die Fäden um, silbern ist Klarheit aus himmlischen Urnen ausgeflossen, aber der Glanznebel ist aufgezogen, und ist wie Trübung im klaren Demantwasser hingeflockt. Fern' am Gesichtskreis schwebt dreykräftig, ernst, in Geheimniß eingehüllt, die Gottheit, leise schwüle Stille geht durch die Natur, und sie schaut wie furchtsam zagend auf, denn ihr ist, als ob der Unerforschliche zum Zorne sich bewegen wolle; sie zagt, wie die Unschuld schuldlos wohl erröthet, denn nur die ewige Vorsehung ist's, die vorahndend ernst im Schmerze sich verhüllt. Aber es bricht Wetterleuchten, wie ein göttlich Lächeln durch die Trübe, und es wird finster wieder, und milde weinen die himmlischen Gewalten, und die Tropfen fallen wie Blumensamen in das Erdgewölke nieder, und es glühen Purpurrosen auf.

Die Kinder der Erde aber haben keine Scheu, neugierig kühn klettern sie an den Blumenstengeln auf, um näher doch das Geheimniß zu erschauen, und wie sie oben sich auf den Halmen wiegen, ergreift sie noch heißeres Sehnen nach der Höhe, und im heißen Sehnen bekömmt die Blume Wolkenflügel, sprossen den Geistern Schwingen, und sie flattern auf und höher auf, denn sie mögten den Unerforschlichen ergründen. Aber es hat die Schlange tückisch an der Erde um den Stengel der Passionsblume sich hergewunden, und sie schwebt als fliegender Drache mit in die Lüfte auf, und es nähert die Hoffarth mit der kindlichen Neugier sich dem Geheimnißvollen, das sich dunkler noch verhüllt, und es neigt die Neugier sich den blühenden Rosenknospen und berauscht sich freudig in dem Dufte, da windet gleichfalls die Schlange behende sich herbey, und schießt neidisch in den offnen Kelch den [1]) Gift.

Und zuckend zieht die zarte Sinnpflanze welkend sich zusammen, es ist das Göttliche vergiftet und befleckt, und es zürnt die Gottheit, Fluch der Schlange, nieder nieder Erdengeister in die Tiefe in eure Heimath, Sorge euer Theil, Tod das Ende der Mühsal, donnert es aus dem Gewölk hervor, und das spielende Wetterleuchten wird zum Blitzesschlag, und es zieht das Ungewitter des Zornes hoch am Himmel auf, und dumpfer Hall durchdonnert immerfort die stille Schwüle, und Zornesfeuer durchleuchtet den Himmelsgrund.

Noch blüht der Lilienstengel immerfort, aber erschrocken stürzen die Kinder aus dem Kelche nieder, kommt der Cherub mit dem Flammenschwerdte, wo er schwebt, treiben die Lüfte und Wasser und die Erde Blumenkreise um ihn her im Lichtscheine, in dem er strahlt, aber er ist bewaffnet mit dem Zorn des Herrn, und treibt die Schüchternen aus dem Rosengarten fort.

---

[1]) So.

Und wie der Vater zornig schmählt, hat die Mutter liebevoll vertrauend auf die Güte des Ewigen am Wasserbecken sich hingesetzt, und sammelt die Kinder um sich her, und es treibt die Erde ein schirmend Laubdach von Blättern und Früchten um sie her, und tröstend mit guten Worten die Erschrocknen bringt sie alles herbey, was sie erfreuen möge, auch Früchte, Blüthen wie sie der Sommer giebt, Glockenblumen, Hyacinthen, Schwerdlilien, Kornähren, die sich unter reicher Begabung beugen, und von Kornblumen hat sich ein Kranz gewunden, der die schöne Gruppe krönt und schließt. Aber Distel auch und Dornen stechen scharf und bärtig durch das Blumendickigt durch, und wie die andern freundliche Worte zu der Mutter sprechen, geben sie allein ihr böse Rede und zanken die Kinder und verletzen sie.

Und die kühnsten unter diesen haben auffen auf die breiten Blätter der Iris am Schatten der Lilienblüthen sich gesetzt, die andern aber haben alle in der kühlen Laube zu der Mutter sich geflüchtet, und es sprudelt frisch und klar die Quelle in das Wasserbecken, in der Mutter aber fließt ein anderer Quell von Lebensmilch und die Kinder kommen und tränken sich an Liebesborn und saugen erquicklich Labsal, und es ist ein gemüthlich Leben, und frohe Sättigung und Gesundheit, volle runde Schönheit und irdisch Gedeihen und Wohlbehagen, freudig sprossen die Saaten weit umher, und reich und warm schwillt die Erde in ihrer Fülle auf.

Aber es ist der Vater im Himmelsraum, der zürnend so mild und liebreich sie gesegnet, und er blickt aus der Wolkenhöhe nieder auf das sinnige Spiel der Kinder um die Mutter, und es reut des Fluches ihn, den er über Irdisches gesprochen, es wird in Erbarmen sein Herz bewegt, und es will verzeihen der Allerbarmer der Einfalt, was die Schlange in ihr verbrochen, und er will den Stachel des Todes wieder stumpfen, denn ihn schmerzt's, so Schönes wieder zu zerbrechen. Und es lößt der Zorn der Himmlischen sich in milde Wehmuth auf, und es regnet Gnade auf die Erde nieder, und es wird heiter und klar der Himmel nun, und in der Klarheit steht das Kind mit dem Lamme, unten aber wandelt der Erlöser an der Erde, und in ernster Betrachtung stehen die Geister sinnend vor dem Geheimniß und den Symbolen des Leidens und der Versöhnung, es ist das Kreutz vor ihnen aufgepflanzt, mit der Dornenkrone, die in Rosen erblüht, und der Himmelsbecher hat mit dem Wasser der Wiedergeburt und der Weihe sich gefüllt.

Da ist andere Zeit geworden auf der Erde, romantische Zeit; Silberglanz war Morgenlicht, Goldesschimmer ist jetzt der Abendschein; flüssig, klares, lüftig Gold ist ausgegossen; es sind die Berge und die Hügel und die Bäume und die Sträuche und die Kräuter in die Tinc-

tur getaucht, und es rinnt der Schein an ihnen nieder, und sie brennen in dem zarten Feuer, das sie nicht verletzt. Und es blickt sich in die Erde wie in ein klares, unergründlich tiefes Auge nieder, denn sie hat das dunkle Augenlied nun aufgeschlagen, weil sie sprechen hören in der Tiefe von dem göttlichen Kinde, das sie sühnen soll; und es schaut das Auge nun schwärmend und begeistert, und fromm und betend zum Himmel auf, damit sie dort erschaue, das Heil, das ihr nahen will, und schaue in seiner Herrlichkeit das neue Leben.

Im Occidente aber hat in den Lüften aus Rosen eine Abendröthe brennend sich gewebt, die Pforte der neuen Zeit, und Nachtigallen schlagen in den Zweigen, es tönt Trompetenruf und Hörnerschall, und die Laute athmet leise Töne und die Flöte ihr Gesäusel, und der Triangel klingelt zwischen durch, und fliegende Sterne steigen die Töne auf, und es sammeln die Accorde sich in Sternbilder am neuen Firmamente unter der Rosenlaube, und es laufen die Töne in leicht geschlungenen Bahnen um, und die Bilder bewegen sich im zierlichen Tanze, und schreiten dann wieder groß einher und würdig, und es ist ein reitzend bunt Gewimmel, ein liebliches Gedicht, in dem die Luftgeister sich bewegen, der alte Himmel aber blickt lächelnd auf das kleine Bild herab, das ihn wallend in allen seinen Tiefen widerspiegelt.

Um die Pforte her aber haben wundersame Gewächse sich gesammelt; die Aloe streckt weit umher die Zackenblätter, Orangen und Jasmin stehen in geweihten Gefäßen um die Altäre, die Viole streut süße Düfte, und die Knaben, Epheben und Tempel des neuen Gottes, tragen blühenden Rittersporn. Beym Eintritte rufen sie grüßend den Wanderer an, und sprechen wunderbare Worte, die heilige Rede der Weihe und der Heiligung ist in den Worten.

Und es kommen die Weisen vom Morgenlande über die goldne Brücke hergezogen, denn zum Abend ist die Weisheit hingegangen, niedergegangen aber ist der Orient, tief sind am Morgenhimmel die Bilder der jungen Zeit gesunken, weit steht der Lilienstengel unter der Erde schon, eben ist die schöne Kindergruppe im Untergehen, und über ihnen glüht der Morgenstern jetzt als goldner Hesperus, und breitet milde Abenddämmerung über die Gesichte.

Da wollen die Dinge sich zur Ruhe neigen, hat die Erde ihre Herrlichkeit gesehen, schließen sich die müden Augenlider, es soll neue Welt beginnen, und die alte untergehen, aber nicht in Zornesfeuer, in Liebesfeuer soll sie sich verzehren; und es beginnt ein Sinken und ein Vergehen in Liebesbrunst, und es öffnet die Mutter weit die Arme, und es sinken die Kinder, im Kelche sich eng umfassend, ihr freudig in den Schooß, und betend stehen, die Händchen haltend, die Mädchen auf den

Antheren, und stürzen dann nach in den Liebestod, und Hesperus wirft sich auch zu seinen Lieben in die Fluthen, und es bricht lieblich Tönen, Schwanengesang aus der Rosenlaube, und die Kinder in den Zweigen rühren zum freudigen Sterbgesang die Laute, und es jauchzen die Hörner und die Trompeten jubelnd auf, und es ruft die Mutter neue Schmeichelworte, und die Sehnsucht zieht sie schnell herab; ein Freudenschrey! und die crystallnen Wellen schlagen über ihnen hoch zusammen. Und sie liegen in Lust vergangen wieder an der Mutter Herz, die Nacht aber breitet leise den Sternenmantel über die Schlafenden her, und es ist Stille, tiefes Schweigen weit umher, und wieder Traumes Weben.

Wir haben versucht, dem Künstler in Worten nachzusprechen, was er in Bildern angedeutet; durch seine Gestalten läuft eine reiche Ader von Poesie hindurch, und dieser haben wir nachgespürt: wie ein Dämon, der körperlos hinabführe in die Körperwelt, und begeisternd nun ergriffe jedes auf eigne Weise, Blumen, Vögel, Kinder und weibliche Gestalten, und dem Alle, aufglühend zu einem neuern höhern Leben, im schönen Rausche sich zu einem schönen Leib zusammenfügten, worin dieser nun wie Seele wohnte, wie Weltseele in dem Frühling wohnt: so ist die Poesie diesen plastischen Gestalten genaht, und ihnen eingewohnt, sie weht daraus hervor wie das Leben im warmen Frühlingshauche weht.

Und wie nun sollten wir die Weise nennen, in der diese Bilder gedacht erscheinen? Sollten wir sie Arabesken heißen? wir würden ihnen Unrecht thun, indem wir was tiefer Ernst und Sinn gebildet, vergleichen wollten mit dem, was blos aus spielendem Scherz einer heitern Phantastik hervorgegangen, die hingebend sich allein dem bunten Formenwechsel, muthwillig ausgelassen von Gestalt zu Gestalt wie von Zweig zu Zweige hüpft, und in dem freyen Spiele allein Bedeutung sucht, und wie der Witz tieferen Sinn verschmäht. Die Arabeske ist Waldblume in dem Zauberlande, die höhere Kunst aber windet Kränze aus den Blumen, und kränzt damit die Götterbilder.

Nennen wir sie lieber daher Hieroglyphik der Kunst, plastische Symbolik! Hat die Natur aus den Elementen die Körper zuerst gebildet, dann ergreift das Leben die Materie wieder, und bildet sie in organische Formen um; ergreift die Kunst denn wieder diese Formen, und gießt ihnen im Bilde die Harmonie der idealen Schönheit ein; erfaßt endlich dann die Idee die schöne Form, und bildet sie sich wie der Geist die Rede zu, und es wird ein bedeutend, tiefsinnig Wort nun ausgesprochen, eine heilige Rede, die der Sinn mit Andacht hören sollte.

Es ist glaublich, daß eine Zeit, die sich nach und nach so verschwätzt und verschroben hat, daß sie alle Unbefangenheit eingebüßt, und

den frischen Naturſinn, mit dem vor das Schöne und Bedeutende getreten werden ſoll; eine Zeit, in der die große Menge nicht durch Proſa, denn auch dieſe iſt ihr rein verkommen, ſondern durch kahle Liebeley mit Kunſt und Schönheit, allen Tact für wahrhaft Lebendiges verloren hat, und bei jedem Neuen, was kräftig ihr entgegentritt, ſich ſcheu umblickt, nach ihren Sprechern, die zu Wortführern ſich aufgeworfen, und die nun ſelbſt in Dünkel, Hoffart und Partheygeiſt ſich ſo in ſich ſelbſt verzwickt und verrenkt und verſchoben haben, daß ſie wie jene ſchief geſchliffenen Spiegel aus der Fratze ein ordinäres Bild zuſammenſchieben, das lieblich hold ihre Eitelkeit anlächelt, und hinwiederum die ſchöne Form zur Fratze verkehren: es iſt glaublich, daß dieſe Zeit nicht wiſſen mag, was ſie mit ſolchen Bildern ſoll, daß ſolche Worte ihr unverſtändlich ſind, daß die ganze Weiſe, plaſtiſche Symbolik, ihr als höchſt verkehrt und ſinnlos erſcheinen mag.

Eines doch geben wir dieſen zu bedenken, daß es nimmer noch ihnen aufgefallen, wie die Muſik, die doch auch für ſich ſelbſt eigene Bedeutung hat, erſt ihr höchſtes dann erreicht, wenn ſich die Poeſie als ihre Seele ihr verbindet; wenn der dunkle Ton Wort bekömmt, und ſich in ihm articulirt, und wenn das Wort hinwiederum ſich dem Ton einſchmilzt, und in dieſem nun reich und ſtolz daher fährt, und metallen in die regen Sinne tönt. So mögen ſie ſich denn beſcheiden, daß auch die bildende Kunſt durch die gleiche Verbindung ſich erſt vollendet, und organiſch in den großen Kunſtkörper aufgenommen wird, und daß die untere Schönheit am würdigſten dann erſcheint, wenn ſie der höheren als ſymboliſche Bezeichnung zu ihrer Offenbarung dient.

Wir aber für uns ſelbſt mögten noch ein Mehreres behaupten, daß nämlich auf dieſem Wege der bildenden Kunſt allein noch Fortſchritt möglich iſt, und ihr ein wahrhaft genuiner Bildungskreis geöffnet. Denn fortſchreiten, fließen muß unermüdet immerdar was leben ſoll; was ſteht iſt todt, was rückwärts fließt aber geht dem Tod entgegen.

Frühere Zeit hat eigne Kunſt gebildet und verbraucht, wollen die anderen Generationen auch leben in Schönheit und in Kunſtgenuß, dann müſſen ſie nach dem eigenen Genius ſich zubilden, was Eigenthümlichkeit verlangt; um ſie her nur iſt noch Leben, was vergangen iſt, iſt nimmer mehr Kraft, es iſt ruhend geworden, und dadurch Stoff und Gegenſtand. Denn alte Kräfte laſſen nicht als Mumien ſich bewahren; ſie bleiben ewig jung, nur ihre Werke werden alt, und es kann der Steinſaft als Petrefacte ſie bewahren.

Lebte wahrhaft Heldenthum in den Alten, aus ihren Lenden giengen Helden auch hervor; lebten Götter ihnen in der Seele, ihre Hände mogten Götter im Marmor bilden; ſind die Götter in der

Seele aber nun gestorben, und leben nur noch ihre marmornen Abbilder in ihr, es kann nicht Gutes werden, denn der Marmor kann den Marmor nicht beseelen.

Wie die schöne Zeit der Mahlerey gewesen, war auch in den Menschen was sie gestaltete, es war eine Weihe über die Gemüther ausgesprochen, die sie heiligte und ihre Werke gleichermaßen; es war Saamen in sie hineingestreut, und die Farben waren nur die Blumenerde, aus der die schön erblühenden Gewächse ihre Nahrung sogen. Was blühen mogte, hat ausgeblüht, diese Weihe ist vergangen, was von Saamen übrig ist, hat Keimeskraft verlohren.

Und was hat denn diese Zeit, das ihr eigen wäre, in dem sie bilden könnte? Ihre Höhe ist ihr eigen, ihre freye Allgemeinheit, der Blick über eine weite Vergangenheit, die vergeistigte Ansicht aller Dinge, die Durchsichtigkeit des Lebens für sich selbst, und die Macht des Gemeinbegriffes, den keine starre Besonderheit mehr bindet. So bilde sie denn in dem Medium, in dem sie athmet. Den scharfen Schnitt des Alterthums hat sie verlohren, und die fromme Einfalt der Mittelzeit: sie ehre das Alles als schöne, historische Monumente, aber wo sie gestalten will, bilde sie in dem eignen Geiste, damit sie nicht in leeren Bestrebungen verrauche, und nicht Hütten, Trümmer von Backsteinen, Großthaten in Gips als eignes Denkmal, ein Spott der Nachwelt, hinterlasse.

Sollen wir aber aussprechen das Urtheil unbefangener Beschauer über die Bilder, die zu diesen Betrachtungen uns geführt, dann können wir nichts anderes als erfreuliches dem Künstler sagen. Sie sind alle trefflich in wahrhaft progressivem Geist gedacht, und mit Leichtigkeit und Kunstfertigkeit ausgeführt; alle die freyen Sinnes sind haben gerne mit den sinnvoll Sprechenden gesprochen, und ihrer bedeutungsvollen Einfalt sich gefreut. Trefflich sind auf der ersten[1]) Tafel die anbetenden Engel in der Höhe, und die Prophetenkinder auf den Mohnstengeln; unendlich lieblich die Wirkung des zweyten Blattes, wie indischer Frühlingsmorgen, wie der Natur die Rose vor Allen wohl gelungen, so dem Künstler die Kindergruppe in der Blume, und wohlgeordnet schließen die Engelchöre dann oben das Bild. Im dritten Blatte versiegt zwar der innere Sinn am meisten unter dem Spiel der äußern Form, die dabey im Ganzen doch am wenigsten gelungen scheint, aber gerade hier mußten dem Künstler, der nicht herausgehen wollte, aus dem Kreise der Kinder und der Frauen, auch die meisten Schwierigkeiten begegnen, allein keineswegs fehlt es diesem Bilde doch am eignen Reiz und Reichthum, und wenn die bildende Kraft in ihm in etwas ermattet,

[1]) Görres ist in seiner Darstellung der vier Blätter von der „Nacht" ausgegangen und ordnet sie auch hier demgemäß.

dann mag sie eben dadurch die Schwüle des Mittags auch bezeichnen. Vor allen trefflich aber ist das vierte Blatt gelungen, die reiche Composition des Ganzen, der Zauberschein, der auf allen Formen liegt, der Farbenreichthum, den die Ausführung im Colorite darüber verbreiten würde, die tiefe Aussicht, die es der Einbildungskraft eröffnet, die leicht die Musik in das Gemählde trägt, die freylich die musicalischen Instrumente nicht ganz angenehm dem Auge bezeichnen, alles wirkt zu einem schönen, herrlichen Effect.

Sollten wir aber die einzelnen Formen selbst betrachten, dann würden wir leicht mancherley Incorrectheiten, besonders in den Verkürzungen, rügen können, allein der Künstler würde mit Recht den Rügenden erwiedern, daß gerade bey dieser Weise, wo die Form als Werkzeug dem innern poetischen Sinne dient, die Zeichnung zur Kalligraphie hinuntersinkt; sich selbst aber wird er längst schon gesagt haben, daß der Ernst der Kunst immer nach dem Höchsten strebt, und daß das Höchste nimmer durch Aufopferung des Untern, sondern nur auf ihm und durch seine Vollendung errungen wird.

Das Ganze ist eine Erscheinung solcher Art, daß man sie, wie Jean Paul sagt, eigentlich durch nichts als einen Freudenruf begrüßen sollte, unsere beredten Demagogen aber, die in hellen Haufen auf dem Markte halten, haben dergleichen Ungebührlichkeit sich nicht zu Schulden kommen lassen. Außer dem guten Worte das Göthe über sie gesprochen [1]), haben andere Referenten überhäufter Geschäfte wegen nicht Zeit gefunden, ihrer zu erwähnen. Nachdem sie die Kalenderkupfer und die Titelzeichnungen zu den Romanen mit großem Ernste durchgesehen, ist das kurze Jahr verlaufen, und sie müssen den Index zu dem, was sie während seinem Verlauf gethan, anfertigen.

Friedrich Schlegels Rolandepos. Spees Trutznachtigall. Von deutscher Baukunst [2]).

1. Roland [3]). Das historische Interesse dieses romantischen Epos übergehe ich als evident, und wende mich ganz dahin, ob der Dichter

[1]) Im Programm zur Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung von 1807: Unterhaltung über Gegenstände der bildenden Kunst.

[2]) Poetisches Taschenbuch für das Jahr 1806 von Friedr. Schlegel. 12. Berl. Unger. (1 Thlr. 4 gr.) Heidelberger Jahrbücher 1808. Fünfte Abteilung III, 432; anonym, von mir aus inneren Gründen für Görres in Anspruch genommen. Vgl. Jos. Görres als Herausgeber usw. S. 79, 103, 128.

[3]) Roland. Ein Heldengedicht in Romanzen nach Turpins Chronik, Poetisches Taschenbuch S. 3—124, Friedrich Schlegels sämmtliche Werke, VIII (Wien 1823) S. 7—98.

uns das geleistet hat, was wir von einem solchen Stoff erwarten konnten. Die Zeiten Carls des Großen sind für uns und alle Abendländer die Zeiten unserer Heroenwelt, wie die des Trojanischen Kriegs es für die Griechen waren, nähmlich die Zeiten des Uebergangs der Fabel in die Geschichte, wo der Glaube der Völker, ihr Stolz und ihre Liebe in einem den unendlichen idealischen Anfang und Grund aller Wirklichkeit mit ihrer ganzen lebendigen Individualität verbindet, und mit begeisterter Bildung die Unbegreiflichkeit des Zusammenhangs des Göttlichen und des Menschlichen ersetzt. Die Geschichte verliert sich dann so sehr in das Gemüth des Volks, daß die ganze Darstellung einer solchen National-Poesie nur ein einziger totaler Abdruck desselben wird, und daß, wenn der Dichter den Ton der Darstellung fühlte und also hatte, es beynahe unmöglich ist, daß er nicht sein Ideal erreicht hätte. So findet sich hier das heilige, fromme, ernste Gemüth des Deutschen, das sich nie zur gefälligen Selbstbeschauung, zur augenblicklichen Lebhaftigkeit, oder zum Hingeben an beschränkte Erfüllung verleiten läßt, das ganz die erhabene Urform des Werdens an sich trägt.

Mit dem Ton ist der Rhythmus das nächst verwandte, und wie er hier national und rein ansprechend ist, so erscheint der Versuch, Deutsche epische Gedichte in fremden Versarten zu machen, beynahe lächerlich, wovon ich doch die Messiade von Klopstock in sofern ausnehmen würde, als sie ihrem Stoffe nach vielleicht auch diese Anomalie würde haben überwinden können. Welchen Reichthum des Ausdrucks uns die Abwechslung unsers Reims und die gering scheinenden Abweichungen im Versmaaße hingegen darbieten, wird jeder fühlen, der dies Gedicht liest, und beklagen, daß man so oft in künstlichen Zieh- und Springbrunnen Deutsche Poesie hat schöpfen mögen, wo uns das Vaterland so reiche Quellen gegeben, und der Dichter hat hier ein Muster aufgestellt, das gewiß als eine bleibende Form Einfluß haben wird.

Von der Behandlung bleibt mir nach dem, was ich von dem Ausdruck gesagt habe, nichts zu sagen, es würde ein Fehler seyn, wenn man sie von ihm unterscheiden könnte, denn bey einem Gegenstand, den der Volksglaube einmahl zur National-Fabel erhoben, wird, wie oben gesagt, alles eine einzige Darstellung, und hier trägt sie durchaus die Spur der erhabenen Einfachheit der christlichen Religion und des Deutschen Herzens, die die Gelehrten neuerdings noch so sehr verkannten.

2. Hymnen von Spee[1]). Aus dem Herzen des Volks, aus dem Focus seines Glaubens und seiner Andacht, nicht aus einem

[1]) Trutznachtigall. Eine Auswahl geistlicher Volkslieder nach Friedrich Spee und einigen anderen. Poetisches Taschenbuch S. 127—256. (Mit 6 Notenbeilagen.) 1817 gab

nüchternen Reflex über jenes, als Object, muß die Composition der Hymne hervorgehen. Aus den Harmonieen eines heiligen Glaubens frommer Gemüther, die ihn umgeben, muß der Dichter sie nehmen, nicht aus einer philosophischen freyen einsamen Betrachtung, wenn sie sich als Poesie motiviren und begründen soll. Zu oft hat man das Ziel oder vielmehr endliche Resultat dieser Composition, eine erhabene Gemüths-Befreyung aus dieser kindlichen Naivetät heraus, mit der Dichtung selbst, ihrem Grund und Anfang verwechselt, und so mit dem Ende angefangen, so daß man nicht begreifen kann, wie der Dichter bey diesem Gemüthszustand noch dazu kömmt seinen dichterischen Umweg zu machen. Aber unbestraft verschmäht der Dichter den Volksglauben nie, und es gränzt oft an das Abgeschmackte, wenn man die mißlungenen Versuche dieser Art sieht. Der Dichter hat hier das Gegentheil von dieser Abartung gethan, und mag die etwas breite Manier, mit der er sich aus dem Naiven zum Freyen erhebt, hart scheinen, genug, daß sie das Gewand ächter Poesie ist, die man hier allenthalben in der feurigen Rührung und unschuldigen Wahrheit dieser andachtsvollen Compositionen findet. Es läßt sich aber voraussehen, daß die feine und die gelehrte Welt isolirt, wie sie sich jetzt vom Volke hat, diese Gedichte nicht annehmen wird.

3. Briefe.[1]) Vom ganzen schätzbaren Innhalt abgesehen, beschränke ich mich auf die Ideen über Gothische Bauart, um den Verf. aufzufordern, darüber ein Werk zu liefern, das für die Kenntniß des Mittelalters und dadurch für die Bildung unserer Zeit das Gleiche und mehr werden könnte, als Winkelmanns Werk über die Antike für die frühere war. Von den erhabenen Producten des tausendjährigen Fleißes unserer Väter, von diesem tiefen Tonmeer[2]) aller Formen, wie die Baukunst an sich schon es ist, wie die ihrige in einem höheren Grade

---

dann bekanntlich Clemens Brentano Spees „Trutznachtigall", vermehrt durch die Lieder aus dem „Goldenen Tugendbuche", heraus.

[1]) Briefe auf einer Reise durch die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz und einen Theil von Frankreich, Poetisches Taschenbuch S. 259—390, Fr. Schlegels Sämmtliche Werke VI (Wien 1823), 221—298. — Görres' erster Hinweis auf gotische Baukunst, die ihm sein ganzes Leben lang am Herzen lag. (Vgl. Jos. Görres als Herausgeber, Litterarhistoriker, Kritiker S. 179 f.)

[2]) Diese Metapher, der Vergleich der Baukunst mit der Musik, der auch für Vischers Aesthetik (II, 189, 204) fruchtbar wurde und uns noch heute geläufig ist, hat seinen Ursprung und seine Geschichte in der Romantik, worüber zu vgl. meine Mitteilung Euphorion VIII (1901,) 335. (Aehnliche Wendungen sind von J. Minor, Zeitschr. f. die öster. Gymnasien 1896, S. 585 f. zusammengestellt.) Görres hat in seinen Heidelberger Vorlesungen wie in der Einsiedlerzeitung den Gedanken ausgesponnen, die Baukunst sei erstarrte Musik. Aber obgleich Clemens Brentano in der an Schinkel gerichteten Widmung der „Viktoria" 1817 sagt:

war, aus wird sich ihre ganze Wesenheit beurtheilen und erkennen lassen, und dadurch, daß wir erkannten, wie wir geworden, könnten wir zu einem tieferen Bewußtseyn unserer selbst, und zu einem festeren Vertrauen auf die Natur unsers Vaterlands gelangen. Wenn es lange Zeit und gut war, daß Deutschland sich in ruhiger Bewußtlosigkeit entwickelte, so machen die Andränge von außen, die jetzt geschehen, es nöthig, daß es in seinem eigenen Selbst sich zum Beschluß seiner Bestimmung unter den Völkern sammle. Wie kann sie ihm höher entsprechen, als durch die Riesenwerke der Väter, die, wie der Verf. sagt (p. 330), gleichsam das Unendliche unmittelbar darstellen und vergegenwärtigen, und ihn als den Vertrauten der Natur und ihrer ehrwürdigen Geheimnisse darstellen. Ich glaube nichts ehrenvolleres und erweckenderes für Deutsche Bildung gelesen zu haben, als was hier mit so tiefer Wahrheit und lebendiger Deutlichkeit über Gothische Baukunst gesagt ist.

Die Sammlung der vermischten Gedichte [1]) übergehe ich als weniger bedeutend. Die beyden ersten [2]) würde ich aber auszeichnen, die vollendet in ihrer Art sind, von denen die Deutsche Literatur wenig aufzuweisen hat, und wo Deutsche Innigkeit mit südlicher Gluth verschmolzen ist.

Ueber deutsche Bildung [3]).

Der Verf. dieser Schrift lebt wie ein fremder Naturforscher schon längere Zeit in unserer Mitte, beobachtet unser Wesen, Thun und Treiben, und gibt von Zeit zu Zeit seinen alten Landsleuten Bericht

„Gehst du jetzt wohl an meines Görres' Hand,
Dem Liebe hier im Liede dich gefügt,
Wo ernst der Rhein berauschte Ufer pflügt
Längs alter Tempel schicksalsvollem Rand,
. . . . . .
Dann denke, daß zuerst er einst gedacht,
Zuerst gesagt: Architektura ist
Erstarrte Musika, die Maaß ermißt;
Worüber die Philister dumm gelacht,
Und lieb ihn drum" . . . ,

so glaube ich jetzt doch nicht mehr, daß Görres das Diktum geprägt hat; vielleicht ist Schelling der summus autor.

[1]) Taschenbuch S. 393—432.

[2]) „Der Schäfer", „Des Schäfers Klage", unterzeichnet L.

[3]) Coup-d'oeil sur les Universités et le mode d'instruction publique de l'allemagne protestante, en particulier du royaume de Westphalie. Par C. Villers, Correspondant de l'institut national de France, de la Societé Royale des Scien-

von dem, was er gesehen, die ohne ihn kaum mehr als zur Zeit Ludwigs des vierzehnten von uns wüßten. Er bemüht sich, immer nur Gutes, ja das Beste von uns auszusagen; oft Besseres, als wir selbst uns nachrühmen können: weil die Nation in seiner Sprache etwas schwere Zunge hat, und in den Künsten der Staatspolemik in den letzten Zeiten sich in etwas versäumt und darüber ganz kleinlaut geworden ist, darum macht er ihren beredten Vertheidiger und Wortführer bey jeder Gelegenheit. Da vor der Hand ihr nichts so nahe, als die Beybehaltung ihrer literärischen Institutionen liegt, so hat er auch darüber das Wort genommen, um die öffentliche Meinung, leicht beweglich wie ein luftig Wesen, ehe sie sich entschieden, starr wie ein Berg, wenn sie einmahl Parthey genommen, frühe genug zu ihrem Vortheil zu fixiren. Dafür ist dies Buch geschrieben. Es würde undankbar seyn, was in so guter Gesinnung hervorgegangen, nicht mit Erkenntlichkeit aufzunehmen, und mit widerwärtig mäkelnder Kritik so freundschaftliche Bemühungen zu erwiedern. Mit gebührendem Lobe wollen wir mehreres, was uns an der Schrift erfreute, auszeichnen; anderes was wir ungern vermißten, berühren, und im Vorbeygehen einiges noch mittheilen, was uns etwa sonst im Durchlesen aufgefallen ist.

Schriften wie diese haben eine doppelte Seite; als Buch haben sie einen gelehrten Character; berechnet auf eine gewisse augenblickliche Wirkung, einen öffentlichen. Das letzte muß als das erste und wichtigste, das andere als das untergeordnete betrachtet werden. Gleich hier also haben wir die Trefflichkeit des Effects an der vorliegenden Schrift zu rühmen.

---

ces de Göttingue etc. A Cassel, de l'imprimerie royale 1808. — Heidelberger Jahrbücher 1808. Fünfte Abteilung III, 439. — Charles François Dominique de Villers (1765—1815), der thätige Vermittler deutscher und französischer Kultur, der Vorgänger von Benjamin Constant und Frau von Stael, zuletzt Professor in Göttingen, hat vor allem das Verdienst, den Franzosen die Bedeutung der deutschen Litteratur und Philosophie klargemacht zu haben. Ueber sein Leben und seine Schriften vgl. man „Briefe von Benj. Constant — Görres — Goethe — Jac. Grimm — Guizot — F. H. Jacobi — Jean Paul — Klopstock — Schelling — Mad. de Stael — J. H. Voß und vielen Anderen. Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ch. de Villers, hrsg. von M. Isler. Hamburg 1879", und W. von Bippen, „Ch. von Villers und seine deutschen Bestrebungen", Preuß. Jahrbücher 27, 288—307. Auf die in der erstgenannten Sammlung enthaltenen wichtigen zehn Briefe von Görres sei hier nochmals nachdrücklich hingewiesen. — Durch die von Görres angezeigte Schrift, die dem König Jerôme gewidmet war, wandte Villers von der Universität Göttingen die Gefahr ab, in eine Schule nach französischem Zuschnitt umgestaltet zu werden. Görres' Besprechung enthält wesentliche Zeugnisse seiner frühen Anschauungen über öffentliches, wissenschaftliches und religiöses Leben in Deutschland. — Ein von Johannes von Müller, dem damaligen Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts in Westfalen, an Arnim mitgeteilter Auszug aus Villers' Schrift in der Einsiedlerzeitung (Neudruck 1883) S. 142—144. Vgl. Briefe an Villers S. 75.

Sie ist mit Klugheit und Welterfahrung geschrieben und in einer gewandten Rhetorik ausgeführt; alle die zerstreuten Lichter, die sich über den Gegenstand vertheilen, sind aufgefaßt und mit Geschick verbunden und geordnet, daß sie eine hinlänglich imponirende Beleuchtung geben; die Ueberredung nicht auf verdächtige Declamation, sondern die Evidenz der Ueberzeugung gegründet, bemächtigt darum um so sicherer sich der Leser; alles in bestimmter Klarheit ohne Verwirrung und innere Verwicklung der Untersuchung immerfort gehalten; nirgendwo ein wohl gründliches, aber die Anschauung des Ganzen überladendes und trübendes Detail; allen den gemeinen Einwürfen zum voraus schon begegnet, die Vorurtheile gehoben oder gegen sich selbst gewendet; das Ganze durchaus so aufgefaßt, wie man Menschen, die an der Spitze der Regierungen und großer Geschäfte stehen, alles als Gattung nur aufzufassen gewohnt sind, und nichts so sehr als ein breites Detail ohne Mitte und Wurzel hassen, einen Gegenstand darstellen muß, wenn man will, daß sie sich für ihn interessiren sollen. Nicht anders auch will die öffentliche Stimme, und die Intelligenz, die sie beherrscht, behandelt und gefaßt seyn, wenn sie sich für den Sprecher entscheiden soll. Wir können also erwarten, daß diese Schrift, so viel im Drange vielfältiger gegeneinanderlaufender Richtungen einer sehr bewegten Zeit ein Buch vermag, wirken werde, wenigstens in der Meynung wird es eine Umwendung hervorbringen, wenn auch die Ausführung an der Klippe aller neuromantischen Politik, den Finanzen scheitern sollte. Wenigstens die Vorurtheile, die man gegen die Deutschen Universitäten bisher gehegt, können nicht vor ihm bestehen, und es ist schon viel gewonnen, wenn an die Stelle des bösen Willens Klage über Unvermögen, des Drangs der Zeiten wegen, tritt. Wäre das Buch einige Jahre früher erschienen, es steht zu glauben, daß die Form der großen Französischen Universität eine andre geworden wäre, denn schwerlich hat eine bestimmte Anschauung der Deutschen Formen, vielmehr wahrscheinlich ein dunkles Misbehagen dabey obgewaltet.

In der Ausführung des Einzelnen ist uns gleichfalls manches begegnet, was uns als ein gemessenes rechtes Wort erfreute. Die Differenz der beyden Nationen gleich am Anfange ist recht billig angegeben, und den untreffenden Vergleich von Socrates und Sardanapal etwa ausgenommen, auch so, daß sie den Nationalstolz nicht kränken kann. Gut ist das Wort über die Herrschaft der geometrischen Formen, die uns wie ein großes Triangelnetzwerk überziehen, und die europäische Welt mit schreckhafter Eile nach China hinreißen, wo alle Thurmknöpfe, alle Häuser, alle Städte, alle Provinzen, und die ganze Welt selbst viereckt ist, und das Jahr viereckt und in jener Ecke Hochzeiten, in der

andern Todtenfeyern, und die Köpfe selbst viereckt und alle Gedanken. Sehr gut ist, was über die verschiedenen Verhältnisse von Philosophie und Religion in Deutschland und Frankreich gesagt wird; es ist ein beynahe unüberwindliches Vorurtheil dort eingerissen, daß beyde nothwendig in Kampf und Zwist und Streit mit einander liegen müssen, was den eigentlichen Zustand der Deutschen Literatur zu einer reinen Unbegreiflichkeit macht. Was aber über das Verhältnis des Protestantismus zur Hierarchie vorkömmt, scheint uns doch zum Theil denselben Streit, nur in andern Formen wieder herzustellen. Das auf Erden ist heilig, was von heiligem Enthusiasm erfüllt und lebendig ist, alle Form ist leer und am Ende so unschuldig, wie eine mathematische Construction. So geheiligt war die Hierarchie in ihrer besseren Zeit, und da auch keineswegs von der Wissenschaft abgewandt, so auch der Protestantism in seiner Jugend; wie er gestorben war, hat er der Wissenschaft durch den Tod, den er in sie hineingetragen, ebenso geschadet, als die spätere Hierarchie durch ihren Zwang. Beyde haben treulich durch ihre Jahrhunderte den Stein der Weisen durchgetragen, wie er ihnen zu drückend wurde, haben sie ihn nacheinander weggeworfen; sie mögten sich einander von dieser Seite nicht viel vorzuwerfen haben. Die vaine scholastique, der esprit monacal u. d. gl., womit man gleichsam sprüchwörtlich die dunkelen Jahrhunderte des Mittelalters ausstaffirt, gleichen den Elephanten und Nashörnern, womit alte Landkarten unbekannte Länder verzieren. Nicht der Catholicism hat die Universitäten in den catholischen Ländern getödtet, sondern dieselbe Erschlaffung, die selbst den Catholicism und die Verfassungen und den Protestantism aufgelöst, hat auch das Wissenschaftliche dort mit dem chronischen Uebel angesteckt, bis die Revolution dem Schmachten auf einige Zeit ein Ende gemacht. Gut auseinandergesetzt ist in der Folge wieder, was über das Verhältnis der Universitäten zu den sie Besuchenden beygebracht wird, über die durchgängige Freyheit, die dort herrscht, und ihre Vergleichung mit den Griechischen Schulen, was besonders schwer in einem Lande einleuchten muß, wo strenge Disciplin den Schulknaben verfolgt, bis ihn die Gesellschaft aufnimmt, und ihn von jenem positiven Zwange befreyt, um ihn dafür an das Gesetz ihrer Convenienzen zu binden. Wohl gesprochen ist, was gegen das unselige Princip der Spaltung der Wissenschaften und des Unterrichts gesagt wird, jenes Princip, das den Engländern und ihren Manufacturen abgesehen, allerdings in allem was auf technische Fertigkeit hinausläuft, nicht ungünstig für die Entwicklung seyn mag, in dem aber, was wahrhaft menschlich ist, was die Wissenschaften werth macht, daß man sie treibe oder sich von ihnen treiben lasse, verderblich, tödtend und erstarrend sein würde, wenn der

menschliche Geist sich durch dergleichen Principien und darauf gegründete Institutionen je theilen und zerreißen ließe. Treibe man jene Theilung bis zum höchsten Punct, es bleibt immer noch Pfuscherey gegen die Aegyptier, wo jedes Glied seinen eignen Arzt besaß, und man kann auch mit Recht glauben, daß der Fortschritt der Wissenschaft bey diesem Volke seit jener Spaltung und der Fesselung an die canonischen, heiligen, classischen Bücher des Hermes sich füglich auf ein Palmblatt eintragen lassen mögte. Warum soll die Wissenschaft denn geviertelt und geachtelt u. s. w. werden, während alle Staaten nach und nach in einen großen monarchischen Föderativstaat zusammengehen? Freylich der Staat, der etwa ein Institut besäße, das aus 1000 Menschen bestände, die sich in alle Fächer des Wissens getheilt, und deren jeder das Seinige nun ganz bis auf den Boden ergründet hätte, besäße an ihnen Allen einen grundgelehrten Mann, aber was die Maschine lenken sollte, dürfte keiner der Tausende seyn, auch keiner, den die Tausende erzogen hätten. Es steht zu glauben, daß man ihn am Ende aus Deutschland holen oder wenigstens auf Deutsche Weise bilden müßte. Für gelehrte Knechte ist die Weise untadelhaft, für Freye und Herren ganz verwerflich. — Ueber die Immunität der Universitäten ist S. 63—65 auch ein gemessenes Wort gesagt. Der Gemeinplatz Staat im Staate, ist im Buche nach Verdienst abgefertigt. — Klüglich ist auf die statistische Wichtigkeit der Universitäten ein bedeutendes Gewicht gelegt, sie können durch nichts dringender dem Zeitgeist sich empfehlen, und so ist denn die erste und größere Hälfte des Buches für ihren Zweck untadelhaft. Im zweyten speciellen Theile haben wir ungern die Vorliebe gesehen, mit der allein beynahe über Göttingen der Verf. sich verbreitet. Er sagt, er habe diese Universität am besten gekannt, allein gerne würde man in Halle, Marburg und Helmstädt seinem geäußerten Wunsche wegen Notizen entgegengekommen seyn. Eine Magerkeit, die gerade diesen speciellen Theil am meisten drückt, wäre so am besten vermieden worden. Wenn der Verf. Heyne[1]) nach Verdienst würdigt, und Schlözer[2]), Haller[3]) und die andern, dann hätten ihm diese Universitäten gleichfalls noch eine reichliche Liste berühmter Namen dargeboten, die bis nach Frankreich durchgedrungen sind; statt der Instructionen für Niebuhr[4]), hätte er

[1]) Der Philologe Christian Gottlob Heyne (1729—1812), als Professor in Göttingen der einflußreiche Ausbreiter der Klassicität im achtzehnten Jahrhundert.

[2]) Ludwig von Schlözer (1735—1809), der bekannte Historiker, Herausgeber der unerschrocken die Gebrechen der Zeit aufdeckenden „Staatsanzeigen" 1782—1793.

[3]) Albrecht von Haller, der schweizerische Dichter und Naturforscher (1708—1777) 1736—1753 Professor in Göttingen.

[4]) Carsten Niebuhr, der Orientreisende (1733—1815), dessen Leben von seinem Sohne, dem Staatsmanne und Historiker, in einer klassischen kleinen Schrift dargestellt

etwa Reinhold Forster[1]) erwähnen können, der selbst die Reise um die Welt gemacht; neben den Göttingischen gelehrten Anzeigen hätte die Hallische Literaturzeitung immer mit Ehre sich stellen können, und es würde ein Schein von Absichtlichkeit vermieden worden seyn, die gewiß nicht in dem Verfasser, etwa nur in seinen Materialien gewesen ist. Es mag sein, daß die Armuth vergangener Zeit zum sträflichen Luxus in einer verarmten Zukunft wird, aber was zu fristen ist, erhalte man so lange, als immer thunlich. Das Eigenthum der Wissenschaft ist so heilig wie Kirchengut, schneidet ihr unten die Wurzeln ab, der stolze Gipfel wird bald welk hinsinken. Bey diesem Abrunden und Centriren wird nie gewonnen, die abfallenden Späne werden gewöhnlich eingezogen für Macherlohn. Ein Centralinstitut in der Mitte einer Nation, wenn Leben in ihr ist, ist freylich schön, aber diese breiten, weich-gepolsterten Sitze sind, Ausnahmen in Ehre gehalten, selten für die Regsamkeit und das Leben hingestellt. Eine gewisse Classe breiter, fetter, wohlgesetzener Menschen, die einen seltsamen Beruf dafür mit auf die Welt gebracht, lassen meistens sich behaglich darauf nieder; höchstens schleichen einige Verschlagene sich ein, die der Böse hinzuschiebt, um jene Gemächlichen doch wenigstens einigermaßen mit Kreutz und Unruhe heimzusuchen. Nicht unserem Verdienste ist es zuzuschreiben, daß wir noch nicht in Ketten und Banden eines Wörterbuches, einer philosophischen Form, einer Dichtungsweise und dergleichen liegen. Hat es etwa an Hoffarth uns gefehlt, die, nachdem sie nur eben, was sich gebührt, vollbracht, geradezu ins Tabernakel sich einquartiren wollte? Haben wir nicht eine Arroganz um die andere sich erheben sehen, die nur allein, weil sie keine rechte Mitte gewinnen konnte, zurückfallen mußte? Nur weil wir so viel gegliedert sind, darum sind wir gewaltsam zu jener lebendigen Gymnastik hingetrieben worden, die der Trägheit auf der einen, wie der Herrschsucht auf der andern Seite, gleich sehr widersteht. Beten wir, daß der Himmel unsere vielen Kirchen uns erhalte, wenn uns an der Erhaltung unseres Geistes gelegen ist, der Verf. aber, der mit uns einer Meynung ist, nehme unsern Dank für das, was er für ihre Vertheidigung gethan.

---

wurde. Die von Friedrich V. von Dänemark ausgerüstete Expedition nach Arabien, an der Niebuhr als Geograph teilzunehmen bestimmt wurde, verdankt ihre Anregung und Instruktionen dem Professor Michaelis in Göttingen.

[1]) Der Weltreisende Reinhold Forster, Vater Georgs (1729—1798), der Bahnbrecher der vergleichenden Völker- und Länderkunde und der wissenschaftlichen Reisebeschreibung in Deutschland, seit 1780 Professor in Halle.

Des Knaben Wunderhorn [1]).

Des Knaben Horn schweigt, die Glocken verklingen, die Töne sind gestillt, das Liederspiel ist geschlossen; die das wundersame Klingen gehört, treten zusammen und besprechen, was sie vernommen. Neu war es nicht, was sie gerührt, alte verblichene Töne waren ihnen wie eine sympathetische Schrift [2]) in der Wärme wieder aufgefrischt; wie ein Strom milder Muttermilch waren ihnen diese Gesänge in das frühe Leben geflossen, und wie frisches, kühles Bergwasser aus den Brüsten der Erde; später aber hatten sie sich selbst Gerstenwein gebraut, mit dem bittern Hopfen der Kritik gewürzt, und vergaßen der früheren Labung. Der grausame Lärm der Welt hatte diese singenden Stimmen frühe schon niedergeschrieen, wie unarticulirte Traumaccente lebten sie gebrochen und unkenntlich nur noch im Wiederhall der Erinnerung; die, mit denen sie ehehin so vertraut gewesen, konnten sich kaum auf sie zurückbesinnen, und gingen unter ihnen herum und kannten sie nicht, und thaten stolz und spröde gegen sie. Des Knaben Wort hat diese Verblendung gelöst, der Vorhang ging in die Höhe, der erste Jugend und die späteren Alter von einander schied; der dunkele Raum dahinter ist beleuchtet, und die fabelhafte Zeit des Menschen erscheint mit den vielen bunten Gestalten erfüllt. Nicht alle haben dies Schauspiel im Guten aufgenommen, sie möchten lieber als halbjährige Kinder Spinnmaschinen, denn diesen Ammenkram getrieben haben: andere gute Seelen sind bey dieser Unschuld zur Kirche gewesen, und sind freudig und gestärkt aus dem Tempel gegangen. Hinter dem frischen Kranze von Weinlaub am Eingange glaubten Viele jungen, raschen, bizelnden Wein und den Krönungsochsen zu finden, als aber die innen geschmolzenes Zinn zur Handwaschung den Eintretenden scherzend boten, da sind sie zurückgefallen, und mochten sich nicht noch einmal zu den Schwarzkünstlern wagen. Zarte Wesen wohl auch haben sich geärgert an manchen Vorstellungen; spotten endlich wollten Viele, hätte nicht ernsthaft der Herr in der Loge gesessen und

---

[1]) Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt von L. A. v. Arnim u. C. Brentano. I. Band 1806. 470 S. II. Band 1808. 548 S. u. III. Band 1808. 232 S. Mit Kupfern. Heidelberg bey Mohr und Zimmer. gr. 8. (10 fl. 30 kr.) — Heidelberger Jahrbücher 1809. Fünfte Abteilung I, 222. Ueber die von Savigny, Wilhelm und Jakob Grimm, Cl. Brentano, Böhmer gepriesene Anzeige s. meine Schrift S. 125—132.

[2]) Arnim gebraucht denselben Ausdruck in einem Briefe an Tieck (Holtei, Briefe an L. Tieck I, 14) von der Einsiedlerzeitung; es sei darin manches „mit sympathetischer Tinte geschrieben, die nicht jedem erscheint".

Stillschweigen geboten dem lärmenden Haufen [1]). Manche erfüllten sich dadurch mit ungeheucheltem Respect vor der trefflichen Erscheinung, andern würgte der Verdruß die Kehle ab, und sind sie nur einmal der verdammten Ehrfurcht aus dem Wege gegangen, so werdet ihr Wunder hören, wie sie aufschreyen. Zu allen Diesen möchten wir ein Wort reden, nicht altklug und gelehrt, sondern einfältiglich und bescheiden, wie's der innere Geist eingibt, um einiges Gute zu wirken bey den Guten, und allzu arge Prostitution in etwas zu verhindern bey denen, die man gemeinhin zu den Verkehrten zu rechnen pflegt.

Zuerst, welche Bewandniß es denn eigentlich um diese Dichterey habe? Wir glauben, Poesie sey eher gewesen, als die Kunst, die Begeisterung sey so vorangegangen und die Disciplin später gefolgt. Wir glauben ganz unumwunden an die Existenz einer eigenen Naturpoesie, die denen, die sie üben, wie im Traume anfliegt, die nicht gelernt und nicht erworben, auch nicht in der Schule erlangt wird, sondern gleich der ersten Liebe ist, die der Unwissendste in einem Augenblicke gleich ganz weiß und ohne alle Mühseligkeit gerade am besten dann übt, wenn er am wenigsten Studien gemacht, und gradweise um so schlechter, je mehr er sie ergründet hat. Wir achten die Kunst hoch, wie sich gebührt, nach der Natur aber ist stärkere Nachfrage. Und das wie billig; weil, während wir überall von Kunst umsponnen sind, Natur sich selten gemacht hat, wie erste Druckwerke und Incunabeln jeder Art. Der erste Meister war keines andern Schüler, er war nicht dressirt, schöne Gefühle in schönen Formen von sich zu geben. Wie der Ambra nach der alten Sage im Gehirne des Wallfisches gerinnt, so wurden sie im Herzen wie von selber, und gingen mit dem Athem aus. Was Hauptsächliches in der Vergangenheit auf Erden geworden, ist auf diese Weise meist hervorgetrieben, die Hoffnungen der Zukunft ruhen schon mehr auf unserm Geschicke, das als das Erbe vieler vergangenen Generationen allmälig sich angehäuft. Alle Sprache hat sich erst im Munde des Volkes gefunden, und hat nach innen die Wurzeln in alle Tiefen des Menschen geschlagen; lange hernach sind die Gelehrten den Fasern nachgestiegen, und haben nach den Regeln der Markscheidekunst sie aufgenommen und in ihre Grammatiken eingetragen. Kein Witz wird nach dem Lineale gezogen, nicht einmal das Spinnrad wurde von seinem Erfinder mühsam nach dem Calcule aus den einzelnen Theilen zusammengeklebt. Jedes exemplarische Kunstwerk wird ausgetragen und gezeitigt in der Verborgenheit des geistigen Fruchthalters, und dann an den Tag

---

[1]) Goethes bekannte schwerwiegende, freundliche Besprechung des ersten Wunderhornbandes in der Jen. Allg. Litteraturztg. 1806 (Hempelsche Ausgabe 29, 384) ist gemeint.

gelaſſen, wie die Natur ihre Thiere und Pflanzen von ſich gelaſſen, ohne peinliche Anſtrengung, die erſt Folge des ſpäteren Fluches iſt. Vor Allem aber, indem ſich emſig des Menſchen Thätigkeit verſucht, iſt Poeſie aus dem höchſten Uebermuth des Lebens hervorgegangen; der Begeiſterte hat im Rauſche die Adern ſich geöffnet, und blutet mit Luſt die Dichtung aus den warmen Quellen; was ſie treibt, iſt daher auch mehr, als irgend anderswo jene geheime Wirkkraft des Lebens, fern von Ueberlegung abgewendet und keiner Zurechnung fähig und keiner äußerlichen Regel. Selbſt des Menſchen Urſprung iſt in dieſer Poeſie und ihrer Liebe, und ihre Quellen brechen mit einander aus der Erde hervor. Am reichlichſten aber fließen dieſe Quellen in der Jugend der Völker, wo mehr noch des wilden Blutes tobt, das in ſpäterer Sittſamkeit allmälig nach abwärts ſich verwäſſert, und nach aufwärts ſich alcoholiſirt. Darum auch ſuchen wir das, was wir mit dem Namen Naturpoeſie bezeichnet haben, fernab in den erſten Morgenſtunden unter den Morgenträumen der Gattung, der Nationen und der Individuen. Gediegene, tönende Metallnatur iſt ihr Character, einfach, großartig, gemeſſen und wahr und recht die Form, weil die Zeit ſcharf accentuirt, die geſunde Natur aber nimmer irrt, und allem, was ſie geſtaltet, das rechte Gepräge gibt und die eigentliche Signatur. Wie das Feuer von Natur die Pyramidenform liebt, und das Waſſer die Kugelform, und ohne vorhergegangene geometriſche Conſtruction beyde in ihre eigenthümliche Geſtalt ſich fügen, ſo nehmen auch die Affecte von ſelbſt die ſpecifiſche Formirung an, und in dem Kunſtwerk iſt durch dieſelbe Nothwendigkeit, die es hervorgebracht, auch das Band zwiſchen Form und dem innwohnenden Geiſt geknüpft. Geſang und Tonfall und das Wort und Klanggewebe, was man ſonſt wohl als der Poeſie äußerlich anſieht, iſt ihr in Wahrheit hier innerlich eingeboren, oder die Poeſie iſt vielmehr ununterſcheidbar mit ihnen verwachſen, wie Leib und Seele im organiſchen Leben. Wie ſich die Zeiten häufen, vermehren ſich auch die ſtehenden Typen dieſes Naturgeſangs; was maſſiv in großen Quadern die erſte Zeit gebaut, das durchdringt der nimmer raſtende Bildungstrieb, und meiſelt es bis zum feinſten Spitzengewebe aus; und nun erſt tritt die Möglichkeit einer innern Scheidung ein. Was vorher von innen mit der Begeiſterung von ſelbſt geworden, das kann jetzt von außen abgeſehen werden; die Form kann gelernt werden aus den vielen ſchon beſtehenden Exemplaren, und der abgezogene Geiſt wird hernach gelegentlich eingefüllt. Die neueſte Zeit kann auch immer das treffendſte Zeugniß für die Wirklichkeit dieſer formloſen Begeiſterung und der geiſtloſen Form geben. Haben wir nicht geſehen, wie klangloſe Naturen gleich Seilern ihre Stricke auf allen Wegen aus-

gespannt, und im Spannen und Nachlassen ihrem poetischen Webstuhl die schärfste Stimmung gegeben, und webend nun den schönsten Damast zum häuslichen Gebrauch zugleich auch, wie das Schiffchen durch die verspannten Fäden schwimmend auf- und niedereilte, lieblich hinein musiciren wollten in die Kunst, von ihrem Stuhle aus einen ehlichen guten Morgen [1]) und was sonst, aber freylich weiter nichts, als ein hölzernes Gelächter hervorbrachten. Wie im manichäischen Systeme die bösen Geister menschliche Leiber, schöne Jungfrauen bauen, und sie als Fallen hinstellen auf die Erde, damit die Seelen im Lichtreich sie erblicken sollen, und in Liebe zu den reizenden Gestalten entzündet zu ihnen niedersteigen, wo das lockende Fleisch dann über ihnen zusammenschlägt und an den irdischen Leib sie fesselt; so hat diese Zeit Verskünstler hervorgebracht, die in Worten die allerkünstlichsten Formen auszugießen wissen, schöne Gefäße werth das Köstlichste zu fassen, sie stellen sie dann hin, wie die Kinder die Schüsseln zu Weihnachten, damit der Schutzengel mit der Bescheerung sie füllen möge, aber der ist karg und ungnädig, weil sie nicht zu beten wissen, und sonst kein Herz zu ihm haben. Die pfiffigsten Sprenkel wissen sie dem Geist zu legen, damit er sich in ihnen fangen möge, der aber zieht durch die Webe, wie eine feurige Erscheinung, und sie wundern sich groß, daß sie auch nie den Feuerdrachen in ihren Schlingen zappeln sehen. Die Classiker und die man ihnen gewöhnlich unter dem Namen Romantische entgegenzusetzen pflegt, haben in diesem Fache gleich emsig und unverdrossen gearbeitet. Jenen, mit ihren reichbesetzten Cabinetten von antiken Gipsabgüssen, würde unbestritten der Vorrang gebühren, wenn auf der andern Seite nicht wieder die Sonette so starke Uebermacht gäben. Die ganze Sprache haben diese Münzwardeine abgeschätzt und geaicht, jedes Wortes Werth und Geltung bestimmt, und alle Combinationen durchprobirt, in denen sich's zusammenfügt und schickt, und alle Crystallisationen, in denen diese Elemente sich verbinden [2]). Wie viel Räder die Maschine fordert, wie viel Zähne das Rad, wie viel Stöcke das Getriebe, wie die Pfannen, in denen die Wellen gehen, zu gestalten seyen und die Einschnitte. Das alles ist aufs genaueste berechnet, und geschickte Arbeiter setzen nach der Vorschrift nun Werke zusammen, die den Pulsschlag des Herzens in Terzen theilen, und den Mondswechsel zeigen, und damit auch die Anfälle des dichterischen Wahnsinns und das Datum des jedesmaligen Ausbruchs hinzufügen, oder auch noch größere Artisten lassen die Taube des Albertus magnus aus ihren Händen auffliegen, die ißt

[1]) „einen ehlichen guten Morgen" d. h. eine Morgengabe (an Leinwand).

[2]) Wahrscheinlich vor allen auf Bossens „Zeitmessung der Deutschen Sprache" 1802 gemünzt.

und trinkt, und flattert und verdaut, und alle andern natürlichen Verrichtungen übt. Ein kostbares Kunststück ist eine solche Uhr, fragt nur die Künstler. Aber vermag sie sich durch Besinnung fortzupflanzen? Hier kommt ihr Mechanism an Tag, und es wird offenbar, daß die Seele innen nur eine Stahlfeder oder ein Gewicht ist. Nicht aber, daß wir deswegen dieses ehrsame, poetische Gewerk wider die Gebühr klein hielten, es soll alles seine Satzung haben und sein Recht, und alles, was tüchtig ist in seiner Art, so viel es werth ist, geehrt werden. An jeder Gegenwart hängt in zwey Schnüren Zukunft und Vergangenheit, alle Zeit ist nur ein Tag und nicht viele Tage, keine soll sich selbst anfangen für sich selbst, sondern was geworden ist, soll erkannt werden als Bestehendes, und nicht hingegeben der Vergessenheit, damit die Kraft nicht in fruchtlosen Wiederholungen sich verzehre. Alles Thun ist gebend nach vorwärts, empfangend nach rückwärts. Das Eine in historischer Thätigkeit, das Andere in historischer Anschauung. Eine lange Säulenreihe führt in die Vergangenheit hinab. Zwischen den Säulen stehen die alten Bilder aufgerichtet, die Menge drängt gaffend am Eingange und mauert um den Tagelohn fort, die Meister nur haben den Plan, und weil sie erkennen, was ist und was war, darum können sie gründen und fertigen, was wird. Tadeln also das Studium früherer Musterbilder wäre Unverstand. Größeren Apparates bedarf gegenwärtig die Kunst, weil sie vielsilbig geworden ist und vielgliedrig, und wie Marienglas in viele buntfarbige Spiegelblättchen aus einander geschiefert, und nicht mehr in großen Bänken geschichtet. Aber daß bloße Formschneiderey sich für die beste Poesie der Zeit geben will, und nicht einsehen, wie sie mit ihrer verdienstlichen Geschäftigkeit doch nur ein Exempelbuch für das künftige Genie zusammenträgt, das möchte befremden, wenn man das seltsame Spiel der optischen Täuschungen, die der Dünkel hervorbringt, nicht kennte. Nachdem vorher [1]) viel Tobens gewesen ist, daß das Genie gar keiner Form bedürfe und daherfahre wie Waldwasser, oder wie Feuer im brennenden Busche, sind diese mit Ketten und Banden herbeygelaufen, und haben den Wildfang eingefangen, und halten ihn nun in enger Haft. Mit tausend Stecknadeln haben sie den Prometheus an das Secirbrett angeheftet, und bieten weit und breit die Schüler auf, daß sie bey der Vivisection zugegen sind.

Wir retten uns aus diesen Industrie- und Spinnschulen, die wir unendlich hochschätzen, zu denen wir aber keine Liebe tragen, gern in die freye, offne Natur, die in diesen Blättern steht. Betäubt von dem Rasseln und Schnurren aller jener Stutz-, Flöten- und Kukuksuhren,

[1]) In der Sturm- und Drang- oder Geniezeit des achtzehnten Jahrhunderts.

von dem Gepinker der Spiralen, dem bedächtigen, langsamen, regulirenden Hin- und Herschritt der Pendel, dem innern Reiben und Gleiten der Zähne, thun uns die reinen, einfachen Fortschreitungen in diesen Gesängen wieder wohl, wenn wir heraustreten aus der Werkstatt in das Leben. Wir sind nicht in Versuchung, diese Lieder für jene Naturpoesie zu erklären, von der wir früher gesprochen haben. Die früheren Geschlechter haben diese in ihrer ursprünglichen Form meist mit ins Grab hinabgenommen, wie Alles, was ihnen lieb gewesen, Pferde, Weiber, Sclaven, Waffengeräthe. Noch findet man zerstreut in den Grabhügeln goldne Bienen, Sporen, Siegelringe um die Gebeine her, aber die ganze Gestalt zerfällt vor dem Licht in Staub zusammen. Nur einzelne Accente, die Grundaccorde leben von diesen alten Gesängen, und wir behaupten, daß sie aus dieser Volkspoesie noch am lautesten ertönen. Wie nämlich diese Poesie am meisten räumliche Verbreitung gewonnen hat, so hat sie auch zeitlich die meiste Tiefe erlangt, eine starke Pfahlwurzel hat sie senkrecht hinab in die Zeit gesenkt, während die adeliche Poesie mehr horizontale Ausläufer an der Oberfläche um sich her verbreitet. Durch Tradition hat ein Theil des alten Metalles sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Die Gelehrten haben sich frühe schon von der Pflege losgesagt; das Volk hat sie noch mit seinen andern alten Gebräuchen aufbewahrt. Jedes Jahrhundert hat freylich seine eigenthümliche Zuthat beygemischt, aber aus derselben Quelle, aus der das Erste sie geschöpft, und wie guter, alter Wein darum nicht Namen und seine Natur verliert, weil Viele nach einander in langen Jahren mit Maß von ihm getrunken, und dann aus dem jedesmaligen Jahrgang ihn wieder aufgefüllt, so ist es auch um dies alte Oel beschaffen, das, wenn es gleich durch so viele Zeiten durchgeronnen, doch noch nicht von seinem milden Feuer verlassen ist. Das halten wir für das eine Element dieser Poesie, die fernste Quelle, aus der sie hervorgebrochen. Aber wie der Strom durch die Zeiten in seinem Bette hingeeilt, hat er auch zahllose Nebenströme aufgenommen, deren jeder wieder aus eigner Quelle ausgegangen, und sie sind die andern Elemente in der Zusammensetzung des Ganzen. Denn nimmer ruht der Bildungstrieb, und über alle Zeiten ist das Leben ausgebreitet. Ehe die geschlossene Schule gewesen, waren die Dichter in die Masse des Volkes aufgenommen, und nur die Organe seiner Poesie; wie aber jene sich getrennt, da flogen noch immer die Lieder als geflügelte Boten hin und zurück, bis die Schule endlich sich allzu hoch verstieg, wo das Volk sie denn zwar größtentheils aus dem Gesicht verlor, aber darum nicht den alten Gesang verstummen ließ, und wohl auch aus seinem Mittel ihn noch vermehrte. Das waren fromme Zeiten in der Malerey, aus denen zwar noch treffliche Denk-

mäler, das Aug erfreuend, übrig geblieben sind, deren Bildner und Bildungszeit aber keine Kunstgeschichte zu nennen weiß, weil der Künstler sein Werk nicht zum prächtigen Gehäuse seines Namens machen mochte. Gerade in demselben Geiste und Sinne sind die meisten jener Volkslieder gedichtet; seit undenklichen Zeiten sind sie in Aller Munde, aber namen- und vaterlos wissen sie den nicht anzugeben, der sie zuerst articulirt; die Gewähr ihres innern Lebens tragen sie in ihrer Vollendung, und bedürfen dazu nicht eines fremden Lebens, daß es ihnen Zeugniß gebe. Einmal hervorgegangen überraschten sie durch ihre Volksmäßigkeit die Menge, daß die Nation in ihrer Gesammtheit sie adoptirte, und Vaterstelle bey ihnen vertreten wollte; aber eben dadurch muß es uns auch wahrscheinlich bedünken, daß sie meist Kinder der Liebe und einer augenblicklichen Begeisterung sind. Ohne Zweifel sind manche dieser Lieder von Geistern ausgeworfen worden, die nicht vorher und nicht hernach weiter mehr gedichtet haben. Einer der hellen, klaren, lichten Lebensmomente war ergriffen worden, und aus ihm sprang der blaue Blitzesfunken in einem Schlag hervor, und fernhin sprühte der ganze Umkreis im electrischen Lichte. Die ganze Menge fühlte sich erregt, ohne viel zu fragen, woher ihr der Schlag gekommen sey. Viele sagen ausdrücklich, wie sie bey Weine und in froher Lust des Lebens geworden; die meisten der melancholischen sind so geradehin aus dem Herzen übergetreten wie die Thräne, wenn die Augen übergehen, ausbricht und überfließt, sie sind ein Schluchzen oft aus innerster Brust hervor, das der Weinende lieber zurückhalten möchte; scherzhaft aber stillt Eines die Nachfrage um den Ursprung durch die Antwort, es habens drey Gänse über das Wasser gebracht. Beynahe alle mußten aufhören, Privateigenthum zu seyn, ehe sie öffentliches Gut werden konnten, und an vielen auch hat die Gemeinde ohne allen Zweifel ihr Recht ausgeübt, und sie mannichfaltig nach der herrschenden Temperatur und Stimmung umgebildet. Die Limpurger Chronik erzählt gar viel von den mancherley Liedern, die zu verschiednen Zeiten am Rhein und an der Lahn gesungen worden; wie die Musikweisen zugleich mit dem Inhalt der Lieder häufig gewechselt, wie besonders die Gesänge eines fränkischen Bruders zu einer gewissen Zeit in Aller Mund gewesen seyen. Ein fröhliges Brausen ging durch die guten, wohlfeilen Zeiten des dreyzehnten, vierzehnten und zum Theil des funfzehnten Jahrhunderts hindurch, nur dann und wann und örtlich durch Pestilenz, Kriegsverheerung, Heuschreckenzüge, Hungersnoth und Judentodschlag unterbrochen. Als späterhin die äußeren Verhältnisse drückend wurden, und theuerer die Lust, und chronischer und weit mächtiger die Uebel, wurden die Chöre immer dünner, weniger neues wurde hervorgebracht, des Alten viel vergessen, die guten Stim-

men wurden weggefangen für die Höfe, viel wüste schwirrendes Getöne trat an die Stelle des metallnen Klingens, die Singvögel zogen fort, und fette Ortolanenzüge lagen dafür in den Büschen. Die meisten eigentlichen Volkslieder stammen aus jener früheren Zeit. Unsere Tage, die nur im politischen Enthusiasmus etwas Tüchtiges, allgemein Einschneidendes gewirkt, haben auch nur Einen tüchtigen Gassenhauer, den Marseiller Marsch, hervorgebracht, der die Franzosen zu Schlacht und Sieg begeisterte, während die Deutschen ihr Freut euch des Lebens girrten, und damit aus der Ferne schon die Genußraserey begrüßten, die bald an die Stelle der kurzen Anstrengung treten sollte. Mit den Kleidermoden drang auch die individuelle Poesie der höheren Stände zum Volk herab, und Opernarien, Moralien, Almanachslieder schwimmen im bunten Gemische durch einander, und es ist nichts Nationelles und Characteristisches mehr im Volksgesange, außer jenen alten Ueberresten, zu unterscheiden.

Darum haben die Herausgeber des Wunderhorns die Bürgerkrone verdient um ihr Volk, daß sie retteten von dem Untergange, was sich noch retten ließ. Wie Bienenväter haben sie durch Spruch und Klang und Gesang die Fliegenden um sich her gesammelt [1]), eben in dem Augenblicke, wo sie verschwärmen wollten, und haben eine Stätte für sie zubereitet, in der sie überwintern können. Wie die Irrlichter um die verwesende Pflanze herflattern, so um die alten Burgen, die Dome und Kapellen, um die Bilder und das Epheugemäuer, der bleiche Schein der Sagen und Mährchen in Liedern und Romanzen glimmend, matter und matter, wie die alten Formen mehr und mehr zerbröckeln. Emsig nagt die Zerstörung fort, Säule nach Säule verschleppt die Betriebsamkeit von diesen Denkmalen, und baut sich niedliche Lusthäuser zur Erholung und Ergötzlichkeit daraus. Unwillig muß der dunkle Geist, der über die greisen Ruinen die Flügel breitet, von dannen scheiden, weil sie ihm gewaltsam am Tage, wenn seine Kraft gebunden ist, Stück vor Stück entwenden, daß er selbst das alte Haus nicht mehr erkennt und die Heymath, in der er in seiner Herrlichkeit gewohnt. So Vieles hat die Geschichte untergehen lassen, zu so vielen Sprachen, Hieroglyphen, Keilschrift und vielen andern hat sie das Alphabet verloren. Diese alte Steinschrift würde auch bald unlesbar geworden seyn, wenn nicht der Geist, der hier gewacht und gesammelt hat, nicht auch früher schon gewaltet hätte, und vorbereitend, was diese vollendet haben, schon in früherer Zeit, wo die Zerstörung und Verwilderung noch nicht so groß

[1]) Dasselbe Gleichnis in Arnims „Nachschrift an den Leser", hinter dem ersten Bande des Wunderhorns: „Wär ich ein Bienenvater, ich würde sagen, es war der letzte Bienenstock, er wollte eben wegschwärmen" usw.

gewesen, einen Theil dieser Monumente gerettet hätte. So sind denn in dieser Sammlung alte Denksteine und Inschriften aufgestellt, Bilder und Fragmente und künstlich Schnitzwerk geordnet, blanke Rüstungen hangen an den Wänden vertheilt, Geräthe aus vielen Zeiten und Kleidertrachten und Waffen und Instrumente liegen da und dort herum; alles nicht so, wie es der Zufall gibt, umhergestreut, und die Raritäten massenweise aufgehäuft, sondern verständig und geistreich geordnet, daß ein Geist durch die Bilder zieht, und alle sich als die Glieder eines Leibes zusammenfügen. Es ist der Geist der Nation, der auf dem Ganzen ruht.

Und weil diese Poesie mehr als irgend eine andere ein treuer Spiegel des Volkes ist, darum mögen wir auch in ihr wieder sein Wesen und seine Physionomie und die Lineamente seines Characters und seiner Art lesen und erkennen. Eben weil die neuere Zeit so nebelhaft und lüftelnd geworden ist, darum ist auch ihr Gepräge so verwischt, die Glätte und der Metallglanz weißt die Ansprüche auf reine Formen in den spielenden Reflexen ab: damit sie die Grundlage ihres Wesens einigermaßen doch begreife, muß sie sich selbst in den Formen größerer Gebundenheit aufsuchen, wo sie noch schärferen Schnitt gezeigt. Hat die Muschel ihre Perle hervorgebracht, dann mag sie selbst verwesen, ihr Kleinod bleibt zurück im Perlmutterglanz liegend. Viele solcher Perlen sind hier in eine Schnur gereiht, ihr Bestes haben viele auf einander folgende Zeitalter dargebracht, indem sie vorübergegangen, ein bedeutender Ueberrest vom Leben und Dichten und Trachten der Nation ist hier aufbewahrt, und es möchte nicht schwer seyn, die allgemeinen Lineamente ihrer Persönlichkeit aus diesen Elementen heraus zu zeichnen. Ein flüchtiger Entwurf zu dieser Zeichnung wird uns zugleich auch zur nähern Betrachtung der vorliegenden Blätter überführen.

Wie um den Anfang des Jahres die zwölf Merktage liegen, in denen sich die Witterung für die zwölf Monate entscheidet, so fallen in die Kindheit die Merktage für das Leben der Völker und Individuen, in denen vorbedeutet wird, was künftig daraus werden soll. Da ist die Weihnacht der Nation, da muß ihr guter Stern über der Wiege am Himmel stehen; dann kommen die Hirten und Weisen und bringen ihre Gaben, und das wackere Kind wächst auch zum wackeren Manne auf. Das Andenken dieser eignen Jugendfeyer erbleicht wohl jeder Generation in der Erinnerung, aber es wird jedesmal in ihrem Verhältnisse zu den Folgenden wieder aufgefrischt, und so spiegelt sich die Jugend des Volkes immer von neuem wieder in diesen Beziehungen und ihre Poesie in den zarten Spielen, in denen sich die lebende Kinderwelt durch ihre Anschauung durchbewegt. Von dieser Seite muß man den Deutschen

eine schöne fröhliche Jugend zuerkennen, und wir führen zum Zeugniß für diese Aussage gleich zuerst die Kinderlieder im Anhange des Wunderhornes auf. Vom ersten einsilbigten Lallen der Poesie an, vom ersten Flügelschlage der Phantasie noch in der Mutter Neste bis zur Zurückbildung der gereiften Kraft in die erste Einfalt und Unschuld früher Jugend in spielender Naivität, ist der ganze bunte Wechsel der ersten morgenrothen Lebensstunden hier dargestellt, und man kann sagen, daß lange noch nicht alles erschöpft ist, was die Nation in dieser Art besitzt. Alle die kleinen spielenden Farbenlichter, die durch diese Zeit durchschießen, sind hier aufgehascht, und die verstolenen kindischen Blicke in das Leben abgelauscht, und wie sich die Welt in den kleinen Convexspiegel zusammenbricht, in treuem Bilde dargestellt. Nach bunten Farben nur verlangt das Kinderauge, nicht groß achtend Form und Gestalt und Zusammensetzung, an hellen, klingenden Tönen und Reimaccorden und einzelnen, lieblich-süßen Worten erfreut sich das Ohr, und begreift nicht tiefsinnigen Inhalt des Gesanges. In diesem Geiste sind zunächst die Wiegenlieder gedichtet, Schäfchen und Lämmchen, Steinchen und Beinchen, Glöckchen und Döckchen, Kindlein und Engelein, Gickelchen und Vögelchen ins Eya popeya geflochten, und in Tönen wie in süßer Muttermilch aufgelöst; während andere beruhigende oder auch anprotzende Klänge den weinenden Unmuth zu beschwichtigen dienen, und die Reiterslieder auf des Vaters Knie, die Trompeterstückchen, beym Fahren und Kutschen, und zum in die Hände patschen, durch schnellen, hüpfenden Rhythmus vergnügen wollen, und die Ammenuhr mit ihrem Glockenspiel in den fröhlichen, munteren Scherz hineinsteigt. Wenn aber der Kreis der kindlichen Thätigkeit sich mehr erweitert, dann möchte das Kind auch selbst die früher eingezogenen Laute wieder von sich geben, es versucht sich daher im Tonspiel, wie es früher in Bewegungen sich versuchte, und so entsteht die zweyte Gattung dieser Lieder, z. B. die jubelnde Feyer der Wiederkehr der schönern Jahreszeit in freudigem Auffjauchzen, des Frühlingsumgangs, der Sommerverkündigung, des Sommertagsliedes, die Begrüßung der Jahresfeste, Havele Hahne, Sankt Niklas, Dreykönigslied, Brunnenfeyer zu Johannis, Sterndreherlied, Morgen- und Abendliedlein, die Liebe zu den Vögeln und was sich sonst mit leichtem Flügel wiegt, in frohem Zuruf auffingend im Weinschröterlied, Maykäferschnurre, Hinkelchen, Klapperstorch, Goldvogel, Vöglein auf der Wiege, Türkenmännchen, Turteltäubchen, der Vogelfänger, Tannebaum, Sonnen- und Mondlieder. Daran schließt sich die dritte Gattung, in denen sich die lebendige Beweglichkeit des Alters in munterer, rascher Weise

ausdrücken will, wohin das Kinderconcert gehört, Buzemann, Ringelreihe, Abzählen, Tanzliedchen, Kriegslieder. Dann folgen die Kinderschnurren, scherzhafte Predigten, der Kittel, was trägt die Gans, Einquartierung, Schustersbue, Bettelmanns Hochzeit, das Wappen von Amsterdam, Scherzlieder. Dann die Mährchen, die grausamliche Geschichte von Hühnchen und Hähnchen, als ich ein armes Weib war, Petrus auf der Reise, das buckliche Männlein schon mit einem Stich auf die Romanze. Liebeslieder, auch davon etwas scherzhaft herübergezogen, der Unterricht durch das Federspiel und den ABC-Schützen bestritten, kindliche Religiosität in einfältigem Taubensinn durch fromme Gebete ausgesprochen, oder in lieblich zarten Legenden in den zwey Hirten der Christnacht, ein Wahrheitslied, ein Weihnachtsgesang, Christkindleins-Wiegenlied spielend. Endlich Kindesabschied unter dem Grabstein hervor. Es ist kein großer Apparat, keine weit ausholende Anstalt in diesen Sprüchen und Liedern zu bemerken, aus wenigen Brettchen, Bändern und Schnüren und Farben und Glitzerglas ist alles wie Nürnberger Spielsachen zusammengesetzt, und jedesmal mit dem geringsten Aufwand die größte Wirkung erreichend, lassen sie in einfältiger Künstlichkeit den Mutterwitz des Volkes in vielen Formen spielen, und erfreuen selbst durch ihren kindischen Aberwitz. Wir wüßten nicht, daß irgend eine andere Nation einen solchen Reichthum von goldnen Spielpfennigen und solche Kinderlust und Jubel besäße, wie denn auch in jener kindischen Plastik Nürnberg in der Mitte von Deutschland zur Metropole seit Jahrhunderten sich erhoben hat.

Gehen wir aus dieser fröhlichen Kinderwelt in das weite Leben über, wie es in diesen Dichtungen widerscheint, dann kann es uns nicht überraschen, dort, nur mit tieferm Ernst gezeichnet, alles das wiederzufinden, was wir in leichten Zügen hier nur angelegt gesehen haben. Mit Gott soll all gut Ding beginnen; wir gehen daher auch in unserer weiteren Bearbeitung von den religiösen Gedichten aus. Es ist begreiflich, wie der reiche Schatz geistlicher Lieder, den unsere Sprache besitzt, hier nicht ausgelegt, nur durch einzelne ausgewählte repräsentirt werden konnte. Baldes Lobgesang auf die heilige Maria und Ewigkeit im ersten Bande, Procops Maria Geburt und Inschrift, das wunderschön prächtige Maria Gnadenmutter zu Freyberg, das etwas steife Prager Kapuzinerlied im zweyten Bande, und besonders die zwanzig Lieder aus dem anmuthigen Blumenkranz aus dem Garten der Gemeinde Gottes im dritten. In feyerlicher Stille liegt die Seele betend vor dem Heiligthume, und wie es innen wetterleuchtet, findet sie in Andacht sich nun gehoben, und wie die Dunkel wieder

bergend sich um das Geheimniß legen, sinkt sie wieder in sich selbst zurück, und ringt mit sich und dem Drachen, damit sie des vollen Scheins der Gnade würdig werde, und nachdem sie ausgerungen, fliegt sie, Triumph dem Lamme singend, von dannen. Daran schließen sich unmittelbar die mystischen Gesänge, das schöne Hallorenlied, Himmelfahrt in den alten strengen, einfachen Formen auf den Goldgrund gemahlt, der englische Gruß und die drey Schwestern, die Wurzel Jesse, mystische Arabeske, die Mutter, der Vogel Phönix und Goldarbeiten auf dem Liebesbande. Die Legende wirft dann den Heiligenschein, der um das fromme Gemüth gebrannt, um die Geschichte, und die Eile der Zeit in Gott, und Augustin und der Engel erzählen die Vernichtung der Weltlichkeit in der Liebe zur Ewigkeit; in heiterer Landschaft ruht die altdeutsche heilige Familie im Kreis der Engel aus, rührend und gar herzlich klagt der Himmelsschäfer des Herrn Leiden am Oelberg, Pura und Dorothea schildern den Kampf des Christenthumes mit dem Heidenthume[1]), dem alten Drachen, den auch der Ritter St. Georg bekämpft, Ursula, Romanze aus jener seltsamen Odyssée, St. Meinrad die alten Kraniche des Ibycus über der romantischen Clause des Heiligen schwebend, der Abschied von Maria im ersten, und die Legende von dem Grafen und der heiligen Catharina im zweyten Bande wunderschön die Liebe zu den Heiligen und ihre Gegenliebe schildernd, das Lied vom Kloster Trebnitz stotternd den gleichen Gegenstand ausdrückend, Faust des Lasters Höllenfahrt, Sündenlust die Trostlosigkeit der Verdammniß, die Vorboten des jüngsten Gerichtes, die drohenden Zeichen des Untergangs in dunkler Glühschrift an die Wand hinschreibend, die Erlösung aber wieder tröstend Zeugniß der göttlichen Erbarmung gebend. Und wie es denn der Geist der früheren Zeit gewesen, auch Witz und Scherz hat dem Ernste des religiösen Sinnes keineswegs widerstanden, und komische Legenden schließen sich daher auch jenen an. Construction der Welt in diesem Sinne burleske Parodie der Schöpfungsgeschichte, Aussicht in die Ewigkeit und Neujerusalem, muntere, arglose Lache zum Himmel aufschlagend, Zucht bringt Frucht und Rosenkranz neckisches Bußlied, auch Abrahams St. Clara Tischpredigt gehört in diesen Orden. Spottend tritt der Witz im verwandelten Einsiedler hervor, und in der Klosterscheu und im Klosterleben ist eine harte Pein erklärt sich entschiedne Opposition gegen geistliche Institution, veranlaßt durch die Reformation oder auch sie vorbedeutend.

[1]) Gemeint sind die zwei Gedichte: Pura, I. Bd. S. 146; und Dorothea und Theophilus, II. Bd. S. 325.

Von der göttlichen Liebe[1]) wenden wir uns in ungezwungenem Uebergang zur irdischen, und es begegnet uns dort der lange Zug der Liebeslieder. Echte, aus Herzenstiefe langsam aufsteigende Empfindung, freudiges Aufquellen aller Brünnlein in den dunkeln Gründen, wechselnd mit süßer sanfter Wehmuth, ist in diesen Gesängen anzutreffen. Der Falke schwingt sich mit seinem Liebchen himmelan; Liebesgunst zur Fastnachtszeit besungen; Liebesleichtsinn in den zwey Röselein; Annchen von Tharau, enger Liebesknoten gar treu dargestellt; der Wirthin Töchterlein herzlich Liebesgirren; Ringlein und Fähnlein, alter Minneruf; wenn ich ein Vöglein wär, süßes Schmachten; die drey Rosen, scherzhaft wiederkehrend in dem Mägdlein am Brunnen, im dritten Bande; die zwey Episteln, gar zierliche Liebesbriefe, Velin mit goldnem Schnitt, mündlich im Gruß, bestellt durch Frau Nachtigall im Wechselgesang und den Liebeswünschen; Eigensinn, irrer Liebestrotz; Menschenweh, Liebespein; rother Rosenschnee, die Wirthschaft im Blumenhaus[2]); schwarz, grau, blau Augenlicht kämpfen am Brunnen; Espenzweiglein, Liebeserklärung rund heraus; Gemmen da und dort zerstreut, S. 124 im dritten Bande auch gesammelt. Des Mädchens Liebesklagen beginnen weinend den Reigen der schwermüthigen Canzonen; in dunkeln Tönen klagt der Schmerz durch Berge und tiefe tiefe Thal; mit dem Strome fließt die Thräne von der Brücke zu Liebchens Garten hin; immerdar windet langsam sich das Rad in Müllers Abschied um sich selbst herum; der Adonisgarten von Veil und grünem Klee trauert erfroren bey Sonnenschein; heimliche Liebe härmt sich im Stillen ab; die drey Reiter ziehen zum Thore hinaus; und Lebewohl winkt traurig noch aus der Ferne; zum letztenmale leuchten die Sterne zur Abschiedsklage; der Ritter trinkt aus römischem Glas der Geliebten den Todestrunk zu; um den Pfalzgrafen weinet die Braut gute Sieben[3]). Neckend und schäckernd folgt diesen der bunte Zug der scherzhaften Liebeslieder. Parforce will das Mägdlein einen Freier haben für funfzehn Pfennige; unheimliche Brautwerberey im beständigen Freyer; botanischer Fund in der Manschettenblume; glückliche Liebe jauchzt im Trit zu; Liebesnecken im Waldvögelein; Jungferntücke in Mannsbild, und mein Vater hat gesagt; böser Schalk in den Brombeeren versteckt. Und vor Liebchens Fenster wälzt sich der Zug, und bringt Serenaden und Ständchen:

[1]) Von hier an Heidelberger Jahrbücher 1810, Fünfte Abt. II, 30. Die Verzögerung der Fortsetzung ist auf die in der Einleitung erwähnte Gegensätzlichkeit der Redaktion zurückzuführen. — [2]) Bd. II S. 221: „Wo's schneiet rothe Rosen, da regnet's Thränen drein." [3]) Verknüpft sind hier die beiden Lieder „Der Pfalzgraf" II, 262, und „Die gute Sieben" (d. h. sieben Jahre) III, 34.

Liegst du schon in sanfter Ruh; Wie schön blüht uns der Mayen; Schlaf nur ein geliebtes Leben; Ach Schatz willst du schlafen gehen; Auf dieser Welt hab ich keine Freud; S'ist mir auch kein Nacht zu finster. Unerhörte Liebe wird abgeführt; im Korbe wird der Abschied ihm gegeben; Spottlieder verfolgen die Beschenkten; der vorlaute Ritter wird auf den breiten Stein gebettet; Konrad der Schreiber im Korbe wird ausgezischt; spöttisch wird der Prahler im Weltende abgefangen; das naive Kammermädchen construirt den Studiosus trefflich schulgerecht; die Polizey auch hebt den nachtwandelnden Schäfer[1]) auf. Wer aber das Glück hat, führt die Braut nach Haus, es ertönt der Brautreigen, die Gespielen weinen, lachend in weinendem Muthe tröstet das Lied die traurig prächtige Braut; im Rosmarin siegt die Trauer; im Hochzeitslied Kayser Leopolds aber wird die Freude rauschende Lust. In hellen Haufen kommen die zierlichen Cupidolieder angezogen; in dem allerliebsten Dialog zwischen dem Amor und der Maye wird der Streit des Philanthropismus und Humanismus ausgefochten; weibliche Selbstständigkeit pocht wohl auf ihre Freyheit, aber von dem guten Kerl bezwungen, gibt sie sich bald den Fesseln hin, und nachdem der Hymenäus ausgesungen, folgt die Gratulation in aller Form im Familiengemählde; der Ehestand bietet sein Joch; Hoffnung zum Kindersegen macht die Bürde zur Kurzweil; in der schnellen Entwickelung aber stehen Hauskrieg und Schläge in den Aehren.

Was auf diese Weise Liebe gefügt, das trennt wieder feindlich der Zwist, und häusliche Fehde schlägt uns die Brücke, über die wir zum großen Welthader gelangen. Da schallen uns dann die Kriegsgesänge aus dem Felde entgegen, der Butzemann geht trommelnd im Reich herum; in der Schlacht bey Leipzig und Gustav Adolphs Tod lebt das Andenken des Schwedenkrieges noch fort; in der Jungfrau Lille und der Stadt Frankfurt spielt blanker Soldatenwitz; die beyden schönen Magdeburger Lieder sind ein Spiegel kräftigen altdeutschen Bürgermuthes; Georg von Fronsberg gibt sich selbst Zeugniß, wie er in seinem Leben sich gehalten, und mit freudigem Zuruf begrüßen ihn die Lanzknechte. Dazwischen schreit die Rewelge in hohen schneidenden Tönen, von dunkeln Schlägen der gedämpften Trommel begleitet, auf; der arme Tambursgesell nimmt Abschied von den Cameraden; wehklagend erzählt der gute Schweizer, wie das Alphorn ihm den Tod angethan; die verlorne Feldwacht singt

[1]) Das Lied II, 58: „Aus der Zeit, wo die Schäfereyen überhand nahmen", ist verstanden.

ihr heimlich Nachtlied; mit ausgesuchten, gut gesetzten Worten wird frommer Soldaten seligster Tod gepriesen; der Krieger Handwerk rühmt der alte Lanzknecht im Soldatenglück[1]); Liebesmanifest wird zwischendurch im galanten Kriegeslied getrommelt; Rößleins Art wird gepriesen im Reiterlied; in Freude thut der Marketenderin Herzchen floriren; „wär ich ein Knab geboren," seufzt das Mädel, weil die Mutter um den Reiter sie hart gescholten; aber der Trompetenstoß ruft, geschieden muß seyn, in zierlichem Trotte trabt der Reiter im Lustlager am Mädchen vorüber; ein spöttisch Lebewohl bringen die Scheidenden sich im geh du nur hin; aber in Thränen wird das Tüchlein gebadet, und Weh um Weh, Herz um Herz getauscht im Abschied für immer. Wieder wird der Landsturm aufgeboten in der gelehrten Republik im großen Kriegshymnus, und der Taumel ergreift selbst unvernünftige Creaturen, Kuckuck und Nachtigall wettstreiten miteinander; sogar Wasser und Wein hadern; im Siegeslied aber wird das große Te Deum gesungen; es wird der Regenbogen ausgespannt, und die Taube bringt in den Friedensliedern das Zeichen der Versöhnung.

Ist Hader und Zwietracht einmal erst geschlichtet, dann treten Geselligkeit und alle Friedenskünste in ihr Recht, es ordnet im Innern sich die Gesellschaft; darin will jeder sich versuchen, wozu Lust und innerer Beruf ihn treibt, und jede Schaar, in die sich die Masse geschieden hat, tritt in eignen Accorden in den Chor; denn in dem poetischen Staate, worin wir uns hier befinden, ist kein Mitglied stumm geblieben; wie in dem Regenbogen jeder fallende Tropfen in Farben glüht, so ist jede Stimme hier Gesang. Zu Berge fahren die Hirten, und von den Höhen rinnen die Schäferlieder. Melancholisch zieht Lelio in der wüsten Heide durch die Mancha; die kluge Schäferin heißt den König aus der Sonne gehen; zwei Tonnen Goldes und einen Perlenstrauß nimmt im wundersamen Liedlein, wie im Schlafe zusammengeträumt, der Edelmann nicht darum, daß der stolze Schäfer ihm nicht den Hut gezogen; trallernd aber zieht die Hirtin mit dem Ringelein an Neckars Ufer; des Schäferlebens Zierlichkeit feyert die Schallmey und Schäfers Tageszeiten; und hoch in den Lüften kugeln die Engel, horchend dem Weyhnachtsliede, haufenweise vom Himmel herab. Dort ziehen die Jäger, fröhliche Gesellen, in den Wald; die grüne Nacht aber hat eigene Gespenster, und ein seltsam unheimlich Wesen; und es zieht das Grauen durch das verwachsene Dickicht, und dringt in gebrochenen fremden Tönen durch. Da zieht der Jäger, mit

[1]) Soldatenglück, II. 24. Der alte Lanzknecht, II. 148.

drey Federn auf grünem Hut, wie ein langer grauer Brockenschatten, bey Mondenschein über Berg und tiefe Straße; aus grünem Strauch springt die schwarzbraune Hexe ins dunkle Grab; seltsame Wirthschaft treibt die Mißheirath beym Katerbraten; der ernsthafte Jäger tauscht das schneeweise Häublein um den grünen Kranz; Tod bringt der schwarze Todtenvogel Jener, weil sie nicht vertraut. Aber außen jagt der Jäger wohlgemuth in frischem freyem Muth; Jagdglück führt ihm Edelwildpret zu, den seltenen Kuckuck hat der Andere im Busch getroffen; in nächtlicher Jagd hat jener viele Liederweisen aufgetrieben, und in seiner Jagdtasche sie gesammelt. Nieder unter die Erde aber fahren die Knappen dahin, wo nimmer die Gespensterstunde ausschlägt, wo die unterirdischen Pulse schlagen, aber nimmer das Leben aus dunkelem, träumenden Schlafe erwacht. Da pilgert der unterirdische Wandersmann zur Hofhaltung des Königs der Nacht, um seine Schätze mit ihm zu theilen, und spricht in verblümten Worten mit den Hütern; und die Hauer, nachdem sie glücklich den Reichthum gewonnen, und das Silber aus der alten Wand gehauen, stimmen fröhlich den Bergreihen an; auch die Liebe bringt in die dunkeln Schachte, und es bringt der Berggesell ihr ein zärtlich Lied; aus der Tiefe noch sieht fromme Gottseligkeit zum Himmel auf, und preißt im Bergbau der Welt in Bergmanns Worten den Schöpfer im Erdenhaus. Auch die Bauern wollen nicht beym Feste fehlen; Don Juan klagt schwere Noth um seine Trutschel, und singt Sterbgesang; der wohlgezogene Knecht aber, ob er gleich ehrbar sein Wort vorbringt, wird von den adelichen tanzenden Elfen abgewiesen; hölzerne Noth hat blanke Politur, und schweift allzusehr im Sprachpurism aus. Ein Haufen Zigeuner wandert in der Ferne; der rothe Hahn krähet ungerechte Richter aus dem Sündenschlaf; und der Zigeunerkönig muß das Feuer besprechen, daß es nicht mehr ferner wüthe; Vagabunden schweifen sorgenfrei; der arme Schwartenhals singt sein frisch Liedlein; beste Sorte Bettlerwirthschaft ist im schürz dich Gretlein aufgethan; der arme Lump hält übeln Sermon dem alten Bettelvogt. Und während so luftiges Gesindel sich umtreibt, wallfahrten Andächtige betend ihre Straße; von Gefahr und Beschwerden der weiten Fahrt weiß der Pilgrim zu erzählen, und nimmt sie allzumal auf sich um Gotteswillen; entrüstet klagt St. Jacobs Pilgerlied der Welschen Tücke, und wie viel hundert Brüdern der böse Spitalmeister vergeben [1]); ein böser Schalk aus den Cento Novelli hat in die Zwiesprache des Pilgers und der frommen Dame sich ein-

[1]) vergeben = vergiften.

geschlichen. Lustige Studenten liegen auf der Straße, schlimme Leut sind die Studenten, klagt der Bauersmann; schußrichtig wird der Esel mit dem Gelde von den lockern Gesellen erwartet; das Kriegslied straft die Jungfrau übel, weil sie das edle Studentenblut veracht; in der Schreibstunde aber wird mit bösen Listen der Bauer angeführt. Auch Räuber dürfen nicht dem bunten Gewimmel fehlen; die löbliche Gesellschaft Moselsar zieht im Terich zwischen Rhein und Mosel um [1]), und vergnügt sich daran, in einer Conversationssprache sich zu unterhalten; der bayerische Hiesel mit grünem Hut und Schildhahnenfedern und Gemsbart mit Blut legt die zwölf Jäger nieder; Störtebecher und Gödte Michel wollen den Hamburgern die Falle bereiten. Und tief im finstern Thale liegt einsam die Mühle, und dunkele Schrecken schleichen um sie her; Müllertücke weiß vom Verrathe des Argen zu erzählen, der sein Weib den Mördern verkauft, wie der Andere um zweyhundert Nägel freveln Mord verübt, will das Hasselocher Thal verrathen; die Mordwirthin, daß sie den eigenen Sohn erschlagen, verklagt das Lied; und wie die drey Diebe aus Morgenland der Wirthin Töchterlein zerlegen, gleich einem Wasserfisch; und wie der Tartarfürstin Mord gerochen worden. Und was Eifersucht und Liebe irgend an Gräuelthaten hervorgebracht, das drängt sich zu diesen Schauergeschichten an. In Ulrich und Aennchen kehrt der alte Blaubart wieder; der eifersüchtige Knabe übt gegen die Untreue blutig Recht; der Mordknecht dient dem Herrn lästerlich, um seiner wunderschönen Frauen wegen; übel Buhlen bey gut Gewissen; übel wird dem Bremberger gelohnt; und übel Gastmahl von seinem Herrn der edeln Frau bereitet; gegen ihre Kinder wüthet die Herzogin von Orlamünde, weil sie Alberts Wort sehr mißverstanden; die Großmutter Schlangenköchin hat Weh dem armen Kinde bereitet; des Pfarrers Tochter von Taubenhain klagt ihre Schuld; hölliſch Recht ruft das Kindelein im hohlen Baume über die Verbrecherin herauf, unerschöpfliche Gnade mag sie wohl in der Höllenpein anrufen, nachdem sie weltlich Recht gerichtet. Denn gegen jegliche Missethat ist der Arm der Gerechtigkeit gewaffnet; die Juden zu Passau hat sie dem Schwerdte hingegeben, weil sie das Sakrament entehrt; gar schlecht ist es Fritschen und dem alten Lindenschmidt gegen sie gelungen; auch des Mägdeleins treue Liebe mag im Lied vom Ringe nicht den armen Sünder retten; wie die von Nürnberg den Schittensamen mit List gefangen, berichtet das alte fliegende Blatt; und wie übel die von Ulm dem Hammen von

[1]) II. 189. „Terich", in der Vagabundensprache soviel wie „Land".

Reyſtett mitgeſpielt; und wie die Dithmarſcher den Wieben Peter aufs Haupt geſchlagen, und ſein Haupt dann auf das Rad; wo auch in Augsburg Nothzucht die Schuld gebüßt.

Vom Hochgerichte gehen wir zurück, um uns in das emſige Summen bürgerlicher Geſchäftigkeit zu verſenken. Es raſſeln und ſchlagen die Weber fröhlich das Weberlied; Schmiedegeſellen Gruß wird mit höflichen Geberden und unumwundenen Worten abgethan; aus der Schmiede bricht Hämmergeſang, wunderkünſtlich geſetzt; friſch Futter für Declamatoren, damit die Glocke einmal ausruht; der junge Zimmergeſell baut dem Markgrafen ſein Haus mit ſechshundert Schauläden hinaus; Kerbholz und Knotenſtock, Pocket book für Handwerksgeſellen zur Wanderſchaft; Bruder Liederlich will im Rechenexempel mit dem Meiſter ſich ſetzen; facit: haſt du gelumpt, haſt du geſoffen, die ganze Woche, Null für Null geht auf; Trotz den Meiſtern wird geboten im Geſellenauflag, und freye Geſpräche werden geführt; lockre Geſellen aber haben das ſchwerſte Leiden erdacht. Abſchied von Bremen, der wunderſchönen Stadt, nimmt pfeiffend der Schiffer; Hennecke Knecht will ſich auf der See verſuchen; der Fuhrmann ſchwenkt ſein Hütel vor der Schönen Haus; auf der Weinſtraße zieht der ſtolze Schimmel; Bauerwirths Heimkehr entdeckt böſen Liebeshandel; durch den Schnee bricht mit Schellenklang die Schlittenfahrt. Von der Zinne ertönen die Wächterlieder; ſchwere Wacht muß verſtohlene Liebe hüten; aber übele Hut wird bös belohnt im Wächter hüt dich bas; Gott grüß euch all ihr Herren ſingen Mädchen im weißen Nonnenſchleyer, und heiſchen einen Pfennig und einen Heller für das Muttergottesbild; der frommen Magd wird ihr Geſetz ausgelegt; bei den Schleißen aber trollt luſtig das Rädchen; das Spinnlied gibt dem Mägdlein gute Lehre, Himmelsmanna; ſpinn meine liebe Tochter aber irdiſch Brod.

Alle aber, wie ſie in die Arbeit ſich getheilt, ſo vereinigen ſie ſich in Scherz und Freude wieder. Willſt du mit zu Weine gehen? ſingt der Fink im ſcharfen Weingeſang, und freudig jauchzen alle Zechbrüder Dieterlein, dem König der Thoren zu; auch dem lieben Buhlen Muskateller wird ein Ständchen gebracht; ſogar Krätzer aus dem Neckarthale findet warme Seelen, die mit ihm liebäugeln mögen; Maynblümlein bla, wie wird vom böſen Wirth der arme Junge ausgezogen; Hum fauler Lenz findet beym Nachbar gut Gehängniß; das dumme Brüderlein weiß ſein ärmlich Gut gar trefflich anzulegen; lallend wollen die Geſellen dort ein Saufklöſterlein erbauen; Braunbier wird recenſirt; die hochgelobte Buttermilch nach Verdienſt geprieſen; und zum Martinsgänslein höflich eingeladen.

Und es kommen luſtige Muſikanten herbey, und miſchen gute Fugen ein; und Liebe wird auf Noten geſetzt; und die Liebesnoten abgetanzt im Trümmekentanz und Springel-langen Tanz; des Centauren Tanzlied trabt hurtig wie ein Rößlein daher; in der Braut von Beſſa aber wollen die eiſern Knechte den Schreiber mit Buchſtaben, gezogen mit Schlägen und großen Striemen, beſchreiben. Gern läßt die Schnurre ſich in munterer Geſellſchaft finden; große wunderbare Staatsactionen in Schnützelputz Häuſel; concertirender Dialog, dem Meiſtbietenden angeſchlagen; Räthſel um Räthſel eingetauſcht; ſäuberlich Mägdlein im muſikaliſchen Convivium gar zierlich gefältelt; ein Mägdlein jung, die Lehre vom Gegenſatz gut in Verſen ausgedrechſelt; die Kaſtanie, kunſtgerechte botaniſche Beſchreibung; Kuckuck hat ſich zu todt gefallen; und die Nachtigall ſoll vicariren. Der Witz, mit etwas bitterer Zuthat geſchärft, wird Spott; und wie Weſpen ſumſen die Spottlieder in der luſtigen Brüderſchaft herum; in Taille douce wird gar übel der Kleiderpracht des altfränkiſchen Eleganten mitgeſpielt; ſelbſt der alte Kriegsknecht läßt im neu Klaglied zu bittrer Modecontroverſe im frommen Eifer ſich bewegen; und grauſamlich wird mit den Pflegern dieſer Sündhaftigkeit in den Schneiderliedern umgeſprungen. Es wird die Schnecke an die drey Schneider gehetzt; gar hoch verſteigt ſich Schneiders Phantaſie im Meiſtergeſang; in der Ehrenſache wird dem Bock die Injurie ſchimpflich abgebeten; Rinaldo Rinaldini handhabt mit Schneiderskünſten behend das teufliſche Ungeziefer; das zarte Weſen bökſend Wildpret zu Baknang[1]), Geißenpantheon im Erbbegräbniß; Schneiders Durchgang durchs rothe Meer; neunmal neun und neunzig erſoffen in der Traufe; Wanderſchaft im Taubenſchlag. Anmuthig werden die ſatyriſchen Pfeile mit Cupidos Pfeilen gemiſcht, und in den feindlichen Brüdern Don Geishaar und Don Mahlmehl, Tuchdieb und Weizendieb aneinander gehetzt; und das angefangene Thema im Haberſacke fortgeſetzt. Im Abt Reithard, dem alten Schwanke, werden die Bauern mit Wein ohne ihr Zuthun zu Mönchen geſalbt; wo der Spielmann liegt begraben, weichet der Schwaben Spott; und bringt reiche Erndte in der ſchwäbiſchen Tafelrunde; auch vor den Schweizern wird im Schmäh́lied der verhaßte Pfauenſchwanz ausgebreitet; der Eſel als Recenſent im Wettſtreit des Kuckucks und der Nachtigall; der krumme Peter will ſich auch nicht ſaumſelig finden laſſen.

Hat aber die Luſt ausgetobt, dann mag die Weisheit gute Stätte finden, und läßt in Gnomen und goldenen Sprüchen und Parabeln ſich

[1]) II, 370: Das „zarte Weſen“ iſt eines Schneiderleins Geis, die von den Leuten zu Baknang als Rehbock verſpeiſt wird.

vernehmen. Die Hasel gibt dem Mädchen gute Lehre; an den Himmel wird der Glaube verwiesen, wenn der Zweifel an menschlicher Klugheit verzagen will; die Wahrheit schreit Mord über Mord, weil so übel die Gelehrten sie mißhandeln; der arme Krüppel weiß die Vortheile einer schwachen Gesundheit auszulegen; die Diagnose des alten deutschen Uebels gibt Niklas Wohlgemuth; Leib und Seele hadern in der Vision an Grabes Rand; Uebersichtigkeit hält mit wenig Haus; auch das Glück findet seinen Spruch; der Abendsegen bettet die bewegte Seele in stille Ruh. Wenn aber die Weisheit im Uebernatürlichen sich überbietet, dann wird sie Zauberey, und auch davon dürfen Anklänge dieser Poesie nicht fehlen. Der treffliche Albertus Magnus waffnet seine Kunst gegen die falsche Königin, die um Minne viele Buhlen schon verdorben, und all ihre Buhlerkunst muß an ihm verloren seyn; dreymal schwenkt der Böse die treulose Braut herum, damit zur Thür hinaus, und dann reit du und der Teufel fort; erschrocken muß das Quartanfieber vor dem Zauberspruch entfliehen. Aber hinab zu Andacht, Liebe, Hader, Jubel, Schmerz und Weisheit sendet die Todtenglocke dumpfen Hall; die gebetenen Gäste stehen einer um den anderen auf, je nachdem ein Wink der verschleyerten Gestalt sie abgerufen; sind sie Kinder der Freude gewesen, sollen sie nun Kinder des Todes werden, und an der Knochenbrust die Milch der Verwesung trinken. Steigt der Zug in bunte, hell auffingende Farben gekleidet an jener Seite auf, so sinken an der andern die Trauerchöre verhüllt hinab; immer von neuem wird der Eimer mit Lebensgeist gefüllt und wieder ausgeleert; nicht zu löschen ist der Durst der bildenden Natur nach immer neuer Lebendigkeit. Steigen die Säfte, sinken die Säfte, es ist immer dasselbe große Leben, das sie treibt; auch der Tod ist daher absteigendes Leben, er hat seine Poesie und seine Lieder. Der Tod und das Mädchen im Blumengarten halten Liebesgespräch, und das Mädchen muß dem furchtbaren Liebhaber sich ergeben; im Traum wird der Welt Pracht und Herrlichkeit ausgelegt; der Todtentanz zum Kehraus aufgespielt; ach was hilft ein Blümelein, sieben Klafter tief ist ein Bettchen schon bereitet; der Tod Blumist im Erndtelied; soll ich denn sterben, des Knaben Klage um frühes Scheiden; Trutz dem Tod geboten von leichtem Blut; Todesahndung, wirre Phantasie, wehmütig aus trübem Auge blickend; das andere Land, weite Aussicht aus dem engen Haus; Hans Sachsens Tod traumweise in Albrecht Dürers Manier. Dem Scheiden folgt die Todtenklage; aber nimmer mögen die Churfürstin von Sachsen und die Pfalzgräfin die geliebten Todten verklagen; lebenssatt aber legt Philipp von Hessen das müde Haupt dahin.

Es neigt das reiche Spiel, das wir an uns vorübergehen sahen, zum Ende; wir werfen noch einen Blick auf die Bühne hin, auf der es spielt. So weit deutsche Zunge germanische Sprache spricht, sind diese Lieder heimisch, dem größten Theile nach in der herrschenden Stammsprache gedichtet, aber keineswegs ausschließend irgend eine andere Mundart. Jener Stamm, der auf der großen europäischen Höhe sich angesiedelt, hat eigenes Idiom sich zugebildet, und wie alle Sprachen in den Gebirgen sich am treuesten aufbehalten, weil sie gleichsam ihre Wurzeln tief in die Felsenspalten hineingeschlagen; so hat auch dieser Dialect durch viele Jahrhunderte in ursprünglicher Einfalt und seinem Schallmeyenaccent sich bewahrt, während die Ebene Sprachformen wie alle Formen leicht gewechselt. Reichlich hat dieß Volk zur großen Lese beygetragen, Milch und Butter, gelb wie Gold, Kränze von Alpenblumen, Liebe und alles, was die Armuth geben kann. Dusle und Babeli, gar einfältiger Liebeshandel; wers Lieben erdacht, Sängers Abschied von Feinsliebchen herzlich und treu; den Dritten thu ich nicht nennen, Wiederhall alten Gesanges von den Schweizerbergen; des Hirten Einsamkeit, lauter Ruf der Hirten von Alp zu Alp; Schweizerlied, musicirend in hellen Worten: Emmenthaler Kühreihen, Liebsgeflüster im Odenflug; Einquartirung, Bauernfluch zum Willkommen den hungrigen Gesellen; der König aus Mayland, Bauernroman von König und Königstöchterlein gespielt; Graf Friedrich, des blassen Todes Brautlied; die vier heiligen drey Könige, des Herren Geburt in Lindenholz geschnitzt. Auch eine eigene Geschichte hat sich dieß Volk erkämpft, und der Nachklang alten Heldenruhmes hat in den Schlachtliedern sich erhalten. Die Schlacht bey Murten erzählend, wie die Eidgenossen Schachzabel, das Königsspiel, gespielt; die Schlacht bey Sempach, des Adels Niederlage und Winkelrieds That; Wilhelm Tell, das alte Lied; Schweizer Kriegsgebet, das neue Lied. Ein bayerisch Alplied schließt sich dem Zuge der Gesellen an; auch schöns Salzburger Mädl mit dem krausen Härl, gar wunderlich mit einem von den Liebesgöttern zusammengebracht; ein schwäbisch Tanzlied fährt munter daher; aus dem Odenwalde singt der schöne Vogel von dem grünen Baume Liebestrauer; geh nimm mich, juxt das österreichische Soldatenliebchen bey Schlambascher Wein; fern herüber tönt das schöne schlesische Gebirgshirtenlied.

Es hat in unsrer Betrachtung, was in einzelnen lyrischen Auswürfen aus dem Gemüthe nach und nach hervorgebrochen, wie von selbst zu einem dramatisch epischen Ganzen sich gefügt. Denn ein unsichtbares Band geht durch alle Dinge, und wie zwey Tropfen in der Berührung ineinander fließen, und das große Meer selbst allein aus so verbundenen

Tropfen besteht, so vermag keiner in seinem besten Gefühle sich loszusagen von dem großen architektonischen Plan, den der Bildner selbst gefaßt, und den die Gebilde darzustellen haben. Vernichtet Gemeines und Schlechtes, und von selbst fügt das Gute sich zusammen, und die innere Ganzheit bricht in den getrennten Theilen durch. Die Nation selbst hat in diesen Gesängen ihr Inneres aufgethan; was in ihrer Geschichte in Zwist und Kampf und Krieg befangen erscheint, eben weil in ihr jener Scheidungsprozeß des Hohen, Fremdartigen von der guten Masse besteht, das hat sich in der Poesie geklärt, und nachdem die wilde sündige Materie ausgeworfen, steht sie hier sich selbst klar und verständlich da. Gemeinhin wird in dem gewöhnlichen Leben allein die Wahrheit, in der Poesie nur Schein und schöner Trug gesucht; gerade umgekehrt erscheint uns die gute Poesie untrüglich, der gemeine Verlauf der Dinge aber das große Haus der Lüge und der Täuschung. Hat je ein Auge nur, in das sich ein überfließend Herz ergossen, uns betrogen? Vergehen nicht vor einer wahrhaften Begeisterung und einem warmen Gefühle alle die Schlechtigkeiten früherer Ueberlegung und kalter Klügeley, bis mit zunehmender Erkältung wieder die Nebel sich verdichtet haben? Ist eine wahre Empfindung je an sich selbst irre geworden? Nur weil die Quellen in der Menschenbrust nicht anhaltend fließen, sondern intermittirend hervorbrechen, und wieder in sich selbst versiegen, darum kommt Wankelmüthigkeit und Unentschlossenheit ins Leben; mit der ruhigen Besinnung kehrt auch immer die Mensur zurück und die Einsicht, die Umsicht und die Wahl, und selten wählt der Mensch im nüchternen Muthe, wie Gott, das Beste; seltener aus innerer Verzagtheit das Schlechteste, meist ein neutrales Gemisch aus beydem, eben das Gewöhnliche. Es ist daher zu glauben, daß eine Nation nicht schlechter sey, als ihre Poesie; es würde betrübt um die Deutschen stehen, wenn sie nicht besser als ihre Geschichte wären; haben sie ihre eigene Herzenssprache dort geredet, so haben sie hier jeden fremden Patois sich aufdringen lassen müssen, und aus innerer Kleinmüthigkeit nach und nach ihre Muttersprache beynahe ganz vergessen. Die Jahre oder Jahrhunderte eines Volkes, in denen keine Begeisterung gewesen ist, werden in seiner wahrhaften, zugleich poetischen Geschichte nicht gezählt; schon lange aber drucken die Neudeutschen mit großer Geschäftigkeit solche Schmutzblätter zu ihren Annalen, die jedesmal als Widerdruck aus der Presse kommen, daß dem Lesenden die Augen übergehen. Wollen sie nicht, daß ihre Wirklichkeit ihre innere Poesie, und somit den Kern ihres Wesens vernichte, so müssen sie ihre zufällige Aeußerlichkeit durch die bessere Natur Lügen strafen, damit sie vor der Geschichte ihre augenblickliche Abwesenheit rechtfertigen, wie andere Völker es gethan haben.

Freilich kann die Poesie nicht die Gewalt abtreiben, aber sie kann Macht aufbieten gegen Macht; es ist um keinen gethan im größten Unglück, der seine innere Resonanz sich ungekränkt bewahrt; eine hölzerne klanglose Natur aber wird ewig als Knecht der Stärke dienen, weil es die Natur selbst so geordnet. Darum ist die Existenz einer so klangreichen, tönenden, federkräftigen Poesie in der Mitte der Nation eine so tröstliche Erscheinung, ihre innere Trefflichkeit zeugt für ihre Wahrhaftigkeit, und daß sie Volkspoesie geworden, beweist, daß diese Wahrheit nicht bloß individuell für die Dichter gelte, sondern in der ganzen Masse ein durchgehender Zug sich gefunden habe, der den Dichter und die Nation in eins geschmolzen. Wir können durch sie ergänzen, was in den Begebenheiten mangelhaft geblieben; und wenigstens eine Hoffnung ist uns geblieben. Auch gibt schon das Streben nach besserer Zukunft selbst in dieser Poesie sich zu erkennen dadurch, daß sie aus der Geschichte in den Romanzen so oft das Beste sich angeeignet. Der alte Hildebrant, der Tannhäuser, der Pfalzgraf am Rheine, Prinzenraub, der Graf im Pfluge, Stauffenberg, Oloff, Ladisläs Ermordung, Schlacht am Kremmerdamm, Schloß Orban, Burkhart Münch, Zug nach Morea, Conradin, der Staar, alle bey Gott, die sich lieben, Edelkönigs Kinder, Herzog Hans von Sagan, Graf Friedrich, Lenore, Thedel von Wallmoden u. s. w., sind Reminiscenzen aus der theils fabelhaften, theils wirklichen Geschichte der Nation, und gleichsam wie kleine zusammengebrochene Abbilder der großen Erscheinung, die sich früher vor uns gestaltete. Hier auch ist der Punct, wo die Volkslieder in die sogenannten Volksbücher übergehen, von denen wir an einem andern Orte gesprochen haben. Man hat die größeren Romanzen, weil das Volk nicht Athem genug für so lange Gedichte hatte, in den Erzählungston übersetzt, und in dieser Form haben sie jene Bücher aufgenommen.

Sollen wir aber das eigentlich Historische in dieser Poesie selbst wieder ins Auge nehmen, dann mag bei der Seltenheit und dem Untergange früherer Sammlungen nur wenig Fragmentarisches sich als Ausbeute der Untersuchung ergeben. Diese unadelige Poesie hat keine Heraldik gehabt und wenig auf die Fortsetzung eines regelmäßigen Stammbaums gehalten, und wir haben schon berührt, wie von dieser Seite eine frühere Mahlerey in frommer Unbefangenheit und anspruchloser Hingabe alles Ehrenbesitzes ihr ganz und vollkommen gleich gestanden. Viele dieser Gedichte sind ohne Zweifel nicht Individuen, sondern Familien; mit den fortlaufenden Generationen sind sie fortgewachsen. Wenn sie in einzelnen Gliedern abgestorben, dann haben sie in andern um so frischer sich erneut; so sind sie wie ein Polypenstamm durch die Zeiten fortgewachsen, und es hält schwer, unter den vielen Verzweigungen

zu entscheiden, welches der ursprüngliche Mutterstamm gewesen ist. Gerade bey unserer Anschauungsweise ist es offenbar geworden, wie so viele einzelne Gattungen theils unverhältnißmäßig schwach besetzt erscheinen, theils auch gar nicht vorhanden sind, entweder weil die einzelnen Denkmäler schon untergegangen, oder den Sammlern noch nicht vorgekommen sind. So sind viele verbindende Mittelglieder ausgefallen, und dadurch so manche Uebergänge vernichtet worden, die in der Folge allmäliger Entwicklung die verschiednen Momente miteinander verbunden haben. So ist nur in einzelnen Ueberresten noch das Medium vorhanden, in dem diese Lieder mit dem Minnegesang zusammenhiengen. Bedeutend für diesen Theil der Geschichte deutscher Lyrik ist ein Manuscript, das unter No. 343 auf 143 Folioblättern, in gewöhnlicher Cursivschrift, auf Papier geschrieben, in der vaticanischen Bibliothek sich befindet. Diese Sammlung, die, nach der Sprache und andern innerlichen Merkmalen zu urtheilen, in die erste Zeit der Reformation fällt, enthält neun geistliche und hundert und neunzig weltliche Lieder. Wir bemerken darunter viele, die auch in das Wunderhorn aufgenommen sind. Z. B. No. 35: Herzlich tuet mich erfreuen die frölich Summerzeit, im ersten Bande, S. 239; No. 1: Ach Gott mich thut verlangen, nach dem der jetzt gefangen, dem liebsten Fürsten mein, B. II, S. 111; No. 85: Schwer lanckweyllig ist mir mein Zeit, seidt ich mich hab gescheiden, B. II, S. 115; No. 98: Ach Gott wie weh thut scheiden, aus Herzen Grund, so trab ich über die Heiden, B. I, S. 206; No. 100: An Liebes Brust, nach Herz und Lust, lag da mit Armen umpfangen ein junger Knab; No. 109: Der Wützgauch hat sich zu todt gefallen, von einer holen Weiden, wer soll uns diesen Sommer lang, die Zeit und Weil vertreiben, B. III, S. 111; No. 110: Die Sonn die ist verblichen, der Mond ist ufgegangen, die Nacht die kommt geschlichen, B. I, S. 389; No. 121: Es wolt ein Jäger jagen, wolt jagen wilde Schwein, was begegnet ihm uff der Heiden, B. I, S. 139; No. 129: Es wonet Lieb bey Liebe, darzu groß Herzeleid, B. II, S. 243; No. 138: Ich ritt mit Lust durch einen Walt, do sangen die Vögelein jung und alt, B. I, S. 327; No. 143: Ich hört ein Fräulein klagen, fürwahr ein weiblichs Bild, ihr Herz wollt ihr verzagen, B. I, S. 314; No. 150: Ich stundt an einem Morgen, gar heimlich an einem Ort, da hat ich mich verborgen, B. III, S. 44; No. 164: Mein Fleiß und Müe ich nie hab gespart, allzeit gewahrt den Herren mein, zum Besten sein, Georg von Fronsberg, B. II, S. 344; No. 186: Wo soll ich mich hinkeren, ich armes Bruederlein, wie soll ich mich ernähren, B. II, S. 425; eine Variante davon No. 191: Wo soll ich mich hinkeren, ich armes Waldbrüderlein. So ist auch noch bey andern das Thema variirt,

so No. 35: Ich weiß mir ein Meidlein, gar hübsch und fein, in B. II, p. 37: Ich weiß mir ein Liedlein, hübsch und fein; No. 107: Dort außen auf jenem Berge, da stet ein Kasten Hakerlein; No. 122: Ein Fräulein zart, ganz schon von Art, mir Treue erzeigt, ist doch geneigt, und No. 184: Von edler Art, ein Fräulein zart, bist du ein Kron, der ich mich han ergeben; in naher Berührung mit dem Liede: Von hoher Art ein Fräulein zart B. I, S. 386; endlich No. 180: So wünsch ich ihr ein gute Nacht, zue hunderttausend Stunden, wann ich ir Lieb verwandt mit kurze Weile, B. I, S. 110. Die übrigen Lieder enthalten eine Menge Anklänge aus dem alten Minnegesang, wie sich aus ihrer Vergleichung mit den bekannten Sammlungen, und insbesondere wieder mit den Manuscripten No. 313, der Mynne Kint, und No. 357 der vaticanischen Sammlung ergibt; eine Untersuchung, die aber nicht dieses Ortes sein kann[1]).

Schon die Veraltung der Sprache macht eine vielfache Veränderung im Laufe der Jahrhunderte nothwendig; die Uebersetzung eines beliebt gewordenen Gesanges in die mancherley Dialecte ist gleichfalls Ursache einer beständigen Veränderung, die er, jedesmal sich anschmiegend dem Character des Idioms, erfahren mußte. Große, ganz nationell gewordene Dichtungen, die so lange sich behauptet, und sich so weit verbreitet hatten, daß sie jene zwiefache Umänderung erfuhren, mußten auch an dem allgemeinen Wechsel des Geschmackes im Verlaufe langer Zeiträume Theil nehmen, wie wir selbst große architectonische Werke, deren Bau mehrere Jahrhunderte gedauert, auch den Character der verschiedenen aufeinander folgenden Zeiten in ihren verschiedenen Constructionen darstellen sehen. Mehr noch hat die individuelle Willkühr jener, die sie fortgepflanzt, auf sie eingewirkt. In manche, die selbst poetische Productionskraft besaßen, mochte schon Bestehendes eintreten als Ferment, und den innern Geist anregen, daß er das Aufgenommene wieder gab in einem zwar ähnlichen Character, aber erweitert und verändert, und wohl auch geläutert in der eigenen Natur. Andere Unberufene, indem sie eigene Schleimsäfte zugemischt, mußten in demselben Grade die Masse des umlaufenden Lebensblutes verwässern, daß die Lieder verdarben in ihrem Munde. Wieder konnte in vielen Gemüthern sich jene Willkühr dadurch äußern, daß sie sich darin gefielen, Entlegenes und Geschiedenes zu paaren, und entweder mechanisch getrennte Fragmente verschiedener Poesien in ein Ganzes zu verknüpfen, was eben so gut auch Vergeßlichkeit bewirken konnte; oder das in sich Aufgenommene selbstständig in-

[1]) Görres druckt hier als Anmerkung drei längere Proben aus der pfälzischen Handschrift Nro. 343 ab. Ich lasse die verderbten Texte ausfallen. Vgl. übrigens Jos. Görres als Herausgeber usw. S. 134, 147.

einander zu verarbeiten, daß ein drittes mit beyden Verwandtes, aber doch für sich Bestehendes daraus hervorsprang. Rechnet man zu diesen Veränderungen, die jene Lieder durch Zuthat erfuhren, noch jene andern, die ihnen durch theilweisen Ausfall dieses oder jenen Gliedes, durch allmäliges Verwittern in den Zeiten, durch stufenweises Erbleichen im Gedächtniß des Volkes bey zunehmender Unverständlichkeit widerfahren mußten, dann kann es uns nicht befremden, daß so viele in einem solchen verstümmelten Zustande auf uns gekommen sind, daß sie in so vielfältigen, sich kaum gleichsehenden Variationen umgehen, und daß so viel Schlechtes, besonders aus den neuen Zeiten, wo die freche Willkühr der Individualität unleugbar in demselben Maße zugenommen, in dem die innere Poesie in der Masse bey geringerer Erregung gesunken, mit unterläuft. Von der einförmigen Monotonie des Minnegesanges an, der von der schwach besaiteten Lyra in wenigen einfachen, aber tiefen Brust- und Herzenstönen erklingend, die ersten Jahrhunderte mit klaren, reinen, frischen, kühlen Liebeswellen tränkte, bis sie allmälig erwachsend, nicht mehr an dem lieblichen Summen und Rieseln sich ergnügen mochten, sondern tiefere und weitere Gefühle suchten und größere Farbenabstufung und Tonreichthum, durch jene Zeiten durch, wo der Gesang allmälig immer tiefer in die Brust sich eingehüllt, dann in die Breite in den künstlichen, ceremoniösen sogenannten Meistergesang auseinanderfloß, und endlich aufbrennend nach oben in die neue höhere Poesie, und abwärts sich niederschlagend in das fade Phlegma gemeinen Handwerksburschenwitzes, durch alle diese Veränderungen der deutschen Lyrik zieht sich zwar sichtbar eine Linie des Steigens und Fallens und vielfältiger Beugungen durch; aber es ist unmöglich, diese Curve selbst, weil beynahe alle bestimmenden Puncte fehlen, geometrisch für die Wissenschaft zu construiren.

Eben darum aber, weil diese Poesie keine Historie hat, und darum auch nicht historisch behandelt werden kann, möchten wir die Herausgeber dieser Sammlung in Schutz nehmen gegen die Beschuldigung, daß sie zu wenig die historische Treue in der Anordnung und Behandlung des Buches geachtet hätten. Sie haben besonders im ersten Bande einzelne Gedichte eingelegt, andere mannigfaltig restaurirt, und durch Zusammenschieben fragmentarisch geschiedner Theile sie zu einem zusammenhängenden Ganzen gefügt, und sich also beynahe alle die Freiheiten genommen, die wir eben als störend die eigentliche Geschichte dieser Gattung angeführt. Die Herausgeber wollten nicht eine Chronik deutschen Volksgesanges geben, das würde bei dem unmäßigen Umfange dieser Gattung und bey dem vielen Schlechten, das sie aufgenommen, eine unerschwingliche und undankbare Unternehmung gewesen seyn; sie wollten vielmehr in Einen Brennpunct die, durch das Volk zerstreuten Strahlen sammeln,

um im engsten Raume eingeschlossen, was über die Weite unscheinbar auseinander gelaufen, der Anschauung vorzuführen. Oft genug mußte der Fall eintreten, daß von guten Gedichten nur ein Haufen Trümmer sich erhalten hatte. Der Witz gefiel sich darin, diese Fragmente so zu ordnen, daß aus fremdartigen Gliedern verschiedner Gestaltungen doch ein Bild erwuchs, das nichts Widersprechendes in seiner Zusammensetzung zeigte. Ein solches Spiel, in der Plastik kaum auszuführen, muß in der Poesie als ein Erlaubtes zugegeben werden. Oefter noch mußte einiges Gute Schlechtem oder Mittelmäßigem eingesprengt erscheinen, die Sammler pochten das Metall heraus, und man würde ihnen wenig Dank gewußt haben, wenn sie das taube Gestein mitgegeben hätten. Was aber die eingelegten Gedichte selbst betrifft, so kommt es dabey hauptsächlich auf die Frage an, ob dabey der Geist des Volksmäßigen geehrt und getroffen worden, oder ob die Subjectivität der Dichter durchgeschlagen, und dadurch etwas Fremdartiges der reinen Masse zugemischt worden sey. Aber Altes und neu Hinzugedichtetes läuft so in einem Tone und Charakter fort, daß es schwer werden sollte, ohne anderweitige Nachweisung mit entscheidender Gewißheit anzugeben, wo das Eine aufhört, und das Andere anfängt. In Sachen der Poesie ist es ein anderes als in den der Wissenschaft; der Geschichtschreiber muß mit Treue sammeln, was sich vorfindet, jede untergeschobene Thatsache ist eine Lüge, über die Rechenschaft von ihm gefordert werden kann. In der Kunst aber ist nur das Häßliche die Lüge, ihre Werke sind an die Zeit gebunden nur für die Entstehung, keineswegs aber für die Anschauung; ihr könnt alle Gedichte dieser Sammlung betrachten, als wären sie heute entstanden, oder vor Jahrhunderten, an ihrem Wesen wird nichts dadurch geändert. Ein Werk, in ihrem Geist und Charakter vollendet, wird allein dadurch auch aufgenommen in ihre Genossenschaft; Fremdes aber und Gemeines, habe es auch durch viele Zeiten fortgewuchert, wird ausgestoßen und weggeworfen aus der Gemeinschaft. Wollte ein Meister uns den Dom von Cölln in seinem ursprünglichen Geist vollenden, vor der Betrachtung des Werkes würden die Jahrhunderte verschwinden, die zwischen seine Gründung und Vollendung sich eingedrängt, der Bau würde dieser Art angehören, und zusammt ihr auch wieder der alten Zeit. Bey einer neuen Auflage des Buches könnten indessen die Herausgeber zur Beruhigung der Aengstlichen auch die Linien der Restauration angeben.

Den Nachruf, welchen einer der Herausgeber dem ersten Bande dieser Lieder mitgegeben [1]), überlassen wir den Lesern selbst zu würdigen,

[1]) Bd. I, S. 423: „Von Volksliedern. An Herrn Kapellmeister Reichardt" von Arnim, vorher in Reichardts „Berlinischer musikalischer Zeitung" 1805, Stück 20–26.

da uns unsere Liebe zur Sache ohnehin schon zu ziemlicher Ausführlichkeit verleitet hat.

Ossian [1]).

Gutes Wort aus alter Zeit in fremder Zunge wird uns hier geboten. Ossian selbst will uns erscheinen, und durch Harfengesang verständlich in seiner Sprache zu uns sprechen. Irrend in den Gebürgen Caledoniens haben sie seinen Schatten angetroffen, und ihn beschworen, daß er Rede stehe, und Stimme verschwundener Vorzeit werde und Nachklang alter Vergangenheit. In den Gebürgen allein mag der starke Adler nisten, innen sind sie mit Metall gesättigt, und außen sticht das feste Urgestein durch die leichten Gestalten der Oberfläche durch. Auch die Sage geht in den Gebürgen um, am spätesten verglüht an den großen Massen die Erinnerung, verborgen ruht die Tradition im sichern Lager und wird von den Strömen wie Goldstaub in die Ebene ausgeworfen. Auf den Bergen und den Inseln am fernen Umkreis im Aufgang und im Niedergang, im Mittag und Mitternacht hat die Natur dem, was sie bewahren will, eine sichere Freystätte bereitet. In der Mitte auf der Ebne geht der Sturm der Begebenheiten, Zeiten häufen

[1]) Probe einer neuen Uebersetzung der Gedichte Ossians aus dem gaelischen Original, von C. W. Ahlwardt, des oldenburgischen Gymnasiums erstem Professor und Rector. Hamburg bey Perthes. 1807 (10 gr.). Heidlbg. Jahrb. 1810. Fünfte Abteilung, I, 249. — Bekanntlich hatte der Schotte James Macpherson (1738—1796) von 1760—1765 die durch den lebendigen Volksmund und alte Handschriften angeblich erhaltenen Gesänge des sogenannten Barden Ossian in englischer Uebersetzung veröffentlicht. (**Fragments of ancient poetry, translated from the Gaelic or Erse language** 1760; **Fingal** 1765; **Temore** 1763; **Works of Ossian** 1765), die ihren Eroberungszug durch Europa machten und in Deutschland das Zeitalter des Bardenkults inaugurierten. Ueber die Echtheit der Lieder wurde von Anfang an ein teilweise erbitterter Streit geführt, der heute, Dank vor allem der Schrift von Talvy, „Die Unechtheit der Lieder Ossians und des Macpherson'schen Ossians insbesondere". Leipzig 1840 u. a., im ganzen dahin entschieden ist, daß die Gedichte Schöpfungen Macphersons nach Wendungen und Motiven hochländischer, besonders ursprünglich irischer Sagen und Liedermärchen sind. Das Gewebe von Wahrheit und Fälschung ist schwer zu entwirren. Unverkennbar sind die moderneren wehmütigen, idyllischen, sehnsüchtigen Elemente, die Macpherson in seiner Zeit, bei Thomson, Young, Pope, Rousseau vorfand. Echte alte Handschriften der von Macpherson angeführten gälischen Originale sind nicht gefunden worden. Was die **Highland Society of London** 1807 als gälischen Grundtext nach Macphersons Tod herausgab, sind einige in Orthographie und Sprache verbesserte, von Macpherson selbst herrührende gälische Manuskripte. — Für Görres ist — ganz im Sinne der jüngeren Romantik — die in der Hauptsache nicht anzutastende Echtheit der Gedichte Ossians entschieden. So schließt sich dieser Aufsatz an die Wunderhornbesprechung an, wo die Herausgeber gleichfalls gegen den Vorwurf böswilliger Verfälschung alter Volkspoesie in Schutz genommen werden. Vgl. auch Jos. Görres als Herausgeber u. s. w. S. 133.

sich auf Zeiten, Thaten werden auf Thaten geschichtet; aber wie Windsbraut geht das Verhängniß und der Eigenwille durch die Formen und wirft die Trümmer übereinander. Die Ebene hat keine geologische Geschichte, nichts als Gerölle, und lose Nagelfluh und den leichten Flugsand, die Asche erstorbener Gebürge, und oben auf die Dammerde, an der jedesmal die gegenwärtige Generation zehrend hängt. Was sich bewahren will, das flüchtet zum sichern Porte, und wird in der Geschichte selbst wie Felsenhöhe, die in der Zeit verwittert, aber nicht untergeht. Wo sollten wir die alte Poesie auch suchen, als bey der großen Naturpoesie, die Natur hat das Bild hingestellt, die Geschichte legt Ton und Wort hinein, und der Berggeist singt nun in stiller Mitternacht die Kunde vergangener Tage und den Gesang früher Geschlechter. Wo ist die Quelle nordischer Poesie am reichlichsten geflossen als auf Island, wo sie heiß wie die Heklabrunnen der Insel durch den Schnee sich durchgebrannt. Warum ist die alte germanische Bardenpoesie untergegangen? nur weil, nachdem das Christenthum sie aus ihren Höhlen und Hainen herausgetrieben, kein freyes, großherziges Bergvolk sie aufnehmen und bewahren mochte. Wo sollen wir celtischen Gesang aufsuchen, der so ganz untergegangen in spätere Cultur in seinem Ursitz, als bey jenen einzelnen Verzweigungen des großen Stammes, die er nach allen Seiten ausgeworfen, Basken in den Pyrenäen und Bretonen etwa und vor allem bey jenem nördlichsten gälischen Stamm, der aus dem Stromgang der großen Geschichte am weitesten herausgetreten, und seine eigene nur übende nicht zerstörende [1]) sich gegründet hat.

Divinatorisch mußte aus diesen Voraussetzungen die wirkliche Existenz einer alten Poesie in diesen Gegenden sich voraussagen lassen, selbst ehe die Denkmäler aufgefunden waren; nur der Zweifel, ob die Nachforschung nicht Jahrhunderte zu spät gekommen sey, konnte die Gewißheit des historischen Calculs problematisch machen. Die Besorgnis erweiß sich nichtig, da Macpherson die Denkmäler wirklich im Munde des Volkes fand, sie wurden mit Liebe und Freude aufgenommen. Bald trat auch die bedächtige Kritik hinzu, sie wollte prüfend wägen, und an inneren Merkmalen erkennen, ob die Urkunden echt oder verwerflich seyen; die lautesten Stimmen waren für das Letzte, andere bestimmten sich für das Gegentheil. Es wurde viel hin- und hergeredet in England, Deutschland und allerwärts, und wie überhaupt reichlich das Gerede fließt, spärlicher das Thun, an Untersuchung auf Ort und Stelle wurde zuletzt gedacht. Jetzt erst hat die hochländische Gesellschaft durch ihr Zwischentreten den Streit entschieden. Es kann nicht bezweifelt werden,

[1]) Zu ergänzen „Geschichte".

daß diese Dichtungen ein Vermächtniß früher Zeit durch die Tradition von Geschlecht zu Geschlecht vererbt als Volksgesang in Caledonien mit dem Stamme selbst noch leben. Als man allein noch die Edda des Snorro Sturleson[1]) kannte, da mochte man mit einigem Schein die Paradoxie aufstellen, der Sammler dieser Mythen sey auch ihr Erfinder, als man aber in der sämundischen Edda[2]) die Gedichte selbst größtentheils entdeckte, die jener prosaisch aufgelöst und geordnet hatte, da würde es Wahnsinn gewesen seyn, länger jene Irrlehre zu vertheidigen. Nicht anders ist das Verhältniß Macphersons gegen jene gaelischen Originale: Die ihn für den Erfinder halten, wissen nicht, was Volkspoesie zu bedeuten habe, und daß keine Nation sich von außen herein fremden Gesang einimpfen läßt, und indem die heftigsten ihn bitter zu schmähen glauben, und als strafbaren Verbrecher darstellen, ahnden sie in ihrer Pedanterie nicht, wie sehr sie ihn erheben, indem sie ihn für den Erfinder einer so ganz originellen Poesie halten, und glauben, daß in ihm die Dichtkunst einen so kräftigen Sproß getrieben habe. Eins fehlte noch, um den ganzen Streit würdig zu krönen, daß nämlich die neue deutsche philosophische Kritik von der hochtrabenden Gattung sich gleichfalls auf ihre Weise versündigen mußte; wir haben neulich noch gesehen, wie sie, nachdem alles schon geendigt schien, sich noch ihr Recht vorbehielt, und in einem unserer kritischen Blätter es vollstreckte. Nachdem sie dem großen einfachen Gesetze des Gewerks gemäß rechts einen idealen Pfahl eingerammelt, links einen realen, beyde dann durch einen indifferenten Querbalken verbunden hatte, wurde der Dichter eingefangen und ohne Erbarmen an den Galgen aufgeknüpft. Als ein Verbrechen wurde übermäßige triefende Sentimentalität angegeben, als corpus delicti stellte man Delinquenten einige Thränenkrüge, Herbstnebel und dergleichen Allotrien hin, als mater dolorosa aber trat Agandekka[3]) zur Gerichtsstätte hin. Freylich haben sie nur gegen einen Dunstschemen aus dem eignen Brodemtopf gewüthet, wie eine Ketzersecte behauptete, nicht Christus selbst sey gekreuzigt worden, sondern an seiner Stelle der Teufel, der seine Gestalt annehmen müssen. Haben sie denn gar nicht gefühlt, welche unsägliche Anmaßung darin liege, durch eine rein subjective Construction annulliren zu wollen, woran eine brave, gemüthsvolle Nation, fern von allen äußerlichen Verschraubungen allein dem innern Naturgefühl vertrauend, Jahrhunderte sich ergötzt und erlabt hat? Wenn sie uns nur nicht ferner

[1]) Die von dem Isländer Snorri Sturluson (1179—1241) verfaßte prosaische Edda.

[2]) Die ältere, fälschlich dem Saemundr (1056—1133) zugeschriebene poetische Edda.

[3]) Die Tochter Starnos, des Königs von Lochlin, die von ihrem Vater ermordet wird, weil er sich an Fingal, der sie liebt, rächen möchte. Die Geschichte wird erzählt im dritten Gesang des „Fingal".

mehr von dieſer Sentimentalität ſchwatzen wollten. Es iſt zu einer Art von heroiſch gutem Ton geworden, verächtlich von ihr zu reden; es ſchnellt innerlich gar zu genüglich auf, und gibt äußerlich ein recht echt antikes tragiſches Anſehen, gegen dieſe moderne Weichlichkeit ſich unverhohlen zu erklären. Brecht ihr aber durch die grauſame Rüſtung durch, in der die Worte wie Ringe zum Wappenrocke ſich gefügt, ihr trefft hinter der Maske entweder eine gute Seele, die an allen den Gebrechen ſelbſt erkrankt, die ſie ihrer Zeit vorwirft, oder im ſchlimmen Falle einen ausgeweideten mit Formeln und Pedanterien gefüllten Balg, der das barbariſche Geſicht nur darum ſchneidet, daß man ihm nicht näher zu Leibe gehe. Nennt ihr mit modernem Namen auch moderne Ziererey, jene Verlogenheit, die ſich ſelbſt und der Welt einſchwatzt, was nicht aus eigner Natur hervorgehen will, die mit einem eckeln Gefühlsſurrogat ſich die Oberfläche gleiſend ſalbt, dann wird niemand widerſprechen, aber dieſe dürft ihr nicht bey Oſſian ſuchen. So viel hat ſich wenigſtens hiſtoriſch bewährt, daß er nicht von heute iſt. Gerade was Oſſian ſo viele Freunde erworben hat, die Ueberraſchung, daß jene Helden, die ſo tapfer ſchlugen, auch ſo menſchlich fühlten, ſoll als eine moderne Weichlichkeit verworfen werden; was ſo alt iſt wie die Welt, deſſen will der Tag in ſeiner gelehrten Ziererey ſich ſchämen. Die Griechen ſind ſentimental in dieſem Sinne geweſen; weil die Natur in ſo reich fließender Ader ſie durchſetzt, darum mußte das Naturgefühl auch reichlich in ihnen ſtrömen. Freylich neigten ſie zwiſchen der Thräne und der Lache ſich beſtimmend mehr zur letztern hin, ſie mochten lieber freudig im Strahl des Lebens ſpielend ſich bewegen, als in die Schatten der Vergänglichkeit ſich verſenken, ohne daß ſpielende Lichter aus dem Tage ſie in die Nacht begleiteten. Wenn aber jene nordiſchen Heldengeſchlechter an die Gränze des Sonnenreichs hingetrieben, wo die Finſterniß ſchon mächtig mit dunkeln Strahlen die Helle durchſchießend, ſie zur nebelhaften Dämmerung trübt, im Gegentheile ſich darin gefielen, die finſtern Schatten der Betrachtung in das lichte Leben hinüberzuziehen, und damit jenes ſchwermüthige Zwielicht über dasſelbe auszugießen, aus dem der Heldenmuth in Thaten nur durchblitzt, ſind ſie darum aus dem Kreiſe des Menſchlichen ausgeſchloſſen, ſollen ſie in der Poeſie nur umwandern wie Geſpenſter, und haben ſie etwas gemein mit jenen Dunſtſäulen, die aus den modernen Theekeſſeln aufdampfen? Man hat das Unglück dieſer Tage unter andern auch in der Sentimentalität geſucht, es wäre nur zu wünſchen geweſen, daß wir ein ſtärkeres Maß davon beſeſſen hätten. So aber, wo wir ſo tapfer ſie ausgerottet, iſt zuerſt jede gründliche Liebe und jeder feſte Haß aus uns gewichen, jede Art von Enthuſiasmus und Begeiſterung hat ſich geklärt und abgerahmt, immer hohler hat die Bruſt ſich ausgeweidet, nichts als die Maulſelig-

keit ist geblieben. Sie hat sich recht freudig versucht in den Begebenheiten dieser Zeit, und nachdem sie auf den Schlachtfeldern geschlagen worden, hat sie in die Litteratur sich zurückgezogen, wo nicht Todesgefahr auf ihren Fehltritten haftet, und ohne Arg dabey zu haben, treibt sie dort unermüdet und einzig das leere Spiel. Ossian aber und seine Welt ist fern diesem unheiligen Treiben entrückt, das die Sentimentalen gleich sehr wie die Unsentimentalischen in den Wirbel des Verderbens hinabgezogen.

Es läßt sich nicht streng beweisen, daß jene Dichtungen seines Namens wirklich von ihm aus so fernen Zeiten kommen. Nur von großen religiösen Mythen, über deren Erhaltung in ihrer ursprünglichen Reinheit eine eigene Priesterklasse wacht, läßt sich eine solche Unversehrtheit im Laufe von Jahrtausenden behaupten, bey historisch poetischen Traditionen aber ist es kaum anderst möglich, als daß sie in aufeinanderfolgenden Zeiten nicht auch wenigstens einen leichten Anflug vom Geiste dieser Zeit erhalten, und eine leichte Brechung und Aberration in dem Medium so vieler Jahrhunderte erfahren. Wie dem auch sey, es ist gutes altes Oel in diesen Dichtungen, unverfälscht geblieben durch jene Zuthaten, die, wenn sie würklich sich mit ihnen verbunden haben, doch keineswegs irgend etwas Fremdartiges in sie hineintragen. Es ist eine schöne heroische Schwermuth in dieser Poesie; wie die Liebe eine Vergangenheit, und ihre Perspektive und das matte Gold des Wiederscheines und den süß benebelnden Zauber der Erinnerung hat, so liebt nicht minder auch der Heldenmuth selbst mitten auf der Höhe seiner Kraft jenen milden schwirrenden Nachklang, abwechselnd mit dem Brausen des Schlachtgesangs; unter dem Eingange der alten Halle sitzt der blinde Dichter, und denkt Geschichte vergangener Schlachten und früherer Thaten, über ihm wölbt sich blau und weit des Himmels Muschel in die Nacht hin, im Sausen des Windes kommen herab die Geister der alten besungenen Helden, von Meteoren umlodert, die Sterne erschimmern trüb durch ihre Gestalt, sie lauschen schwebend auf Gewölken um die alten bemoosten Ehrenmale dem Gesange, und flüstern leisen Laut des Gespräches, oder schwirren durch die Seiten der Harfe, daß sie lispelnd ertönt, und es dunkelt immer nächtlicher das Auge des alten Sängers, und es lösen sich ihm die dunstigen Gesichte, wie in sanften Regen in Thränen auf; denn ihn umgeben nicht mehr horchend die Häupter der Völker, er sitzt einsam unter kleinen Leutlein, die Helden seines Gesanges sind alle dahingegangen. Ehrwürdig und heldenhaft erscheint die verwitterte Gestalt noch in dem trüben Harm und dem klagenden Schmerz, nichts Weibisches irgendwo, auch die Weiber in seinen Gesängen sind Helden, nur nicht, gleich der Löwin, so wild

bemähnt wie die Männer. Wie fallendes Laub des vergangenen Jahres langsam in die frische Grüne niederrauscht, so die falben Klagetöne dieses Sängers in den Frühling seiner Dichtung; habt ihr erst eine solche Jugend gehabt, nimmer wird solche Wehmuth euer Alter verunzieren. Die Einförmigkeit des Colorits aber hat diese Poesie mit aller ersten [1]), dem Minnegesang, und selbst der homerischen gemein.

Nicht Ossian bedurfte dieser Apologie, wohl aber jene die hin- und hergezerrt zwischen entgegengesetzten Meinungen, die zum Theil der Muthwillen hervorgebracht, zuletzt erst ihren eignen Takt befragen, und lieber einer rathlosen Verworrenheit sich hingeben, wie man das denn so ziemlich für den Zustand des größeren Theiles annehmen kann. Was aber die hier dargebotnen Proben hochländischer Dichtungen betrifft, so werden sie uns als die ersten Versuche einer treuen Uebersetzung aus der Originalsprache selbst angekündigt. Man weiß schon aus früheren Untersuchungen, deren Resultate unter andern Mac-Donald im deutschen Mercur, und im Bragur mitgetheilt, wie diese Sprache nebst der irischen, bretonischen und wohl auch biscayischen Wurzelsprossen der großen untergegangenen celtischen Grundsprache sind, die im innern Geist und äußerer Construction nichts mit der andern europäischen Stammsprache des Germanischen gemein gehabt. Was Mac-Donald darüber beybringt, beweist ihren durchgängig orientalischen Charakter, und ihre genaue Verwandtschaft insbesondere in der ganzen Wortfügung mit den aramäischen Sprachen, während das Germanische ebenso entschiedene Analogie mit dem Persischen hat. Das eben hat diesen Dichtungen ihr großes historisches Interesse als das einzige Denkmal eines verschwundenen Stammes gegeben, und ihre Vergleichung mit den scandinavischen, nur nicht so oberflächlich gehalten, wie Blair [2]) sie unternommen, zeigt bey unleugbarer Differenz doch wieder in der ganzen Weltanschauung, im Ton und in der Haltung entschiedene Analogie, wie eine solche denn auch z. B. zwischen persischen und chaldäischen Mythen besteht. Das allein hätte den historischen Tact bestimmen können, den ersischen Dichtungen denselben Grad von Authenticität zuzugestehen, den man schon lange den nordischen nicht mehr versagen kann. Die Frage, ob die Sammler von beyden im Mittelalter zugleich auch ihre ursprünglichen Bildner gewesen seyen, würde dann mit jenen nur noch ausgefochten werden dürfen, die nicht glauben können, daß vor der Schule eine Poesie gewesen sey, und

[1]) „ersten", d. h. „frühen" Poesie.

[2]) Blair (1718—1800), schottischer Geistlicher und Schriftsteller, 1762 Professor der schönen Wissenschaften zu Edinburgh, unterstützte Macpherson bei der Herausgabe Ossians und verteidigte die Echtheit in der Schrift Dissertation on the poems of Ossian 1763 (in deutscher Uebersetzung 1785).

der lebendige Ton so treu wie der starre Buchstaben das Anvertraute bewahren möge. Darum aber muß uns auch vor allem so viel daran gelegen seyn, sie rein und unverfälscht wie sie in ihrem Idiome sich erhalten hat, zu erlangen. Uns scheint der Uebersetzer durch die Arbeit hinlänglich seinen Beruf für sie zu bewähren. Eines aber ist uns beym Durchlesen der kleinen Schrift aufgefallen, die Weise wie in ihr von Macpherson gesprochen wird. Es ergibt sich aus der angestellten Vergleichung, wobey wir jedoch ein geflissentliches Aussuchen der schwächeren Stellen zu bemerken glauben, daß Macpherson allerdings nicht überall der gaelischen Sprache mächtig war, daß er hier und da die Emphase und den Wortprunk allzusehr geliebt, und dadurch die ursprüngliche Einfalt dieser Gedichte verkünstelt habe, daß er endlich wohl auch Einschaltungen sich erlaubt. Es ist recht, daß man mit Ernst und Strenge an jede Arbeit gehe; daß man keine Forderung lässig oder feige sich erlasse, die irgend gerechte Kritik an ein Werk machen kann, vor dem Gelungenen muß alles vergehen, was nicht zum Ziel gelangt, und das Beste soll der Feind des Guten seyn; aber es soll auch ein anderes Verhältniß zwischen dem Besten und dem Guten, als zwischen diesem und dem Schlechten bestehen, Verachtung hier, Nacheiferung und Würdigung des früheren Verdienstes dort. Selbst aus jener für Macpherson so ungünstig gestellten Parallele geht doch unverkennbar hervor, daß er im Ganzen und im Großen den Geist seines Originals getroffen; die hier und da ausgestreuten falschen Lichter können nur den Eindruck des Ganzen schwächen, nicht verändern. Die bessere Uebersetzung führt uns in die schon früher bekannte Welt; wir erkennen alles wieder, nur manches Störende ist weggeräumt. Ohne Macpherson wäre uns diese Welt gewiß später, vielleicht garnicht aufgeschlossen worden, noch nach seinem Tode würkte er durch Legate fort. Es ist undankbar so vielfältiges Verdienst herabzuwürdigen um verzeihlicher Irrthümer willen. Ein Theil der Abweichung rührt zuverlässig von verschiednen Lesarten her, ein anderer von verwitterten Stellen in den Manuscripten; manche Wortbedeutung mag gleichfalls nicht so entschieden seyn, wie man sie hier geben möchte, bey einer Sprache, die wie alle anderen durch so viele Jahrhunderte ohne Zweifel mannigfaltige Veränderungen erfahren hat; manches Eingeschobene endlich, was nicht gerade Tautologie ist, mag er aus andern Gedichten eingelegt haben, was darum gerade noch nicht unossianisch gescholten werden kann. Ehre ihm daher, weil Ehre ihm gebührt, die unnachsichtige Strenge gegen sich selbst mag recht gut mit dieser Milde gegen andere bestehen, und wir hoffen nicht, daß das Publicum anderer Motive bedarf, um sich für diese Unternehmung zu interessiren, als jene, die in ihrer Wichtigkeit selbst liegen. Es muß den

Freunden alter Kunst erfreulich seyn, das schöne Bild von allen modernen Restaurationen gereinigt zu sehen, und die ihn lieb gewonnen haben, werden ohne Zweifel lieber ihn in seinem eigensten Wesen erkennen, wie es von ihm ausgeflossen ist, als in der fremdartigen Gestalt, die er beym Durchgang durch ein anderes Medium angenommen. Eine Handausgabe mit gegenüberstehendem Originaltexte, getrennt von den Abhandlungen, würde zuverlässig vielen angenehm seyn.

Ueber Jean Paul Friedrich Richter's sämmtliche Schriften [1]).

Als bildend im Anfang der Demiurg im großen Weltbecher nach alter Sage die Elemente gemischt, da schwebte die Weisheit, der Geist des alldurchdringenden schaffenden Lichtes, und die Dichtung in ihrer Schöne, die Mutter alles Lebens, über der gährenden Masse. Und was der Bildner kunstreich im Geist erfunden, und in des Herzens Gedanken empfangen, das führten diese werkthätig ihm aus, und wie sich die Masse gesondert, und die Heimlichkeiten und Schätze der Nacht auf den Boden des Wassers gesunken, und der Aether sich freundlich geklärt, und der Himmel in seiner Glorie dastand mit dem Diadem der zwölf Zeichen gekrönt, und auf ätherischer Erde die leuchtenden Geister der Höhe wandelten, da wohnten auch die Beyden fortan auf den seligen Inseln in jenen krystallenen Fluthen, und säeten die Saat der Ideen in die weiten Sternenfelder des Himmels, die Erde aber sollte sich an dem flimmernden Horte in ihrem Schoße ergötzen. Es traten aber in ihr die Metallkönige, ein riesenhaft, ungebändigt, gewaltthätig Geschlecht, zusamen, sie wollten auch Theil haben an jener himmlischen Schöne, und leuchten wie Sterne durch die unterirdischen Klüfte, und sie wurden eins, sich im Edelsten aus ihrer Mitte zu sammeln, und es rundete sich kugelförmig die Erde zum goldenen Spiegel der Welt. Und es blickten die Elemente wie aus hellem Auge aus ihr heraus in den Himmel, und es gefiel den Sternen und himmlischen Genien, sich in der klaren Sehe zu spiegeln, und es versanken ihre Blicke in dem dunklen

[1]) Ueberschrift des Originals. — Heidelbg. Jahrbücher 1811, No. 76—78. — Die Würdigung Jean Pauls auf Grund seiner bis dahin einzeln erschienenen Schriften hatte Görres gleich bei Gründung der Heidelberger Jahrbücher beabsichtigt. Für ihn und manche Gesinnungsgenossen war Jean Paul der größte Schriftsteller ihrer Tage (vgl. auch den Aufsatz aus dem Jahre 1804, 3. Vereinsschr. für 1900, S. 74). Unsere trotz mancher Dunkelheit schöne Charakteristik besitzt ihre Bedeutung als das ausführlichste und originellste Bekenntnis über Dichter und Dichtung allgemein, das Görres je von sich gegeben hat.

Abgrunde, und ihre Stralen herabgezogen, wurden unten von den Elementen gefeſſelt, und je nach der Natur von jedes Sternes Influenz gingen nun die Pflanzen und Blumen und Thiere, jedes nach ſeiner eigenen Art und Natur, aus der Tiefe hervor. Es ſah aber auch die himmliſche Dichtung den leuchtenden Juwel in der Tiefe, wie er aufglänzte in den Stralen, die er aus dem Himmel geſogen, und blickte auch mit weiblicher Neugier in den zauberhaften Spiegel, und wie ſie ſich ſelbſt darin mit Luſt in einem verkleinerten Abbild gewahrte, da reichte ſie den goldnen Apfel auch dem ernſteren Bruder und Gatten, und auch er ſah, überredet von der Gefährtin, in die lockende Tiefe. Und es ſchlugen alle Wellen ihres dunkeln Meeres über den Schauenden zuſammen, und alle Elemente ſogen dürſtend mit gieriger Inbrunſt die beyden Bilder ein, und ſie legten in irdiſchen Leibern ſich um die himmliſchen Geſtalten, und es wurde, als ihre Zeit gekommen, die Zwillingsgeburt der Philoſophie und Poeſie geboren, dem Vater zugleich nachartend und der Mutter, und von Beyden ſind alle Geſchlechter der Weiſen und Dichter ausgegangen. In Luſt und Sünde und im Falle ſind ſie daher dem Himmliſchen nach geboren, mit Trauer ſehen jene Mächte in ihnen ihr reines Licht getrübt; ewig ſonnenhell und klar ſchwebt das Reich des urerſten Schönen und Wahren oben in der Höhe, aber wie das reine makelloſe Blau der Himmelsluft allnächtlich, wenn die Kühle aus der Erde es umfängt, in Thau hinſchmilzt und niedertropft, ſo wird auch in ihnen das ewige Feuer im Mark der Erde eingefangen, und im trüben Dunſt feſtgebunden, und mit jedem neuen Geſchlechte nur auf neue Art verfälſcht. Was aber ſo dem Himmel weggeſtorben, wird freudig der Erde eingeboren ihr zur Erlöſung, zum Troſte und zur Erquickung, ſie öffnet ihr Innerſtes dem herabgeſunkenen Lichte, und fühlt ſich in all ihren Tiefen mit Leben ſanft erwärmt, und mit dem Athem reinerer Lüfte erfriſchet und getränkt. Was die Gefallenen noch im Nachklange mit herabgebracht, macht die ſtumme Körperwelt ertönen, der Nachglanz ihrer Herrlichkeit fließt in vielen friſchen frohen Farben von ihnen aus. Geflügelt iſt noch ihr Geiſt, als Himmelsvögel kreiſen ſie in hohen Lüften, wie der Condor um den einſamen Berggipfel, und wie der Paradiesvogel die Erde nicht berührend. Sie folgen ſchwebend dem Strome der Zeiten, und niſten wie die Eisvögel auf ſeinen Wellen, ſo oft ruhige Zwiſchenräume, die Halcyonien-Tage in der Geſchichte, ſeine Stürme beſchwichtigt haben. Sie leben in allen Elementen, wie der Vogel Pyrauſta fliegen ſie fröhlich im flammenden Feuer; wie die Gnomen hält Erde und Felſenſtein ſie nicht in ihrem Gange auf, weil ihnen die Erde iſt wie Luft, und das Feuer wie ein kühl Quellwaſſer. Die Dichter insbeſondere kommen aus ferner andrer

Welt gezogen, nur um zu niſten und zu ſingen; wie bey der Perſiſchen Bulbul[1]) iſt Liebe und Einverſtändniß zwiſchen ihnen und der Roſe, und wo die Roſenzeit eintritt der Erde, oder eines Volkes, oder auch in jedem beſonderen Leben, da ſind ſie nahe, und ihr Geſang wird willkommen geheißen. Aus ihrem Auge bricht das Feuer, das ſie von oben mit herabgenommen, und das die Nacht der Erde um ſie her erleuchtet, und, wie nach alter Fabel das Auge des Wundervogels, den Keim im Boden und im Ey bebrütet. Durch dieſe Quellen gießt ſich der Aether ewiger Schönheit, der zwiſchen den Sternen ſteht, wie aus Naphthabrunnen über die Erde aus, und gleichwie des Auges Feuer ſich in der Thräne kühlt, ſo das Feuer innerer Begeiſterung in dem Kunſtwerk, das wie die Perle aus der Muſchel in bewußtloſer Rührung von ihnen ausgefloſſen iſt; denn, ſagt Herakleitos, das Feuer ſtirbt in Luft, die Luft aber in Waſſer hin. Wie aus Staub und wenig Feuchte jedes neue Frühlingslicht ſich ſeinen Schleier aus Laub und Blüthen webt, ſo das Licht der reinen makelloſen Schönheit aus Nervengeiſt die irdiſchen Genien, und dieſe aus wenig Staub und Feuchte ihre Werke. Denn an irdiſche Stoffe ſind ſie angewieſen, ausgedichtet für alle Zeit ſteht über ihnen das große Epos der Welt, jeder ſucht nach eigenem Sinn einen Geſang davon herabzuziehen, und in irdiſcher Sprache nachzuſprechen, und mit irdiſchem Farbenſtaube abzufärben, und alle Zeiten und alle Dichter dichten in demſelben ſchönen und doch eiteln Beſtreben an demſelben Gedichte fort, und kein Bemühen will gelingen, weil der Schöpfer und ſein Werk beyde nur zu Planeten verſchlackte Sonnen ſind. Wohl zündet der Genius eine Fackel in der Nacht, aber es zehrt und lebt die Flamme ſelbſt vom nächtlichen Princip, und muß mit ihm verſiegen. Alle Fragmente jenes großen Gedichtes, die wir beſitzen, ſind herabgefallene Meteorſteine, Trümmer einer Leuchtkugel, die einſt glühend und flammend durch den Aether zog, aber wie ſie ſind, werden ſie, wie der Stein der Göttermutter von Peſſinunt, der allgemeinen Verehrung in Tempeln ausgeſtellt.

Wenn auf irgend einen Dichter dieſe Mythe von der Herkunft der Kunſt und ihren Schickſalen anwendbar iſt, ſo iſt ſie's auf den Unſrigen. Geht er nicht unter uns mit der Flammenzunge über dem Haupte umher, alle Nerven von einem reinen begeiſternden Feuer durchquollen, und jene milde Wärme im Herzen, zu der ſich der überirdiſche Stral in der Feuchte des Blutes unter dem Zuge der Liebe bricht? Wie die neugierigen Kinder durch das Glas in die dunkle Kammer, blicken wir ihm durchs Auge in die innerſte Seele hinein, und wir ſehen in ſeinen

[1]) Nachtigall.

Träumen die Himmelsleiter aufgerichtet und die absteigenden Engel, und sagen wie Jakob, wahrlich dort ist der Herr. Gleichwie die Pflegemutter des Indischen Chrischna's, als sie ihn um kindischen Muthwillen in Verdacht gehabt, dem Knaben den Mund öffnet, und nun staunend in ihm die Erde in aller Pracht, und den gestirnten Himmel in seiner Herrlichkeit, und den Sümmarü mit den Deveta's und allen Göttern versammelt um Gott und sich neigend vor ihm und anbetend erblickt, so öffnet auch uns sich die Ansicht in die höhere Welt, wenn er den Mund öffnet, und durch das Sternengefunkel seiner Worte sehen wir himmlische Geister im Fluge ziehen. Silbern, glänzendweiß und rein wie Schneeflocken drängen sich die Ideen in der Bläue des Himmels, den er uns aufthut, und unter diesem Himmel liegt die Erde wie ein beruhigter Meeresspiegel; und er greift hinunter in die klare Welle, und zieht wie Jamblichos den himmlischen Amor in Gestalt eines holden, schönen, überaus lieblichen Knaben aus dem Brunnquell irdischen Stoffs hervor. Aber nicht immer will das launenhafte Element ihm seinen Schatz so leicht gewähren, oft erscheint es getrübt und bis zum Boden aufgerührt, es kommen spielend die Tritonen auf die Oberfläche, die Meerweiber singen im Reigen, gaukelnd tanzen die Delphine, alle Ungeheuer der Tiefe eilen geladen zum Hexentanze, das queerköpfige seltsamblickende Fischgeschlecht, tausendarmige Polypen, Meersterne, geringelt Gewürme, und die Muschelthiere in den Porzellanthürmen eingesperrt: und wie der Dichter brütend und ziehend über dem Sause schwebt, saugt sich das Meer an seiner Donnerwolke zur Wasserhose an, und es wirbelt das seltsame Volk sich auf und nieder in dem Meteor, das dem Sacke des Apostels gleicht, der mit allem Gethier und Geblüme der Welt vom Himmel zur Erde geht, und wohlgefällig schreitet der Schöpfer des Spukes dem Riesen der Apokalypse gleich einher, dessen Füße zwey Säulen sind, das Haupt die Sonne. Während der Humor in solcher Windsbraut sein freudig Spiel betreibt, läßt zugleich doch auch das Irdische oft seine Macht und Schwere den Dichter fühlen; nicht aller Stoff wird in seiner Cyklopenwerkstätte vom gestaltenden Feuer aufgeschmolzen, er besteht selbstsüchtig und strengflüssig auf eigner schon genommener Form, und wird dem Gebilde nur eingefügt. Wie ein Lavaguß wälzt dann der Feuerstrom sich aus dem glühenden Ofen brechend fort, und tönt beym Erkalten nicht mit Glockenklang, und schmeidigt sich nicht, trotzend wie Metall, in die Schlangenwellenform. Nicht immer gefällt es ihm, die innere Signatur der Dinge, wie die Kunst es will, in äußerer Form, durch sich selbst verständlich herauszubilden, oft schreibt er nur diese Signatur in Keilschrift oder Hieroglyphen an sie hin, und macht eigensinnig das Zeichen wieder zum ge-

lungenen Bild, und hinwiederum das Bild zum Träger des Zeichens, und so gleichen seine Werke stellenweise Aegyptischen Tempeln, die Wände redend in gediegnen Worten der alten heiligen Sprache vom Ueberirdischen; Thiere, Kräuter, Blumen und Creaturen aller Art jedes in eigner Zunge verkündigend des Himmels Ehre, sinnreich immer und vortrefflich, wenn auch nicht im Griechischen Sinne schön.

Indem wir so eben Griechischer Kunst erwähnten, ist uns die Nothwendigkeit nahe getreten, vor aller Beurtheilung des Dichters uns über das Verhältniß desselben und überhaupt unsrer Zeit zum Alterthume zu verständigen, da grade Mißverständnisse darüber beynahe alles schiefe und ungerechte Urtheil über ihn veranlaßt haben, und noch fortdauernd unterhalten. Da indessen hier auf keine Weise der Ort seyn kann, diesen vielbesprochenen Gegenstand weitläuftig auszuführen, so werden wir den darüber schon ausgemittelten Resultaten nur Einiges hinzufügen, das, wie wir glauben, weitern Irrungen über diesen Gegenstand nicht leicht Raum läßt. Wir beginnen sogleich mit dem Satze, daß sich die alte Kunst innerhalb ihres Gebietes genau so verhalte, wie die alte Mathematik von Euklid bis zu den Ptolemäern und darüber hinaus innerhalb des ihrigen. Grade so einfach, so rund und geschlossen wie die Wissenschaft jenes Geometers ist, so ganz klar in einer sinnlichen Anschauung ruhend ist auch die Kunst jener Zeit. Alles liegt in jener Euklidischen Geometrie in ganz endlicher, mit einem Blicke zu übersehenden Nähe vor uns da, alles in rationalen Zahlen ausgesprochen, die Theoreme gleichsam plastische Bilder, alle durch die Verkettung der Demonstration wie in eine historische Gruppe zusammengezogen, die mathematische Anschauung verweilt ganz in ihrer untersten, in der Naturregion; sie ist eine reine construirende Betastniß, sie begreift die Lehrsätze, indem sie dieselben umgreift; sie faßt die geometrischen Formen, wie sie in sich selbst da sind, und nicht wie sie dem Auge im endlosen Raume schwebend erscheinen; sie betrachtet endlich die Form nur als die Gränze des Endlichen, unbekümmert darüber, daß sie zugleich auch die Schranke des Unendlichen seyn muß. Sie verweilt durchaus im Gebiete des Einfachen und Bestimmten, ihre Constructionen sind alle gleichsam von der ersten Formation, großartig, gediegen, von geraden Linien, oder den einfachsten Curven umschrieben, ihre Quadraturen daher durchhin bestimmt und in einfacher Formel dargestellt, wie die der Parabel von Archimedes und des Mondes zwischen zweyen Kreisbogen von Hippokrates. In ganz anderm fortschreitenden Geiste aber hat die Analysis der Neuern sich ausgebildet. Die mathematische Anschauung hat sich vom plastischen Befühlen losgerissen, und ist ein Sehen geworden des Gewimmels vielfach verschlungener Curven in der Unermeßlichkeit des Raumes in der höhern

Geometrie, und ein Horchen auf das harmonische Durcheinanderklingen der Zahlwurzeln in den wundersam verwickelten Formeln der Algebra. Indem man das Princip des Unendlichen in die Lehre aufgenommen, hat man dadurch einerseits jene unbegränzte Menge transcendenter krummer Linien und der ihnen entsprechenden Gleichungen aller Grade gewonnen, und andrerseits auf den Grundsatz, das Verhältniß unendlicher im Endlichen verschwindender Größen in endlichen Werthen auszudrücken, die ganze Differenzialrechnung gegründet. Indem auf diese Weise der menschliche Geist in unbeschränkter Anschauung unbeschränkt gewonnen, hat er allerdings an runder, fester, gediegener Nähe eingebüßt; jene Blitzformeln der Alten, die gleichsam in einem Zuck und Ruck das Problem auflösen, haben den unendlichen Reihen Platz gemacht, die in allmäliger Annäherung und steigender Schärfe den Gegenstand aussprechen, und wenn sie keine Frage ganz lösen, doch auch keine ungelöst liegen lassen dürfen. So hat die Wissenschaft sich durchhin gesteigert und vergeistigt; sie hat vom Planetarischen zum Solarischen sich erhoben, und so mußte es ihr dann auch zuletzt gelingen, den Bau des Himmels ihrem Kalküle zu unterwerfen. Ganz auf demselben Wege ist die Kunst ihr nachgeschritten. Gleich der alte Griechische Tempelbau mit seinen großen einfachen Verhältnissen, mit den schönen Säulenordnungen, die, wie sie in ihrer Einfalt da stehen, als das einzig rechte in einem Schlage dargestellte, jede, wie das Pythagoreische Theorem von der Hypotenuse, für die Erfindung eine Hekatombe von hundert Ochsen werth, ist es nicht, als hätten die alten Geometer in ihm ihrer Wissenschaft ein Bild gesetzt, und bricht ihr Geist nicht aus diesen Werken wie aus schönem Leib und reinem Ebenmaß hervor, daß der Tempel selbst Gott ist, und auch selbsteignes Haus. In ganz andrer Schönheit und in anderm Geist aber hat in neuerer Zeit sich der Gothische Dom gestaltet, nicht ein Haus der Götter, sondern Gottes Haus. Mit seinen tausend Säulen und Säulenbündeln, mit dem künstlich geknüpften Netze seiner Bögen, mit der kunstreichen Wabbe seiner Gewölbe und Kapellen und all dem sprossenden Pfeilerwerke und dem feingeäderten Laube der Verzierungen gleicht die Kirche nicht einer großen, vielfach aus Wurzeln und Factoren, Exponenten und Coefficienten, Producten und Quotienten zusammengesetzten Differenzialformel, worin etwa das mystische Problem der drey Kräfte in der christlichen Dreyfaltigkeit entwickelt ist, und die zur Integration anstrebt in den Thürmen, die mit Glockenstimmen das gefundene Geheimniß der Christenheit verkündigen? Denn dasselbe Bestreben ist aller neuern Kunst mit der neuern Mathematik gemein, das Unendliche differenzirend mit endlichen Größen auszusprechen, während die alte mehr das sinnlich Endliche gewollt. Darum hat jene von der Plastik mit

größerer Liebe sich der Mahlerey zugewendet, weil die Farbe als ein Abstractum des Stoffes sich geschmeidiger der Form anfügt, und in ihrer unendlichen Abstufung dem Unendlichen mehr Worte gibt sich auszusprechen, und in eigenem Schimmer im Widerscheine des Idealen spielt. Darum hat die neuere Musik der ältern den künstlichen Satz und die Harmonie hinzugefügt, und damit die alte Pythagoreische in eine der Gränze nach völlig schrankenlose Algebra verwandelt, die, wo die Sprache schweigt, für das Unaussprechliche ihre Formeln hat. Dasselbe ist auch der Charakter der neuern Poesie seit ihrem Wiederaufleben im Mittelalter gewesen, und von jener Zeit, wo Dante, wie man spielend sagen könnte, mit seinen beyden Kegeln, dem Himmels- und Höllenkegel, die Kegelschnitte zuerst in die Poesie eingeführt, hat bis auf den heutigen Tag dieser eigenthümliche Geist in stetigem Fortschreiten begriffen sich gezeigt.

Kehren wir von diesem Gesichtspuncte aus wieder zum Dichter zurück, dann müssen wir klar erkennen, wie er ganz in diesem Geiste lebt und webt, und wie er die fortschreitenden Bestrebungen seiner Zeit in sich als ihrer Mitte sammelt. Seine Werke gleichen jenem Indischen Bilde des Gowinda, wo der Gott auf einem Elephanten reitet, der aus vielen in einander geschlungenen Mädchen zusammengesetzt ist, und die Fächer dieser Bajaderen sind Pfauenspiegel, und ihr Haar geht in schlängelnde Madhavis aus, deren Ranken als bunte Carmosinschlangen den Koloß durchschlingen, und die Augen der Schlangen blühen wieder zu Wasserlilien auf, in deren Kelchen Kolibris sich wiegen, und die Kokila singt, und glänzende Flamingos aus dem Laube schimmern, Mädchen aber, Blumen und Vögel sind ihm wieder aus Schmetterlingsflügeln und Samenstaub, bunten Muscheln, vielfarbigem Edelgestein, elektrischem Feuer und Lichtgefunkel geformt, und alles bindet doch der innen verborgene Magnet der Kunst zu einem lebendigen, geschlossenen Ganzen aneinander. Gleichwie jene Zeugungstheorie den Organism aus Monaden und mikroskopischen Schlangenälchen baut, so wird seinem Humor die ganze Welt mit all ihren Formen und Gestalten wieder zu einem Infusorium, und der Bildungstrieb reproducirt daraus eine neue höhere Form, deren Elemente jene sind, wie in den Sternbildern ganze Sonnenwelten als die Stifte der Mosaik auf dem schwarzen Grunde der Unermeßlichkeit des Himmels stehen. Und sind wir nicht selbst mit all unserm Dichten und Trachten nur die treibenden und sprossenden Gipfel am großen versteinerten Baume der Geschichte, der unten die vererzten Wurzeln ins Mineralreich treibt, während oben die ganze Vergangenheit als Dammerde sich um ihn angehäuft, aus der wir uns selbst in den Atomen von Millionen zerstörter Wesen unsern Bestand zusammensuchen?

Und ist der Kunst nicht alle Zeit wie Gegenwart, und alle Ferne Nähe; nimmt sie nicht jeden vergangenen Frühling in den neuen, jede abgeblühte Jugend in die Palingenesie ihres ewig unvergänglichen Lebens auf? Denn die Natur, obgleich immer eine andre, ist doch ewig dieselbe, die Kunst aber, obgleich immer dieselbe, ist doch ewig eine andre, wie das Leben, dessen Abglanz sie ist. Nicht die Einfalt im Einfachen, wie das Alterthum sie hatte, läßt sich vom neuern Dichter verlangen, aber wohl die Einfalt in der Vielheit, und den reinen Zusammenklang im Gewühl der Töne seiner Dichtung darf man ihm anmuthen. Jene colossalen Grundtypen in der Menschenbrust, die Hauptmetalle, die in ihr erklingen, und die Planeten, die in ihr regieren, hat allerdings das Alterthum, so wie die neuere Zeit gekannt, aber das vielfach verworrene Spiel der andern Elemente, die kleinern Asteroiden, und die ganze Kometenwelt in ihrer seltsamen ungebundenen Freyheit, alles das ist ihm größtentheils unbekannt geblieben. Eben weil unsre Flora sich die Gewächse aller Himmelsstriche angeeignet hat, darum heftet unsre Poesie ihre Kränze nicht bloß wie die der Alten aus schuppenförmig gelegten Rosenblättern, sondern sie windet kunstreich alle Blumenpracht in ein Strophion zusammen, wie auch der Regenbogen, indem er die Stirne des Sonnengottes kränzt, aus allen Stralen seines feuchten, schwärmerisch verklärten Augenlichtes geflochten ist, und wohlriechende Salben und den Balsam des Lebens vom Gastmale auf den Höhen des Olymps zur Erde niederträufelt. Wohl verständigt über diese Bedeutung seiner Zeit, und getrieben von ihrem Geiste hat Jean Paul gedichtet, und viele seiner Zeitgenossen haben in gleichem Sinn gewirkt; es ist thöricht, ihn und seinesgleichen, wie viele gethan, zu messen mit dem Maß der Alten. Wie in Breughels Paradiese hat er im Garten seiner Kunst alle Thiere des Feldes und die Vögel des Himmels und Bäume und Kraut, von der Ceder bis zum Ysop gesammelt, und er nennt Alles mit Namen, und ordnet Alles, und legt jedes an seinem Ort zurecht, daß die Insel dem Sonnentische der Makrobier gleicht, der sich allnächtlich von selber deckt, und zu dem die Himmlischen zum Schmauße kommen. In des Malers Hölle läßt er uns dann hinunterblicken, und wir sehen die böse Feindin verschmachtend auf dem höllischen Geklippe im Feuermeer liegen, und ihre Augen als schwarze fressende Sonnen die Gluth verzehren, und ihr Gelächter als ein heulender Sturmwind an die Gewölbe schlagen. Dann wieder schließt uns sein Humor etwa die ausgeräumte Officin des Pharmaceuten auf, in hellen hohen Haufen liegen dort Mörser, Retorten, Gläser, Töpfe, Phiolen, Spatel, Oefen, Kapellen, Trichter, Mönch und Nonne, Kolben, Stößer, Kräuter und Pastillen, Schalen, Kannen, Stöpsel durcheinander, ausgestopfte Schlangen, Drachen und Basilisken

sterbend darüber ausgestreckt, aus dem Haufen hervor Eidexen mit klugem Auge blickend. Und er schlägt mit dem Stabe auf die Erde, und aus der Wand springt eine Gesellschaft Zigeuner hervor, und die schlagen ihre Zelte mitten in der Zerstörung auf, und braten die Basilisken im aufgefundenen Dachsfett, und kochen Kräutersuppen, und berauschen sich im Spiritus der Präparate, und schlagen im Rausche alles Geräth in Stücke, auch die Flasche mit dem kostbaren Alkahest, des Meisters alchymischem Arcanum, und es fließt der Julep umher, und löst die Scherbenberge, Tisch und Stuhl und Zelt sammt den Zigeunern und allem auf in eine klare Solution, und in dieser fällt bald ein goldner Schnee zu Boden, und es steigt aus der Golderde glänzend ein Dianenbaum herauf, der, nachdem er alles Aufgelöste weggesogen, durch die Decke wächst, und außen die Universalarzney in vergoldeten Pillen trägt. Dergleichen hat nicht Homer gedichtet, und Odysseus hat es auf seinen Irrfahrten nicht gefunden, aber Odysseus kannte auch nicht das Weltmeer mit allen den Wundern, welche der Sturm um die Sonnenwende wohl aus seinen Tiefen treibt. Ehren wir die Alten, als unsre Ahnen und Stammhalter in der Kunst; aber lassen wir uns durch sie in unsrer Eigenthümlichkeit nicht irre machen, nur dadurch können wir so weit wie sie gelangen.

Nachdem wir im Bisherigen mit der charakteristischen Physiognomie der Zeit auch die des Dichters vertheidigt haben, können wir zunächst zur nähern Betrachtung seiner Werke übergehen. Hier fällt uns ein Vortheil zu, der uns nicht leicht bey der Beurtheilung eines andern zu Theil geworden wäre, der nämlich, daß er selbst das Gesetzbuch geschrieben hat, nach dem seine Werke zu richten sind. Es ist begreiflich, daß wir hier die Vorschule der Aesthetik[1]) im Auge haben, jenes Werk, in dem der Bildner sich in sich selbst über seine Bildungen hinauserhoben, und ihre innersten Nervenwurzeln dargelegt, so daß uns dadurch die Centralpuncte ihres Wesens von ihm selbst gegeben sind. Es würde nun in gemeiner Vollständigkeit sich schicken, daß wir unsre Kritik mit der Kritik dieses Buchs beginnen, aber wir scheuen uns in den Zirkel einzugehen, in dem wir nach dem Gesetz über das Gesetz urtheilen sollten. Wir glauben, daß für jeden eigenthümlichen Dichter auch ein solcher eigenthümlicher Codex besteht, der, wenn er ihn nicht selbst gegeben, zu suchen ist, weil er nach eignem, nicht nach fremdem Rechte gerichtet werden will. Grade was negativ im Dichter ist, wird auch in diesem Gesetzbuch sich verrathen, aber grade in dieses Negative greift

[1]) Vorschule der Aesthetik, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit. Hamburg 1804. Drei Bände.

die positive Stärke eines andern ein, und darum ergänzt Ein Dichter den andern, und alle bilden erst eine große allgemeine Dichterschule, für die nun auch das allgemeine Recht gilt. Wir wollen uns auch keineswegs zu einer vollständigen Kritik anheischig machen, diese würde wegen der Menge seiner Werke ein Buch erfordern, und doch den Namen nicht verdienen; schon des Raums wegen müssen wir alles Didaktische ausschließen. Endlich glauben wir uns keineswegs zum Richter über ihn, noch weniger über sein Gesetz berufen, wir wollen nur als der Geschworenen Einer im Ehren-, nicht im peinlichen Halsgerichte, ohne Gefährde und ohne Trug, unsre Meinung sagen, das Urtheil gehört den Besten aller Zeiten an. Früher hatten wir uns vorgesetzt, einem aus dem Gefolge des Dichters, und so zu sagen, einer seiner Creaturen die Recension, etwa dem alten Schoppe [1]) zu übertragen, die Redaction würde aber wegen zu naher Sippschaft des Rec. mit dem Verfasser mit allem Rechte das Werk von der Hand gewiesen haben, und es würde auch allzu weitläuftig und ausschweifend für ein Institut ausgefallen seyn, das seine Regeln hat und sie befolgen muß. Er hat also doch die Vorschule vorgezogen, und dadurch den Gewinn erlangt, daß er wenigstens eine Recension in Paragraphen liefert, da ihm ohnehin wieder andre Recensenten vorgeworfen, daß er keine Paragraphen in seinen eignen Werken mache [2]). Nur eine Sorge hat ihn schon gleich beym Anfange dieser Arbeit beunruhigt, daß er nämlich, voll von seinem Dichter und selbst stark bildernd, aus Gewohnheit unbewußt in seinen Bildern nachschimmere, und daß es ihm ergehen möge, wie dem Pfarrer in der Erzählung des Notar Harnisch, der am Altare in die Weise des vorbeyblasenden Postillons wider Willen eingefallen ist. Um aber auf jeden Fall zu beweisen, daß er, obgleich voll vom süßen Wein des Dichters, doch nicht berauscht sey, noch irre rede, wird er auf der vorgezogenen Kreidenlinie der Recensenten ohne Wanken gehen, und von Zeit zu Zeit billigem Lobe behutsamen Tadel beymischen.

§. 1. Genie. Daß der Genius seinen Heiligenschein um das Haupt dieses Dichters hergeworfen, darf sein Rec. glücklicherweise nicht erst mit Argumenten erweisen, da das Licht grade die Natur hat, sich selber zu bewähren, sammt allem andern, was die Nacht verbirgt. Ein langer, gerader, blitzheller Stral fällt aus der Oberwelt in seine Seele, und wie Sonnenstäubchen weben und schweben die Ideen im hellen Strome, und die Seele ist selbst der Stral, und die Phantasie in ihr

[1]) Der Mentor des jungen Albano im „Titan".

[2]) Bezieht sich auf Windischmanns Recension von Görres' „Mythengeschichte der asiatischen Welt" in den Heidelbg. Jahrb. 1810, Fünfte Abteilung, II, 134.

weht den schwimmenden Erdenstaub zu einem Abbild der höhern Sonnenwelt zusammen. Der Titan, der Gipfel und die Mitte seiner Werke, ist er nicht ganz eigentlich ein schimmerndes Paradies aus Demantwasser und Brillantenfeuer ausgeschaffen, und wie eine Welt im ursprünglichen Schöpfungslichte schwimmend, und auf ihm verklärte Geister des Himmels hernieder zur Erde schiffend? Wenn wir diese Gestalten betrachten, die nicht Gott gemacht, und deren Geister er auch dereinst nicht wiederfordert, wie sie doch so lebendig um uns stehen, ja gleichsam aus der Quelle des Lebens selbst in goldnen Gefäßen herausgeschöpft, und unsterblich, weil die Makel des irdischen sie nicht befleckt, und der Teufel bey ihrer Geburt nicht die Hand auf sie gelegt, und ihnen den schwarzen Fleck des Todes eingebrannt, wenn wir den Dichter sehen, wie er in heller, stiller, besonnener Klarheit unter diesen Sternscheinen eines geistigen Himmels schwebt, und alles wie mit bloßem Wink des Auges ordnet, und formt, und beschickt zur Rechten und zur Linken und überall, dann wird es uns recht im Innern begreiflich, daß der Glaube, es wohne eine eigentlich schöpferische Kraft im Menschen, keineswegs vermessen sey. Wohl sind die Keime in die Seele des Dichters hineingesäet, und auch die befruchtenden, brütenden, treibenden Kräfte, die Symbole des ewigen; aber die Handlung ist doch eigenthümlich sein und die dadurch erwirkte Form, und er ist in seiner Dichtung Demiurg. Man sage nicht, daß die Schöpfungen der Kunst im bloßen wesenlosen Schein beharren, und sich nicht selbst ergänzen, noch vermehren; man könnte, so leicht wie eingeworfen, auch erwiedern, wer weiß, ob nicht die Gestalten, die ein Dichter ganz rund und geschlossen und ohne innern Widerspruch in eigner Eingeburt hervorgebracht, nicht eben damit auch in einer andern Welt in der Wirklichkeit wiedergeboren werden, wie umgekehrt die Stralen, die von jenem Sterne ausgeflossen, in unserm Auge den vielleicht erloschenen Stern in einem geistigen Bilde wiedergebären. Leicht würde es in einem Programme sich vertheidigen lassen, daß unsre Weltgeschichte nur der mittelmäßige Roman eines Dichters etwa auf dem Kometen ist, der die Sündfluth hervorgebracht, und am Schlusse des Buchs die Erde in Feuer aufreiben wird; die Dichter aber und die Philosophen und die Trajane in der Geschichte nur eingestreute gute Gedanken und Genieblitze sind. Mit Recht nennt die Vorschule das Genie vielkräftig; neun blitzende Götter und eilf Arten Blitze, von allen Planeten herabgeschleudert, nahm das alte Tuscien an, in diesem blitzen alle Sterne des Himmels in allen Farben und Gestalten, kalt und brennend, schmelzend und zerreißend, auf und niederfahrend, er selbst aber schwebt wie der Donnervogel ungetroffen unter dem Wetterleuchten, weil er das schießende Feuer selbst

regiert, und mit ſtarker Kraft zuſammenfaßt, und das iſt, was die Vorſchule die ſchöne heitere Beſonnenheit nennt. Was aber die Vorſchule nicht anführt, und was wir doch an ihm als das Höchſte anerkennen, das iſt die große wahrhaft göttliche Kunſt, mit der er uns in jeder Lebenszeit die Jugend wiedergibt. Wie legt er ſich uns nicht liebkoſend an die kalte Bruſt, und verhüllt ſie mit dem ſchneeweißen, weichen, warmen Schwanenflaum, und deckt uns ganz mit den Flügeln ſeiner Liebe zu, und brütet nun ohne Aufhören in heißer Liebesbrunſt, und tränkt uns ganz mit ſeinem elektriſchen Feuer voll und mit der begeiſtigenden Wärme ſeiner liebreichen Natur, daß der ſchlagende Punct des Gefühls in uns ſich in immer ſtärkerer Pulſirung regt, und die warmen Lebensſtröme immer dichter aus dem Herzen quellen, und in größern Bogen ſpringen, und wie die Heklaquellen ſelbſt die harte Kieſelerde, ſo alles Erſtarrte in uns löſen, bis das heiße Leben alle Feindſchaft in uns überwunden, und aller Reif im lauen Athem weggeronnen, und alle welken Blumen der Erinnerung im warmen Herzblut von neuem aufgeblüht, und jeder Puls ein Herz geworden, und alles Schwere in uns in eine ſchöne Begeiſterung aufgegangen, und alle ſchweigenden Gefühle in ein helles Klingen aufgewacht, und Alles wieder neu und grünend und erfriſcht vor uns ſteht, und wir uns freudig überzeugen, daß wir noch nichts vom alten Lebensfeuer eingebüßt. Fliegt der Schwan dann wieder von uns auf, dann tritt die Welt wohl wieder in ihr Recht, und der klare Himmel trübt ſich in Schneegeſtöber, und die vier Elemente ſetzen je nach ihrer Schwere ſich übereinander; aber die Kunſt hat uns mit ihrem Zauber doch verjüngt, ſie hat uns mit Himmelsäther vollgegoſſen, und dem Kometen ſeinen Lichtſchweif wiedergegeben in der Sonnennähe, dem ſie ihn zugeführt. Und das iſts, was wir für das Höchſte ſchätzen, und gern gibt unſre Philoſophie dem Bewahrer dieſer Quelle ewiger Jugend ihr eines Auge um einen Trunk aus ſeinem Borne hin; wenn nicht klarer doch milder wird ſeine Weltanſchauung gleich der des Mondes ſeyn. Grade in dieſer Zeit, wo der Ring des geiſtigen Polarzirkels gebrochen ſcheint, und der alte Winter aus ſeinen Ufern tritt, und das Treibeis weit hinunter bis an die Wendezirkel der innern Welt ſich verirrt,[1]) iſt ſeine und jede andre Dichtung in ſeiner Liebe, eine Gabe des Himmels, ein warmer Sommer, der das Eismeer und ſeine Gletſcher in ihre Schranken treibt. — Wir glauben ſattſam dargethan zu haben, daß das Genie der Liebe vor Allem in dieſem Dichter wohne.

---

[1]) Offenbar eine Anſpielung auf den Goethe des ſpäteren Alters. Vgl. Joſeph Görres als Herausgeber ꝛc. S. 67 f., 210.

§ 2. Humor. Wie alle neue Poesie zum Unendlichen hinangegangen, ist auch der Witz zum Ueberschwenglichen hinaufgestiegen, und zum Humor geworden. Eben weil das Unendlichgroße aus dem Endlichen sich sublimirt, mußte zugleich auch das Unendlichkleine sich in ihm niederschlagen, und das Endliche selbst wird vor dem Unendlichgroßen zum Differenzial. Der Blick in die unermeßliche Sternenwelt des Episch-, Lyrisch-, oder Tragischerhabenen vom Endlichen hinaus ist erhebend und erbauend; der von dort in das Endliche hinunter zerstörend und für den Witz darum lächerlich. Wie aus allen Bergen und Versenkungen und Kratern und Felsenriesen im Monde die Einbildungskraft des Volkes nur Ein Bild zusammensetzt, etwa des Mannes, der gesteinigt worden, weil er am Sabbath Holz getragen, oder Isaaks, der den Holzbündel auf den Berg Moria zum Opfer schleppt, so sieht der Humor aus seinem siebenten Himmel alle Majestät und Pracht und Herrlichkeit der Erde und ihren Dünkel in einen Harlekin zusammengehen, der auf straffem Seile über dem Abgrund der Ewigkeit tanzt. Hier steht gleich der große humoristische Riese, Schoppe, aufgerichtet vor uns da. Aus ihm ist, wie aus tiefem Schachte ein gewaltiger Berggeist, das große ewige transcendente Ich, heraufgestiegen, und wie er nun im freyen Aether immer wachsend, wie jene mythischen Berge, in den Sternenhimmel eingedrungen, so hat er das eigne kleine, endliche sichtbare Ich auf die Schultern hinaufgehoben, und von dort, vom Sirius herab, betrachtet die kleine Gestalt, wie in Habermann's Reisen in den Palingenesien der Menschen Thun und Treiben vor dem Sonnenmikroskop, und sieht, wie alles eitel Narrheit ist und Aberwitz, nur die innere Treue und Liebe und Wahrheit im Menschen nicht. Nicht wie im gemeinen Menschenleben, wo alles geronnen und gestanden in begränzter Form, in wenig einförmig wiederkehrenden Bewegungen sich umtreibt, gleicht er vielmehr einer freyen schweifenden Feuerflamme, die ihre Nahrung in sich selber trägt, und wie ein Meteor in schöner Willkühr auf und niederschießt. Es ist die aufgeflogene Seele des Pasquino, bey dem auch der Vliesritter[1]) ihn zuerst gefunden[2]), die in dem starken Menschen wohnt mit allem Witz und allen Sarkasmen und aller Erbosung, die er seit Jahrhunderten an jener Stelle eingesogen, wo er wie jene Salzsäule am Pfuhle menschlicher Verkehrtheit steht, und zürnt Die ersten Accorde der musikalischen Kaprize, die er durch sein Leben darstellt, ist im Doctor Fenk in den Mumien[3]) angegeben, Vult's schöner Kriegs- und Liebestanz durch die Flegeljahre lassen dem Jüngling

[1]) Der Vater Albano de Cesaras, Don Gaspard, im „Titan".

[2]) Nämlich bei der Statue des Pasquino in Rom.

[3]) „Mumien" der Nebentitel von Jean Pauls Roman „Die unsichtbare Loge" 1793.

regiert, und mit ſtarker Kraft zuſammenfaßt, und das iſt, was die Vorſchule die ſchöne heitere Beſonnenheit nennt. Was aber die Vorſchule nicht anführt, und was wir doch an ihm als das Höchſte anerkennen, das iſt die große wahrhaft göttliche Kunſt, mit der er uns in jeder Lebenszeit die Jugend wiedergibt. Wie legt er ſich uns nicht liebkoſend an die kalte Bruſt, und verhüllt ſie mit dem ſchneeweißen, weichen, warmen Schwanenflaum, und deckt uns ganz mit den Flügeln ſeiner Liebe zu, und brütet nun ohne Aufhören in heißer Liebesbrunſt, und tränkt uns ganz mit ſeinem elektriſchen Feuer voll und mit der begeiſtigenden Wärme ſeiner liebreichen Natur, daß der ſchlagende Punct des Gefühls in uns ſich in immer ſtärkerer Pulſirung regt, und die warmen Lebensſtröme immer dichter aus dem Herzen quellen, und in größern Bogen ſpringen, und wie die Heklaquellen ſelbſt die harte Kieſelerde, ſo alles Erſtarrte in uns löſen, bis das heiße Leben alle Feindſchaft in uns überwunden, und aller Reif im lauen Athem weggeronnen, und alle welken Blumen der Erinnerung im warmen Herzblut von neuem aufgeblüht, und jeder Puls ein Herz geworden, und alles Schwere in uns in eine ſchöne Begeiſterung aufgegangen, und alle ſchweigenden Gefühle in ein helles Klingen aufgewacht, und Alles wieder neu und grünend und erfriſcht vor uns ſteht, und wir uns freudig überzeugen, daß wir noch nichts vom alten Lebensfeuer eingebüßt. Fliegt der Schwan dann wieder von uns auf, dann tritt die Welt wohl wieder in ihr Recht, und der klare Himmel trübt ſich in Schneegeſtöber, und die vier Elemente ſetzen je nach ihrer Schwere ſich übereinander; aber die Kunſt hat uns mit ihrem Zauber doch verjüngt, ſie hat uns mit Himmelsäther vollgegoſſen, und dem Kometen ſeinen Lichtſchweif wiedergegeben in der Sonnennähe, dem ſie ihn zugeführt. Und das iſts, was wir für das Höchſte ſchätzen, und gern gibt unſre Philoſophie dem Bewahrer dieſer Quelle ewiger Jugend ihr eines Auge um einen Trunk aus ſeinem Borne hin; wenn nicht klarer doch milder wird ſeine Weltanſchauung gleich der des Mondes ſeyn. Grade in dieſer Zeit, wo der Ring des geiſtigen Polarzirkels gebrochen ſcheint, und der alte Winter aus ſeinen Ufern tritt, und das Treibeis weit hinunter bis an die Wendezirkel der innern Welt ſich verirrt,[1]) iſt ſeine und jede andre Dichtung in ſeiner Liebe, eine Gabe des Himmels, ein warmer Sommer, der das Eismeer und ſeine Gletſcher in ihre Schranken treibt. — Wir glauben ſattſam dargethan zu haben, daß das Genie der Liebe vor Allem in dieſem Dichter wohne.

---

[1]) Offenbar eine Anſpielung auf den Goethe des ſpäteren Alters. Vgl. Joſeph Görres als Herausgeber ꝛc. S. 67 f., 210.

Zueignung des Titans, und im Traum eines Engels in den Dornenstücken ausgeführt, möchte man anwenden auf den Humor und die ganze Phantastik dieses Dichters. Nicht mit dem Mohnkranze gekrönt, wie andere Sterbliche, denen in seinem Dufte die Vergangenheit verschwimmt, ist er auf die Welt herabgekommen; sondern mit einem Gewinde solcher Blumen, die das Nichtvergessen schon durch sich selbst aussprechen. Von der Morgenröthe zur Abendröthe halten seine Dichtungen die goldne Brücke ausgespannt, und es schreiten die himmlischen Geister aus der großen Vergangenheit in die selige Zukunft über, ohne zu weilen in der Gegenwart, die unten durch die Bogen schäumend rauscht. Aus dem Blute Quasers des Allwissers, das die Zwerge Fialar und Galar im Kessel Odhrärir mit Honig mischten, gährte der Meth hervor, in dem jeder, der ihn kostet, zum Dichter sich berauscht. Gunnlöda, die Hüterin, hat dem Dichter drey Züge aus dem Becher, wie einst dem Geliebten Odin, erlaubt, und er hat sich seinen weltumgreifenden Humor daraus angetrunken, und zu schönem Wahnsinn sich berauscht.

§. 3. Laune, Ironie. Laune ist, wie die Vorschule recht bemerkt, lyrischer Humor, die Ironie hingegen epischer. Ein leiser Lebensjubel, eine mildgedämpfte Dithyrambe ist die Laune, die, wie wenn sich die schwüle Wolke kühlt, im Wetterleuchten sich entladen wird; ein phantastisch frey bewegliches Wesen ist ihr Körper, ihre Seele ein stralend und quellend Lebensfeuer, ihre Gestalt ewig wechselnd, wie die der infusorischen Amorphen. Einer Libelle gleich schwebt sie über dem Wasserspiegel, zwischen zwey Himmeln sich wiegend, mit dem dritten in der eigenen Brust. In schöner dichterischer Gährung wird das Blut im Herzen zu begeisterndem Feuerwein, daß die Lohe aufwärts zum Kopfe schlägt, und strahlend ausströmt, wie ein mildes Frühlingswehen, daß die schlafenden Blüthenknospen die Augenlieder aufschlagen, wähnend, der Frühling habe sie geküßt. Wie Glockenton geht die Dichtung von der Seele aus, und wogt in ungebundenen Schwingen durch die Lüfte, und regt in der Brust den Affect, wie im fernen Gebürge den Lawinensturz. Die Ironie hingegen steht klar, aber kalt wie eine Nebensonne in ihren Cirkeln und Bögen und zwischen Hagelkörnern da. Ein treues Basrelief von allem, was krumm ist und höckrig im Menschen und im Leben, kehrt sie jedem seinen eigenen Spiegel zu, in dem er sich mit all seinen Gepreßten selber malt, den großen Weltspiegel aber richtet immer der Humor, der, wie er dioptrisch in der Laune gleichsam die nackte eigene Psyche im Krystallgefäße schwimmend auf der Lebensnaphta gezeigt, so hier katoptrisch als Luftbild sie hinauswirft aus dem Krystall, dessen selbstleuchtende Folie die Dichtung ist. Der Weltgeist spielt mit dem Geiste dort, hier aber mit der Welt. Als die dargestellte reine

Laune gleitet wie ein heller vielfach gewundner Strom in Blumenfeldern Victor durch den Hesperus. Ist nicht Hesperus selbst statt des Herzens in der Brust des milden liebevollen Menschen aufgehangen, und durchquillt die ganze Gestalt mit seinem Glanze wie der Stern die Himmelbläue? Wie schwingt er nicht mit heiterfrohem Sinne den Thyrsus der Liebe in seinem Himmelslaufe; wie geht er nicht wankend in süßer Trunkenheit auf den Pfaden der Geschichte so frey und so gebunden, ohne Ziel, und doch so sicher, wie Blitzfeuer hinlaufend an jedem Metall, das seiner Liebe Nahrung gibt, und auf geradem Wege durchschlagend alles Hassende, was sich widersetzen will? Jede Empfindung wohnt bey ihm, wie im Kelche einer Glockenblume, und wie er, sein Leben dichtend, sich bewegt, läuten alle Glocken in hellem Silberklang, und alle Kelche leeren sich mit Düften, und füllen sich mit Thau; der Thau aber sind die Thränen, deren allzugroßen Reichthum man ihm wohl vorgeworfen. Auch im Firmian Siebenkees schlägt diese Laune die großen bunten Flügel, die ihn über die Mühen des Lebens heben, daß er leicht über alle Dornen und Fußangeln, die sein böses Schicksal ihm in den Weg geworfen, wegkommt, neben denen die ungeflügelte Lenette mit Angst und Sorge sich durchwinden muß. Das kühne, kecke Spiel, das er und Leibgeber zuletzt mit dem Tode selbst treiben, macht, ganz im Gegensatze jener alten Todtentänze, den Tod statt zum Chorführer zum Tanzenden, und sein Mantel ist das junge frische Leben, und seine Maske die eiserne, hinter der das gerührte Auge sich verbirgt. Eines gleich rein ironischen Charakters, wie jene beyden[1]) launigt sind, wüßten wir uns in den vorliegenden Schriften nicht zu besinnen, man müßte denn den Doctor Katzenberger mit dem zweyschneidig geschliffenen Secirmesser seiner cynischen Rede und mit der Sublimatauflösung seines wissenschaftlichen Witzes, worin er die Menschen als lebendige Präparate setzt, dahin rechnen wollen. Aber viel gute Ironie ist durch alle jene Bücher ausgetheilt in Extrablättern und Anhängen und Discursen und überall, doch hat uns die im Hesperus zu wiederholtenmalen, wegen des durchgängig lyrischen Charakters der Dichtung oft gestört, am meisten beym Hören, weniger beym Selbstlesen, wahrscheinlich weil dieß geschwinder von statten geht. In rein vorherrschend ironischer Stimmung ist die Erklärung der Holzschnitte[2]) geschrieben, und alles wie gewohnt geistreich und witzig ausgeführt, aber, was sie drückt, ist die Armuth des untergelegten Textes im Gegen-

[1]) Nämlich Siebenkäs und Leibgeber.

[2]) Das Kampaner Thal oder über die Unsterblichkeit der Seele nebst einer Erklärung der Holzschnitte unter den 10 Geboten des Katechismus. Von Jean Paul. Erfurt 1797.

ſatze des Hogarthiſchen nie zu erſchöpfenden Reichthums bey dem Lichtenbergiſchen Commentar [1]), eine Leere, die leicht den Witz radikal verdirbt, indem ſie ihn als geſucht erſcheinen macht. Leichter noch möchte eine Erklärung bloß zufällig hingeworfener Tintenklexe ſich geben laſſen, als ſolcher ſtarr eindeutigen und hartnäckigen Geſtalten.

§. 4. Witz. Niemand dürfe mit Ehren von ſich ſelbſt ſagen, er ſey witzig, damit beginnt die Vorſchule das Capitel, ſie verbietet aber nicht dem Rec. von ſeinem Autor zu ſagen, er habe reichen Witz, wenn die Gefahr, einen Gemeinplatz auszuſprechen, es ihm nicht ſchon vorher verboten hat. Die Vorſchule ſtellt auch die drey Dimenſionen des Witzes auf, aber ſo gern wir einen Tiefſinn als die Durchdringung des Scharfſinnes und des Witzes anerkennen, ſo möchten wir doch nicht den Scharfſinn als Potenz über den Witz hinausſetzen, vielmehr neben einander nach der alten Ordnung, an der mehr iſt, als die Vorſchule zugeben mag; und wir wollten eben wohl auf Schlag und Stoß verfechten, daß der Scharfſinn iſt wie Schwertesſchärfe, der Witz wie Degenſpitze, oder wie Blitzesſchneide und St. Elmsfeuer, oder wie die poſitiven Figuren des Elektrophors zu den negativen, der berühmten Polaritäten gar nicht zu gedenken. Jenen Tiefſinn finden wir nun ganz beſonders in den vom Dichter ſeinen Werken häufig gleichſam als Recitative eingelegten philoſophiſchen Erörterungen, die geſammelt eine recht ſtattliche Philoſophie geben würden, von welcher wir hier näher reden würden, wenn wir es uns nicht zuvor verboten hätten. Vom Scharfſinn wollen wir, um uns nicht zu überladen, nur die Note zu Katzenbergers Badereiſe (I S. 241) anführen. Vom Witze haben wir alle Arten und Unterarten, von denen in der Aeſthetik geſprochen wird, in reichlicher Menge gefunden, und darunter Eine, von der ſie ſchweigt, und die doch zugleich die ſchwerſte und gelungenſte von allen iſt, die dramatiſche nämlich, oder hiſtoriſche. Wir rechnen dahin Schoppe's Fahrt ins Waſſer im Titan, Zeuſel's Streit mit ſeinem Bruder, dem Balgtreter, im Hesperus, Katzenberger's Entführung des Doppelhaſen und die Abſtrafung ſeines Recenſenten, die Eröffnung des Kabelſchen Teſtamentes, die Treibjagd der Gläubiger gegen den Elſaßer in den Flegeljahren, die ganze Raze des närriſchen Haſenfußes Schmelzle, des Doctor Hoppedizel Türkenſchlacht mit ſeiner guten Ehehälfte in der unſichtbaren Loge, und gar viel anderes. Es hat der Witz dieſes Dichters einen ſcharfen, hellen, immer wachen Blick, unaufhörlich beſtäuben ſich die Dinge vor ſeinen Augen untereinander wie die Blumen eines Aurikel-

[1]) Georg Chriſtoph Lichtenberg, Ausführliche Erklärung der Hogarthiſchen Kupferſtiche. Göttingen 1794—99.

beetes, und seltnere Spielarten und Mißgeburten wie er hat keiner noch herausgebracht. Aus dem Orient und dem Occident, von den Gegenfüßlern und den Nebenfüßlern, aus allen Wissenschaften und Ständen und Erdwinkeln kommen die Gedankenzüge wie Karavanen zu ihm hergereist, und er treibt seinen Tauschhandel und Verkehr, und läßt den Samojeden vor sich auf dem Kameele fliegend reiten, und den Araber mit Rennthieren im Phaeton durch die Wüste fahren, und fliegende Fische oben im Lindenwipfel singen, daß die Nachtigallen horchen, und Meerkatzen aufmerksam in sentimentalen Romanen blättern. Wie dem Rattenfänger von Hameln folgen dem Pfade dieses Witzes zugleich die Ratzen und die Knaben, aber zugleich auch alles andre, was ihm sonst unterwegs aufstößt, die Thiere des Feldes und die Vögel in den Lüften, selbst das Gestein und die Metalle in der Erde senden ihren Ton herauf, und das Feuer spricht in vielen Zungen. Wie ein Schwaden ist er durch alle unterirdische Schachte durchgezogen, mit den Wolken fährt er über die Höhen hin, unter den Irrlichtern leuchtet er durch die Nächte. Selbst aus dem Staube alter Bibliotheken hat er komischen Goldschlick, wie Kurpfalz aus dem Rheine ausgewaschen, und zu seinen Ducaten mit der Legende: sic fulgent littora Rheni, ihn vermünzt; nur wie die Münze zu Mannheim haben wir oft die Magerkeit der gewählten Goldgründe bedauern müssen. Dieselbe Milde, die den Dichter in seinem Ernst begleitet, verläßt ihn dabey auch mitten in seinem Scherze nicht; wie beym Indischen Gott der Liebe Camadeva ist die Spitze seines Pfeiles mit Blumen umwunden, und selbst der boßhafte Katzenberger, mitten in seiner gerechten Entrüstung über seinen Recensenten, bestreift nur die Knöchel desselben im Feuer der Action zweymal leicht mit der Scheide dieses Pfeils. Außer häufigen Scharmützeln mit diesem Recensenten, deren mehrere auf den Fängen jenes Elephanten gespießt erscheinen, der im Eingange der gegenwärtigen Kritik oder Antikritik steht, führt er auch viel und öftern Proceß mit dem Deutschen Publicum, das, wie er vorgibt, nicht Spaß versteht. In der That kann nicht leicht ein ehrbareres, ehrenfesteres, solideres Volk, als das unsrige, gefunden werden, wie es im ledernen Koller seiner Steifstelligkeit und Ernsthaftigkeit steckt, und wie die Schildkröte in Jahren nicht auf die Beine kommt, ists einmal auf den Rücken geworfen worden. Es geht kein Spaß an keinem Ende des Reiches aus, ohne daß sofort die sämmtliche Reichsspießbürgerschaft betroffen auffährt, und einer den andern verstohlen anschielt, ob es ihm gegolten, und in aller Eile sucht jeder still an sich alle seine Lächerlichkeiten zu überzählen, ob ihm nicht eine entkommen sey, die der verdammte Spaßmacher aufgehoben, und nun öffentlich vorzeige zum Scandal der Welt und zur Beschauung des

armen Sünders, worüber sie dann jeder für sich und einer für den andern mit Fug und Recht aufs äußerste sich erboßen. Dieser Nervenschwäche, die allein durch tüchtigen Zorn zu heilen ist, müssen wir für die Zukunft noch vielen Verdruß prophezeyen; denn wenn eine freye Literatur auch sinkt, dann überlebt der Witz doch alle andern poetischen Vermögen, und jene Witzscheu ist an sich zu komisch, als daß der Gescheute sich nicht allen Muthwillen gegen sie erlauben sollte. Wie auch das gehetzte Thier sich bäumt, sein Gegner sitzt ihm zwischen den Hörnern fest, und zündet seine Schwärmer ihm vor den Nüstern loß. Es steht aber zu hoffen, daß binnen zehn Jahren diese närrische Schreckbarkeit Deutscher Nation sich um ein beträchtliches vermindert haben wird, und daß sie einigen soliden Spaß als Zubrod zu ihrem Pumpernickel, den sie ewig käut und wiederkäut, nicht von der Hand weisen wird.

§. 5. Charaktere. Wir begegnen dem Dichter im Mittelpuncte seiner Schöpfung, wo er seine Charaktere gestaltet, deren Hervorbringung wir mit der Vorschule für das Seltenste und Schwerste in der Dichtkunst halten. Gleichwie aus dem harten Felsen, als ihn der Prophet mit seinem Stab berührt, ein Kameel sammt seinem Jungen hervorgesprungen, so drängt sich auf des Künstlers Beschwörung aus dem Nichtseyn schnell eine Gestalt heraus, die uns als ihres Gleichen grüßt, und der wir, mit Ehrerbietung sogar, den Gruß erwiedern müssen. Der Charakter, sagt die Vorschule, sey bloß die Brechung und Farbe und Stral des Willens, also ursprünglich siebenfach; die Mohammedaner aber erzählen nach alter Sage, aus sieben Händen voll verschiedenfarbigem Thon sey der Mensch gemacht, und daher rühre die Verschiedenheit der Temperamente und Naturen. Der Dichter mischt den Thon, aber Gott sendet seinen Athem und sein Licht herab, damit die Gestalt Leben und Bewegung gewinnen möge. Jeder Dichter bringt die Embryone seiner Gebilde zusamt der sie belebenden Kraft als eine Naturgabe mit, und wenn die Stunde der Begeisterung nun geschlagen, dann springt jedes, je nach der Ordnung, in der ihm seine Zeit gekommen, in bestimmter Form ins Daseyn über, gleich den Urthieren, die in dem Nil sich aufgerichtet, als der erste Donnerschlag sie aus ihrem Schlaf geweckt. Wie aber im Keime die Wurzel ins dunkle Unterreich eindringt, der Stamm aber den Himmel und das Lichtreich sucht, so, behauptet die Vorschule, sey auch die Geburt des Dichters zweyfach getheilt in ihren äußersten Gegensätzen, und strebe dem Ideal des Lichtes im herrschenden guten Geiste des Werkes und seines Helden, und dem des Bösen in den Höllenmächten [1]) zu. Dieser Gegensatz ist in

[1]) Nämlich die im Geiste des Werkes und des Helden thätig sind.

den Dornenstücken der zwischen Firmian und dem Venner Rosa, im Hesperus schon erweitert der zwischen Victor und Matthieu, am weitesten im Titan zwischen Albano und Roquairol nach dem Falle, und außer ihm[1]) noch Bouverot, dem Kahlkopfe, und andern. Sichtbar ist hier nach der Theorie der Vorschule das Gute höher hinaufgetrieben, das Böse aber nicht in gleicher Dunkelheit gehalten, sondern wie auch die physische Nacht von mancherley umschweifenden Lichtern erhellt, und in seiner Schwärze gemildert. Aber wir sind nicht mit dieser Theorie einverstanden, daß das Böse als solches nicht Gegenstand der Dichtkunst sey, und alle dafür beygebrachten Gründe haben uns nicht überzeugen können. Denn die quantitative Stärke oder Schwäche läßt sich, gegen die Meinung der Vorschule (S. 357), mit jedem der beyden qualitativen Gegensätze von Liebe und Haß, Achtung und Verachtung gleich gut verbinden, der rein unvollkommene oder böse Charakter wäre also nicht nothwendig feige, schadensüchtige, ehrlose Schwäche, sondern vielmehr heroische starke Verachtung und Haß gegen alle Welt, mit eigner Ueberschätzung, oder heroischer Hoffart, ein Charakter, wie ihn grade die Engel im Sturze angenommen, und der daher keineswegs außer dem Kreise der Dichtkunst liegt, und den wir ja sogar im Leben ertragen müssen. Der Haß gegen das Schlechte ist in unsrer Brust gleich lebendig, wie die Liebe zu dem Guten, und warum sollte dieser allein und nicht auch jenem Zucht werden und ästhetische Disciplin? Muthlos kann die Schwäche nur vor solchen Bildern werden, der Starke ringt sich kräftiger an ihnen, auf den Gesunden wirken nicht die schlimmsten Aspecte der Gestirne, wer aber den faulen Fleck schon in sich trägt, findet leicht auch die Made, die sich von der Verderbniß nährt. Wir glauben vielmehr, daß von der Erde aus der Weg zum Himmel durch die Hölle führt, und daß dem Dichter, weil er den Flammen die Pforte allzu ängstlich zugeschlagen, grade der höchste und reinste Stral überirdischer Verklärung, der sich in dem Charakter eines milden, gottbegeisterten, in sich selbst durchleuchteten Sehers verkörpert zeigt, vorbeygegangen, so sehr sonst grade er den Beruf zur Darstellung dieses Bildes gehabt. Spener[2]), obgleich an sich vortrefflich, ist doch mit der ganzen herben Spröde des Lutherthums und dabey mit einer Art von Groll gezeichnet. Der Katholicismus, der allein so starre Formen sänftigen kann, ist in früherer Zeit dem Dichter fern geblieben, und später hat er, wohl des Mißbrauchs wegen, den man damit getrieben, ihn in die Kreise seiner Eigenthümlichkeit nicht aufgenommen, obgleich auf Wina in den Flegeljahren ein leises ihr wohlthuendes Streiflicht aus ihrer Kirche fällt.

[1]) „Ihm“ nämlich Roquairol. — [2]) Der alte fromme Lehrer Lianens im „Titan“.

Der Indiſchpythagoreiſche Dahore im Hesperus hingegen, obgleich gar mild und liebreich und unſchuldig und erhaben in ſeiner Weltbahn durch den Ideenhimmel, iſt uns doch immer mehr wie eine prächtige ideale Feuergarbe, ein Buch voll Sternenſchrift vorgekommen, und hat niemals einen feſten und umſchriebenen plaſtiſchen Eindruck in uns zurückgelaſſen. Oft hat er ein ängſtliches Gefühl in uns geweckt, was wir ſeinem Siechthum und öfterem Bluten, ſogar ſeiner Thränenloſigkeit zugeſchrieben, ein Eindruck, der ſich durch die gräßlichen Worte des Wahnſinnigen vor ſeinem Tode noch verſtärkt, bei ſeinem Gegenbilde Liane unter ähnlichen Umſtänden aber keineswegs wiederkehrt. Auch das öftere ängſtliche Zurückſehen des Dichters nach ſeinen Leſern und die Entſchuldigung der Schwärmerey des Indiers, kann nicht zu ſeinem Vortheil wirken. Frey und frank muß die große Geſtalt in der Dichtung ſtehen, und zwiſchen ihr und der Armſeligkeit der Welt ſey kein anderer Verkehr, als ein beſſernder.

Wir vergeſſen dieſe Anſprüche, die der Dichter zu erfüllen nicht verbunden war, und treten in die herrliche Gallerie von Bildern, die er wirklich aufgeſtellt. Zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt dieſe Schöpfung, eine Welt der Möglichkeit, eben ſo im Genius ſtehend, wie die Welt der Wirklichkeit in Gott, und von ihrem Gipfel beherrſcht die Ausſicht, wie von der Götterwohnung Breidablick, alle Höhen und Tiefen der menſchlichen Natur. Reich und unerſchöpflich wie die bildende Weltkraft, die in jede endliche Form einen unendlichen Wandel getragen, und in die unendliche Welt wieder die Ruhe der Einheit, alſo auch zieht hinwiederum die Kunſt aus der Einheit die Fülle ihrer Geſtalten, und legt in denſelben Umkreis unzählige Kreiſe, wie zahlloſe Tonſchwingungen in derſelben Luftwelle ſich kreuzen, und ineinander beben. Wie Berge aus den Fluthen, ſo treten aus dem ſtillen Meere des Lebens große Charaktere durch innere Scheidung hervor, auch der kleinſte Hügel hat ſeine Geſchichte gehabt, die ihn aufgeworfen. Wie der Berggeiſt des Rieſengebirges ſo reich und oft, und auch ſo neckiſch wie er, ſteht unſer Dichter unter ſeinen Höhen da. Wir treten gleich in die Mitte ſeines Zauberkreiſes, in den Titan, ein. Nicht grade das, woran dieſe Inſchrift am erſten erinnern möchte, wird hier ausgelegt, die alte grüne friſche Rieſenkraft aus den vergangenen Tagen, wo die Zeit, die wir immer nur bärtig, und alt und grau geſehen, einmal jung geweſen, und ſchlangenfüßige Hünenbuben, mit Mammuths und mit Greifen ſich herumgeſchlagen. Die Indier und die Perſer haben dieſe Gigantomachie auf ihre Weiſe ausgeführt, im Scandinaviſchen Norden hat man den Rieſen ſitzend noch in tiefer Bergeshöhle auf ſeine Keule gelehnt gefunden, bei der Berührung aber iſt er bis auf einige Gebeine in Staub

zerfallen, die man da und dort zum Erſtaunen der Enkel in Ketten aufgehangen. Auch die Griechen beſaßen gewiß davon Mehreres und Beſſeres, als auf uns gekommen. Der gefeſſelte Prometheus des Aeſchylus iſt ein tüchtiges Werkſtück am Rieſenweg, die neuere Poeſie aber hat ſich in ſolcher Cyklopenarbeit, deren Schmiede auch im Aetna ſeyn müßte, nicht verſucht, obgleich Giulio Romano im Palaſt del Tè bey Mantua recht gute Zeichnungen zu einem oder dem andern Geſang geliefert. Nicht der alte Sonnengott brennt am Himmel dieſer Dichtung, vielmehr der ſchöne Götterjüngling, der ſchon ſo oft die Saat des Lichtes über die Erde ausgeſtreut, und ſo viele Frühlinge daraus ſproſſen geſehen. Titan im Celtiſchen Feuerglanz oder Glanzfeuer, in dieſem Sinne iſt das Wort genommen. Eine Welt, zugleich geworden in einer großen Geſchichte und in einem großen ſchöpferiſchen Geiſte, ſchlägt in Glut und Flammen aus dieſem Buche. Wie ein Stern des Himmels, und doch als Nebenplanete an die Erde angebunden, liegt dieſe Welt ausgebreitet vor uns da, ſo hoch erhaben, und doch ſo nahe verwandt, ein zum Himmel hinaufgewachſenes Gebirgland, das die Wurzeln langſam gelöst und zu ſich hinaufgezogen. Starr und nackt und ſteil und unerſteiglich erhebt ſich das Schreckhorn in Cäſara, und ſeine Gletſcher blaſen kalte Winde, im hellen Schimmer und dem Roſenglanz der Jugend in den lichten Wolkenſchleyer eingehüllt, und mit weißem Gewand angethan ſteht ihm Linda, die kühne Jungfrau, gegenüber. Ein ganzer Gebirgkranz voll edeln Metalls und köſtlichen Geſteines, mit ſchönen Thälern und dicht belaubten Höhen und hellen Waſſern ſteigt in Albano auf; ein in ſich zuſammenbrechender Vulkan mit ſeinen Baſalten und Bimſteinen, mit Flamme, Rauch und Blitz blutet Roquairol Lavaſtröme, und eine immer rauchende Solfaterra qualmt er in immerwährendem Dunſt und Brodem. Wie der Brocken aus Granitblöcken und Trümmern in den Himmel hinaufgebaut mit der ſeltſamen Geiſterwirthſchaft, oben der Hexenkanzel, dem Teufelsplan, dem Hünenſprung, unten im Strome der verſunkenen Krone alter Kraft und friſcheren Muthes, vom treuen Wolfshund bewacht, richtet ſich Schoppe auf, und erbebt allein vor dem eignen Rieſenbilde, das er im Sonnenuntergang weit über das leuchtende Wolkenfeld hinüberwirft. Idonie aber hat unten in den Thälern ſich ihre Sennerey gegründet, am Abhang des Berges, an deſſen Gipfel Lianes Madonnenkapelle einſam hängt, aus deren Fenſtern helle Erleuchtung niederſcheint, in der ihre Engel und Geiſter ſie umſchweben. Seltſame Schatten aber kämpfen in der Tiefe, auch der Abgrund iſt aufgethan, das böſe Weſen hebt verſtohlen den gewaltigen Schild von Erz, den der Engel nach vollbrachtem Kampfe über die Flammen der Hölle hergeſtürzt, und ſendet Blendwerk fort

und Lügen, und ein seltsam Gespenst des Tageslichtes übt der verlogne, feige Kahlkopf [1]) seine Künste, selbst kein eigen in sich begründet wahrhaft Wesen, vielmehr reine Negation und Lüge, der giftige Riesenschatten, den der starke Bruder weit hinaus in die Wellen des Meeres wirft. Man hat ehemals an ein Geheimniß geglaubt, Weihrauch und Spezereyen und Substanzen mancher Art so zu mischen, daß der Dampf in die bestimmt gerufene Menschengestalt sich fügt; der Zauber, den die Kunst hier übt, ist höherer Art, mit unsichtbaren Linien baut sie ihre Leiber, Töne läßt sie in ihnen statt des Blutes kreisen, im dunkeln Augenfeuer sie erglühen, und Geist von ihrem Geiste und Herz von ihrem Herzen webt in ihnen. Mit welcher unendlichen liebreizenden Zartheit ist die jungfräuliche Liane nicht gehalten, ist es nicht, als ob ein singender Engel an der Erde vorbeygeschwebt, und einer der Töne, der aufwärts zu Gott aufsteigen sollte, zur Erde sich verirrt, und lange in ihren Thälern umhergeklungen, bis er zuletzt im Kelche einer Lilie sich verborgen, aus der die reine Gestalt in lauterer Demuth und Liebe dann herausgewachsen? Scheint nicht die Seele in dem zarten Wesen durch wie ein mildgedämpftes Licht durch die Alabastervase? Trägt sie alle ihre Blüthen nicht wie jene Indische Pflanze, ohne eine Wurzel in die Erde einzuschlagen, bloß schwebend in der Luft aufgehängt? Und ist die Psyche in diesen Blüthen nicht bis ganz zu oberst hinaufgestiegen, und wiegt sich mit leichtem Fittig auf den Staubfäden, ohne sie einzubeugen, und sieht von dort liebevoll und blöde zu ihrem Albano nieder, der mit schwülen heißen Gewittern geht. Gleich zum erstenmal schon hat es unserm physiologischen Sinn in etwas widerstanden, daß dieß schneeweiße Lamm jenen wüthigen Währwolf, den Minister, zum Vater und die scharfe, in kalter Hofluft bis zur Spröde gehärtete Ministerin zur Mutter hat; die Sehnsucht der Schwangerschaft nach einem sanfteren Gatten (III. S. 140) kann den schneidenden Widerspruch nicht wohl versöhnen. Auch hat es uns gestört, daß an einem andern Orte auf die Madonna della Sedia und ihre Aehnlichkeit mit Lianen gedeutet wird, sie hat nicht Lebensfrische und warme runde Fülle genug für Raphael und alle Italiener, dagegen ists in der alten Deutschen Schule, wo sie zu suchen ist, wo diese stillen, lieblichen, heilig schönen Gestalten als in ihrem Vaterlande heimisch sind. Die edle Linda de Romeiro dagegen, mit den schwarzen Augen ganz mit Feuer gefüllt, ist aus Raphaels oder Titians Bilderkreise hervorgegangen. Von hohen Bergeshäuptern ist der Strom des Lebens bey ihr herabgekommen, und er schlägt im kräftigen

[1]) Der schon oben genannte Herr von Bouverot, das Gegenbild des Roquairol, im „Titan".

Springquell hoch gegen den Himmel auf, und wie er oben in Tropfen verspritzt, scheint die Sonne mit allen ihren brennenden Feuerfarben in ihn hinein, und er steht wie ein hoch erhabner Palmbaum da, der grade stolze Schaft mit dem Blätterschirm und mit Blumenkränzen gekrönt. Rund in sich selber abgeschlossen, klar und bestimmt, eine Königin in ihrem weiten Reich, fährt sie auf tief begründetem Affect, wie der Göttervater auf seinem Adler dahin, von ihm getragen, aber nicht geführt, und ihr Herz ist, wie der Dichter sagt, dem weichsten in jeder weiblichen Milde und Reine gleich, und übertrifft es nur an Stärke. Ein tiefes Verständnis der Liebe liegt in ihr, die der starke Albano selber kaum ergründet; alle Goldadern ihrer reichen Natur laufen in einen tiefen Kern zusammen, der in den tiefen Schatzkammern der Erde seine Wurzeln hat. Und während außen aller Liebreiz der Weiblichkeit über ihre marmorfeste Gestalt ausgegossen, ist sie innen durch männlich bestimmten Willen beynahe ihrem Geschlecht entrückt, und ein edler Stolz, der selbst nicht vor ihrem tiefen Wehe weicht, hebt ihre schönen Formen über alle Beschränktheit der Welt hinaus. Diese Beschränktheit aber verschönt sich wieder in Idonie zu klar umschriebner Begränzung, zu ruhig heiterer Lebensstille, zum anmuthigen Rhythmus gemäßigter Thätigkeit. Während Linda wie die Sonne nach alter Sage ihre Nahrung aus dem unendlichen Meere der Liebe schöpft, Liane aber gleich dem Monde den süßen Thau des Himmels trinkt, macht Idonie in milder Milch der Menschenliebe ihre Libationen, und steht als Morgen- und als Abendstern, bezeichnend die Tagewerke des Lebens, über ihrem Arkadien. Andre Liebe und andre Sorge aber treibt sich in Juliennes Krauskopf, und die treue Schwester hat ihr ganzes Herz erfüllt, und hell und klar in ihrem Lebenskreise um sich blickend, hilft sie sorgsam und unermüdet am bessern Schicksal des geliebten Bruders weben. Die Fürstin, diesen gegenüber eine Virago, nach außen männlich zackigt aufgeworfen, nach innen dafür hohl und lieblos, kalt und giftig. Ganz der Gegensatz von ihr ist die innen heiße, außen aber ruhig kalte Italienerin im Hesperus. Rabette dagegen in einfältiger sich selbst verborgener Natur, mit wenigen aber starken Tönen in der Brust, mit viel Kelch- und wenig Blumenblättern, unvergleichlich schön und doch unbewußt in dem Briefe an Albano schildernd sich selber und das treue Herz, das der Raubvogel Roquairol mit in die Lüfte hinaufgenommen.

Diesen Frauen sind nun die Männer in dem Werke mit gleicher Kunstschönheit und Wahrheit beygesellt. Albano ragt unter diesen am höchsten vor, ein edler Jüngling, innen in dunkelrother Lohe des Lebens und der Liebe glühend, die einmal auf Isola bella in schönem Ueberwallen in den fließenden Blutströmen aus ihren Ufern tritt, außen

mit dem blanken Harnisch männlicher Kraft und Schönheit angethan. Fest und kühn und keck und trotzend trägt er das starke Herz, daß seine Flamme ohne Wanken und ohne Flackern grade aufwärts brennt, und wenn gleich immerfort berauscht von frischer muthiger Lebenskraft, geht er doch immer in edler Haltung und sichern Tritts daher. Gleichwie beym Griechischen Herkules ist die hohe breite Brust die Halle, wo starke kräftige Triebe wie Helden wohnen, und bald mit den Jungfrauen den Reigen der Liebe weben, bald im Ungewitter heißen Kampfes Blitze donnernd werfen, und wie bey jenem alten Gotte ist auch seine Stirne schmal, und die Intelligenz vom festen Leben warm verhüllt. Darum handelt er, was so selten bey poetischen Gebilden ist, besser, als er schreibt, darum geht er so wunderbar unbekümmert und unbekannt mit Allem, was um ihn her gespielt und getrieben wird, herum, immer vertrauend seinem Muthe und seiner kräftigen Natur. Auch darin ist große Kunst an ihm bewiesen, daß er nicht als ein stehendes Bild erscheint, sondern fließend wie ein Strom ein ganzes Leben ist, und vor unsern Augen wächst und anschwillt in seiner Kraft, und sich doch beruhigt, weniger indem er vom Knaben zum Jüngling übergeht, als indem er, was weit kunstreicher und schwerer ist, auf dem zartern, minder abgeschnittenen Uebergange vom Jüngling zum Manne ergriffen wird. Auch als ein rein deutscher ist dieser Charakter in seiner Treue und Ehrlichkeit und seiner besonnenen Kraft gehalten, und wir haben uns in der letzten Zeit mehr als einmal vergebens auf der Fürstenbank nach ihm umgesehen. Neben ihm steht der schlanke Spanier, die brennenden Augen tief in dunkeln Augenhöhlen rollend, in ihm heiße Quellen unter tiefem Schnee und Eise siedend, sein Blick ein scharfes Schwerdt, seine Weltanschauung eindringend, klar und fest und ruhig, seine Leidenschaften zahme Leoparden, seine Stärke Tigerstärke, während die Stärke Albano's, wie der deutsche Charakter überhaupt, mehr von der des Elephanten hat, seine Starrsucht wie eine Binde von der Natur über die starke Seele hergeworfen, damit sie nicht einmal ausreiße, und die Welt umkehre. Roquairol, eine ungemeine Natur mit scharfen Reizen gewaltsam in sich selbst zersetzt, die ganze Seele entorganisirt bis ins Innerste, nach Einer Seite in einem ätzend fieberhaften Feuer, in eine phantastische Ueberreitzung und eine künstliche Begeisterung durch starke Geister aufgetrieben; andrerseits in eine tiefe Verödung, eine kalte frostige Ohnmacht der Lebensgeister, eine schwächliche Hinfälligkeit und Erstorbenheit aller bessern Natur ausgeschlagen; bis zuletzt, nachdem alles Beste von innen heraus gewaltsam aufgerieben, die Natur einem tödtlichen Typhus erliegt, als dessen Phantasieen das Drama auf der Schlummerinsel sich spielt, und darum mit dem Selbstmord endet. Auf seinem Grabe ruht

die Sphynx, ein warnend Wahrzeichen der Zeit, die, in gleichem Wahnsinne zerrissen auseinanderfließt, den der Brief an Albano treffend mit allen seinen zerstörenden Folgen malt. Weiter dem schroffen tief eingekerbten Schoppe gegenüber mit seinen wunderlich geschobenen Lineamenten der kluge, glatte, gefügige Lector; dem leeren, gedunsenen Fürsten entgegen, auf dessen weiten Wässern nichts als eine hohle Kunstliebe schwimmt, das reißende Thier im Minister, und seine giftig kalte Wuth in seinen Hauskriegen unübertrefflich wohl gezeichnet. Der Deutsche Herr endlich, ein mittelmäßiger Teufel in einem ausgemachten Schelme wohnend, in seiner giftigen, spöttisch kalten Frazze, mit den feingeschabten Fingerspitzen für das Pharaospiel, mit den schmalen, wie man glauben sollte, Voltaires Bildern abgesehenen Lippen, die durch schnelles Schnappen zuweilen eine Fliege erquetschen, vortrefflich wohl gehalten, und der heftig redliche Wehrfriz, neben diesem Drachen der geharnischte Erzengel mit dem Schwerdte.

Nicht minder reich an lebendigen Charakteren zeigen sich auch die andern Werke dieses Dichters. Klotilde im Hesperus, zwischen Linda und Liane, den beyden Polen der Weiblichkeit, gleichsam mitten innen stehend, eine erhabene, ruhige, im Sternhimmel ihres Lehrers erzogene Gestalt, demüthig stolz, aus tiefer Seele mit allem Temperament des Bruders, und doch verschämt unter dem jungfräulichen Schleyer liebend, und unendlich schön und rührend in dieser verschwiegenen Liebe gegen Victor, wie sie „mit dem Finger auf dem Munde, mit der Hand auf dem trüben Herzen" allen Gram verbirgt, und verstummend mit dem ins Abblühen hineinlächelnden Angesicht vor dem Geliebten steht. Wina in den Flegeljahren, nur erst Bruststück, aber doch mit den dunkeln schwarzen Augen, denen man ihr öfteres Blinzen gern vergibt, mit der feinen, aber kecken Linie der Rosenlippe und dem Kinne voll Entschiedenheit unter der Nonnenmaske und mit ihrer romantischen Liebe zu dem weichen schwärmerischen Notar schon bestimmt und klar aus dem Bilde tretend. Natalie in den Dornenstücken dagegen ist nicht ganz so wohl gelungen, oft erscheint sie gespannt, ja gar affectirt, was ihrer gespannten sonderbaren Lage gegen Firmian, dessen Liebe in der Darstellung auch nicht die gewohnte Meisterschaft zeigt, zugeschrieben werden muß. Noch bis auf diese Stunde können wir nicht glauben, daß sie in das Project mit der Preußischen Wittwencasse eingegangen. Lenette dagegen mit ihrem Bieneninstinct der Emsigkeit, mit ihrem Wisch- und Bohnlappen, die den armen Firmian so oft aus seinem satirischen Feuerspeien herausgeängstigt, mit der Geläufigkeit ihrer Zunge, die alles sagt und wieder sagt, und zum dritten noch einmal wohl und deutlich auseinandersetzt; mit ihren chronischen Unarten und Vergeßlichkeiten, mit der ruhig hellen,

nüchternen Natur, die der Liebe verwundert zusieht, und sie machen läßt, ohne sich selbst an ihr zu entzünden, mit diesem bürgerlichen guten Herzen, das nie aus seiner gleichmäßigen Temperatur gewichen, und nur etwa für den Pelzstiefel eine sonntägliche Empfindung hegt, mit ihrer zärtlichen Liebe zum grillirten Trauercattun, mit ihrer Verschämtheit und tiefem Herzeleid um ihrer Armuth wegen, und dem naiven Unverstand für Firmians höhere und des Venners niedre Forderungen; aus diesen und viel andern Elementen fügt sich eine so lebendige Gestalt zusammen, daß man, wie die Türken dem Bildner drohen, daß ihn Gott am jüngsten Tage fragen werde, wo er die Seelen zu diesen Körpern habe, so den Dichter fragen möchte, warum er nicht Körper zu diesen Seelen geschaffen, die dann ewig leben würden. Hermine in den Palingenesien, wieder ein gutes wohlgemaltes Bild im höhern Stile, weich und mild und liebewarm, und der kleine Zwist, der den Grafen von Barillon nach Nürnberg treibt, mit großer Zartheit ausgeführt. An ihrer Seite die träumerische, scheue Beate in der unsichtbaren Loge, mit der Miene von geduldigem Ergeben, auf den Wangen die blasse Mondaurora, alle ihre Empfindungen und Worte noch dem blendendweißen, reinen, frisch vom Himmel heruntergefallenen Schnee gleich, den kein Fußtritt noch beschmutzt. Adeline in den biographischen Belustigungen von tiefem schwülem Grame überflort, wie ein von trüber Luft umhüllter Stern, mit blassen langsamen Blitzen durch die Thränen lächelnd, mit der immer offenen Wunde in der Brust, die ewig blutet, unendlich schön in jener Echoscene, wo Lismore Liebe flehend sein Haupt auf ihren Schoß gelegt, und sie nun die Hände sanft unter sein brennendes, nasses, verhülltes Angesicht breitet, und er es noch einmal schwer emporhebt, und zu ihr aufblickt, und spricht: sieh, wie ich dich liebe — ich würde jetzt sterben, wenn du mir das Zeichen gäbest; und wie nun ihr Haupt wie eine Lilie gebrochen dem seinigen entgegensinkt, und ihre Thränen auf seine Lippen niederfallen, und ihre herüberfallenden Locken den heißen Kuß voll Schmerzen einhüllen. Dagegen wieder im Katzenberger die gute, frohmüthige, freundliche Theoda mit ihrer Dichter-Liebhaberey und der kleinen arglosen Abentheuerlichkeit in ihrem Wesen, und daneben dann die ernste Josephine im heimlichen Klagliede der Männer[1]), beynahe eine Klingerische Gestalt. Weiter der im Pfarrgitterstuhl von Neulandpreiß parterre büßende Engel, Alithea im Jubelsenior, knapp, weiß und fest eingekleidet und eingeschnürt, nur Guerikes Halb-

[1]) Gemeint ist Jean Pauls „Das heimliche Klaglied der jetzigen Männer: eine Stadtgeschichte". 1802.

kugeln an ihr etwas über das Griechische Maß herausgehend, alles andre wie von Glas über die Seele hergeblasen. Dann Thienette im Quintus Fixlein, jene blasse, bleiche, vom Leben mißhandelte Gestalt, verblutend an ihrer Wunde, bis der gute Quintus mit seinem Ducaten und seiner Liebe sie geschlossen. Es folgen dann die Koketten mit ihrem Pürschgeräthe, die Präsidentin Bouse in den Mumien, ein Artefact aus vielfarbigen Stiften und brillantirten Schmelzgläsern componirt, und die Seele aus vielerley abgezognen Wassern und starken Geistern zusammengegossen, und alles dann in eine passende Drapperie gekleidet. Joachime im Hesperus, Königin der Caprice, mit feinen spitzen Fingern ihre Netze webend, wenn sie auf dem Canapee in ihrer Migraine den sanfteren siechen Kopf an die Wand zurücklegt, und diagonal auf das Fußgetäfel blickt, und schöner aussieht, als sonst mit den herübergezogenen Augenliedern. Die prahlende Raphaele in den Flegeljahren, die trockene kaufmännische Natur mit aufgegoßenem Thränenwasser der Sentimentalität aufgeweicht, und rund umher dann mit den Mandelkernen schöner Sentenzen besteckt. Endlich die Aeltermutter aller Koketten, die dienstfertige Amanda Gobertina von Sakkenbach, die im Jubelsenior sitzt, und auf die Inoculation der Liebe wartet. Den Chor schließen zuletzt die weiblichen Kryptogamisten in den Briefen und künftigem Lebenslauf[1]), Zephyrine das prüde, stumme, weiße, niederguckende, gekränkelte Ding, wie gefrorene Milch aussehend, Mamsell Schnörrhämmel der Mutz, der des Verfassers gute Körbelsuppe nicht einmal beleckt, beyde neben der guten Marietta im geistlichen Nachtmahlsornat der Bäuerinn mit weißer Bürgershaube und schwarzer Kopfbinde; die stille Pauline in der Vorrede zum Quintus Fixlein und zu den Dornenstücken, die schöne Eva in der Sallatkirchweih in Obersees, die dumme Tostatin, die im Programme betet, und die kochende Appel, beyde im Hesperus, und so viele andre.

Auf der anderen Seite hält ein noch weit zahlreicherer Männerchor, so zahlreich, daß unmöglich alle eingelassen werden können in das enge Gestüle, das man uns eingegeben. In der unsichtbaren Loge, die von so vielem schon Keime enthält, was später sich entfaltet, auch Albanos älterer, nur etwas schwächerer Bruder Gustav, still, einfach, voll Liebe ohne alle Ansprüche, ohne durchbrechenden Humor und Witz, aber innen eine brennende Phantasie, in der die ganze Natur des Jünglings sich sonnt, und der sie alle ihre Blüthen, die ihre Wurzeln nur nach außen haben, entgegentreibt. Alle diese Blüthen aber verschlingen sich in eine Laube, in der wie in einem Tempelhause Beate's Bild aufgerichtet steht,

[1]) Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf. 1799.

dem alle Blumen zum Opfer duften, und vor dem die ewige Lampe der Liebe brennt. Ottomar daneben mit dem wilden tobenden Geiste, dem sein Haus zu enge, und der die Schale sprengt, die ihn aufgefaßt, die Seele ein schwüles Gewitter zwischen den Bergen des Lebens schlagend, blitzend, durchschmetternd, zerstörend, sein Leben wie der Jahreslauf aus Grabestiefe heraufschreitend, noch mit dem schneeweißen Schleyer angethan, hinüber in den Rausch des Frühlings zu seinen bunten Blumenkränzen, und dann wieder durch Sturm und Ungewitter hinab zur furchtbaren Sieste, die er im Erdbegräbnis gehalten, aus der sein Brief an Fenk die dunkeln, schwarzen Träume erzählt. Fenk selbst, Schoppes Embryo, doch so, daß schon alle Glieder, selbst die spielenden Linien um den Mund, mit denen er gestorben, an ihm kenntlich, sein Sohn Amandus, dessen kränklich zarter, blaßrother Körper schon in der Jugend um seine Seele sich gelegt, wie ein bleiches Rosenblatt um den Wurm darin, mit großer pathologischer Wahrheit in seinem Reichthum gehalten. Firmian in den Dornenstücken durch seine drey Lebensphasen, die jubilirende, erdunkelnde und triumphirende, mit anerkannter Trefflichkeit durchgeführt, sein Bild der Natur aus der Werkstätte weggestohlen, die es jeden Augenblick reclamiren kann; sein Leben mit den nöthigen Abbreviaturen und eingelegten Arien und Recitativen jetzt Spiegel für Viele, unter denen die Erde schwindet, während sie mit den Sternen sich gesprächsweise unterhalten. Gar anmuthig ist im Pelzstiefel[1]) ausgeführt, wie selbst durch das Sparrwerk gelehrter Pedanterey die Kunst wie ein lebendiges Herz ihr Geäder treibt, und sich mit ihm verschlingt, und sie grün belaubt und sogar beblümt. Seine weißen Hände, die Papilotten um seine Knöpfe seit dem Tode seiner seligen Lenette, die Tabaksreibe, die er bey sich führt, sind die Fracturbuchstaben seines Namenszuges. Liebetrunken, in stiller Entzückung schwankt Victor durch den Hesperus, eine milde, weiche, ganz lyrische Natur, die dem ganzen Gedichte jenen verschwommenen in Liebe zerronnenen Charakter gibt, daß es da steht, wie ein schwüler, warmer, feuchter Frühlingstag, wo der Himmel in seinem Staubregen niederduftet, und die Bäume auch im Blüthenstaube duften, und die Sonne brütend herniederscheint, und einen Regenbogen um die blühenden Berge legt. In Flamins Adern aber kocht heißere Lohe, ein scharfes Glühfeuer ist in seinem Herzen angezündet, und darin wird der Affect ein gutes Schwerdt aus hartem Stahl geschmiedet, fester Muskel ist sein ganzes Wesen, während das von Victor mehr Nerve ist. Daher seine

[1]) Der Schulrat Pelzstiefel in den „Blumen-, Frucht- und Dornenstücken oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs". 1796. 1797.

kecke plastische Gestalt mit der aneinander und zurückgedrängten schmalen Stirn, ein Horst des Muthes, mit durchsichtigen blauen Augen von einem denkenden Geist entzündet, die Lippen fein, gepreßt und darum röther, die Nase nicht zart, sondern Deutsch gebildet, das Gesicht elastisch und braun zum Grundiren der zwey Gluthwangen, während an Victor die Nase außer dem Stirneinschnitt Griechisch grade niederläuft, und mit ihrer Schneide und den spitzigen Augenwinkeln das Ordenskreuz der Satiriker bildet, während die weite Stirne sich zu einem hellen und geräumigen Chor einer geistigen Rotunda wölbt, worin eine Sokratisch gleichbeleuchtete Seele wohnt, und Achataugen aus Neapel in dem blonden Gesichte stehen. Der Lord Horion, eine edle aber müde Natur, dem das Leben kahnig geworden und leblos, eine Ruine ehmals im besten Stil gebaut, der aber die Zeit alle Strebepfeiler weggerissen, alle Bänder weggenagt, allen Mörtel aufgezehrt, und die nun beym geringsten Anstoß in sich selbst zusammenstürzt. Der Evangelist Mathieu, ein boßhafter Pavian, von einem falschen wüthigen Dämon innerlich besessen, dem er aber zu gebieten weiß, und der ihm als ein spiritus familiaris dient, daß er, wenn gleich murrend seine Ränke mit kaltem Witze ihm ausführen hilft, der ganze Mensch in der Darstellung wieder aus einem Gusse, und daher, wenn man ihn einmal aufgefaßt, immer dem Gedächtniß gegenwärtig. Neben ihm der blinde Julius, ein Engel des Lichts, eine milde, weibliche Gestalt aus Pastellfarbenstaub zusammengeblasen, ein zart Gewächs, das sich mit allen blinden Blätteraugen unendlich nach dem Lichte und der Liebe sehnt, bis die Sehnsucht in ihm das höhere Knospenauge getrieben, und dieß sich dann von milder Luft und warmem Schein geküßt, freudig öffnet, und durch die Farbeniris grade in die Sonne blickt, und unersättlich an ihrem Lichte und ihrer Wärme sich ergötzt. Quod Deus vult in den Flegeljahren, ein ergötzlich und vortrefflich Bild ohne Fehl und Makel durchgeführt, durch das ganze Werk einen reinen, ungetrübten Genuß gewährend, und einen reinen Eindruck ohne allen Nachgeschmack zurücklassend. Wie ein Vogel rasch und frey, und keck und kräftig und lebendig und gewandt fliegt er über Berg und Thal dahin, während sein jüngerer Zwillingsbruder, der Nestquaker, unten freudig pipsend von Ast zu Ast hüpft, und jede Knospe benagt, und an jedem durchfahrenden Sonnenstrahl sich freut. Dieser Notar, der wahre Honigseim der Liebe, eine Taubenseele, schillernd in allen Farben der Phantasie, in einem Leibe von Milch und Blut, ohne Zorn und Galle, und ohne Hinterlist und Tücke, er selbst ein Streckvers wunderlich in die Welt hineingedichtet und in Wina's Herz, eine Gutmüthigkeit dazu ohne gleichen, die nur hier und da an Niaiserie anstreift, weswegen wir dem kalten stolzen Klothar die Scene im

Garten nicht so verübeln können; jeder andere, der nicht etwa zuvor die Flegeljahre gelesen, und dem man sich so zudringlich in den Weg geworfen, würde eben so zurückgetreten seyn. Unter den sieben Erben sind besonders der leichtfüßige, tanzende Flitte und der breite, plumpe, verschmitzte Knoll ausgezeichnet, auch der General ist gut gehalten in seiner Art. Der alte Pfarrer im Jubelsenior, eine außen etwas knochige und ungelenke Natur, innen aber scharf, hell und licht, ohne Phantasie, aber mit klarem Verstande, ein Herbsthimmel mit gedämpftem Tageslicht, seine Söhne neben ihm jeder mit eigenthümlicher, scharf geschnittener Physiognomie. Auch die einzelnen Stände sind in diesen Werken mit durchgängig bestimmter Charakterisirung aufgefaßt. Die Fürsten sind mit besonderer Neigung und Liebe behandelt in ihrer Ungestalt, Dunstscheine, wie jene beym Ossian, aber nicht geharnischt, wie diese dort, sondern vielmehr in weichen wattirten Schlafröcken dargestellt. Man kann der Nachwelt die Dichter der Zeit empfehlen, wenn sie ihre Geschichte begreifen will. Die Hofleute dann, das Zwerggefolge um diese Lufterscheinungen, vom quecksilbernen Gecken Defel an, der mit dem Degen wie eine gespießte Fliege mit der Nadel herumläuft durch die dreizehn Nummern, die in der unsichtbaren Loge an der fürstlichen Tafel speisen, zum Herrn von Esenbeck im Jubelsenior mit seinem lächerlichen Stirnaccent oder Circumflex, bis in die Gesellschaft an Katzenbergers Badetisch, überall dieselbe leere Spreu von kleinen Hoflüften in noch kleinern Wirbeln aufgetrieben und dasselbe abgestandene Wasser in seichten Timpeln gesammelt. Die Diener des Herrn, die Gottes Wort umschwatzen und in seinem Weinberge ökonomische Wirthschaft treiben, sind mit rechtem Zorne vorgestellt. Ganz vortrefflich wird der Frühprediger Reul, der in den Dornenstücken an Firmians Vexiertodesbett heranrauscht, von Leibgeber abgefangen, der Kirchenrath Glanz legt in dem Tischgespräche in den Flegeljahren die ganze Seichtigkeit seiner Classe aus, und der Frühprediger Flachs zerfließt in Thränen um den verstorbenen Kabel. Einer schon bessern Classe gehört der Spezial Zeitman mit dem gehaltenen leichten Predigerlächeln an, und Perefixe singt das heimliche Klaglied der Männer ab. Folgen dann die Aerzte, der unfeine Hoppedizel in der Loge, der gröbliche Obersanitätsrath Oelhafen in den Dornenstücken, der grobe Doctor Kuhlpepper im Hesperus, der gröbere Sphex mit seinen drey steilrecht sitzenden Absenkern[1]) Galenus, Boerhave und van Swieten, endlich der gröbste von allen, Doctor Katzenberger, wieder ein ganz reiner gelungener Guß, nur hat es uns gewundert, als

[1]) Seinen drei Söhnen.

wir spät an der Tafel von seiner starken Korpulenz vernommen: wir hätten ihn uns vielmehr als eine scharfe, gespannte, etwas hagere, aber nicht große Figur vorgestellt. Es schließen dann an diese ihre Kunstverwandte, die Apotheker, sich an, gleich zuerst der grimmige Eigner des Doppelhasen mit der Miene wie Mäusegift, dann der capitale Zeusel mit der Börse vor dem heiligen Beim, der Wachskugel im Munde, und mit der Springfüßigkeit des ganzen pharmaceutischen Infusionsthierchens. Der magere Sternwärtel in Titan geleitet den edlern Mathematiker Teudobach, diesem folgen wieder die Schulmänner und Duckhasen, der Schachtelmagister und der Candidat Schweineker, der bescheidene, gute Masorethe Fixlein und das jubilirende freudige Ding, das Schulmeisterlein Wutz, vergnügt von seiner Geburt bis zu seinem Lebensende. Zuletzt neben dem eitlen Theaterdichter Riesen, Stryk der Recensent, unvergleichlich wohl gemacht, Repräsentant einer ganzen hochfahrenden, großmäuligen, innerlich feigen, niederträchtigen, nichtsnutzigen Classe dieses Gewerbes. Wir glauben von der Ausstellung dieses Bildes schon wirklich an jener Zunft nicht unersprießliche Folgen bemerkt zu haben. — Am Schlusse dieses Paragraphs will es uns beynahe thöricht dünken, daß wir von den Gestalten, die lebend und webend in den Gedichten in ihrer ganzen Wahrheit und Herrlichkeit da stehen, kleine Silhouetten hier gemacht: wir lassen indessen doch das einmal Niedergeschriebene bestehen, als Zeugniß, daß wir unsre Recensentenpflicht erfüllt, und an die Werke des Dichters das erforderliche Studium gewendet haben.

§ 6. Fabel. Jedes wahrhaftige epische Dichterwerk ist einem Flußgebiete zu vergleichen, in der Mitte zieht der große Strom im tiefen Thal dahin, die Fabel, seitwärts begleitet von den großen Bergzügen, den Charakteren; jeder gießt je nach seinem Vermögen den größeren oder kleineren Strom seines Wirkens und Lebens durch Seitenthäler der Hauptströmung zu, die für sich besteht, und wieder doch aus Allen, wie die große Pulsader, die aus dem Herzen geht: und wie die Berge ziehen, wo Ströme laufen, und Wasser rinnen, wo Berge ziehen, und alle Thäler sich gegen das Hauptthal öffnen, und dieß grade an den Oeffnungen der Seitenthäler vorüberzieht, daß man nicht weiß, ob die Flüsse mit kluger Wahl ihre Betten sich gesucht, oder ob diese Gerinne die Ströme zu sich herabgelockt, so ist es auch bey jenen poetischen Strömungen ungewiß, ob die Charaktere die Fabel sich zugebildet, oder diese die Charaktere sich gestaltet, wie auch die Geschichte ihre Menschen macht, und zugleich von diesen Menschen gemacht wird. Der gewaltigste unter allen Strömen, die durch die Werke unseres Dichters gehen, wälzt sich durch den Titan hin, ein frisch, stark und lieblich Wasser, dem

Rheine zu vergleichen, das wie dieſer herabkommt von hohem Bergeshaupte, über die Matten des jugendlichen Schweizerlandes hinüberrinnt, und nachdem es den großen Sturz ins Jünglingsalter gemacht mit Liane durch helle grüne blumige Ebenen, von fernen kleinen Bergen beſäumt, und durch den Roſengarten von Lilar ſchreitet, bis ihn die Ungewitter des Tartarus vom Donnersberge her trüben und aufwühlen und empören, wo er denn, nachdem der Regenbogen des Friedens wieder an ſeinem Gewölbe erſchienen, mit Linda in das romantiſche Rheingau mit ſeinem großen klaren Waſſerſpiegel, ſeinen waldigen Inſeln, den ſcharfumrißnen Bergen, und dem Sonnenweine, der im Mark des Lebens, wie der Raub des Prometheus im Marke der Ferula, brennt, eingetreten, und nachdem er am Fuße der ſieben Berge und ihrer alten Löwenburg vorbeygezogen, ſich nach und nach von ſeinen Freunden im Gebürge verlaſſen ſieht, die zur Rechten hinziehen, und zur linken Hand, daß er mit Idonie allein einziehe in ihre Holländerey, in ihr nettes, reines, hellaufgeräumtes, blinkendes Arkadien, unweit Saubügel, und in viele Arme geſpalten, dort im Sande ſich verliert. Das kleinſte Wäſſerchen hingegen von allen, die dieſer Flußgott ſpringen läßt, rinnt aus dem Munde des Schulmeiſterlein Wutz, nicht ſtärker, etwa als jenes, was jener Berauſchte an dem Baſſin in ſeinem Irrthum über Nacht von ſich zu geben glaubt, aber ein geſund und lieblich, klar und lebendig Quellwaſſer aus einer Erdenbruſt heraus. Im Hesperus iſt ein gewunden, künſtlich Springwerk angelegt, durch viele Schlangenbeugungen wird das Element getrieben, bis es zuletzt im Schwerpunct ſeine Ruhe findet. Sehr verwickelt und etwas unglaublich iſt der Plan in ihm wie im Titan anfangs angelegt; aber iſt man über die Vorfrage einmal erſt hinaus, dann entwickelt ſich alles mit großer Wahrheit und Geſchicklichkeit, jede Handlung aus ihrer Natur, wie jede Pflanze aus ihrem Samen. Mit großer Einfalt hingegen iſt das Haus und Familienbild in den Dornenſtücken angelegt, der Streit des Lichtes mit dunkelm Gewölke, die Wirthſchaft des Himmels mit der Erde in böſer, kalter, unfreundlicher Zeit, wo der Boden nichts erträgt, und Hungersnoth einbricht und Krieg, und beynahe auch Peſtilenz, alles im Kleinen und ohne Tadel vom Anfang bis zu Ende vorgeſtellt. Eben ſo vortrefflich und mit wahrhafter Meiſterſchaft iſt auch die ganze Anlage der Flegeljahre geordnet und disponirt; eine komiſche Ader läuft wie eine Arterie wärmend, treibend, anfeuernd, blitzend und hochgeröthet durch; und eine andre Liebesader zieht, wie eine Vene ſaugend, ſammelnd, bindend, ziehend, anreißend der andern entgegen, und verſchlingt ſich mit ihr zu einem Lebensbaume, und beyde ſammeln ſich im Hoppelpoppel, oder dem Herzen an. Der einzige Fehler, den wir an dem

Werke auszusetzen haben, ist, daß es nicht vollendet ist, und wir werden, da das Publicum mit großer langmüthiger Geduld, oder Vergeßlichkeit auf die Fortsetzung wartet, den Verf. nächstens durch den Bürgermeister Kuhnold im Reichsanzeiger öffentlich an seine Schuldigkeit erinnern lassen. Unvollendet geblieben ist auch die unsichtbare Loge, vielleicht zum Theil aus demselben Grunde wie Schillers Geisterseher. Mit gleicher Kraft und Lebendigkeit, aber nicht mit derselben Gewandtheit wie die späteren Werke geschrieben, hat wahrscheinlich zuerst der undankbare Kaltsinn, mit dem man das Buch aufgenommen, seine Unterbrechung veranlaßt, und später hat der Verf. den verwickelten Faden lieber fallen lassen, als ihn in ungleicher Arbeit fortgesponnen. Wie ein Kind folgt der Leser dem guten Fixlein durch seine sieben Freuden von Schulbank zu Schulbank hin, bis in die Pfarrey von Hukkelum, und im Jubelsenior wird er eben so schnell in den kleinen Kreis hineingezogen, worin sich ein winzig kleiner Theil der Weltgeschichte spielt, ein Accord der Erdenoper. Auch die Reise, die Katzenberger zum Bade seines Recensenten unternimmt, ist ganz fertig und abgeschlossen wie ein Gewächs, eine große exotische Distel; zwischen den Stacheln, die der Vater nach allen Seiten um sich auswirft, treibt Theoda die zarten bunten Staubfäden heraus, deren Honiggefäße der Poet Nießen wie ein Kolibri umfliegt, bis ihn der Besitzer der Höhlenbären zu verscheuchen weiß. Im Campanerthal zuletzt zieht sich die Rede am Faden der Geschichte in dem schönen Tempe am Ufer des Baches, begleitet vom murrenden Conterbasse des Kantianers, langsam hinauf, bis sie zuletzt mit den beyden Aerostaten zum Himmel steigt.

§. 7. Poetische Landschaftsmalerey. Wo nächtlich die Elfen tanzen, zeigen sich der Sage nach am Tage im Rasen die Zauberkreise; der Boden, auf dem eine große poetische Geschichte spielt, muß auf gleiche Weise wie in einem Zauberringe eine ganze blühende äußere Welt umschließen. Man kann sagen, daß in dieser Art von poetischer Physik keiner unsern Dichter übertroffen. Wie jene hesperischen Gefilde in Aethiopien brennen seine Gründe in hellem, lichtem Feuer, aber das Feuer ist nur treibend, nicht verzehrend; die Blumen grünen in ihm fröhlich auf, und die Flamme küßt die Blätter nur, ohne sie zu benagen. Selbst seine Träume sind oft solche leuchtende Landschaften, hängende Gärten, wie jene Wunder der Welt, aber nicht auf Gewölbe von Harz und Backstein, sondern auf die Schwibbogen des Universums selbst gegründet. Ganz sind dabey diese Landschaften, wie es die Vorschule will, im Tone der spielenden Personen gedichtet, und gleichsam ihre Reflexe in die Natur hinüber. So ist im Titan Lilar in die gleichen Contraste von Tartarus und Elysium zerrissen, wie Albano's Liebe zu Ro-

quairol und Liane, und wie diese Liebe höher und kräftiger aufwächst in dem Verhältniß mit Linda, erweitert sich auch die Scene; das schöne Italien nimmt die neue Liebe auf, Rom mit seiner großen Vergangenheit, und Ischia und Neapel mit der schönen Gegenwart und Tivoli das Landhaus des Wassergottes, und Isola Bella der Citronengarten. Wie diese Liebe zuletzt mit Idonie in schöne Häuslichkeit übergegangen, zieht sie in das stille Dorf nicht mehr mit Blumen, sondern mit schwellenden Fruchtgewinden umkränzt. Die Insel der Vereinigung im Hesperus mit ihrer magnetischen unsichtbaren Eisenbrücke, mit ihren Eibenbäumen von Rosen umflochten, und Trauerbirken, mit den neunfach verschlungenen schwarzen Flören, Sphinxen, Marmorblöcken, dem weißen Säulentempel, und seinem Grabmal, auf dem das Herz weiß und blutlos ruht, und mit der lallenden Todtenzunge des Orgeltremulanten, die durch die öde Stille spricht, alles ist in dem trüben, lebensmüden Geiste des Lords, in dem die Phantasie nur noch in dunkler Gluth nachbrennt, geschaffen und erdacht, während der Park von Mägenthal als Nest gebaut ist für Victors Liebe, wie Lilienbad für jene von Gustav und Beate. Mit großer üppiger Phantasie und saftiger warmer Farbengebung sind alle diese Bilder angelegt, und es mag seyn, daß sie für manches Lesers Geschmack, besonders im Titan, zu vielen Raum einnehmen. Die leblose Natur hat indessen eben soviel Recht auf den Roman, wie die lebendige, und während uns der ganze unendliche Himmel scheinbar leblos umgibt, scheint uns das enge Leben allein auf der kleinen Erde zu weilen, und auch an ihr hängt es nur wie trübe glimmende Puncte an einer weithinziehenden Oberfläche.

§. 8. Stil. Hier drängt gleich die alte Klage über schlechten Stil und geschmacklose Behandlung sich zu, und das blutrothe Himmelszeichen des herrschenden Ungeschmacks, das man im Aufgange gesehen. Es ist etwas sehr Relatives um diese Klage; ein sonst wohlgesinnter, Deutsch lesender Franzos, dem wir den Titan einmal zum Lesen hingegeben, stieß sich gleich anfangs an den Isisschleyer der Natur auf den ersten Blättern so sehr, daß er nicht weiter konnte. Vielen ist es gegangen, wie dem armen Harnisch, der an den Artischokken die grünen Blätter tapfer wegverspeißte, und darüber den eßbaren Kern verlor. Jene gelehrte und humoristische Dornenhecke, die der Dichter um seine frühern Werke hergezogen, hat von der jungen Rinde viele Hasen und Kaninchen, jenen seichten, leeren, langweiligen Lesepöbel abgehalten, und die Wörterbücher, die man später ganz unnöthigerweise gemacht, haben den heilsamen Schrecken noch weiter verbreitet. Wir wollen nicht, der eigenen Ueberzeugung des Dichters zum Trotz, alles besonders in den frühern

Werken rechtfertigen, gar zu oft hat er die schönen Linien seiner Bilder mit eingesetzten Edelsteinen guter Gedanken und witziger Einfälle unterbrochen, wie die Bildhauer zur Zeit des sinkenden Geschmacks. Aus Rümpfen und Säulen und Köpfen und Basreliefen hat er wohl einmal Mauern aufgebaut, und hinwiederum wie die Aegyptier aus alten Wandstücken Bilder ausgehauen, und die uralten Hieroglyphen, womit sie beschrieben sind, nicht ausgelöscht, ehe er die seinigen daraufgetragen; aber bey allem bleibt diese angeschuldigte Geschmacklosigkeit, doch ein elendes Mährchen auf Treu und Glauben von Einem dem Andern nachgeschwatzt. Zuerst kann, was offenbar reine freye Willkühr ist, und herkommt aus innerm Ueberfluß und Fülle, und gerechtfertigt wird durch Zeit und Dichtungsweise, durchaus nicht als Defect angegeben werden, allenfalls nur als Mangel an Zucht und Disciplin, der wohl gern an den freyen Dichtungsformen der Deutschen und Engländer sich findet, und ihnen nicht übel läßt, wie kräftigen Jünglingen einige Ausschweifung. In so gleichen Fäden wie die Spinne ihre Webe durch ihren Drahtzug treibt, zieht ohnehin kein correcter Dichter seine Verse aus, und jene Correctheit wird dem Thiere doch nicht hoch angerechnet, weil es eben nicht anders kann. Jene Feinschmeckerey hat ihren Werth, aber wie die feine Weinzunge sich häufig an Wassertrinkern findet, so ist auch jene meist den nüchternsten Menschen eigen; der Weinstock aber in gutem Boden und in warmer Sonne treibt und kocht den Wein, ob er ihn gleich nie gekostet, und was er getrieben, muß doch zuletzt den Schmeckern recht seyn. Was wir unter dem wahren Geschmack verstehen, ist ein weit höheres, als dies ästhetische Kartenspiel, es ist der sichere innere Tact, es ist der zarte berührsame Nervengeist, das sichere unbetrügliche Gefühl des Rechten und Schicklichen und Schönen, kurz das ästhetische Gewissen, das ohne Regel für sich selbst schaffend Gesetze gibt, wie das Moralische die Tugend realisirt unmittelbar ohne Canon, und das Philosophische die Wahrheit ohne Logik. Von dieser Seite darf Jean Paul sich mit jedem, auch dem besten Dichter messen, und keiner übertrifft ihn in jener schönen hohen und genialen Lebensgrazie, in jenem reinen Ebenmaße, in jener Zartheit aller Laute des Gefühls, die wie von Harmonikaglocken aufschweben, und an heller, klarer Resonanz aus der Tiefe der Brust heraus. Wir haben alle Werke aus jenem Gesichtspunct scharf geprüft, und wir erinnern uns nicht auf eine einzige Geschmacklosigkeit in diesem Sinne gestoßen zu seyn. Eine fertige gewandte Hand spielt die feine Webe des Saitenspiels, und die Tonströme rieseln und rauschen und brausen um uns her, aber immer schreitet eine schöne edle Gestalt, die Ganga mit der Lotusblume, über den Wellen, und breitet ihren stralengewebten Schleyer über sie hin, und bändigt sie, und sänftigt sie,

und es ist wie in jenem Traume des Novalis[1]), als ob reizende schöne Mädchen in die Ströme zerlassen wären, und nun in hüpfenden Wellen freudig uns umspielten, alles Ungethüm und alles Widerwärtige aber hat dieß krystallene Meer von sich ausgeworfen und weggethan.

Wir haben, nachdem wir uns über die Werke des Verfassers in der verlangten Kürze ausgesprochen, nur noch Einiges über Ihn selbst und sein Verhältniß zur Zeit hinzuzufügen. Wir meinen nicht die Spiegelbilder seiner Person, die benutzend die Maskenfreyheit des Humors, in seltsamen Vermummungen durch seine Werke ziehen, wenn er z. B. als Prinz selbst eintritt in den Hesperus, wobey wir im oftmaligen Lesen immer angestoßen, so wie an den pathologischen Krücken und den wächsernen Preßhaftigkeiten, die er in der unsichtbaren Loge seiner eignen einstolligen Figur aufgeladen, während er anderwärts als Seraphinenritter und als Herr von Esenbek, mit dem nach unrechter Seite declinirenden Stirnzeichen uns wieder recht wohl gefallen. Wir meinen vielmehr sein eigenthümliches besonderes Wesen, wie es in allen seinen Werken durchbricht, gleich dem lautern klaren Element des Wassers, das in vielen Quellen aus der Erde dringt, und in allem Pflanzengeäder immer dasselbe, wie von einem verborgenen Herzen getrieben, kreist. Wir dürfen hier nur gleich an die Briefe über den künftigen Lebenslauf erinnern, es ist hier wie überall eine so milde, sonnenwarme, hellaufleuchtende Geistigkeit, eine stille ruhige Klarheit mitten in dem Feuerrad der Phantasie und dem weitausprühenden Witzgefunkel; wie Wohlgerüche in lauen Lüften, so schwimmen seine Worte im warmen Athemzug; schneeweiß ist das Gefieder seiner Seele, aber in allen Farben schillernd und mit leisem lindem Flügelschlage schwimmt sie wie wehend in der Höhe, und unter dem Flügel rauschen nicht Ungewitter, wie bei jenem Sturmvogel der nordischen Mythologie hervor; es quellen vielmehr Ströme sanften Wohllauts, und gießen sich zu der Erde nieder, wie die heilige Ganga von Brama's Haupt. Es ist nicht möglich, diese reine, immer sich gleichbleibende Natur in den Werken zu erkennen, wo sie sich offenbart, ohne sie von ganzem Herzen liebzugewinnen. Mitten in dieser Zeit, wo sie meinen, es sey Thorheit, anders als schlecht zu seyn, Weisheit aber, immer den andern an Niederträchtigkeit zu überbieten, hat er sich rein erhalten, wie Wenige, nie hat er Theil genommen an der Bosheit des schlechten Volkes, nie mit Wissen am Guten sich versündigt; auch wo er gereizt, und die Unbilde tief fühlend leicht das Maß hätte überschreiten können, ist er immer gerecht geblieben. Es fehlt viel, daß seine Zeit, wie er gegen sie, so rein gegen

[1]) Im ersten Kapitel des „Heinrich von Ofterdingen".

ihn bestanden hätte, kalt ist sie nach ihrer Weise anfangs an ihm vorbeygegangen, wo Anerkennung ihm noch am wohlthätigsten gewesen wäre. Wie sie damit ihn nicht erdrücken mochte, da hat sie mit schnödem Angriff sich wider ihn gesetzt, und dann, wie der Geist wie immer über das blöde Thier gesiegt, hat es zahm sich ihm zu Füßen hingelegt, und geht mit ihm verdrossen aber willig durch alle Lüfte. So hat er bewaffnet auf den Sitz sich hingesetzt, der ihm gehört, aber nie Falschheit und Untreue ausgeübt, nie, wie die Meisten thun, vergessend seine Jugend andern in gleichem Falle vergolten, was man gegen ihn verbrochen. Mit Recht kann er in seiner Jubelrede uns Alle fragen, habt ihr wie ich dem zehnjährigen Schmerz eines verarmten verhüllten Daseyns widerstanden, und seyd ihr, bekriegt von der Vergessenheit und Hülflosigkeit, so wie ich der Schönheit, die ihr dafür erkanntet, treu geblieben? Wenige möchten vor dem Gericht mit dieser peinlichen Frage bestehen. Uns aber ist diese Reinheit und Unschuld der Gesinnung mitten in Welterfahrung und Dichterkraft vor Allem werth. Wir gehen sehr kalt an schönen Werken vorbey, an die gleichwie an Schandsäulen die Erbauer angebunden sind, und es ist uns erquicklich, hier im Hause eines guten Geistes zu seyn, dem wir vertrauen können, daß er nicht mit Trug umgeht, und mit schönen Empfindungen uns belügt, eine freudige Sicherheit, die uns auch in den Werken eines andern in allem Guten diesem Geiste verwandten werthen Freundes[1]) immer so wohlthuend und tröstlich gewesen ist. Wie in Aegyptischen Tempeln, nachdem man durch alle Colonaden und Gänge und Hallen durchgeschritten, trifft man zuletzt auf eine Bestie im Heiligthum, bey der man aber nicht wie dort den Trost der symbolischen Deutung hat. Hier aber brennt im Feuertempel die ungetrübte Flamme des Genius, gehüthet von reiner keuscher Kunst, und man fühlt sich im Gotteshaus, und nicht im Palast, den der Teufel dem gebaut, der sich ihm verschrieben. Wir selbst aber, nachdem wir unser unblutiges Opfer vor dem Altare dargebracht, und drey Körner Weyhrauch angezündet, scheiden zuletzt ungern aus der erwärmenden Nähe und dem Hause der schönen Bilder, weil man die Pforten schließt, und der Küster uns erinnern möchte, was seines Amtes sey.

[1]) Achim von Arnim.

Vereinsgaben der Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

(Die vergriffenen Schriften sind nicht aufgeführt.)

Kommissions-Verlag von J. P. Bachem in Köln.

1877. I. **Prof. Dr. Th. Simar, Der Aberglaube.** 2. Aufl. M. 1.20.

1878. III. **Dr. J. B. Heinrich, Clemens Brentano.** M. 1.80.

1879. I. **Fr. Hettinger, Die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri** in ihren Grundzügen. M. 2.25.

III. **Heinrich Rodenstein, Bau und Leben der Pflanze, teleologisch dargestellt.** M. 1.80.

1880. III. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** II. Theil. M. 1.80.

1881. I. **Leopold Kaufmann, Albrecht Dürer.** M. 1.80.

1882. II. **Karl Unkel, Berthold von Regensburg.** M. 1.80.

III. **Prof. Dr. P. P. M. Alberdingk-Thijm, Philipp van Marnix, Herr von Sanct-Aldegonde.** Ein Lebensbild aus der Zeit des Abfalls der Niederlande. M. 1.20.

1883. II. **Dr. Karl Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen.** M. 1.80.

III. **Dr. Herm. Cardauns, Der Sturz Maria Stuart's.** M. 1.80.

1884. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus Norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts.** Franciscaner, Dominicaner, und andere Missionare. M. 1.80.

II. **Prof. Dr. Hipler, Die christliche Geschichts-Auffassung.** M. 1.80.

1885. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani, Bischofs von Spiga, spätern apostolischen Vicars von Norddeutschland.** Deutsche Angelegenheiten, Friedens-Verhandlungen zw. Papst u. Kaiser 1703—1709. M. 1.80.

1886. I. **Dr. W. Pingsmann, Santa Teresa de Jesus.** Eine Studie über das Leben und die Schriften der hl. Theresia. M. 1.80.

II. **Dr. Anton Pieper, Die Propaganda-Congregation und die nordischen Missionen im siebenzehnten Jahrhundert.** M. 1.80.

III. **Fr. Wilh. Woker, Agostino Steffani, Bischof von Spiga i. p. i., apostolischer Vicar von Norddeutschland. 1709—1728.** M. 1.80.

1887. I. **Aurel Adeodatus, Die Philosophie und Cultur der Neuzeit und die Philosophie des h. Thomas von Aquino. — Prof. Dr. Dittrich, Die mittelalterliche Kunst im Ordenslande Preußen.** 106 S. geh. M. 1.80.

II. **Franz Schauerte, Gustav Adolf und die Katholiken in Erfurt.** M. 1.80.

III. **H. Keiter, Joseph von Eichendorff.** Sein Leben und seine Dichtungen. M. 1.80.

1888. I. **Dr. Franz Hettinger, Dante's Geistesgang.** M. 2.25.

II. **Dr. J. H. Schwicker, Peter Pázmány, Cardinal-Erzbischof u. Primas von Ungarn und seine Zeit.** M. 1.80.

III. **Joseph Plaßmann, Die veränderlichen Sterne.** Darstellungen der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse u. Erklärungs-Versuche. M. 1.80.

1889. II. **P. Gabr. Meier, Süddeutsche Klöster vor hundert Jahren.** Reise-Tagebuch des P. Nep. Hautinger O. S. B., Bibliothekar von St. Gallen. M. 1.80.

III. **Dr. Franz Falk, Die deutschen Meß-Auslegungen von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1525.** M. 1.20.

1890. II. **Dr. Fr. Falk, Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdrucks bis zum Jahre 1520.** Mit 9 Facsimiles. M. 1.80.

III. **A. M. von Steinle, Edward von Steinle und August Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die christl. Kunst.** Aus ihren Briefen geschildert. Mit 2 Kunstbeilagen. M. 2.—.

1891. I. **Leopold Kaufmann, Zehn Vorträge über Kunst von Maler Philipp Veit.** Mit einer Kunstbeilage: Bildnis des Malers Veit. M. 2.—.

II. **Dr. Albert Ebner, Propst Joh. Georg Seidenbusch und die Einführung der Congregation des hl. Philipp Neri in Baiern und Oesterreich.** Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert. M. 1.50.

1892. I. **Joseph Plaßmann, Der Planet Jupiter. Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse und Erklärungs-Versuche.** M. 1.80.

II. **Hespers, Karl, P. Schynse's letzte Reisen. Briefe und Tagebuchblätter.** M. 1.80.

1893. I. **Dr. J. P. Kirsch, Die christlichen Cultusgebäude im Alterthum.** Mit 17 Abbildungen. M. 1.80.

II. **Dr. Heinrich Weber, Der Kirchengesang im Fürstbisthum Bamberg.** M. 1.20.

III. **Nikolaus Paulus, Johann Wild. Ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts.** M. 1.50.

1894. I. **Jul. Bachem, Die bedingte Verurtheilung.** M. 1 20.

II. **Dr. G. Schnürer, Die Entstehung des Kirchenstaates.** M. 1.80.

III. **Ludwig Schmitt, S. J., Johann Tausen, der dänische Luther. 1494—1561.** Zur vierhundertjährigen Feier seiner Geburt. M. 2.—.

1895. I. **Prof. Dr. Wilhelm Schneider, Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins.** M. 2.25.

III. **Dr. H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentano's.** M. 1.80.

1896. I. **Prof. Dr. Heinrich Finke, Carl Müller, Sein Leben und künstlerisches Schaffen.** Mit dem Bildniß Carl Müller's und sechs Bildertafeln. M. 2.70.

II. **Professor Dr. Konrad Miller, Monialium Ebstorfensium mappa mundi** mit Kurze Erklärung der Weltkarte des Frauenklosters Ebstorf vom Jahre 1284. M. 2.—.

III. **Julius Bachem, Bedingte Verurtheilung oder Bedingte Begnadigung?** M. 1.20.

1897. I. **Dr. Franz Kampers, Mittelalterliche Sagen vom Paradiese und vom Holze des Kreuzes Christi.** M. 1.80.

II. **Kirsch, Dr. J. P., Die Acclamationen und Gebete der altchristlichen Grabschriften.** M. 1.80.

III. **Jurbonsen, Dr. Friedrich, Die Sage von der Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaume".** M. 1.80.

1898. I. **Prof. N. Scheid, S. J., Der Jesuit Jakob Masen, ein Schulmann und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts.** M. 1.50.

II. **Prof. Dr. Heinr. Finke, Der Madonnenmaler Franz Ittenbach.** Mit dem Bildnis des Künstlers und Abbildungen von 11 seiner Werke. M. 2.—.

III. **Dr. Joseph Wilpert, Die Gewandung der Christen in den ersten Jahrhunderten.** Vornehmlich nach den Katakomben-Malereien dargestellt. Mit Abbildungen. Geh. M. 2.—.

1899. I. **Alexander Kaufmann, Thomas von Chantimpré.** M. 1.80.

II. **Dr. Augustin Wibbelt, Joseph von Görres als Litterarhistoriker.** M. 1.50.

III. **Joseph Dahlmann, S. J., Das altindische Volkstum und seine Bedeutung für die Gesellschaftskunde.** M. 2.25.

1900. I. **P. Bernhard Duhr, S. J., Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen.** M. 1.80.

II. **Dr. Johannes Bumüller, Aus der Urzeit des Menschen.** Mit Abbildungen. M 1.80.

III. **Dr. Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres aus den Jahren 1804 u. 1805.** M. 1.80.

1901. I. **Dr. Herm. Cardauns, Die Görres-Gesellschaft 1876—1901.** Denkschrift zur Feier ihres 25 jährigen Bestehens, nebst Jahresbericht für 1900. M. 1.80.

II. **Dr. Wilhelm Loffen, Der Anteil der Katholiken am akademischen Lehramte in Preußen.** Nach statistischen Untersuchungen. M. 2,50.

III. **Dr. Jos. Mausbach, Die katholische Moral, ihre Methoden, Grundsätze u. Aufgaben.** Ein Wort zur Abwehr und zur Verständigung. 2. Auflage. M. 2,50.

1902. I. **Dr Herm. J. Wurm, Die Papstwahl.** Ihre Geschichte und Gebräuche. M. 2,—.

II. **Prof. J. Wimmer, Palästinas Boden mit seiner Pflanzen- und Tierwelt vom Beginn der biblischen Zeiten bis zur Gegenwart.** Historisch-geographische Skizzen. M. 1.80.

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland.

Jahresbericht pro 1902.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse

auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Köln, 1903.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegebene Schriften.

Cardauns, Dr. Hermann, Konrad von Hostaden, Erzb. von Köln (1238—61). Festschrift z. Vollendung seiner Kathedrale dem Hochw. Herrn Dr. Paulus Melchers, Erzb. von Köln, gewid. v. d. Görres-Ges. 1880. 176 S. Lex.-Format. Köln, in Commission bei J. P. Bachem. Preis: brochirt M. 3,60. (Für Vereinsmitgl. u. Theiln. M. 2,40.)

Franz, Dr. Adolph, Die gemischten Ehen in Schlesien. Festschrift zum Bischofs-Jubiläum des Fürstbischofs von Breslau. 1878. 152 Seiten Lexicon-Format. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlg. Preis: brochirt M. 3,—. (3.—)

Hipler, Dr. Franz, Die deutschen Predigten u. Katechesen der Ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. Festschrift zur Inthronisation des Erzbischofs Philippus von Köln. Köln 1885, in Commission bei J. P. Bachem. 180 S. Lex.-Format. Preis: brochirt M. 4,—. (2,65.)

Die pseudo-aristotelische Schrift über das reine Gute, bekannt unter dem Namen Liber de causis. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft bearbeitet von Dr. Otto Bardenhewer. 1882. gr. 8°. (XVIII und 330 S.) In Commission der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg. Preis M. 13,50. (9.—.)

Historisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von H. Grauert, L. Pastor, G. Schnürer u. C. Weyman herausgegeben von Joseph Weiß. 1.—23. Band, 1880—1902, zu 4 Heften gr. 8°. In Commission der Herder'schen Buchhandlung in München. Preis pro Jahrg. 12 M. (8.—.) Einzelne Hefte M. 3,50.

Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Im Auftrage der Görresgesellschaft u. in Verbindung mit der Redaction des Histor. Jahrbuchs herausgegeben von Dr. H. Grauert. I Band, 1. Heft: Die Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen, eine Fälschung des 19. Jahrhunderts. Von Dr. Bruno Böhm (Freiburg, Herder, 1900). 114 S. M. 2,—. 2. u. 3 Heft: Alexander der Große und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage. Grundlinien, Materialien und Forschungen von Dr. Franz Kampers. 192 S. M. 3.—. II. Band. 1. Heft: Dr. Rob. Reichenberger, Wolfgang von Salm, Bischof von Passau. 84 S. M. 1,50. 2. u. 3. Heft: Dr. Franz Fastlinger, Die wirthschaftliche Bedeutung der Bayerischen Klöster in der Zeit der Agilulfinger. 182 S. M. 3,40.

Jahresbericht der Section für Philosophie 1877. 1883. 1884. 100 bezw. 116 u. 108 Seiten groß 8°. Preis: je M. 1,80. (1,20.) In Commission bei J. P. Bachem in Köln.

Staatslexikon. Band I—V. (Heft 1—46.) Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1887—97 (abgeschlossen). Zweite Auflage, Band I., II., III. Heft 1—4 (1900—1902).

Philosophisches Jahrbuch. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Jos. Pohle (Breslau) u. Prof. Dr. Schmitt (Fulda) herausgegeben von Dr. Const. Gutberlet, Prof. an der philos.-theol. Lehr-Anstalt in Fulda. 1—15. Band. 8°. Fulda 1888—1902. Druck und Commissions-Verlag der Fuldaer Actien-Druckerei.

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausg. v. der Görresgesellschaft. Paderborn, F. Schöningh. Lex.-8. I. Prof. Dr. Dittrich, Nuntiaturberichte Giovanni Morone's vom deutschen Königshof (1539, 1540). 1892. — II. Dr. Ehses, Römische Documente zur Geschichte d. Ehescheidung Heinrich's VIII. 1893. — III. Prof. Dr. Kirsch, Die päpstlichen Collectorien in Deutschland während des 14. Jahrhunderts. 1894. — IV. Dr. Ehses u. Dr. Meister, Nuntiaturberichte aus Deutschland. Erste Abth 1895. — V. Prof. Kirsch, Die Rückkehr der Päpste Urban V. u. Gregor XI. von Avignon nach Rom. 1898. — VI. W. E. Schwarz, Die Nuntiatur-Correspondenz Caspar Gropper's aus Westdeutschland (1573 bis 76). 1898. — VII. Nuntiaturberichte aus Deutschland. Zweite Abth. 1900 — VIII. P. K. Eubel, Die avignonesische Obedienz der Mendikantenorden. 1900.

Concilium Tridentinum. Diariorum, Actorum, Epistularum Nova Collectio. Tom. I: Diariorum pars prima. Herculis Severoli commentarius, Angeli Massarelli Diaria I—IV. Collegit, edidit, illustr. Sebastianus Merkle. Friburgi Brisg. Sumptibus Herder. 1901.

Die Redaktion der regelmäßig erscheinenden Gratis-Vereinsgaben (nicht der sonstigen Vereinsschriften) ist Herrn Dr. Hermann Cardauns in Köln, in Verbindung mit einer aus Vorstandsmitgliedern zusammengesetzten Kommission, übertragen worden. Alle auf die Vereinsgaben bezüglichen Briefe und Sendungen bitten wir an genannten Herrn nach Köln, Marzellenstr. 35—43, zu adressieren.

Der Verwaltungs-Ausschuß.

Die **Mitglieder** der Gesellschaft erhalten den **Jahresbericht** und die regelmäßig in jedem Jahre erscheinenden **Vereinsgaben**, die **Teilnehmer** nur den Jahresbericht gratis und franko zugesandt.

Die Mitglieder und die Teilnehmer erhalten die sämtlichen auf Veranlassung der Görres-Gesellschaft veröffentlichten Schriften [nicht jedoch das **Staatslexikon** und das **Concilium Tridentinum**] bei direktem Barbezug von dem General-Sekretär der Gesellschaft zu zwei Drittteilen des Ladenpreises.

Die Vereinsgaben und Gelegenheitsschriften [nicht die vom Verwaltungs-Ausschusse erstatteten Jahresberichte] sind auch durch den Buchhandel zu beziehen.

Adresse des General-Sekretärs: **Dr. H. Cardauns, Köln.**

„ der Geschäftsstelle: **J. P. Bachem, Köln.**

Jahresbericht

der

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland

für das Jahr 1902.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse

auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Köln 1903.

Kommissions-Verlag und Druck von J. P. Bachem.

630

Die 22. Generalversammlung in Breslau

ist die erste, die auf schlesischem Boden tagte. Wiederholt war eine Versammlung in Schlesien in nächste Aussicht genommen, einmal schon angekündigt — wiederholt haben unvorgesehene Umstände die Ausführung des Beschlusses verhindert. Schon längst war dies als Uebelstand empfunden worden, und die Breslauer Tage haben gezeigt, wie berechtigt dieses Bedauern war: Musterhaft vorbereitet, gut besucht, ausgezeichnet durch liebenswürdige Gastlichkeit und anregenden Verlauf, hat diese Versammlung den tatsächlichen Beweis erbracht, ein wie günstiger Boden Schlesien für die Bestrebungen der Gesellschaft ist [1]).

Nachdem am Montag, 6. Oktober, nachmittags 4 Uhr, eine gutbesuchte Vorstandssitzung stattgefunden hatte (vgl. das Protokoll, Anlage I), begann abends gegen 8½ Uhr im festlich geschmückten großen Saale des St. Vincenzhauses die Begrüßungsfeier unter starker Beteiligung. Außer den Vorstandsmitgliedern, die schon an der Nachmittagssitzung teilgenommen hatten, waren anwesend u. a. die Herren Weihbischof Marx, Generalvikar Dr. Speil, Generalvikar Dr. Lüdtke (Pelplin), Dompropst Dr. Scheuffgen (Trier), Dekan Scharmer (Danzig), Prälat Dr. Baumgarten (München), Abg. Dr. Karl Bachem (Berlin), Reichsgerichtsrat Dr. Spahn (Leipzig), Abg. Graf Praschma (Rogau), Graf Oppersdorff (Oberglogau), Mitglied des Herrenhauses, Graf Oppersdorff (Ullersdorff), Propst Szadowski (Königsberg), Prof. Dr. Müller (Paderborn), Prof. Funke (Paderborn), Oberbürgermeister Warmbrunn (Neisse), Provinziallandtagsabg. Justizrat Dr. Nicolaus (Münsterberg), Gymnasialdirektor Jungels (Breslau), Mitglieder des Domkapitels und der katholisch-theologischen Fakultät.

Dompropst Dr. König hielt die Begrüßungsansprache namens des vorbereitenden Komitees. Er verwies auf die von Staat und Kirche

[1]) Die katholische Presse hat diesmal noch eingehender wie bei früheren Gelegenheiten berichtet. Im folgenden sind die Berichte der Schles. Volksztg., der Germania und der Köln. Volksztg. dankend benutzt.

ihm verliehene Doppelstellung als Universitätsprofessor und Dompropst. Dies erinnere ihn daran, daß auch die Bestrebungen der Görresgesellschaft in treuer Pflege der Wissenschaft dem Wohle von Staat und Kirche dienen wollen. Wissen und Glauben seien ebensowenig Gegensätze wie Schöpfung und Schöpfer. Die christliche Weltanschauung betone ihre volle Berechtigung jenen Denkweisen gegenüber, die schon durch ihre Widersprüche untereinander dartäten, wie wenig sie im ausschließlichen Besitz der widerspruchslosen Wahrheit sein könnten. Ein Chaos durcheinander wogender, meist leidenschaftlich sich befehdender Meinungen stehe dem Kreuzesglauben gegenüber. „Die Wahrheit ist diamanthart, der Irrtum aber läßt sich wie Wachs in alle denkbaren Formen gießen." Den katholischen Vertretern der Wissenschaft kann es kein besonnener Denker verargen, wenn sie keine Lust verspüren, den bisherigen sicheren Standpunkt aufzugeben, der das Zeugnis der Jahrtausende für sich und bisher noch unzählige Denker und Forscher befriedigt hat. Der intensive Haß, mit dem der Atheismus das Christentum zu vernichten sucht, ist doch wahrlich kein wissenschaftlicher Beweis. Wir wollen eine durchaus wissenschaftliche Vertretung unseres Standpunktes, entsprechend den Anforderungen der Zeit. Die Offenbarung muß aber als Wort der ewigen Wahrheit Leitstern und materielles Korrektiv der menschlichen Forschung bleiben. Das Buch der Schöpfung ist für uns nur deshalb lesbar, weil die ewige Intelligenz es vorgedacht hat. Wahre Wissenschaft lobt darum den ewigen Autor. Unsere Arbeit in der Jetztzeit muß zugleich aufbauend und abwehrend sein. Leider nimmt notgedrungen unsere Abwehr oft die besten Kräfte in Anspruch, aber die aufbauende Arbeit auf allen Gebieten des Wissens, die kräftige, spezialistisch-fachwissenschaftliche Mitarbeit katholischer Gelehrten darf nicht unter der apologetischen Tätigkeit leiden. Dies eben will, betont und übt in ernster Arbeit die Görresgesellschaft. Die ganze Menschheit ist heute mehr wie je vor die Prinzipienfrage von unsagbarer Tragweite gestellt: „Was glaubt ihr von Christo?" Mit dieser Frage muß sich nun einmal jeder denkende Mensch auseinandersetzen. In einer Art von Suggestion folgen breite Massen willenlos einer Zeitströmung, welche die Phrase vertritt: „Die Wissenschaft hat gegen Christus entschieden." Wir protestieren gegen diesen Machtspruch. Man wirft uns Intoleranz vor. Jede Wahrheit ist als solche intolerant gegen den Irrtum, dem sie kein Recht zugestehen darf, ohne sich selbst aufzugeben. Intoleranz gegen die Person des Irrenden liegt uns fern. Unsere Zeit hat eine eigentümliche Scheu vor allem Uebernatürlichen. Und doch hat auch der Unglaube viel Glauben zur Voraussetzung. Die Ablehnung des Uebernatürlichen ist der springende Punkt bei der wachsenden Entfremdung gegen das

Christentum. Hier haben die Apologeten einzusetzen mit dem Nachweis, daß die materialistische Erkenntnistheorie eine Menge unerwiesener Voraussetzungen postuliert und viel Anleihen macht im Reich der Metaphysik. Gott sei Dank fehlt es nicht an Anzeichen, daß die wissenschaftliche Unzulänglichkeit der materialistischen Erkenntnistheorie ernstem Denken sich aufzudrängen beginnt und die Rückkehr zur verlassenen Metaphysik angefangen hat. Die Scheidung der Geister wird jede Halbheit immer entschiedener ablehnen. Der Ernst der Kirche bei Prüfung hervortretender Reformversuche ist nur ein Gebot der Selbsterhaltung, ohne daß sich die Kirche mit einzelnen Richtungen und Schulen identifiziert. Die echte Reform, die einen formellen Fortschritt in der Erkenntnis des Glaubensgehaltes bedeutet, ist nicht ausgeschlossen, jene Reform, bei der nicht das Heilige durch den Menschen, sondern der Mensch durch das Heilige neugestaltet und verbessert wird. An Gewissenserforschern, die es wirklich gut mit uns meinen, fehlt es nicht, zuweilen tut jedoch der eine oder andere des Guten zu viel durch zu scharfen Tadel, oder zu wenig, weil er bestehende Mängel nicht bestimmt genug bezeichnet oder nicht die Wege zur Besserung zeigt. In dem neuen Kulturkampf, der uns umtobt, sucht man es so darzustellen, als wäre jeder gläubige Katholik mitschuldig an den wirklichen Verirrungen, die in allen Jahrhunderten ja vorgekommen sind. Ich erkläre hier feierlich: Wäre unsere katholische Kirche wirklich das, als was der neueste Kulturkampf sie brandmarken möchte, so wären wir alle die ersten, die diesem Babel mit Abscheu den Rücken wenden wollten. (Lebhafter Beifall.)

Namens des Verwaltungsausschusses antwortete Justizrat Dr. Jul. Bachem (Köln) mit Worten des Dankes für die freundliche Aufnahme, welche die Görresgesellschaft in den katholischen Kreisen Breslaus finde. Großen Dank schulde man der katholischen Presse Schlesiens, insbesondere dem Hauptorgan der schlesischen Katholiken, der Schlesischen Volkszeitung für die vortrefflichen Darlegungen über die Aufgaben und die Notwendigkeit der Görresgesellschaft. Er bat um nachhaltige Förderung der Bestrebungen der Gesellschaft, deren Aufgaben beständig wüchsen, so daß die Aufwendung immer größerer Mittel notwendig würde, um allen Anforderungen zu genügen. Während man vor zehn Jahren habe sagen können: Ein Königreich für einen Privatdozenten, habe sich der Vorstand heute mit einer außerordentlich großen Zahl von Gesuchen tüchtiger junger Gelehrten, die sich der akademischen Doktion widmen wollten, zu beschäftigen gehabt. Der Hinweis des Redners auf das „sinnige" Institut der Ehrenmitglieder hatte die Folge, daß sich aus der Versammlung sofort zwei neue Ehrenmitglieder mit einem Beitrag von je 600 Mark anmeldeten. Der Vorstand habe, obwohl die Gesellschaft schon seit zwei

Jahren mit Defizit arbeite, noch 7000 Mark dazu bewilligt. Um soviel vermehre sich das Defizit. Ein solcher Opfersinn sei ja katholisch, würde aber auch leichtsinnig sein ohne die Entschuldigung, daß sich die Ausgabe sicher rentieren werde und daß man gewiß sei, daß die Freunde die Gesellschaft nicht im Stich lassen würden. Seit ihrer Gründung habe die Gesellschaft schon über eine Million für wissenschaftliche Zwecke verwendet. (Lebhaftes Bravo.) Der Vermögensstand des Vereins sei jetzt rund 50000 Mark. Unter lebhaftem Beifall teilt Redner mit, daß sich aus dem Ermland zahlreiche neue Mitglieder gemeldet haben, und daß auch Schlesien und speziell Breslau ein reges Interesse zeige. Er hoffe, daß der Schwerpunkt der Görresgesellschaft, der bisher im gewissen Sinne im Westen und Süden gelegen habe, sich mehr nach dem Osten verrücken werde.

Unter Worten der Anerkennung für die Förderung der Geschichtswissenschaft durch die Görresgesellschaft überreichte der Professor der Kirchengeschichte an der Universität Breslau, Dr. Max Sdralek, als Festschrift zur Generalversammlung einen Band kirchengeschichtlicher Abhandlungen seiner Schüler, den der Vorsitzende der Görresgesellschaft, Professor v. Hertling, mit besonderer Freude entgegennahm. Die erste Abhandlung (von Waldemar Otte) handelt über den historischen Wert der alten Biographieen des Papstes Klemens V.; die zweite (von Franz Schütte) über den Schriftstellerkatalog (de viribus illustribus) des h. Isidor von Sevilla und die dritte (von Johannes Plinski) über die Probleme historischer Kritik in der Geschichte des ersten Preußenkönigs, zugleich ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Ritterordens, Generalvikar Dr. Lüdtke (Pelplin) verband mit einer Ehrung der Veteranen der Görresgesellschaft einen Appell an die akademische Jugend, die in einer stattlichen Anzahl von Mitgliedern der katholischen Studentenverbindung Winfridia vertreten war.

Der ersten Hauptversammlung ging am Dienstag-Vormittag 8 Uhr in der Kathedrale ein vom Herrn Kardinal celebriertes Pontifikalamt voraus. Als Assistenten fungierten Dompropst Professor Dr. König, Prälat Dr. v. Montbach, Domherr Professor Dr. Sdralek und Domherr Knoff. Vom Domchor gelangte unter Leitung des Domkapellmeisters, Königl. Musikdirektors Filke, die Missa solemnis in F von Filke, als Graduale Veni sancte von Brosig und als Offertorium Confirma hoc von Aiblinger zu Gehör. Im Presbyterium waren Plätze für die zahlreich anwesenden Teilnehmer der Generalversammlung reserviert. Dem hl. Opfer wohnten außerdem Gläubige in großer Anzahl bei. Der Hochaltar strahlte im Festesschmuck der Hochfeste. Um 9 Uhr war die kirchliche Feier beendet.

Der ersten allgemeinen Sitzung um 10 Uhr vormittags wohnten der Herr Kardinal und der Herr Weihbischof bei. Der Besuch war viel stärker als in der Begrüßungsversammlung. Besonders zahlreich waren Klerus, Adel, höhere Lehrerschaft und Juristenstand vertreten.

Die programmatische Ansprache des Vorsitzenden Professor Dr. v. Hertling (Wortlaut Anlage II), erregte das größte Interesse der Versammlung und wurde vielfach von Beifall unterbrochen.

Kardinal Fürstbischof Kopp dankte dem Vorredner in längerem Vortrag, der an anderer Stelle (Anlage III) ebenfalls im Wortlaut folgt.

Frhr. v. Hertling sprach dem Herrn Kardinal für seine Ausführungen den Dank der Versammlung aus. Mit lebhaftem Beifall wurde der Vorschlag des Vorstandes, den Herrn Kardinal zum Mitgliede des Ehrenpräsidiums der Gesellschaft zu ernennen, begrüßt und angenommen. Der Herr Kardinal nahm die Ernennung mit verbindlichen Dankesworten an. Auf Vorschlag des Vorstandes wurden dann neugewählt in den Verwaltungsausschuß Professor Dr. Hüffer-München, in den Vorstand Reichsgerichtsrat Dr. Spahn-Leipzig, die Professoren Sdralek, Pohle und Baumgartner-Breslau. Als Rechnungsrevisor wurde an Stelle des auf seinen Wunsch ausscheidenden Herrn F. Rody-Köln Herr Kaufmann A. Sinn-Köln gewählt.

Die Zahl der Ehrenmitglieder der Gesellschaft ist anläßlich der Breslauer Versammlung gestiegen: Graf Balleſtrem, der erste Präsident des Reichstages, spendete für die Gesellschaft 1000 Mk., die Herren Graf Oppersdorff und Landtagsabgeordneter Justizrat Dr. Porsch je 600 Mk.

Dem von Justizrat Dr. Jul. Bachem (Köln) in Vertretung des am Erscheinen verhinderten Generalsekretärs vorgetragenen Jahresbericht entnehmen wir folgende Angaben:

Daß die Vermögenslage der Gesellschaft (vgl. die am Schluß des Jahresberichtes beigefügte Bilanz) sich im laufenden Jahre nicht so günstig gestaltet hat, wie im vorigen, versteht sich von selbst. Letzteres war eben das Jubiläumsjahr, welches der Gesellschaft außer einer Steigerung der Mitgliederzahl um etwa 100 ungewöhnlich viele (13) neue Ehren- und lebenslängliche Mitglieder zuführte und daneben eine außerordentliche Sammlung veranlaßte, die Ende 1901 mit den Zinsen 22—23 000 M. betrug. Dank diesem Umstande konnte, obwohl die Ausgaben (rund 51 000) die laufenden Einnahmen (rund 46 000 — beide Posten höher als je) noch stark überstiegen, für das abgelaufene Geschäftsjahr ein Vermögenszuwachs von über 17 000 M. (51 118 gegen 33 805) festgestellt werden.

Im laufenden Jahre lagen diese ungewöhnlich günstigen Umstände nicht mehr vor. Zwar ist nach einer bis zum 31. August d. J. reichenden Zusammenstellung nebst Voranschlag für den Rest dieses Jahres anzunehmen, daß die Einnahmen wie die Ausgaben ziemlich gleichmäßig sinken. Da aber schon im vorigen Jahre, abgesehen vom Jubiläums-

fonds, ein Defizit von stark 5000 M. vorhanden war, wird im laufenden Jahre ein ebensolches in gleicher Höhe sich ergeben. (Vgl. jedoch unten die Bilanz.) Nicht eingerechnet sind hierbei die Zahlungen welche die Firma Herder nach Vollendung der zweiten Auflage des Staatslexikons leisten wird, für jeden der fünf Bände, von denen drei bereits abgeschlossen vorliegen, 3000 M. Immerhin mahnt das jetzt schon mehrere Jahre andauernde Defizit zu fortgesetzter Werbung neuer Mitglieder und zur Vorsicht in weiteren Bewilligungen. Vom Jubiläumsfonds sind 15 000 M. nominal in 3 % preußischen Konsols angelegt (der Rest wurde aus anderen Effekten der Gesellschaft ergänzt, da der hohe Kursstand mündelsicherer Papiere weitere Anlagen von Barmitteln gegenwärtig nicht rätlich machte), fortgesetzte Fehlbeträge aber würden die sonstigen Bestände allmählich aufzehren.

Der Finanzabschluß des vorigen Jahres ist aus dem letzten Jahresbericht bekannt. Die Herren Bankdirektor Elkan und Kaufmann Rody haben die hier vorliegende Rechnung geprüft und der Vorstand bittet, dem Generalsekretär Decharge zu erteilen. Dieselbe wurde erteilt.

Ueber die größeren Unternehmungen der Gesellschaft werden in den Sektionssitzungen besondere Berichte erstattet werden. Ich beschränke mich hier auf die Bemerkung, daß der zweite Band des **Concilium Tridentinum** im Druck begriffen ist und vom Staatslexikon jetzt das dritte Heft des vierten Bandes vorliegt. Als Vereinsschriften erschienen seit der letzten Generalversammlung Lossens Untersuchungen über den Anteil der Katholiken am akademischen Lehramte in Preußen und Mausbachs bereits in zweiter Auflage gedruckte Schrift: Die katholische Moral, ihre Methoden, Grundsätze und Aufgaben. Weiter 1902: Wurm, Die Papstwahl, ihre Geschichte und Gebräuche; J. Wimmer, Palästinas Boden mit seiner Pflanzen- und Tierwelt. Vor Ende d. J. soll erscheinen: Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres, zweite Folge (ist erschienen). Das nächste Jahr wird dann eine vielen Mitgliedern sehr willkommene Gabe bringen: ein dem Andenken unseres verstorbenen ersten Generalsekretärs L. Kaufmann gewidmetes Doppelheft aus der Feder seines Sohnes, Direktor Dr. F. Kaufmann in Bonn. Die Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte sind fortgesetzt worden durch F. Kampers Alexander der Große und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage (2. und 3. Heft) und Reichenberger, Wolfgang von Salm, Bischof von Passau (4 Heft). Vor wenigen Tagen ist als weiteres Doppelheft ausgegeben worden: Dr. Max Faßlinger, Die wirtschaftliche Bedeutung der Bayerischen Klöster in der Zeit der Agilulfinger.

Bekanntlich ist auf Anregung von Msgr. Baumgarten in Koblenz der Verwaltungsausschuß beauftragt worden, vorbereitende Schritte für eine Biographie Josephs v. Görres im großen Stil zu treffen und der nächsten Generalversammlung darüber zu berichten. Leider hat Dr. F. Binder, der zu einer solchen Arbeit in erster Linie berufen schien, die Uebernahme derselben abgelehnt. Mittlerweile hat Görres als Herausgeber, Literarhistoriker und Kritiker eine ausgezeichnete Behandlung durch F. Schultz gefunden (XII. Band der Palästra).

Den Schluß der allgemeinen Sitzung bildete ein auf gründlichem Quellenstudium beruhender Vortrag des Herrn Gymnasialdirektors Schulte (Glatz) über die ältere Geschichte des Fürstbistums Breslau.

In der nachmittags unter dem Vorsitz des Justizrats Dr. Porsch stattgehabten Sitzung der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft hielt Reichsgerichtsrat Dr. Spahn einen sehr beachtenswerten, von der Sektion mit lebhaftem Interesse verfolgten Vortrag

über die Schaffung eines neuen einheitlichen bürgerlichen Rechtes für das Deutsche Reich aus der vollen Kenntnis der in Betracht kommenden Verhältnisse und Persönlichkeiten heraus. Der Vortrag verriet überall den Mann, der an dem großen Werke der Neugestaltung des deutschen Rechtes selbst in ganz hervorragendem Maße, zuletzt als Vorsitzender der mit der Vorberatung des Entwurfes beauftragten Reichstagskommission, mit tätig gewesen ist.

Die Praxis habe sich vorzüglich mit dem neuen Rechte abgefunden; es handele sich ja auch nicht um neues Recht, sondern um altes Recht in neuer Form. Das Anschwellen der Klagesachen am Reichsgericht sei mindestens ebenso sehr zurückzuführen auf den wirtschaftlichen Niedergang, als auf die Einführung des neuen Rechts. Bezüglich des Nichtigkeits- sowie des Chikane-Paragraphen bemerkte er, ihre Bedeutung liege nicht im allgemeinen Teil, sondern in der Anwendung der allgemeinen Grundsätze in den detaillierteren Bestimmungen. Unberechtigt sei der Vorwurf, das neue Recht wälze zu viel, was es selbst nicht habe fassen können, auf die Schultern der Richter ab. Mit voller Ueberlegung habe man dort, wo die Verkehrssitte in Betracht komme, von einer Festlegung abgesehen; denn die Verkehrssitte sei absolut nichts Konstantes. Die erste Novelle zum Bürgerlichen Gesetzbuch werde wahrscheinlich durch die Nichtigkeit mündlicher Verabredungen bei Immobilienverkäufen veranlaßt werden. Wann das geschehen werde, sei eine Frage des praktischen Bedürfnisses. Man habe auch gesagt, in sozialer Beziehung habe mehr im Bürgerlichen Gesetzbuch geschehen können. Hätte man dies getan, dann wäre das Gesetzbuch mit in die soziale Bewegung hineingezogen worden. Dies sei jetzt vermieden. Obendrein würden diese Fragen besser im Rahmen der Gewerbe-Ordnung geregelt, zumal sie auch fast durchweg verknüpft seien mit dem öffentlichen Recht. Redner bat, mit Vorwürfen gegen das Bürgerliche Gesetzbuch zur Zeit noch vorsichtig zu sein. Manches, was hart erscheinen möge oder ungeklärt, werde durch die Rechtsprechung schon bald gebessert werden. Der Wert der einheitlichen Rechtsprechung müsse darüber hinwegsehen lassen. Die Hoffnung auf ein strenges Eherecht müsse jetzt, nachdem das Bürgerliche Gesetzbuch feststehe, wohl für lange als gescheitert angesehen werden. Uebrigens seien nach dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches die Ehescheidungen — wenigstens in Preußen — ganz erheblich herabgegangen, im Jahre 1900 um 25 Prozent. Was im allgemeinen das gute Wirken des neuen Rechts betreffe, so liege alles an dem guten Zusammenwirken von Theorie und Praxis. Mit der theoretischen Arbeit sei man in kurzem fertig. Kein Land habe jetzt so gründliche Lehrbücher und Kommentare seines Rechts wie Deutschland. Es frage sich nun, welche Aufgabe der einzelne habe gegenüber dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Der Staat habe die Juristen auszubilden; Ursache zu Klagen gab es in dieser Richtung nicht. Das Reichsgericht müsse nicht zunächst als eine Oberberufungsinstanz für die Berufungsgerichte betrachtet werden, sondern vielmehr als der Regulator für die Auslegung des Bürgerlichen Gesetzbuches und für die Fortentwickelung des Rechts. Im weiteren fordert Redner eine Entlastung des Reichsgerichts. Gegenwärtig leide man sehr unter der Prozeßsucht der Massen. Wenn man berechne, welche Kosten für die Klagesachen unter 3000 M. verursacht worden seien, komme man nach seiner Schätzung zu dem Resultat, daß der Wert der Klageobjekte erreicht werde von den Klagekosten. Bei der Rechtserziehung des ganzen Volkes — das gelte auch für Richter nicht minder als für Geistliche — müsse im Auge behalten werden, daß auch das neue Recht beruhen müsse auf den unwandelbaren Anschauungen des Christentums. Die Möglichkeit, daß ein Senat des Reichsgerichts in eine falsche Richtung bei der Auslegung eines Paragraphen gerate, sei nicht ausgeschlossen; in diesen Fällen müsse eine Kritik von unten einsetzen, aber eine Kritik mit guten Gründen; nur diese

überzeuge. Schließlich wirft Redner die Frage auf: „Was hat die Görres-Gesellschaft mit dem bürgerlichen Rechte zu tun?“ Er gibt darauf die Antwort: Wir sind bewußt, daß alle Wissenschaft nur da ist, um den Zweck zu erreichen, der dem einzelnen Menschen in der Welt gegeben ist: die Vorbereitung auf das Jenseits. Auch die Jurisprudenz ist ein Mittel zur Erfüllung dieser Aufgabe, und die Görres-Gesellschaft, die alle Wissenschaften umfaßt, muß auch die Rechtswissenschaft hineinziehen und tätig sein, daß die Grundsätze des Christentums in ihr in die Wirklichkeit versetzt werden. (Lebhafter Beifall.)

Inzwischen hatte Herr Justizrat Dr. Bachem den Vorsitz der Sektion übernommen; seiner Aufforderung entsprechend ehrte die Versammlung den Abg. Dr. Spahn wegen seiner hervorragenden Teilnahme an dem Zustandekommen des Bürgerlichen Gesetzbuches und in Anerkennung seiner gesamten Wirksamkeit durch Erheben von den Sitzen. Als Redakteur der zweiten Auflage des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft erstattete Hr. Bachem dann einen Bericht über den Fortgang der Arbeiten an diesem wichtigen Unternehmen der Gesellschaft, dem wir folgendes entnehmen:

Die Veranstaltung der zweiten Auflage des Staatslexikons ist auf der Generalversammlung zu Ravensburg (16. August 1899) beschlossen worden. Bis heute sind die drei ersten Bände und die beiden ersten Hefte der zweiten Auflage fertiggestellt. Die Redaktion hat sich bemüht, die neue Ausgabe möglichst rasch der Vollendung entgegenzuführen, einmal im Interesse des Werkes selbst, dann auch, um die nicht unbeträchtlichen finanziellen Opfer, welche das Unternehmen der Görres-Gesellschaft auferlegt, herabzumindern. Von seiten der Herren Mitarbeiter ist der Redaktion dabei durchweg bereitwillige Unterstützung zuteil geworden, wie denn überhaupt festzustellen ist, daß die Schwierigkeiten, mit denen die Herausgabe der ersten Auflage verknüpft war, in erfreulichem Maße sich verringert haben. Während damals vielfach die Mitarbeiter mühsam zusammengesucht werden mußten, haben sich jetzt manche neue Mitarbeiter in dankenswerter Weise selbst angeboten.

Wie in dem Vorwort zur zweiten Auflage gesagt wurde, ist diese Auflage nicht lediglich Neuausgabe, sondern in weitem Umfange Neubearbeitung. Selbstverständlich sind alle Artikel ergänzt und der unmittelbaren Gegenwart angepaßt worden; manche Artikel der ersten Auflage wurden von neuen Mitarbeitern völlig umgestaltet; eine größere Anzahl Artikel wurden neu aufgenommen. Besonders ist, den auf der Ravensburger Generalversammlung geäußerten Wünschen entsprechend, der biographische Teil erweitert worden. So sind in die drei ersten Bände bereits neu aufgenommen die Artikel: Boëtie, Jarcke, Lamennais, Lieber, v. Mallinckrodt, Manning, Marx, Montalembert, O'Connell; für die weiteren Bände sind noch vorgesehen die neuen Artikel: Phillips, August und Peter Reichensperger, Raiffeisen, von Schorlemer-Alst, Schulze-Delitzsch, Sismondi, Windthorst.

Bei der Neubearbeitung wurde weitgehende Rücksicht auf die Mitarbeiter der ersten Auflage genommen, soweit sie bereit waren, auch an der zweiten Auflage mitzuarbeiten. In einem an den Mitarbeiterkreis gerichteten Zirkular ist betont worden, die theologischen Mitarbeiter möchten sich stets gegenwärtig halten, daß die Artikel für ein Staatslexikon, nicht für ein Kirchenlexikon bestimmt sind, daher die theologischen Ausführungen sich innerhalb der Grenzen zu halten haben, welche durch die Aufgabe eines Staatslexikons gezogen sind; die Mitarbeiter an den politisch-geographischen (Staaten-) Artikeln, daß (laut Vorbericht zur 1. Aufl.) rein Historisches ebenso auszuschließen ist, wie alles rein

Geographische und rein Ethnographische; die juristischen Mitarbeiter, daß es sich (laut demselben Vorbericht) um die Bearbeitung eines Staats- und Gesellschaftslexikons, nicht eines Rechtslexikons im engeren Sinne handelt, und daher das Detail des Privat- und Handelsrechts, der Prozeßlehre, des Strafrechts und des Kirchenrechts auszuschließen bezw. angemessen einzuschränken ist, während auch hier die allgemeinen Grundsätze und die verschiedenen aufgestellten Systeme zu erörtern sind.

Möglichste Knappheit der Artikel war und ist geboten. Gemäß vertraglicher Abmachung mit der Herderschen Verlagshandlung darf der Umfang der zweiten Auflage denjenigen der ersten Auflage nicht übersteigen. Da nun in die zweite Auflage zahlreiche neue Artikel aufgenommen werden müssen, so ergibt sich die Notwendigkeit einer Kürzung der Artikel der ersten Auflage, welche eine solche zulassen, und deren sind nicht wenige. Während die Bände der ersten Auflage verschiedenen Umfang hatten, dürfte es gelingen, die fünf Bände bei der zweiten Auflage im Umfang völlig gleichmäßig herzustellen.

Besondere Schwierigkeiten bieten die kirchenrechtlichen und kirchenpolitischen Artikel. Wiederholt und nicht immer mit Unrecht sind aus einzelnen Artikeln der ersten Auflage Angriffe auf die deutschen Katholiken und die kirchenpolitischen Bestrebungen der Centrumsfraktion hergeleitet worden. Die Redaktion hat deshalb wiederholt auf den von der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft gebilligten Passus des Vorberichts zur zweiten Auflage verwiesen, wonach bei strenger Innehaltung des katholischen Standpunktes in einzelnen neuzeitliche staatliche Verhältnisse behandelnden Artikeln den Bedürfnissen der Gegenwart in höherem Maße Rechnung zu tragen, zwischen den katholischen Prinzipien und deren Anwendung auf die Gegenwart, zwischen feststehenden Lehren der Kirche und mehr oder minder autoritativen Schulmeinungen genauer zu unterscheiden ist.

Die Kritik hat auch der zweiten Auflage des Staatslexikons viel Aufmerksamkeit zugewendet, am meisten, wie hervorgehoben werden muß, die Kritik in akatholischen wissenschaftlichen und auch politischen Kreisen. Im allgemeinen hat das Werk mit Bezug auf seine wissenschaftliche Gesamthaltung auch dort viel Anerkennung gefunden; wenn bezüglich der prinzipiellen Fragen die Kritik neuerdings manchmal schärfer eingesetzt hat, so liegt das gewissermaßen in der Luft, an der bedauerlichen Zuspitzung der kirchenpolitischen Gegensätze. Nicht selten ist es dabei vorgekommen, daß man vorgezogen hat, auf die erste Auflage zurückzugreifen und das Vorhandensein einer zweiten Auflage zu ignorieren.

Redner bat, etwaige Wünsche bezüglich der noch ausstehenden beiden letzten Bände des Staatslexikons zu äußern. Aus der Sektionssitzung heraus erfolgte eine bezügliche Verlautbarung nicht. Der Vorsitzende würdigte in Anknüpfung an den Vortrag die Bedeutung des Staatslexikons und stellte die Inangriffnahme weiterer größerer Arbeiten der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft in Aussicht, dabei insbesondere auf die Ausgestaltung des Archivs für Kirchenrecht hinweisend.

Hierauf sprach der Herr Abgeordnete Professor Dr. Dittrich-Braunsberg über seine neueren Forschungen in den Quellen für die Beurteilung der Bulle de salute animarum.

Die bezüglichen Akten des Vatikans seien für die Forschung noch nicht hingegeben, und die Korrespondenz zwischen Berlin und dem preußischen Abgesandten in Rom Niebuhr seien nur zum Teil bekannt. Dagegen habe er Kenntnis erhalten von der Korrespondenz

zwischen dem Erzbischof Grafen Spiegel von Köln und dem Exekutor der Bulle Fürstbischof von Ermland Franz Joseph von Hohenzollern, sowie von des letzteren Korrespondenz mit dem preußischen Staatskommissar. Der Vortragende erklärt, er wolle aus den vielen interessanten Aufschlüssen, die er aus diesem Material erhalten habe, heute nur das hervorheben, was sich auf die Wiedererrichtung der von Napoleon vernichteten geistlichen Gerichtsbarkeit in der Diöcese Köln beziehe. Redner legt eingehend die vielfachen Bemühungen dar, die in dieser Richtung gemacht wurden und die Jahrzehnte hindurch daran scheiterten, daß der Justizminister Dankelmann sich absolut ablehnend verhielt. Aus diesen Verhandlungen könne man entnehmen, daß der Erzbischof Spiegel, der sonst nicht im allerbesten Rufe in der Geschichte stehe, alles getan habe, um der Kirche zu ihrem Rechte zu verhelfen und die geistliche Gerichtsbarkeit wieder einzuführen. Es werfe das ein besseres Licht auf den Erzbischof und bedeute einen Schritt zu seiner Ehrenrettung. (Lebhafter Beifall.)

Justizrat Dr. Bachem sprach seine Freude aus über das Ergebnis der Studien des Redners und dankte ihm namens der Gesellschaft.

Die historische Sektion trat ebenfalls am 7. Oktober, nachmittags 4½ Uhr, unter dem Vorsitze des Herrn Univ.-Professors Dr. Hermann Grauert-München in einem Nebensaale des kathol. Vereinshauses zu einer gut besuchten Sitzung zusammen. Der Vorsitzende berichtete zunächst über das Historische Jahrbuch, die Personalverhältnisse der Redaktion und seinen Abonnentenstand.

Am 1. Oktober 1902 zählte das Jahrbuch Abonnenten aus der Gesellschaft 346, im Buchhandel 245; im Austausch und als Freiexemplare wurden insgesamt 90 abgegeben, sodaß das Jahrbuch an 681 Abnehmer gelangte.

Von neuem konnte auf die hohe Bedeutung der Zeitschrift hingewiesen werden, welche als vornehm gehaltenes Fachorgan die historische Wissenschaft durch selbständige Forschungsarbeiten zu fördern und über die neuen Erscheinungen auf dem Büchermarkte wie in Zeitschriften dem Leser eine umfassende Orientierung zu vermitteln bestrebt ist. Der ungewöhnlich billige Preis hält sich noch immer auf dem gleichen niedrigen Satze, der bei der Begründung des Organs auf 8 M. für Abonnenten aus der Gesellschaft und 12 M. aus dem Buchhandel bemessen wurde. Während aber 1880 und 1881 der Jahresumfang eines Bandes 640—650 Druckseiten betrug, hat er sich seit 1889, d. h. seit dem planmäßigen Ausbau der überaus wichtigen Novitätenschau, auf 900—1000 Druckseiten erweitert. Ohne Uebertreibung kann gesagt werden, daß das Jahrbuch den besten Fachzeitschriften der Geschichtswissenschaft zuzuzählen ist. In deutschen Landen ist es das einzige Organ dieser Art, welches auf dem Boden katholischer Weltanschauung steht und mit ihr zugleich strenge wissenschaftliche Objektivität vereinigt. Die Freunde der Geschichtswissenschaft innerhalb wie außerhalb der Görresgesellschaft können daher mit gutem Gewissen eingeladen werden, durch Eintritt in die Zahl der Abonnenten nicht nur das älteste fachwissenschaftliche Unternehmen der Görresgesellschaft, sondern auch die Geschichtswissenschaft selbst fördern zu helfen. Seit Ende 1902 ist Herr Dr. Franz Kampers, nachdem er als außerordentlicher Professor für mittlere und neuere Geschichte an die Universität Breslau berufen wurde, aus dem Redaktionsverbande ausgeschieden. An seiner Stelle traten in denselben neu ein: Herr Dr. iur. utr. Ernst Freys, Sekretär an der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München, und Herr Dr. Max Jansen, Privatdozent für Geschichte an der Universität München. Jener wird die Redaktion der Novitätenschau, dieser die der

Zeitschriftenschau übernehmen. Die Geschäftsführung der Gesamtredaktion liegt, wie bisher, in den Händen des Herrn Geheimsekretärs Dr. Joseph Weiß in München (Kgl. Geh. Hausarchiv u. Kaiserplatz 7 II).

Von einer Seite wurde auch die Frage angeregt, ob nicht die Novitätenschau mit selbständiger Paginierung geboten, und wie etwa der Druck des Jahrbuches verbilligt werden könnte.

Von den in Verbindung mit der Redaktion des Jahrbuches und im Auftrage der Görresgesellschaft in der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg von Prof. Dr. Hermann Grauert herausgegebenen „Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte" liegen jetzt, wie der Vorsitzende weiter mitteilte, für die Jahrgänge 1901 und 1902 zwei vollständige Bände vor, von welchen jeder ein einfaches und ein Doppelheft umfaßt.

Auf Dr. Bruno Böhms eindringende kritische Untersuchung der gefälschten „Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen" (1900) folgte aus der geistvollen Feder von Dr. Franz Kampers die weit ausgreifende, gehaltvolle Monographie über „Alexander den Großen und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage" (1901). Im zweiten Bande führt uns Dr. Robert Reichenberger in seinem „Wolfgang von Salm, Bischof von Passau (1540—1555)" ein liebevoll gezeichnetes Porträt eines deutschen Kirchenfürsten vor, der inmitten schwerer kirchlichen Kämpfe dem Katholizismus wie den Häusern Habsburg und Wittelsbach in Treue ergeben war, und durch die Milde seiner Persönlichkeit vermittelnd zu wirken suchte, aber die Bedeutung der neu aufgetretenen kirchlichen Gegensätze noch nicht in voller Schärfe erfaßte.

Die vor wenigen Tagen ausgegebenen, 182 Druckseiten umfassende Arbeit von Dr. Max Faslinger über „Die wirtschaftliche Bedeutung der bayrischen Klöster in der Zeit der Agilulfinger" (1903) ist trotz ihres streng historischen Charakters von nahezu aktueller Bedeutung. In überraschender Feinheit und Schärfe werden hier neue geschichtliche Ergebnisse gewonnen für den wirtschaftlichen Ausbau und Anbau des Landes im agilulfingischen Bayern. Ortsnamen und Kirchenpatrozinien werden in umfassender Forschung als inhaltreiche Geschichtsquellen erschlossen. Unter Heranziehung aller verwertbaren Zeugnisse der historiographischen Literatur wird so ein Bild von der wirtschaftlichen Tätigkeit der altbayrischen Klöster im 8. Jahrhundert entworfen, welches nicht nur den Kirchengeschichtschreiber, sondern insbesondere auch den Wirtschaftshistoriker lebhaft fesseln wird.

Als erstes Heft des dritten Bandes ist eine Monographie von Prof. Dr. Gustav Schnürer in Freiburg i./Schw. über die Templerregel in Aussicht genommen.

Hierauf hielt Herr P. N. Baumgarten, päpstlicher Hausprälat aus München, einen Vortrag unter dem Titel: „Statistische Untersuchungen über die Bischofswahlen von 1198 bis 1503."

Der Vortragende betonte einleitend die Notwendigkeit historisch-statistischer Untersuchungen und beklagte es sehr, daß die Historiker bisher vor derartigen notwendigen, wenngleich nicht sehr angenehmen Arbeiten meistens zurückgeschreckt seien. Seine eigenen Untersuchungen über die Bischofswahlen von 1198—1503 seien nur möglich geworden durch die Herausgabe der beiden Bände von Konrad Eubel, **Hierarchia catholica** Die statistischen Uebersichten mitsamt den daraus sich ergebenden Folgerungen beanspruchten

also nur die gleiche Autorität, wie die mit unendlichem Fleiße zusammengetragenen Angaben Eubels, die ihnen als ausschließliche Grundlage dienten.

Die Tabellen wurden zunächst für jeden der beiden Bände gesondert gemacht (1198 bis 1431 und 1431—1503) und dann die Ergebnisse zusammengezogen, sodaß jedesmal drei Uebersichten vorlagen. Die Trennung nach Bänden führte zu einzelnen Beobachtungen, die gestatteten, die an sich willkürliche Scheidung der Bände durch das Jahr 1431 für manche Vorkommnisse als Epoche anzusprechen.

Die Auszählung der Angaben gliederte sich zuerst nach Bistümern, dann nach Pontifikaten bezw. Bischöfen sowie nach der Vertretung des Welt- wie Ordensklerus unter denselben. Die Herausfuchung der Graduierten unter sämtlichen Bischöfen führte zu einer Scheidung nach Theologen, Juristen (mit den verschiedenen Unterabteilungen), Artisten und Medizinern, woran sich die Angabe der geringen Zahl derjenigen Bischöfe schloß, die in zwei oder drei Fakultäten einen akademischen Grad erlangt hatten. Auch hier erfolgte eine Aufstellung über den Prozentsatz der Graduierten unter den Bischöfen aus dem Ordens- wie Weltklerus. Bei den ersteren zeitigte eine Ausscheidung nach den einzelnen Orden überraschende Aufschlüsse über das Vorherrschen des theologischen bezw. juristischen Universitätsstudiums in diesem oder jenem Orden.

Eine weitere interessante Seite dieser Untersuchungen wurde in den Tabellen vorgeführt, die sich mit dem **defectus aetatis, defectus natalium,** der Zugehörigkeit zum päpstlichen Hofstaate oder zur kurialen Beamtenschaft und ähnlichen Dingen befaßten. Die Weihegrade (Tonsur, niedere oder höhere Weihen, auch **nullum adhuc ecclesiasticum ordinem habentes** kommen vor), das Privileg **„a quocumque"**, die Erledigungen der Sitze **per resignationem, translationem, retranslationem, absolutionem, revocationem administrationis** und **privationem** im Verhältnis zu denjenigen **per obitum** (die Erledigungen **per ingressum** wurden besonders berührt), und manche andere Fragen wurden an der Hand des Zahlenmaterials bezüglich der Pontifikate beider Bände eingehend besprochen und in ein zum Teil völlig neues Licht gerückt. Die **prorogatio temporis consecrationis** und ihre Häufigkeit, die **administrationes** der verschiedensten Bistümer durch die von ihren Sitzen vertriebenen lateinischen Patriarchen des Orients, die neuen Provisionen **„cum electi infra annum non fecissent literas apostolicas expediri"** (oder kurz **„quia literas"**), die Kommendatarverwaltungen durch Kardinäle, die noch seltene Bewilligung von **coadjutores** und die noch seltenere Bewilligung des **jus succedendi** für dieselben usw. wurden in den Bereich der zahlenmäßigen Untersuchung gezogen.

Die meisten der vorgenannten Abteilungen boten zu eingehenderen Ausführungen über die Bedeutung der mitgeteilten Zahlen Veranlassung, und am Schlusse sprach sich der Vortragende noch über die Zahl derjenigen Ordensbischöfe aus, die im Orden selbst schon eine Würde bekleidet hatten (Subprioren, Prioren, Provinzialprioren, Generalmagister usw.), die im Verhältnisse zu den Gesamtzahlen der Bischöfe aus den betreffenden Orden ein übersichtliches Bild bot.

An diesen Vortrag knüpfte der Vorsitzende Herr Professor Dr. Grauert eine Reihe von einschlägigen Bemerkungen und eröffnete dann die Besprechung, an der sich insbesondere Herr Gymnasialdirektor Dr. Wilhelm Schulte mit einer längeren Darlegung beteiligte, welche die statistische Behandlung kirchlicher Verhältnisse in Schlesien ins Auge faßte. Herrn Prälaten Baumgarten brachte der Vorsitzende den Dank der Sektion für die interessante Beleuchtung des spröden Stoffes zu herzlichem Ausdruck.

Der von Hrn. Prälat Dr. Ehses (Rom) schriftlich erstattete Bericht über die Arbeiten des Römischen Instituts folgt unten als Anlage V.

Beigefügt sei hier ein Bericht, welchen Herr Dr. F. Lauchert (Aachen) über seine Vorarbeiten zu einem Biographisch-bibliographischen Lexikon der deutschen katholischen Theologen des 19. Jahrhunderts eingesandt hatte:

Das bis jetzt gesammelte Material umfaßt die genauen Titelabschriften sämtlicher bibliographisch zu verzeichnenden Artikel aus 41 wissenschaftlich- und praktisch-theologischen Zeitschriften von Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart; ferner der von Geistlichen verfaßten Artikel aus 18 historischen und 9 Zeitschriften vermischten Inhalts. Gleichzeitig ist alles von den durchgearbeiteten Zeitschriften gebotene biographische Material entsprechend verarbeitet worden. Ebenso wurden die ganzen Serien der Programme der deutschen und österreichischen Universitäten mit katholisch-theologischen Fakultäten und der meisten höheren Schulen Bayerns durchgearbeitet. Ferner enthält das noch nicht verarbeitete Material die genauen Titelabschriften des größten Teils der theologischen (und der von Theologen verfaßten historischen und philosophischen) Werke der Stiftsbibliothek von St. Bonifaz in München.

Ausgearbeitete Artikel liegen bis jetzt gegen 500 vor, aus allen Buchstaben des Alphabets. In den einzelnen Artikeln folgt auf die kurz gefaßte, aber möglichst genaue und vollständige Zusammenstellung der biographischen Daten, mit genauer Angabe der dafür benutzten Quellen, die Bibliographie, für welche in allen Fällen dieselbe Genauigkeit und Vollständigkeit angestrebt wird, wie sie in der meiner Staudenmaier-Biographie angehängten Bibliographie durchgeführt ist. (Nur von der Aufführung der Recensionen muß aus praktischen Gründen abgesehen werden.) Die anzustrebende Genauigkeit verlangt, daß womöglich jeder Titel unmittelbar nach dem Buche selbst gegeben wird, und nur, wenn dieses nicht erreichbar ist, aus zweiter Hand, nach Katalogen, Literaturblättern oder andern Hilfsmitteln. Diese Arbeitsweise erfordert allerdings bedeutend mehr Zeit als eine mehr compilatorische, bietet aber auch allein die Garantie für die möglichste Zuverlässigkeit, wie sie von einem derartigen Werke verlangt werden muß.

Bei der beschränkteren Zeit, die mir jetzt nur noch zur Verfügung steht, werden fünf weitere Arbeitsjahre jedenfalls noch erforderlich sein, ehe die Arbeit soweit abgeschlossen ist, daß an den Druck gedacht werden kann; derselbe wird aber dann auch, wenn er einmal begonnen hat, ohne Unterbrechung fortschreiten können.

An die Sektionssitzungen schloß sich am Abend ein zwangloses Zusammensein der Festteilnehmer im St. Vincenzhause.

Nachmittags um 2 Uhr fand bei Sr. Eminenz ein Diner zu 50 Gedecken statt, zu dem der Vorstand der Görres-Gesellschaft, die hauptsächlich tätigen Mitglieder des Ortskomitees und hervorragende Persönlichkeiten aus der Provinz Einladungen erhalten hatten. Die nämlichen Herren waren abends im Hause des Herrn Justizrats Dr. Porsch bei einer Soiree versammelt.

Der zweite Tag (Mittwoch, 8. Oktober) wurde eingeleitet durch ein Pontifikal-Requiem für die verstorbenen Mitglieder der Görres-Gesellschaft, welches Herr Weihbischof Marx in der St. Matthias-

kirche celebrierte, unter Assistenz der Herren Erzpriester Schade und Kuratus Michael. Die Trauermusik, das große Requiem des Wiener Komponisten Bibl in C-moll op. 79, wurde von dem bis auf 50 Personen verstärkten Kirchenchore unter Leitung des Chordirigenten und Königlichen Musikdirektors Herrn Fr. Bürke ausgeführt. Für die Teilnehmer der Generalversammlung waren die vorderen Bankreihen reserviert worden. Auch sonst füllte eine große Anzahl frommer Besucher die Kirche.

Vormittags 9 Uhr tagte die philosophische Sektion im St. Vincenzhause unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Baeumker (Bonn) unter Beteiligung von etwa 70 Mitgliedern. Prof. Dr. Stölzle (Würzburg) hielt einen Vortrag über Ernst v. Lasaulx als Geschichtsphilosoph.

Dieser katholische Gelehrte, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Würzburg und München als Universitätslehrer und Literat tätig war, habe bisher in Gelehrtenkreisen zu wenig Beachtung gefunden. Redner verbreitet sich eingehend über die philosophischen Betrachtungen Lasaulx' über das Leben der Völker. Seine Geschichtsphilosophie beruhe auf dem Satze, daß das Christentum auf jede Frage der Geschichte die richtige Antwort gebe und den Schlüssel biete zum Verständnis der Geschichte. Bei allem betrachte er mit Recht Gott als die erste Ursache und erst als zweite die Natur. Bis heute sei es der Wissenschaft nicht gelungen, ein vollkommenes Geschichtsphilosophiesystem aufzustellen, und deshalb verdiene Lasaulx, daß seine Werke in die Erinnerung zurückgerufen würden. (Lebhafter Beifall.)

Hierauf sprach Prof. Dr. Baumgartner (Breslau) über die Entwickelung des Kausalbegriffs.

Der Kausalbegriff sei das Sprungbrett von der Welt zu Gott. Auf ihm basierten alle Gottesbeweise und die ganze Konstruktion des Gottesbegriffs. In der Geschichte des Kausalgedankens spiegelt sich daher die Geschichte des ganzen menschlichen Denkens wieder. Schon in der griechischen Philosophie sei die erste Frage immer die nach der Ursache der Dinge gewesen und in der Aristotelischen Philosophie nahm diese Frage eine beherrschende Stellung ein. Aristoteles stellte vier Ursachen fest, die formale, materielle Willens- und Zweckursache, und baute darauf seine Kausalformeln auf. Die Ursachenlehre des Altertums sei vom Mittelalter übernommen worden, und erst der Neuzeit sei es überlassen worden, weiter zu schreiten, indem man frage: Wie wirken die Dinge, insbesondere wie wirken sie auf einander, wie wirkt die Seele auf den Körper und umgekehrt. Leibnitz lege die Wirksamkeit in die Monaden hinein. Spinoza stellte den Grundsatz auf von der ausnahmslosen Gesetzmäßigkeit der Ursachen. Der neuere Empirismus des Engländers Hume setzte ein mit dem Satz: Die Wirksamkeit der Ursachen liegt nicht in den Dingen, sondern gehört einzig und allein unserem Geiste an. Nach seiner Lehre bedeutet die Kausalität nicht mehr wie früher den Zusammenhang zwischen den Dingen, sondern ein beständiges und gewohntes Nacheinander. Kant verbindet mit dieser empirischen Auffassung die rationelle: das aus dem Verstande geborene Element der Notwendigkeit des Geschehens. Wie müssen wir uns dazu stellen? Bestände das Wesen der Kausalität in der bloßen Zeitfolge, im bloßen Seinszusammenhang, bestände keine Verknüpfung der Dinge, dann müßte man unweigerlich in einer Reihe von Fällen, wo solches Nacheinander von Fällen vorliegt, die Kausalität annehmen. Die Kausalität entspringt aber weder allein der Erfah-

rung noch allein dem Denken, sondern aus dem Zusammenspiel beider. Die Vorstellung des Begriffs des Wirkens wird nur aus uns selbst gewonnen, die Veränderung der Dinge hängt immer ab von dem Wirken eines anderen Dinges. Wie das Wirken geschieht, ist für uns ein Geheimnis. Man stellt den Satz auf, alles Geschehene sei die Folge eines notwendigen und unabänderlichen Wirkens. Damit ist jedes transcendentale Eingreifen in die Natur und ihre Gesetze — also auch jedes Wunder — geleugnet, ebenso der freie Wille. Man stellt den Satz von der Gleichförmigkeit des Naturlaufs und der Gesetzmäßigkeit des Geschehens als Erfahrungssätze hin. Ganz zu Unrecht. Gegenwärtige kausale Zusammenhänge schließen eine logische Notwendigkeit nicht ohne weiteres in sich. Man kann sich auch denken, daß eine gleiche Wirkung eine andere Ursache haben könnte. Das Gesetz von der Gesetzmäßigkeit des Geschehens kann nur insoweit angenommen werden, als es sich um die physikalische Kausalität handelt. Der Satz gilt nicht für die Kausalität überhaupt. Ein gesetzloses und regelloses Geschehen ist durchaus denkbar, aber nicht ein ursacheloses. (Lebhafter Beifall.)

Prof. Dr. Stölzle, der inzwischen den Vorsitz übernommen hat, führte hierauf in einer Schlußrede aus:

Die Zahl derer, die mit uns auf dem theistisch christlichen Standpunkte stehen, ist nicht sehr groß. Das schreckt uns nicht. Man hat einmal gesagt: Die Wahrheit ist immer bei der Minderheit, und an dem Wort ist etwas Wahres. Wenn wir auch die Minderheit sind, so sind wir in unserem Gottesglauben und durch unsere Ideale doch stark. Mancher von denen, die vom Glauben abgefallen sind, hat mir schon gestanden, daß das für ihn eine drückende Last ist. Und unsere Ideen sind auch keineswegs so vereinzelt. Wenn zwar im Augenblick eine große, weit verbreitete Strömung diesen Ideen den Krieg erklärt hat, wenn speziell eine Reihe der neueren Philosophen Gott, die Unsterblichkeit der Seele und den freien Willen leugnet, so möchte ich doch darauf hinweisen, was denn dreihundert Jahre in der Geschichte der Menschheit sind. Die großen Denker des Altertums und des Mittelalters erklärten sich für die Unsterblichkeit der Seele. Die Wahrheit braucht nur jemanden, der sie ausspricht, und sie wird siegreich sein, wenn sie auch im Augenblick vielfach verkannt wird. Es wird die Zeit kommen, wo man die gegnerischen Anschauungen als Verirrung erkennen wird. Wirken wir unsererseits weiter für den Sieg der theistisch christlichen Weltanschauung. (Lebhafter Beifall.)

Um 12 Uhr eröffnete dann Freiherr von Hertling die zweite öffentliche Sitzung, welche sehr zahlreich (über 200 Mitglieder und Teilnehmer) besucht war. Auch Herr Kardinal-Fürstbischof Kopp wohnte derselben wieder bei. Der Vorsitzende gab von einer Anzahl Entschuldigungsschreiben Kenntnis; mit großem Beifall wurde insbesondere ein überaus herzlich und verbindlich gehaltenes Telegramm des Reichstagspräsidenten Grafen Ballestrem aufgenommen:

Der hochverehrten Görresgesellschaft und ihrem von mir so sehr geliebten und hochgeschätzten Präsidenten spreche ich mein aufrichtiges Bedauern aus, daß ich durch wichtige Geschäfte verhindert bin, der Generalversammlung der Gesellschaft zu Breslau beizuwohnen. Die Nähe des Zeitpunktes, in welchem der Reichstag wieder zusammentritt, verhindert mich, diese Geschäfte zu vertagen. Meine Gedanken und meine innigsten Wünsche für einen gesegneten und glücklichen Verlauf der Generalversammlung werden unter Ihnen sein und Ihre Beratungen begleiten.

Außer schon erwähnten Herren bemerkten wir unter den Anwesenden die Abgeordneten: Justizrat Dr. Stephan (Beuthen, O.-S.), Stiftsrat Horn (Neisse), Erzpriester Hoheisel (Schweidnitz), Dechant Stanke (Hultschin), sowie die früheren Parlamentarier: Graf Viktor Matuschka (Breslau), Landgerichtsdirektor Sperlich (Schweidnitz), Pfarrer Wolny (Zelasno), ferner das Mitglied des Herrenhauses Graf Anton zu Stolberg-Wernigerode (Peterswaldau), sowie Stadtverordnetenvorsteher Dr. med. Klein (Neisse) und Justizrat Vogt (Oppeln).

Den ersten Vortrag hielt Herr Domkapitular Professor Dr. Sdralek-Breslau über Papst Gregor VII.:

Ich will zu Ihnen reden von einem Manne, der die Welt aus den Angeln gehoben hat, einem wunderbaren Manne, dem alles hat dienen müssen: das Böse und das Gute. Er hat es schließlich doch beherrscht. Er hat der Kirche, die er in unhaltbarem Zustand, entartet gefunden hat, die Reinheit wiedergegeben. Gregor VII. ist einer von den Männern, in denen sich die Geister geschieden haben, und zwar nicht nur die der Zeitgenossen. Die einen haben ihn verwünscht, die anderen sein Andenken gesegnet. In der Controvers-Literatur, die der Investiturstreit hervorgerufen hat, nehmen wir dies besonders wahr. Schon die Zeitgenossen haben erkannt, daß er eine überwältigende Person, ein mehr wie gewöhnlicher Mann sei. Die Gregorianer sahen in ihm das Rüstzeug Gottes, und die Gegner glaubten, daß er verfüge über Kräfte aus dem Reiche der Finsternis. Seine Größe richtig zu erfassen, ist der späteren Zeit vorbehalten geblieben. Im Jahr 1850 scheint es sich anzubahnen. Damals veröffentlichte ein Protestant, Johannes Voigt, ein Werk, das den Papst in Schutz nahm und als Reformator behandelte. Die Schrift machte zwar damals einen tiefen Eindruck, aber eine Verständigung über die Person des Papstes erfolgte noch nicht und sie scheint heute erst recht in unabsehbare Ferne gerückt. 1896 erschien Albert Haucks bekannte abfällige Kritik Gregors VII. Sie ist der besondere Anlaß, daß ich dies Thema heute bespreche. Er behauptete: Nichts, was Gregor erstrebte, habe er erreicht, sein Talent sei an den Aufgaben, die er sich stellte, gescheitert. Dies Urteil bedauern wir um so mehr, als der Historiker Hauck uns durch seine klassische Charakteristik des heiligen Bonifatius so nahe gerückt war. Um ein richtiges Bild des Wirkens Gregors VII. zu geben, schildert Redner, wie die Kirche in Abhängigkeit und Entartung geriet, aus der Gregor sie heraushob, welche Vorteile der Staatsgewalt jener Zustand gebracht hat, aber auch welche unerträgliche Last für die Kirche darin lag, wie dann der Kampf unvermeidlich wurde, und wie der Sieg schließlich auf die Seite fiel, die nicht bloß das Recht für sich hatte, sondern die auch berufen war, die Trägerin der Kultur in den nächsten Jahrhunderten zu sein. Redner führt aus, wie sich in den germanischen Ländern das Eigenkirchensystem ausgestaltete. Die Fürsten und Großen besaßen von Anfang an die Kirchen als ihr Eigentum und stellten die niederen Geistlichen an; schon in der karolingischen Zeit verfolgten sie aber das Bestreben, das Eigenkirchensystem auf die Bistümer und Abteien anzuwenden. Karl der Große betrachtete es schon als sein selbstverständliches Recht, die Bischöfe nach seinem Ermessen anzustellen. Im 10. Jahrhundert wurde die Hingabe eines Bistums oder einer Abtei in die Form der Leihe gekleidet, woraus sich die Investitur entwickelte. Das Recht der angestellten Bischöfe war beschränkt hinsichtlich des Besitzes und der Nutznießung. Wenn der Bischof sein Treueversprechen dem Kaiser nicht hielt, hob er die Beleihung mit dem „Reichskirchengut“ auf. Mit der Investitur verbunden war für die Bischöfe die Heerfahrt, die Hoffahrt und die Verpflichtung zu Abgaben. Dies sind die wichtigsten Punkte, die zum Investiturstreit führten. Oeko-

nomische und politische Gründe haben bewirkt, daß der größte Teil des nutzbaren Reichsgutes allmählich in die Verwaltung der Geistlichen kam. Die Bischöfe erwiesen sich als die besten Verwalter; sie waren die treuesten Anhänger der Kaiser. Die Einheit des Deutschen Reiches hat jahrhundertelang auf der Treue und der Ergebenheit der Bischöfe beruht. Die Kaiser lohnten dies. Den Bischöfen übergaben sie die großen Reichsgüter zur Verwaltung, auf deren Erträgnisse der größte Teil der Reichseinnahmen gestützt war. Hieraus ergab sich für die Kaiser die Schwierigkeit, die Investitur aufzugeben. Daß die Gründe, weshalb die Fürsten auch später immer wieder die Hand nach der Investitur ausstreckten, sehr schwerwiegende gewesen sind, sieht man daraus, daß selbst der fromme Kaiser Lothar versucht hat, dies Recht wieder zu erhalten, obwohl er wußte, daß er bei Ausübung des Investiturrechts unbedingt mit der Kirche in Konflikt kommen mußte. Die Bischöfe waren die Träger von Staatshoheitsrechten, sie waren für die Kaiser das Gegengewicht gegen die Bestrebungen der weltlichen Fürsten nach Selbständigkeit. Aber für die ewigen Interessen der Kirche war dieser Zustand unerträglich; sie wurden durch die Investitur sogar mit der Vernichtung bedroht. Die Besetzung der Bistümer geschah lediglich aus weltlichen Gesichtspunkten ohne genügende Rücksicht auf die geistlichen Fähigkeiten. In erschreckendem Umfange hatte sich die Simonie ausgebildet, und schlimm stand es auch hinsichtlich des Konkubinats, obwohl es in dieser Hinsicht nicht so schlimm in Deutschland war, wie in Italien. Unter diesen Verhältnissen war Gregors Forderung auf Aufgabe des Investiturrechtes ein Gebot der Notwendigkeit für die Erhaltung der Kirche. Gregor wollte den Fürsten nicht die Beteiligung an der Besetzung der Bischofsstühle bestreiten, an gutem Willen zum Entgegenkommen fehlte es ihm keineswegs. Man tut ihm unrecht, wenn man dies verschweigt. Schon unter dem Nachfolger Gregors, Urban II, war der Investiturstreit moralisch zu Gunsten des Papsttums ausgefallen, wenn die tatsächliche Schlichtung des Streites auch erst durch das Wormser Konkordat erfolgt ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß zur Zeit Gregors die größte Gefahr bestand, daß auch Rom in Reichsabhängigkeit kam. Wäre Rom zur Reichskirche geworden, dann wäre die Kirche in Knechtung und Ausbeutung für weltliche Zwecke geraten. Der gewaltige Gegenschlag, der durch Gregor VII. erfolgte, war eine geschichtliche Notwendigkeit. Nicht aus Leichtsinn oder um hierarchischer Gelüste willen hat Gregor den Investiturstreit vom Zaum gebrochen, sondern weil er die Gefahr erkannte, die der Kirche drohte. Daß der Streit zu Gunsten der Kirche ausgefallen ist, ist eine Folge der inneren Berechtigung, aber auch ein persönliches Verdienst Gregors VII. (Lebhafter Beifall.)

Ueber die Verhandlungen der einzelnen Sektionen berichtet in knapper Darlegung Prof. Dr. Sdralek, Prof. Dr. Grauert und (in Vertretung des Vorsitzenden der Sektion) Justizrat Dr. Jul. Bachem.

Prof. Dr. Schnürer (Freiburg, Schweiz) sprach in lichtvoller Ausführung über die Entstehung des Templerordens.

Er wies darauf hin, daß der Templerorden der erste geistliche Ritterorden war und auch in Schlesien Besitzungen hatte. Ueber die Entstehung des Ordens gelangte man bisher zu keiner völligen Klarheit, weil man sich über den Wert der alten Templerregel nicht einigen konnte. Diese ist in Troyes 1128 entworfen und bald darauf (1130) vom Patriarchen Stephan in Jerusalem ergänzt worden. Auf Grund der verschiedenen, in der Regel unerkenntlichen Schichten entwirft Redner ein Bild von der ersten Organisation des Ordens. Zuerst widmete sich die aus neun Mitgliedern bestehende Genossenschaft der Beschützung der Jerusalem-Pilger. Zu der weiteren Entwickelung, die auf die Bildung einer Stammtruppe von Kreuzesrittern hinauslief, gab der König Balduin II. mit dem Patriarchen Warmund von Jerusalem die Anregung. Rom sollte die Organisation gutheißen und festsetzen, be-

gnügte sich aber mit einer Ueberweisung dieser Angelegenheit an den französischen Kardinallegaten Matthaeus von Albano, der dem Konzil von Troyes die Frage vorlegte, wo der h. Bernhard von Clairvaux vor allem maßgebend war. Der h. Bernhard redigierte auch die Satzungen von Troyes. Bald nach dem Konzil von Troyes fand der Orden großen Zuwachs infolge der Werbereisen des Meisters Hugo, so daß die alten Mitglieder unter den vielen neuen fast verschwanden. Die Bestimmungen des Patriarchen Stephan nehmen überall Bezug auf diese anormale Entwickelung. Besonders interessant ist die Regelung des Instituts der Gastritter, solcher weltlicher Ritter, welche für die Zeit ihrer Kreuzfahrt sich dem Orden anschlossen. Wenn auch die Begründung einer religiösen Genossenschaft auf die militärische Tätigkeit ihrer Mitglieder gerade vom Standpunkte der christlichen Religion nicht einwandsfrei erscheint, den Intentionen der Gründer müssen wir unsere größte Anerkennung zuteil werden lassen. Wie hoch das deutsche Mittelalter die Templer stellte, sehen wir in Wolframs Parzival, wo es die Templer sind, welche den Gral bewachen.

Freiherr von Hertling sprach hierauf in einem kurzen Schlußwort dem Ortsausschuß seinen Dank aus für die Vorbereitung der Generalversammlung und gab seiner besonderen Genugtuung darüber Ausdruck, daß die Laienwelt so zahlreich sich an den Veranstaltungen beteiligt habe. Er hoffe, daß die neugeknüpften Verbindungen der Gesellschaft mit Schlesien und dem ganzen Osten dauernde sein würden; eine Gewähr dafür erblicke er in der überaus erfreulichen Tatsache, daß sich mindestens hundert neue Mitglieder und Teilnehmer in den Breslauer Tagen gemeldet hätten. Schließlich sprach er dem Herrn Kardinal für seine Beteiligung an der Generalversammlung den ehrfurchtsvollen Dank der Gesellschaft aus.

Um 3 Uhr benutzten etwa 50 Herren die freundlichst dargebotene Gelegenheit, den Dom und den Domschatz unter der sachkundigen Führung des Direktors des fürstbischöflichen Diözesanmuseums, Herrn Geistlichen Rat Dr. Jungnitz zu besichtigen. Mit regstem Interesse folgten die Anwesenden den eingehenden historischen, kunstgeschichtlichen und kunstgewerblichen Erörterungen, die von dem genannten Herrn und dem an der Führung sich beteiligenden Herrn Kanonikus Scholz, dem Magister fabricae der Kathedrale, in liebenswürdigster Weise gegeben wurden. Unter lebhaftem Gedankenaustausch wurden die Einzelheiten des an Schönheiten reichen altehrwürdigen Bauwerkes und seiner Schatzkammer in Augenschein genommen und bewundert.

Nachmittags 5 Uhr fand im großen Saale des St. Vincenzhauses ein Festessen statt. Als erster Redner erhob sich der Herr Kardinal:

Hochansehnliche Festversammlung! Das Festkomitee hat mir die ehrenvolle Aufgabe zugewiesen, vor allem, wie es bei festlichen Anlässen Pflicht und Brauch ist, Zeugnis zu geben von den Gesinnungen der Ehrfurcht und treuen Anhänglichkeit gegen die zur Leitung der irdischen Lebensarbeit von Gott bestellten Autoritäten.

Die Erscheinungen unserer Zeit verlangen gebieterisch ein solches Zeugnis. Regt sich doch immer dreister der Geist der Unordnung, und trägt die Verwirrung der Geister,

Zerfahrenheit in alle Verhältnisse. Auch die wissenschaftliche Arbeit steht unter diesem Zeichen der Zeit. Erfüllen nun die beiden höchsten leitenden Autoritäten ihre Aufgabe, der Menschheit auch für diese Seite des Erdenberufes die richtigen Wege zu weisen?

Auf dem Gebiete der Geistesarbeit handelt es sich um die Güter, die höchsten Ideale der Menschheit, deren Hut vorzugsweise der Kirche anvertraut ist. Ich wende daher unsere Blicke zunächst auf den greisen Geistesheros, der den Stuhl des hl. Petrus seit 25 Jahren ziert und von hier aus nicht allein der von ihm geleiteten Kirchengemeinschaft, sondern der ganzen Menschheit fort und fort die Wege zeigt, auf denen die Geistesarbeit fruchtbringend sein kann. Ausgerüstet mit einem ganz erstaunlichen Wissen und wohlbewandert in den tiefsten Schächten der menschlichen Erkenntnis, mit klarem Blicke die Strömungen der Zeit überschauend und die letzten Ziele der endlichen Entwickelung unverrückt im Auge wahrend, versäumt er keinen Anlaß, um die Richtungslinien zu bezeichnen, welche die Geistesarbeit verfolgen muß, um für Zeit und Ewigkeit heilbringend zu sein. Seine Ansprachen, Erlasse und Rundschreiben sind wahre Fundgruben edelster Bewegungen, hochherziger Empfehlungen der Wissenschaft und weiser Ratschläge für ihren Betrieb. Fürwahr, meine Herren, Leo XIII. ist ein einwandfreier Zeuge für die Liebe der Kirche zur Wissenschaft, stets ermunternd zu wissenschaftlichem Streben, begeistert für jeden Fortschritt, als auch bedacht, daß dessen lebenskräftige Blüten zu Früchten ausreifen.

Mit nicht geringerem Vertrauen blicken wir auf die andere leitende Autorität, die Spitze der bürgerlichen Gemeinschaft, der wir angehören, den Träger der Krone. Entsprechend der hohen Auffassung, die dem Kaiser Wilhelm II. über seine Stelle zu allen großen Zeitfragen eigen ist, und mit dem idealen Gedankenfluge, mit dem Er an sie herantritt, hat Seine Majestät auch den wissenschaftlichen Zeitfragen stets volle Aufmerksamkeit gewidmet. Aus den zahlreichen Anlässen nehme ich nur einen heraus, die 200jährige Jubelfeier der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Hier bezeugte der Monarch vor der illustren Versammlung, das in jedem preußischen Könige innewohnende Gefühl für die Wissenschaft sei auch in ihm lebendig, und rechnete es der Jubilarin zum hohen Ruhme an, daß sie sich der Verfolgung aller außerhalb der Wissenschaft liegenden Interessen gänzlich ferngehalten und ihre oberste Pflicht in der reinen, selbstlosen Pflege der Wissenschaft erblickt habe. Als das festgewollte Ziel alles Wissens bezeichnet sodann Seine Majestät, die Menschheit immer tiefer in die Erkenntnis der göttlichen Wahrheit einzuführen, und wiederholt den Ausspruch Goethes, daß das eigentliche, einzige und tiefste Thema aller Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen unterzuordnen seien, der Konflikt zwischen Glauben und Unglauben bleibe, oder, wie der hohe Redner erläuternd hinzufügt, die Betätigung in der Menschheit, indem er dann schließlich noch den Segen des Höchsten über die Arbeit der Wissenschaft herabruft, durch die nach Leibnitz die Ehre Gottes und das Beste der menschlichen Gesellschaft befördert werde.

Meine Herren! Ist das nicht auch das Arbeitsprogramm der katholischen Gelehrten, und kann nicht die Görresgesellschaft diesen kaiserlichen Ausspruch Wort für Wort in ihr Stammbuch schreiben?

Wohl uns, meine Herren, auf diese beiden Leitsterne blicken zu können. Ungeteilt und in gleicher Innigkeit entbieten wir diesen beiden höchsten irdischen Autoritäten den Tribut unserer treuen Liebe und Anhänglichkeit, indem wir uns freudigen Dankes und gehobenen Sinnes in den Ruf vereinigen:

Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. und Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. leben hoch, hoch, hoch!

Herr Justizrat Dr. Porsch gab seiner Freude Ausdruck, daß nach dem über fünfundzwanzigjährigen Bestehen der Görresgesellschaft auch Schlesien das Glück habe, die Gesellschaft unter dem Schutze Sr. Emi-

nenz in Schlesiens Metropole begrüßen zu können. Aus warmem Herzen spreche er der Versammlung dafür seinen Dank aus. Er hoffe, daß unter der bewährten Leitung des bisherigen Vorstandes die Gesellschaft nach innen und außen immer mehr erstarke und zu dem silbernen Kranze nach weiteren 25 Jahren auch den goldenen Kranz sich erwerben möge. Es müsse das Endziel der Görresgesellschaft sein, alle katholischen Kreise, die ein Interesse für die Förderung der Wissenschaft von Gottes und Rechts wegen haben, zum festen Anschluß an die Gesellschaft zu führen. Den Gefühlen des Dankes und der Hoffnung für eine glückliche Zukunft und Weiterentwicklung der Gesellschaft gebe er in einem Hoch auf die Versammlung Ausdruck.

Als nächster Redner feierte Professor Dr. Grauert, ausgehend von dem Motto in Dr. Wagners Festschrift, Schlesien als gut katholisches Land, als deutsches Kolonialland und in seiner Bedeutung in der Weltgeschichte.

Professor Dr. Dittrich lud die Teilnehmer nach Ermland ein und gab seinem herzlichen Empfinden für Schlesien Ausdruck.

Viele Teilnehmer blieben nach Beendigung des Festessens noch längere Zeit in lebhaftem Gedanken- und Meinungsaustausch beisammen.

Die Veranstaltungen zu Ehren der Görresgesellschaft schlossen am Donnerstag, 9. Oktober mit einer Fahrt nach Fürstenstein. Um 8 Uhr 58 Min. fuhren die Teilnehmer, etwa 30, mit Damen vom Freiburger Bahnhofe bis Freiburg, wo Herr Pfarrer Hoffmann-Freiburg die nötigen Landauer für die Fahrt zu der herrlichen Lindenallee bereitgestellt hatte. Von da ging es zu Fuß durch die Anlagen, und wenn auch der trübe Himmel die entfernteren Höhenzüge verhüllte, so wird trotzdem jeder Teilnehmer an der Partie befriedigt an Fürstenstein, dieses Kabinettstück des schönen Schlesierlandes, zurückdenken und dankbar die Vergünstigung anerkennen, daß der Prinz von Pleß trotz seiner Anwesenheit im Schlosse den Besuch der Terrassen gestattete. Den sachkundigen Führer in der Majoratsbibliothek machte Herr Bibliothekar Endemann, der einiges aus den Schätzen der Bibliothek vorlegte und die erforderlichen Erläuterungen gab. Besondere Aufmerksamkeit erregten ein Sachsenspiegel, der etwa um 1320 geschrieben wurde, das Manuskript des Ritters Schweinichen und bei den Damen die Auslage der duftigen Aquarellporträts berühmter Zeitgenossen von Sennewaldt. Leider zwang die Zeit zum Aufbruch und manche Merkwürdigkeit blieb ungesehen. Auf der alten Burg fand gemeinsames Frühstück statt und nach diesem der Aufbruch nach Salzbrunn, dessen Anlagen vor dem Mittagessen im Kurhause besichtigt wurden. Um ½ 7 Uhr fuhr die Gesellschaft wieder zur Bahn und nach Breslau zurück.

Vermögenslage und Mitgliederbestand.

Laut revidierter Rechnung schloß das Jahr 1901 ab wie folgt (vergl. den letzten Jahresbericht):

Effektenbestand		M. 30 563.70
Kassabestand		„ 2 807.54
Guthaben bei der Rheinischen Volksbank, Köln		„ 67.30
Guthaben bei der Geschäftsstelle J. P. Bachem, Köln, verzinslich zu 4½ %		„ 22 000.—
Mithin Vermögensbestand (abgesehen von Guthaben und Verpflichtungen)		M. 55 438.54
Diese Guthaben betrugen M. 406.— und die Verpflichtungen M. 4726.27; letztere überstiegen sonach erstere um		„ 4 320.27
Mithin Vermögensbestand am 31. Dezember 1901		M. 51 118.27

Das Jahr 1902 schließt ab, wie folgt:

Effektenbestand		M. 44 641.—
Kassabestand bei J. P. Bachem, Köln, verzinslich zu 4½ %		„ 7 785.65
Guthaben bei der Rheinischen Volksbank, Köln		„ 68.80
Mithin Vermögensbestand (abgesehen von Guthaben und Verpflichtungen)		M. 52 495.45
Die Guthaben sind:		
Rückständige Beiträge von Mitgliedern (M. 370.—), Teilnehmern (M. 21.—) und Abonnenten auf das historische Jahrbuch (M. 72.—)	M. 463.—	
Guthaben an Herder & Co., München, für Absatz des historischen Jahrbuches im Buchhandel in 1901/02 (geschätzt auf M. 2000.—) und für Anzeigen auf dem Umschlag (gesch. auf M. 50.—), worüber Abrechnung noch aussteht	„ 2 050.—	
In 1902 gezahlte Beträge betreffend Römisches Institut, die in 1903 zurückvergütet werden	„ 575.—	
Zu übertragen	M. 3 088.—	M. 52 495.45

Uebertrag....	M. 3088.—	M. 52495.45
In 1902 gezahlte Beträge, die erst in 1903 zu verrechnen sind: Privatdozenten-Stipendium (M. 600.—), Reise-Stipendium (M. 450.—)	„ 1050.—	
Ein Vorschuß, der später zurückvergütet werden sollte.....	„ 100.—	
	M. 4238.—	
Die Verpflichtungen sind:		
Vorausbezahlte Beiträge von Mitgliedern (M. 670.—), Teilnehmern (M. 135.—) und Abonnenten auf das historische Jahrbuch (M. 96.—) ..	„ 901.—	
Noch zu zahlender Saldo aus den Druckrechnungen von J. P. Bachem, Köln	„ 1384.86	
Für 1902 zu verrechnende, aber erst in 1903 zur Auszahlung gelangende Beträge betreffend Vereinsschriften (M. 1152.70), historisches Jahrbuch (M. 5356.48) und sonstige Unternehmungen (M. 300.—).....	„ 6809.18	
Die Verpflichtungen betragen somit im ganzen	M. 9095.04	
und übersteigen die vorstehend angeführten Guthaben von.....	„ 4238.—	
	um	M. 4857.04
Mithin Vermögensbestand am 31. Dezember 1902		M. 47638.41
Vermögensbestand am 31. Dezember 1901		„ 51118.27
Die Wertverminderung des Vermögens gegen den Abschluß von 1901 beträgt demnach		M. 3479.86

Für 1902 zu verrechnende Einnahmen.

Mitglieder-Beiträge	M. 32096.—
Teilnehmer-Beiträge	„ 2346.—
Außerordentliche Zuwendungen[1])	„ 1153.—
Für im Buchhandel abgesetzte Vereinsschriften	„ 859.84
Zu übertragen.....	M. 36454.84

[1]) Darunter Rückzahlung eines früheren Stipendiums im Betrage von M. 750.—.

Uebertrag.....		M. 36 454.84
Aus dem histor. Jahrbuche (Abonnements M. 2840.—, Absatz im Buchhandel und Anzeigen auf dem Umschlag M. 2016.10).....		„ 4856.10
Zinsen von Wertpapieren und Depositen.....		„ 1869.50
Kursgewinn an		
M. 29300.— umg. 3½ % Preußische Konsols (Ende 1901 à 100.90; Ende 1902 à 102.—)	M. 322.30	
M. 15000.— 3 % Preußische Konsols (eingekauft in 1902: M. 3000.— à 91.20; M. 7000.— à 91.25; M. 5000 à 89.80; Kurs Ende 1902 à 91.70).....	„ 141.50	„ 463.80
Gesamt-Einnahme.....		M. 43644.24

Für 1902 zu verrechnende Ausgaben.

Für Vereinsschriften (Redaktion M. 600.—; Honorare, Herstellung und Versendung der Vereinsschriften einschließlich einer Neu-Auflage M. 7207.87)...		M. 7807.87
Für das historische Jahrbuch (Redaktion M. 3100.—; Honorare, Herstellung und Versendung von Bd. XXIII M. 7857.33; Mehrbetrag der Herstellungskosten von Heft 4 des Bd. XXII M. 270.60; Honorare betreffend „Studien und Darstellungen“ M. 461.25; Miete des Bibliothekzimmers M. 200.—; Bureaukosten und Botenlöhne M. 250.—; Zeitschriften-Abonnements und -Einbände M. 300.—; Drucksachen für die Redaktion und Sonstiges M. 18.30)		„ 12457.48
Für das philosophische Jahrbuch (Redaktion einschließlich der Honorare für die Mitarbeiter).....		„ 2500.—
Für das Staatslexikon (Redaktion und Schreibgebühr M. 2600.—; Honorare für Heft 21 bis 29 M. 1963.40).....		„ 4563.40
Für das Römische Institut (Leitung M. 3500.—; Stipendien M. 2325.—; Beschaffung literarischer Hülfsmittel und Kopistengebühren M. 300.—; sechs Exemplare des „Concilium Tridentinum“ an		
Zu übertragen.....		M. 27328.75

	Uebertrag.....	M. 27 328.75
	verschiedene Adressen M. 280.90; für die archäologische Abteilung: Stipendien M. 1750.—; Kosten der Uebungen M. 250.—)	„ 8405.90
Privatdozenten-Stipendium.....		„ 1200.—
Unterstützung sonstiger wissenschaftlicher Unternehmungen		„ 4850.—
Allgemeine Unkosten (Herstellung und Versendung des Jahresberichtes 1901 M. 959.24; Aufstellung der Jahresrechnung usw. 1901 M. 200.—; Vergütung an J. P. Bachem, Köln, für Wahrnehmung der Obliegenheiten der Geschäftsstelle, einschließlich Arbeiten für die Werbung neuer Mitglieder und Teilnehmer M. 2802.10; Auslagen Auswärtiger beim Einziehen von Beiträgen M. 10.50; Kosten der Vorstandssitzung und Generalversammlung in Breslau vom 6.—8. Oktober 1902: Reisevergütungen M. 774.60, sowie Drucksachen M. 23.50; Rahmen einschließlich Verpackung usw. für die Kopie des Görres-Portraits M. 65.60; Drucksachen (einschließlich derjenigen für Propagandazwecke) und Materialien M. 187.02; Porti, Kursdifferenzen, Ausgleichung kleiner Minder- bezw. Mehrzahlungen M. 316.89)		„ 5339.45
Die für 1902 zu verrechnenden Ausgaben betragen also		M. 47 124.10
die Einnahmen dagegen, wie vorstehend.....		„ 43 644.24
Es ergibt sich somit (übereinstimmend mit vorseitiger Nachweisung der Vermögenslage) eine Wertverminderung des Vermögens um		M. 3479.86

Zu vorstehendem Abschlusse ist zu bemerken, daß bei Aufstellung desselben die Rechnungen von Herder & Co. über die Herstellungs- und Versendungskosten von Heft 2, 3 und 4 des historischen Jahrbuches 1902 und die Abrechnung genannter Firma über den Absatz des historischen Jahrbuches im Buchhandel für 1901/02, sowie über die Anzeigen auf dem Umschlag noch nicht bei der Geschäftsstelle eingelaufen waren, die entfallenden Beträge also schätzungsweise eingesetzt wurden. Nicht berücksichtigt sind ferner die Zahlungen, welche Herder & Co. für die zweite Auflage des Staatslexikons an die Gesellschaft leisten werden. Fällig werden dieselben erst nach Fertigstellung des ganzen Werkes; sonst würde durch den auf 1902 entfallenden Anteil die oben nachgewiesene Wertverminderung ungefähr ausgeglichen.

*

Es traten durch Zahlung entsprechender Beiträge in 1902 der Görres-Gesellschaft bei

als Ehrenmitglieder:

Graf Franz von Balleſtrem, Päpſtlicher Geheimkämmerer, Plawniowitz (M. 1000);

Graf Oppersdorf, Ullersdorf (M. 600);

Juſtizrat Porſch, Breslau (M. 600);

als lebenslängliche Mitglieder:

Pfarrer Böhm, Rosberg (Oſtpr.);

Kreisvikar Wilh. Grötſchel, Schwiebus;

Pfarrer Valentin Iſing, Aidhauſen bei Hofheim (Unterfr.);

K. Gerichtsſekretär Otto Karg, Künzelsau (Württemb.).

Durch den Tod wurde der Geſellſchaft u. a. entriſſen Se. Erzbiſchöfl. Gnaden Dr. Hubertus Simar, Erzbiſchof von Köln.

Die Görres-Geſellſchaft zählte Ende 1902: 32 Ehrenmitglieder, 39 lebenslängliche Mitglieder, 3044 Mitglieder, 783 Teilnehmer und 340 Abonnenten des hiſtoriſchen Jahrbuches; dagegen Ende 1901: 2969 Mitglieder, 788 Teilnehmer und 347 Abonnenten des hiſtoriſchen Jahrbuches.

Es hat ſich hiernach vermehrt die Zahl der Mitglieder um 75; dagegen verminderte ſich die Zahl der Teilnehmer um 5 und die der Abonnenten des hiſtoriſchen Jahrbuches um 7.

Anlagen.

I. Vorstands-Sitzungen zu Breslau.

1. Montag den 6. Oktober 1902.

Vorsitzender: Prof. Dr. G. Freiherr von Hertling. Anwesend: Prof. Dr. Grauert, Justizrat Dr. Julius Bachem, Prof. Dr. Dittrich, Prof. Dr. Baeumker, Prof. Dr. Stölzle, Msgr. Prof. Dr. Kirsch, Justizrat Dr. Porsch, Prof. Dr. Schnürer, Dompropst Prof. Dr. König, Dompropst Dr. Scheuffgen.

Nach Erledigung der die Vorbereitung der Generalversammlung betreffenden Punkte berichtet der Vorsitzende über die notwendigen Wahlen zur Ergänzung des Vorstandes. Es wird beschlossen, Se. Eminenz Herrn Kardinal-Fürstbischof Kopp zu bitten, in das Ehrenpräsidium einzutreten, ferner als neue Vorstandsmitglieder der Generalversammlung vorzuschlagen: Reichsgerichtsrat Dr. Spahn, Kanonikus Prof. Dr. Sdralek, Prof. Dr. Baumgartner, Prof. Dr. Pohle.

Prof. Dr. Baeumker wird ersucht, die Leitung der philosophischen Sektion zu übernehmen, Justizrat Dr. Porsch die der Sektion für Rechts- und Sozial-Wissenschaft.

In den Verwaltungsausschuß ist ein neues Mitglied zu wählen an Stelle des verstorbenen Herrn Pfarrers van Endert; ferner hat Herr Generalvikar Prälat Dr. Kreutzwald den Wunsch ausgesprochen, ein anderes Mitglied des Verwaltungsausschusses als stellvertretenden Generalsekretär zu bestellen. Herr Prof. Dr. Hüffer wird als neues Mitglied und gleichzeitig als stellvertretender Generalsekretär gewählt. Die anderen Mitglieder des Ausschusses werden wiedergewählt.

An Stelle des Generalsekretärs Dr. Cardauns berichtet über die Finanzlage Justizrat Dr. Julius Bachem.

Prof. Dr. Grauert berichtet über das Historische Jahrbuch. Er schlägt vor, die Bureaukosten von 200 M. auf 250 M. zu erhöhen und für das laufende Jahr schon diese 50 M. nachzuzahlen. Außerdem beantragt er, für die „Studien und Darstellungen" den Zuschuß von 600 auf 800 M. zu erhöhen. Den zweiten Antrag zieht er zurück mit Rücksicht auf die Finanzlage der Gesellschaft; der erste Antrag wird angenommen.

Prof. Dr. Baeumker berichtet kurz über das Philosophische Jahrbuch, ebenso Justizrat Dr. Julius Bachem über das Staatslexikon.

Der Vorsitzende berichtet über das Historische Institut in Rom. Er schlägt vor, das Gehalt des Direktors Prälat Dr. Ehses von 3500 auf 4000 M. zu erhöhen. Der Antrag wird angenommen.

Herrn Dr. Göller wird das römische Stipendium für das nächste Jahr weiter verliehen. Ein früherer Mitarbeiter des Instituts erhält eine Reise-Beihülfe (650 M.).

Ueber das Institut für christl. Archäologie legt der Vorsitzende einen Bericht des Herrn Prälaten Wilpert vor. Ein Stipendium (750 M.) wird bewilligt. Ferner wird beschlossen, dieses Institut nur als archäologische Sektion des römischen Instituts anzusehen, während die andere Sektion die historische bildet. Die geschäftliche Gesamtleitung des Instituts führt Prälat Dr. Ehses.

Bewilligt werden ein Reisestipendium für kunsthistorische Studien in Italien (1800 M.). Ein Privatdozenten-Stipendium wird verlängert, zwei weitere (600 und 1200 M.) neu vergeben.

Für die Zeitschrift „Oriens christianus“ werden als Unterstützung für drei Jahre je 1200 M. bewilligt. Auf dem Titelblatt der Zeitschrift soll die Unterstützung bemerkt werden.

Für das Werk von Herrn Pfarrer Dr. Baeumker: „Das deutsche Kirchenlied“ wird eine Unterstützung von 800 M. bewilligt zur Entschädigung für Auslagen.

2. Mittwoch den 8. Oktober 1902, vorm. 10½ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Freiherr v. Hertling. Anwesend außerdem die HH. Justizrat Dr. Julius Bachem, Justizrat Dr. Porsch, Prof. Dr. Grauert, Prof. Dr. Baeumker, Dompropst Dr. Scheuffgen, Prof. Dr. Sdralek, Msgr. Prof. Dr. Kirsch, Prof. Dr. Dittrich, Prof. Dr. Baumgartner.

Zwei Gesuche um Druckunterstützungen werden abgelehnt, der Zuschuß für die Bibliothek des Campo-Santo fällt fort, desgl. ein Stipendium (1800 M.), und der Zuschuß für die Zeitschrift „Natur und Offenbarung“.

Justizrat Dr. Porsch berichtet über die Verschmelzung des kath. Juristenvereins mit der jurist. Sektion der Görres-Gesellschaft. Der Vorstand erklärt sich grundsätzlich mit dem Vorschlag einverstanden; der Verwaltungsausschuß wird bevollmächtigt, die späteren Unterhandlungen mit dem kath. Juristenverein weiterzuführen.

Die weiteren Publikationen aus den Cameral-Registern sollen als besondere Publikation bei Schöningh erscheinen, unter den gleichen Bedingungen, wie sie mit Schöningh vereinbart sind für die Quellen und Forschungen.

Schnürer. Freiherr von Hertling.

II. Eröffnungsansprache,

gehalten in der ersten öffentlichen Sitzung der Breslauer Generalversammlung am 7. Oktober 1902

von Dr. Freiherr v. Hertling.

Zum ersten Male ist es der Görresgesellschaft vergönnt, hier in Breslau, in der schlesischen Metropole zu tagen, nachdem sich in früheren Jahren mehrfach ungünstige Umstände hindernd entgegengestellt hatten. Aber wenn wir auch zum ersten Mal hier erscheinen, so dürfen wir doch hoffen, nicht als Fremde zu kommen. Wir wissen, daß wir alte und neue Freunde vorfinden, und wir dürfen in aller Bescheidenheit annehmen, daß man im Osten des Vaterlandes von unseren Bestrebungen weiß. Sie datieren ja nicht von heute oder gestern.

Bei der vorigjährigen Generalversammlung konnte die Gesellschaft auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit zurückblicken. Damals, als wir in Koblenz unser silbernes Jubelfest begingen, traten die Tage der Gründung, der 25. und 26. Januar 1876, lebhaft in die Erinnerung zurück; der bedeutsame Unterschied von einst und jetzt mußte sich aufdrängen, und die Rückschau, die wir anstellten, war von Empfindungen freudigen Dankes getragen. Heute, wo wir das erste Jahr des sechsten Lustrums zurückgelegt haben, scheint es mir am

Platze. eine Umschau und Vorschau zu halten, auf die Gefahr hin, daß auch andere Empfindungen dabei wach werden.

Es ist wahr, der Kulturkampf in der Gestalt, in welcher er in den siebziger Jahren verheerend über unser Vaterland hinzog, besteht nicht mehr; der gewaltige Staatsmann, der ihn entfaltete, hat ihm auch Halt geboten. Wir erfreuen uns in Deutschland wieder geordneter kirchlicher Verhältnisse, unter deren Schutz religiöses Leben vielseitig und kräftig emporblüht, und so möchte vielleicht der eine oder andere der Meinung sein, daß für die Katholiken kein Anlaß mehr vorliege, sich abzuschließen, daß sie vielmehr da, wo das religiöse Empfinden nicht unmittelbar in Frage steht, alle trennenden Unterschiede zurückdrängen und, ohne nach der Konfession zu fragen, mit den Volksgenossen zu gemeinsamer fruchtbarer Tätigkeit sich verbinden sollten. Warum also noch, wie es die Görresgesellschaft sein will, ein Verein zur Förderung der Wissenschaft im katholischen Deutschland? Steht denn nicht gerade die Wissenschaft über den Konfessionen, da ja ihr Ziel einzig die Erforschung und Darstellung der Wahrheit sein muß? Ist es nicht geradezu ein Verrat an der Wissenschaft, ein Preisgeben der „Wahrhaftigkeit", welche die erste Pflicht des Forschers ausmacht und das Mark seiner Standesehre bildet, wenn man sich als Gelehrter von vornherein auf den Boden eines Bekenntnisses stellt, dadurch seine Forschung in bestimmte Schranken einengt und die Ueberzeugung nicht vom eigenen Erkennen, sondern von dem Ausspruche einer fremden Autorität abhängig macht?

Oft genug haben wir im Ablauf des letzten Jahres Worte dieser Art vernehmen müssen! Als im Winter Professor Mommsen seine bekannte Erklärung, oder vielmehr seine zwei verschiedenen Erklärungen veröffentlichte, sind sie uns wochenlang von großen und kleinen Geistern entgegengerufen worden.

Ist es notwendig, von dieser Stelle aus nochmals auf die Frage in ihrem ganzen Umfange zurückzukommen? Muß ich immer wieder ausführen, daß und warum Glaube und Wissen einander nicht ausschließen? Daß und warum das katholische Bekenntnis — denn von einem anderen pflegt keine Rede zu sein — kein Hindernis der Forschung bildet? Die bisherigen Ausführungen haben nicht ausgereicht, die Gegner zu belehren, und ich fürchte, daß auch neue Wendungen und Erörterungen zu einem besseren Ergebnisse nicht führen werden. Denn der letzte und tiefste Grund der Gegnerschaft liegt jenseits dieser theoretischen Erörterungen. Er geht auf einen Gegensatz der Weltanschauung zurück, welchen die Heutzeit, schärfer vielleicht als jemals eine frühere Periode, ausgebildet hat.

Als das Christentum in die Welt eintrat und das Evangelium von Judäa aus über die Erde sich verbreitete, traf es auf eine Kultur, welche ihren Höhepunkt überschritten hatte und zuerst langsam, dann immer rascher ihrem Verfalle entgegenging. Zu gleicher Zeit begegnete ihm eine Disposition der Geister, welche sie zur Aufnahme der neuen Lehre empfänglich machte. Bald in der unbestimmten Gestalt einer ahnungsvollen Sehnsucht, bald zu hellerer Deutlichkeit herausgearbeitet, beherrschte weite Kreise ein Gefühl der Unzulänglichkeit alles Bisherigen in Erkenntnis und Lebensführung und die Vorstellung von einem höheren Ziele des Menschen, das, einer jenseitigen, göttlichen Sphäre angehörig, die natürlichen Kräfte weit überrage und nur mittels göttlicher Hülfe erreichbar sei. Wie völlig stimmte dazu die Heilsbotschaft des Christentums, welche die sichtbare Welt als die Schöpfung eines einzigen, überweltlichen Gottes einem höheren Zusammenhange einordnet, welche um eine ursprüngliche, auf die ganze Menschheit übergegangene Verschuldung weiß, aber auch die Erlösung durch den fleischgewordenen göttlichen Logos verkündet; welche die Bestimmung des Menschen nicht in das arme Erdenleben einschließt, sondern ein überschwängliches Glück im Jenseits verspricht, das beseligende Schauen der höchsten Wahrheit, welche zugleich den zur Erreichung dieses Zieles unentbehrlichen Gnadenbeistand verspricht. Freilich war das Christentum damals wie heute mehr als eine bloße Lehre, weit mehr als

ein philosophisches System. Es ist eine Macht, die den ganzen inneren Menschen erfaßt, aber nur dann, wenn es selbst vom menschlichen Willen ergriffen wird, es ist Zucht des Herzens, strenge Ordnung des Lebens, Unterwerfung des eigensüchtigen Ich unter das göttliche Gesetz. Das war, was viele zurückstieß. Wohl sehen sie, sagt Augustin, das hohe Ziel vom waldigen Bergesgipfel winken, aber sie finden den Weg nicht, der dorthin führt, den Weg der Demut und Selbstverleugnung, und sie nehmen Anstoß an dem Vorbild des demütigen Gottessohnes, der die Sünden der Welt auf sich genommen. Aber dabei bleibt bestehen, daß zu den geistigen Strömungen, welche die Menschheit um die Zeitenwende und in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bewegten, das Christentum nicht als etwas Fremdes, als ein völlig anders Geartetes hinzutrat, sondern an eine vorhandene Denkweise anknüpfte, um dieselbe zu voller Klarheit und höherer Vollendung zu führen.

Wie völlig verschieden ist dagegen das, was sich als Inbegriff des modernen, dem Bekenntnisglauben gleichgültig oder feindlich abgewandten Zeitbewußtseins betrachten läßt. Es ist nicht Materialismus im älteren Sinne. Die Zeit der Moleschott, Büchner und Karl Vogt ist vorüber. Gleichsetzung der Gedankenbildung mit der Sekretion der Drüsen gilt heute wohl überall als der Gipfel der Geschmacklosigkeit; man hat sich darein gefunden, daß aus Bewegung der Atome auch die einfachste Empfindung niemals herzuleiten ist. Tatsächlich genügt der Hinweis auf das Ich, auf das denkende Subjekt, welches die ganze Welt des Materiellen im Bewußtsein erfaßt und für welches diese ganze Welt allererst da ist, um den Materialismus zu überwinden. Wohl aber läßt es sich als Naturalismus bezeichnen. Die Welt, die vor unseren Sinnen liegt und die wir mit Hülfe der exakten Forschung noch immer besser zu erforschen hoffen, gilt als ein auf sich selbst gestelltes mechanisches System, in das auch die geistigen Elemente, deren Vorhandensein nicht geleugnet werden kann, etwa mittels der Hypothese eines physisch-psychischen Parallelismus eingeordnet werden. Aber jeder Zusammenhang mit einer jenseitigen übernatürlichen Welt ist durchschnitten, das ist das Entscheidende. Der Naturalismus kennt keinen überweltlichen persönlichen Gott, in dessen Allmacht die diesseitige Welt den Grund ihres Daseins besäße, der sie nach dem Plane seiner ewigen Weisheit geschaffen hätte. Um so fester aber ist ihm der Zusammenhang, der innerhalb dieser letzteren alle Vorgänge und Ereignisse miteinander verknüpft. Allüberall, ausnahmslos, herrscht das Gesetz der Kausalität im Sinne einer lückenlosen Verkettung alles Geschehens, derzufolge das, was ich im einzelnen Falle als Ursache einer Wirkung anspreche, jederzeit selbst wieder Wirkung einer vorangegangenen Ursache sein muß. Der Mechanismus des Naturlaufs gilt als ein Geflechte von Kausalreihen, die nach vorwärts und rückwärts ins Unendliche verlaufen. Da ist kein Raum für das Eingreifen einer übernatürlichen Macht. Wunder kann es nicht geben, aber auch keine göttliche Vorsehung und Weltregierung, und ebenso keinen freien Willen des Menschen.

Vor wenigen Tagen erst haben wir gehört, wie ein in seinem Fache hochangesehener Universitätslehrer die gesamte alte Strafrechtstheorie als überwunden beiseite warf, weil sie auf der Annahme eines freien Willens aufgebaut sei, ein solch rätselhaftes, dem Kausalitätsgesetz entrücktes Etwas aber vor der heutigen Wissenschaft nicht mehr anerkannt werden könne.

Daß zu einer solchen Weltanschauung auch der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele nicht paßt, leuchtet ohne weiteres ein, und in der Tat, wie viele unter den heutigen Gebildeten, welche außerhalb des Bekenntnisglaubens stehen, mögen noch an der persönlichen Fortdauer nach dem Tode festhalten? In dem Glauben der ersten christlichen Jahrhunderte tritt kaum ein Zug markanter hervor als die feste Zuversicht, daß der Tod des Leibes kein Tod der Seele sei, sondern nur der Weg, um diese ihrer ewigen Bestimmung zuzuführen. Vivas in pace! Unzählige Mal begegnet die Inschrift auf den Gräbern der Katakomben. Gerade hier zeigt sich am grellsten der Gegensatz der christlichen und der naturalistischen

Weltanschauung. Für die letztere ist allein das Diesseits Schauplatz menschlicher Betätigung. Hier gilt es, wohnlich sich einzurichten, mit kundiger Hand in den Kausalzusammenhang des Weltalls hineinzugreifen, um die Kräfte der Natur unseren Bedürfnissen dienstbar zu machen. Und wie herrlich weit hat es unsere Kultur gebracht, wie staunenswert sind die Entdeckungen der Wissenschaft, die Fortschritte der Technik, deren Ende noch lange nicht abzusehen ist! Der auf sich selbst gestellte Mensch glaubt keiner göttlichen Hülfe mehr zu bedürfen und fragt nichts nach einer Glückseligkeit im Jenseits! Wer auf die Verehrung eines Höheren nicht verzichten mag, der bewundere voll Ehrfurcht das Universum, das allumfassende Gesetz der Natur!

Ich untersuche nicht, welche Maximen für die Lebensführung des einzelnen sich aus solcher Weltanschauung ergeben müßten, wenn nicht die glückliche Inkonsequenz des Menschenherzens die verstandesmäßigen Schlußfolgerungen durchkreuzte. Ich will auch nicht fragen, ob auf dem Boden derselben nicht diejenigen allein im Rechte sind, welche gleiches Glück für alle verlangen und es als die schlimmste Ungerechtigkeit brandmarken, daß noch immer eine Minderzahl die Früchte genießt, welche die Mehrheit in mühevoller Arbeit hervorbringt. Aber so viel ist sicher, daß den Anhängern der naturalistischen Weltanschauung jedes Verständnis für eine katholische Wissenschaft fehlen muß, ja, daß sie in einer derartigen Bezeichnung einen inneren Widerspruch erblicken werden. Wissenschaft ist ihnen ausschließlich Erkenntnis dessen, was in die Erfahrung tritt an der Hand und nach Maßgabe des Kausalgesetzes, der Katholicismus aber ist nicht nur transscendent, wie jede Metaphysik es ist, sondern er lehrt ausdrücklich eine höhere, jeden Mechanismus der Naturgesetze überragende Ordnung des Wunders und der Gnade. Wissenschaft besagt ihnen Freiheit von jedem Vorurteil, rückhaltlose Hingabe an die selbsterkannte Wahrheit, der Katholicismus aber ist die Religion der Autorität, des Dogmas, der Glaubenspflicht. Einen größeren Gegensatz kann es nicht geben, und darum besteht, wenn die Meinung kurz und aufrichtig gesagt werden soll, in der gelehrten Welt kein Platz für den gläubigen Katholiken, jedenfalls dann nicht, wenn er versuchen sollte, seinem Glauben einen Einfluß auf seine wissenschaftliche Forschung und Lehrtätigkeit zu verstatten. Darum fort mit den konfessionellen Professuren von den weltlichen Fakultäten, und am liebsten auch fort mit den theologischen Fakultäten von unseren der freien Forschung gewidmeten Hochschulen!

Zum Glück sind die realen Tatsachen noch immer mächtiger als die Theorieen und Wünsche der Menschen. Tatsächlich besteht die katholische Kirche, allen Angriffen des Naturalismus zum Trotz; tatsächlich bekennen sich zu ihr, mitten in der modernen Welt, Millionen und Millionen, nicht nur in den romanischen Ländern, denen man dies vielleicht als einen rudimentären Rest ihrer nationalen Entwicklung nachsehen möchte, sondern auch innerhalb der germanischen Rasse. Wir sind da und keineswegs gewillt, uns als quantité négligeable behandeln zu lassen, beanspruchen vielmehr auch an den staatlichen Lehranstalten Raum und Luft für die Vertreter unserer Weltanschauung, um sich geltend zu machen. Man wende nicht ein, daß hiermit eine politische Machtfrage in ein Gebiet hineingetragen werde, für welches allein das Interesse der Wissenschaft und Forschung bestimmend sein darf. Die Universitäten sind nicht nur um der wissenschaftlichen Forschung willen da, sie sind zu gleicher Zeit Unterrichtsanstalten, und der katholische Bevölkerungsteil hat den begründeten Anspruch darauf, daß dort Männer seiner Gesinnung als Lehrer zugelassen werden.

Freilich, h. V., Voraussetzung hierfür ist, daß geeignete Kräfte in ausreichendem Maße vorhanden sind. Ich wiederhole nicht, was über dieses Thema bei ähnlicher Gelegenheit früher gesagt wurde. Täusche ich mich nicht, so lassen sich erfreuliche Zeichen einer beginnenden Besserung wahrnehmen. Aber das eine muß immer wieder gesagt werden: hätten wir eine genügende Anzahl katholischer Gelehrten, könnten wir, sobald es sich um

Vertretung irgend welchen Faches handelt, Zoologie oder Sprachwissenschaft, Kunstgeschichte oder Strafrecht, auf ebenbürtige katholische Kandidaten verweisen, so müßten die Klagen über mangelnde Parität bald verstummen und auch der theoretische Streit über die Vereinbarkeit wissenschaftlicher Forschung mit katholischer Bekenntnistreue hätte ein Ende. Hören Sie darum, h. V., nicht auf mit Ihren Bemühungen, helfen Sie, wissenschaftlichen Sinn und wissenschaftliches Streben in katholischen Kreisen zu fördern, interessieren Sie sich dafür, junge Leute von Begabung dem wissenschaftlichen Berufe zuzuführen, unterstützen Sie die Görresgesellschaft, die seit mehr als 25 Jahren in stiller Arbeit diesen Aufgaben ihre Kräfte widmet!

Wer unsere Mitgliederlisten vergleicht, kann nicht verkennen, wo in all dieser Zeit unsere treuesten und kräftigsten Stützen gewesen sind. Der Klerus hat sie geliefert, auch schon zu der Zeit, da er durch den Kulturkampf in finanzielle Bedrängnis gebracht war. Mit ihm hat die Laienwelt bisher nicht gleichen Schritt gehalten. Es mag sein, daß es noch vielfach an der richtigen Kenntnis unserer Bestrebungen und der richtigen Wertschätzung der bezeichneten Aufgaben gefehlt hat. Möge die heutige Generalversammlung dazu beitragen, jene Erkenntnis und diese Wertschätzung in recht weiten Kreisen zu wecken und zu steigern!

Ich habe mich nicht gescheut, die Existenzberechtigung eines Vereins katholischer Gelehrter und Freunde der Wissenschaft mit den tatsächlich vorhandenen Bedürfnissen und Ansprüchen von Millionen deutscher Katholiken in Zusammenhang zu bringen. Wenn die zu Eingang erwähnte Demonstration des vergangenen Winters überhaupt ein praktisches Ziel verfolgte, so konnte es nur das sein, gläubige Katholiken von den Lehrstühlen fernzuhalten. Demgegenüber muß es wohl gestattet sein, an den Machtfaktor zu erinnern, welcher derartige Bestrebungen einstweilen noch zum Scheitern bringt. Aber töricht wäre es, zu meinen, daß wir auf diesen Machtfaktor rekurrieren müßten, um vor uns selbst die Berechtigung unseres Standpunktes darzutun.

Wir können niemanden unseren Glauben andemonstrieren, der im Naturalismus sein Genügen findet. Der Glaube ist eine Tat des Willens, und noch mehr; er ist, wie die Kirche lehrt, ein Werk der göttlichen Gnade. Was wir aber können und darum nicht unterlassen dürfen, ist, dem Naturalismus das Recht bestreiten, sich für die allein wissenschaftliche, allein von der Wissenschaft getragene und dieselbe fördernde Weltanschauung auszugeben. Indem ich mich anschicke, ein paar Bemerkungen nach dieser Richtung zu machen, muß ich freilich Ihre freundliche Nachsicht erbitten, wenn die Erörterung einen etwas abstrakten Charakter annehmen sollte.

Was wissen wir eigentlich von jenem Kausalzusammenhange, mittels dessen der Naturalismus jede religiöse Weltanschauung zu zerstören und seine eigene unüberwindlich zu begründen glaubt? Spricht man von einem Axiom der Kausalität, so ist darunter der Satz zu verstehen, daß alles, was wird und geschieht, als die Wirkung einer Ursache wird und geschieht. Wir denken jedes Geschehen, jedes Werden und damit jedes Anfangen als ein Gewirktwerden, wir können es nicht anders denken und können es darum nicht als ursachelos denken. Auf diesem Axiom beruht alles Wissen und Erkennen und jede Ordnung der Erfahrung. Auf dem Axiom der Kausalität beruht unsere Vorstellung von einer Welt von uns unterschiedener Dinge, ohne dasselbe besäßen wir nichts als eine Mannigfaltigkeit wechselnder Zustände unseres eigenen Innern, unseres rein subjektiven Bewußtseins.

Etwas ganz anderes aber besagt die kausale Verknüpfung der Ereignisse, wie die naturalistische Weltanschauung sie versteht. An die Stelle jenes in der Vernunft selbst gegründeten Axioms tritt hier eine Annahme, eine bloße Voraussetzung des modernen naturwissenschaftlichen Denkens. Der Naturforscher nimmt an, und er muß für jede

erfolgreich zu führende Untersuchung annehmen, daß die Welt der Dinge ein geordnetes Ganzes bildet, so zwar, daß nicht nur, wie das Axiom besagt, jedes Geschehen von einer Ursache bewirkt wird, sondern jedes bestimmte Geschehen an eine bestimmte Ursache geknüpft ist, daß also eine bestimmte Wirkung eintritt, wenn ihre Ursache oder die Totalität der erforderlichen Bedingungen gegeben ist, und ausbleibt, wenn nur eine einzige Bedingung fehlt oder das Gesamtbild der Ursache sonstwie verändert ist. Die solchergestalt angenommene gesetzliche Verknüpfung der Naturvorgänge aber ist nicht etwas, was von selbst einleuchtete, was die Vernunft vor aller Erfahrung als denknotwendig forderte. Warum sollten gleiche oder ähnliche Begebenheiten in der Natur nicht durch verschiedene Ursachen hervorgebracht werden können? Der beste Beweis ist, daß frühere Generationen eine derartige Vorstellung gar nicht hatten und ausdrücklich daran verzweifelten, das Detail der Natur einer festen Regel zu unterwerfen. Erst allmählich und in Untersuchung einzelner begrenzter Gruppen von Vorgängen hat die Forschung das tatsächliche Vorhandensein eines gesetzlichen Zusammenhanges aufgefunden. Sie hat die zusammengesetzten Körper in ihre Bestandteile aufgelöst und gezeigt, daß eine chemische Verbindung in ihrer charakteristischen Eigenart jederzeit von einem feststehenden quantitativen Verhältnis der zusammentretenden Elemente abhängt. Sie hat festgestellt, bei welcher Temperatur die verschiedenen Körper ihren Aggregatzustand ändern und welches Wärmequantum erforderlich ist, um ein bestimmtes Quantum mechanischer Arbeit zu leisten. So viel also ist erwiesen, daß in einem gewissen Umfange jene kausale oder, wie wir besser sagen, jene gesetzliche Verknüpfung der Naturvorgänge besteht.

Aber wie könnten wir behaupten, woher wollten wir wissen, daß sie allgemein bestände, und niemals und nirgendwo eine Ausnahme zuließe? Die Erfahrung kann es uns nicht lehren, denn aus dem, was alle Geschlechter bis heute erfahren haben, läßt sich nicht abnehmen, was künftige Geschlechter einmal erfahren werden. Die allgemeine gesetzliche Verknüpfung der Naturvorgänge ist eine Annahme, eine Annahme, die sich der Forschung außerordentlich fruchtbar erwiesen hat, ohne welche sie keinen Schritt mehr tun könnte, auf welcher insbesondere die Möglichkeit des Experiments beruht, aber doch nur eine Annahme, eine Voraussetzung der keineswegs voraussetzungslosen Naturwissenschaft. Wenn die verbreitete naturalistische Denkweise dies übersieht, wenn sie das, was an sich nur eine Voraussetzung der Methode ist, zu einer grundlegenden Behauptung umprägt, so zeigt sich darin eben nur, wie leicht uns das Gewöhnliche oder Angewöhnte zu einem vermeintlich Selbstverständlichen wird. Aber die philosophische Reflexion zerstört diese Täuschung. Wir können mit Zuversicht nur behaupten, daß innerhalb gewisser Grenzen jener gesetzliche Zusammenhang tatsächlich besteht. Wir erwarten, daß er überall bestehe, aber damit entfernen wir uns von dem Boden des wirklich Gewußten, und wir können schlechterdings nicht behaupten, daß er *notwendig* bestehe und jeder andere Sachverhalt einen Widerspruch einschließe.

Nur da aber, wo wir vor der erkannten Notwendigkeit stehen, hören wir auf, nach den Gründen zu fragen. Niemand verlangt zu wissen, warum das Ganze größer ist als der Teil. Bei der gesetzlichen Verkettung der Naturereignisse als bei einem Letzten stehen bleiben, heißt dagegen dem Wahrheitsstreben des menschlichen Geistes vorzeitig Halt gebieten, heißt die Wissenschaft durch einen Machtspruch auf das Gebiet des Erfahrbaren einschließen, heißt dem Axiom der Kausalität, das uns nötigt, zu jedem Gewordenen eine Ursache zu suchen, da willkürlich die Geltung absprechen, wo sich die Frage nach der obersten Ursache alles Gewordenen erhebt. Wie anspruchsvoll auch der Naturalismus auftritt, er kann das letzte Wort der Wissenschaft nicht sein, der Wissenstrieb des menschlichen Geistes treibt darüber hinaus. Indem wir, vom Axiom der Kausalität getrieben, diese oberste Ursache in einem notwendigen, ewigen, einheitlichen Wesen erkennen und dem-

selben weiterhin diejenigen Prädikate beilegen, welche der natürlichen Gotteserkenntnis zugänglich sind, gehen wir freilich weit über alle mögliche Erfahrung hinaus, aber die letzte Gewähr für die Richtigkeit unseres Denkens ist überhaupt nicht dies, daß es der Erfahrung gemäß sei, sondern dies, daß es sich vor den Gesetzen seiner Natur als notwendig ausweist. Wenn wir aber auch nicht im stande sind, die gedankenmäßigen Feststellungen der natürlichen Gotteserkenntnis durch die Erfahrung zu verifizieren, so finden sie dagegen eine Bestätigung anderer Art in dem unmittelbaren Zusammenhange, in dem sie mit den tiefsten Regungen unseres Herzens stehen, mit den Bedürfnissen des Gemütes, mit den schweren Problemen endlich, die das Leben einem jeden zur Lösung aufgibt. Einen persönlichen Gott anerkennen, heißt ein Ideal von überschwenglichem Werte setzen, heißt der Ethik erst Maß und Richtung verleihen, heißt der Sehnsucht der Kreatur nach wahrem Glück Ziel und Weg weisen. Und das sollte keinen Wert, keine Bedeutung haben? Der Mensch ist nicht nur verstandesmäßiges Denken, er ist auch Wille und Gefühl. Es wäre eine wissenschaftlich unberechtigte Einseitigkeit, eine unwahrhaftige Voreingenommenheit, Tatsachen des Seelenlebens zu ignorieren, weil sie zu einem vorausgesetzten Standpunkte nicht passen.

Noch ein anderes kommt hinzu. Wie zuversichtlich auch die Behauptung auftritt daß es einen freien Willen nicht gebe, so muß doch aufs nachdrücklichste konstatiert werden, daß dieser Behauptung die wissenschaftliche Berechtigung fehlt. Wer am freien Willen festhält, denkt darum nicht an ein ursacheloses Geschehen — ein solches gibt es nicht — aber gestützt auf die deutlichsten Aussagen des Bewußtseins und des Gewissens hält er dafür, daß der Mensch der Herr seiner Handlungen sei. Von dem, was ohne Ueberlegung geschieht, instinktiv, gewohnheitsmäßig oder in pathologischen Zuständen, ist dabei nicht die Rede, sondern von dem, was die alte Schule die actus vere humani nannte. Von ihnen gilt, daß die letzte Entscheidung nicht von dem stärksten Motive abgerungen, daß sie nicht das Ergebnis aus dem Zusammenflusse von Bedingungen ist, von denen jede wieder ein Glied in einer unendlichen Kausalreihe bildet, sondern daß sie als spontane Tat aus dem Centrum der menschlichen Persönlichkeit stammt, und der freie Willensentschluß somit den Anfang einer Kausalreihe abgibt.

Diese Theorie entspricht den Tatsachen, die wir, ein jeder von uns, in uns selbst erleben. Die andere dagegen stützt sich auf eine zweifach falsche Verallgemeinerung. Es ist unberechtigt, das wurde schon hervorgehoben, die innerhalb gewisser Grenzen erfahrungsmäßig aufgewiesene gesetzliche Verknüpfung der Ereignisse der äußeren Natur zu einem allumfassenden notwendigen Kausalzusammenhang zu steigern, es ist völlig unberechtigt, das, was innerhalb der physischen Welt gefunden wurde, ohne weiteres, als verstände es sich ganz von selbst, auf die psychische Welt zu übertragen. Jeder Schatten einer Begründung fehlt hier und das Zeugnis des unverfälschten Bewußtseins stellt sich nachdrücklich dagegen.

Und so fordern wir im Namen der Wissenschaft die Begriffe zurück, die der Naturalismus als überwunden und veraltet erklärt: Gott, jenseitige Welt, sittliche Verantwortung!

Aber damit ist keineswegs erschöpft, was zur Rechtfertigung unseres Standpunktes zu sagen ist, nicht, ich wiederhole es, vor den Gegnern, sondern vor uns selbst. Es ist nur der weitere Rahmen umrissen, innerhalb dessen wir Stellung nehmen.

Mit den andersgläubigen Theologen, die in gelehrter Arbeit an den Problemen der Religions- und Kirchengeschichte sich abmühen, rechte ich nicht. Aber wie viele von denen, die nicht müde werden, von der Unvereinbarkeit des Katholicismus mit echter Wissenschaftlichkeit zu reden, mögen jenen Problemen auch nur für kurze Zeit ernsthaft ins Auge geblickt haben? Christentum und Kirche sind historische Tatsachen, der Stifter der christlichen Religion ist eine geschichtliche Persönlichkeit. Wir verlangen von einem Manne der

Wissenschaft, welcher über uns Gericht halten will, daß er sich selbst zuvor mit dem größten aller geschichtlichen Probleme auseinandergesetzt habe, mit der Frage: Was ist von Christus zu halten? Wer dies versucht, wer sich einmal redlichen Herzens und mit prüfendem Sinn in die Erzählung der Evangelien vertieft hat, der wird, was immer seine eigene Ueberzeugung sein möge, die unsrige zu achten wissen, die wir in dem historischen Christus den menschgewordenen Logos, den Sohn des ewigen Vaters erblicken. Die anderen aber haben kein Recht, mitzusprechen, und der billige Spott der Tagesschreiber, die in hastiger Fronarbeit nicht die Zeit haben, auch nur den Sinn jener Frage zu fassen, läßt uns unberührt.

Weiter aber: indem wir festhalten an dem Christus der Evangelien, erfassen wir zugleich mit vollem Bewußtsein die Entwickelung, die von ihm durch die Zeit der Apostel und der Kirchenväter, durch die Periode des Mittelalters und die späteren Jahrhunderte hindurch bis auf die katholische Kirche unserer Tage hingeführt hat. Die Legende von der Verfälschung des ursprünglichen Christentums durch die mittelalterliche Papstkirche, welche einst protestantische Polemik aufbrachte, hat die protestantische Wissenschaft der Neuzeit rückhaltlos aufgegeben. Man erkennt an, daß die katholische Kirche mit den auszeichnenden Merkmalen ihrer Eigenart etwa um die Zeit Cyprians fertig dastand. Das kann uns genügen. Wenn vor dieser Zeit in Lehre und Disziplin, in Organisation und Kultus manches noch nicht zu voller Bestimmtheit ausgeprägt war, so befremdet uns das nicht. Der Keim enthält in sich Blatt und Blüte, aber er ist weder das eine noch das andere. Die Offenbarung war mit Christus abgeschlossen, aber ihr unerschöpflicher Inhalt mußte sich im Laufe der Zeiten immer reicher und allseitiger entfalten. Griechische Philosophie bot sich dafür als bereites Hülfsmittel an. Wie anders hätten die Apologeten und die Väter der ersten Jahrhunderte der in griechischer Weisheit herangebildeten Welt jenen Inhalt zugänglich machen können? Hingebende, jugendfrische Begeisterung eines engen Kreises bedarf keiner äußeren Bande der Zusammengehörigkeit, keiner Regel der von reiner Liebe getragenen Betätigung. Eine große Gemeinschaft aber kann nicht bestehen ohne Organisation und Gesetz. Wie die Ausbildung der katholischen Theologie, so ist uns die Ausbildung des kirchlichen Organismus nichts, was fremd und störend zu dem eigentlichen Wesen des Christentums hinzugetreten wäre, wir sehen vielmehr in beidem eine völlig sachgemäße Ausgestaltung jenes Wesens selbst.

In der Kontinuität der Entwickelung, in dem unlösbaren Zusammenhange, der uns durch zwei Jahrtausende hindurch mit dem Stifter unserer Religion und den ersten Christen verbindet, erblicken wir recht eigentlich die Quelle unserer Kraft; sie erfüllt uns mit berechtigtem Stolze. Wer davon noch nichts verspürt haben sollte, der gehe hin nach Rom, wo er den Boden betritt, auf dem die Füße der Apostel gestanden haben, wo er in den Spuren, die die Jahrhunderte zurückgelassen, den Gang der Kirche durch die Weltgeschichte gleichsam mit Augen schauen kann. Wahrhaftig, wir haben auch diesseits der Alpen nicht notwendig, die Augen niederzuschlagen, als müßten wir um Entschuldigung bitten, wenn wir uns trotz ausreichender wissenschaftlicher Bildung noch immer zu den Katholiken zählen, und als müßten wir zufrieden sein, durch ein Hinterpförtchen eingelassen zu werden, wenn die anderen erhobenen Hauptes durch das weite Portal in die glänzende Halle eintreten, wo die gelehrte Welt, der Stolz der Nation sich versammelt!

H. V. Die Zeit drängt, ich fürchte Ihre Aufmerksamkeit schon zu lange in Anspruch genommen zu haben, aber die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit nötigen nicht nur dazu, den gehäuften Angriffen und Verkleinerungsversuchen gegenüber laut und offen für unser gutes Recht einzutreten, sie bieten zugleich Veranlassung, noch auf einen anderen Punkt einzugehen.

Die Bedeutung der Heilsbotschaft für den einzelnen ist heute dieselbe, die sie vor zweitausend Jahren war. Sie ruft ihn auf zur Gotteskindschaft, sie weist ihm Ziel und Weg, sein Heil zu wirken. Aber die Form, in welcher, und die Bedingungen, unter denen sie an ihn herantritt, können nach Zeiten und Völkern verschieden sein. Von Palästina her verbreitete sie sich durch Kleinasien, von der Küste des Mittelmeeres drang sie vor, bis die gesamte griechisch-römische Welt von ihr erfüllt war. Christliche Anschauungen begannen allmählich ihren umgestaltenden Einfluß auf die vorhandenen Kulturelemente auszuüben; Literatur und Wissenschaft, die Kunst und die Formen des menschheitlichen Gemeinlebens nahmen mehr oder minder christliches Gepräge an. Aber auch die Kirche erfuhr, was die Form ihrer Lehrunterweisung und die äußere Ausgestaltung ihres Lebens betrifft, völlig naturgemäß, den rückwirkenden Einfluß der sie umgebenden Welt. Dann kam eine neue Periode der Weltgeschichte. Unter den Stürmen der Völkerwanderung ging die antike Kultur zu Grunde. Der Kirche fiel die Aufgabe zu, die nordischen Barbaren nicht nur für das Christentum zu gewinnen, sondern auch auf eine höhere Stufe menschlicher Gesittung zu erheben. Aus dem Zusammenwirken der drei Faktoren, dem Christentum, der Eigenart der germanischen Rasse und den Ueberresten der Antike, erwuchs die Kultur des Mittelalters. Von dem Ausgange des 15. und dem Beginne des 16. Jahrhunderts pflegen wir den Beginn eines neuen Abschnittes zu datieren, und künftige Geschlechter werden vielleicht der Meinung sein, daß das 19. Jahrhundert durch noch weit tiefer greifende Umwälzungen abermals eine neue Periode der Weltgeschichte eingeleitet habe.

Wenn nun in den vergangenen Jahrhunderten die Kirche sich den wechselnden Verhältnissen und Bedürfnissen angepaßt hat, wenn, in unmittelbarem Zusammenhange damit, in allen Jahrhunderten in dem Gesamtbilde der Kirche Erscheinungen sich zeigen, welche lediglich zeitgeschichtliche Bedeutung haben, welche mit der Zeit kamen und auch wieder gingen, weil sie ihr innerstes Wesen nicht berührten, müssen wir dann nicht verlangen, daß diese Unterscheidung auch für die Gegenwart gelte, daß die Kirche daher alles das von sich abtue, was sie etwa von bloß zeitgeschichtlichen Bildungen früherer Perioden noch mit sich führt, und sich statt dessen freimütig auf den Boden der Jetztzeit mit ihren Bedürfnissen und Anschauungen stelle?

Davon ist neuerdings vielfach die Rede gewesen, unter den deutschen Katholiken wie im Auslande. Bei der Erörterung hat nicht immer, wie mir scheint, die nötige Vorsicht obgewaltet. Jugend ist stets zur Kritik geneigt. Sie ist idealistisch und darum leicht radikal. Sie verallgemeinert und schüttet nur zu gern das Kind mit dem Bade aus. Solch jugendlichen Feuerköpfen ist zu sagen, daß sie zuerst ihre Kräfte im Dienste der Kirche erproben mögen, ehe sie sich zu Reformern aufwerfen.

Daß die Kirche sich mit der modernen naturalistischen Weltanschauung versöhnen solle, wird im Ernste kein Gläubiger verlangen. Das hieße, die Basis zertrümmern, auf der sie aufgebaut ist, und ihr zumuten, auf ihr eigenstes inneres Leben und ihre göttliche Sendung zu verzichten. Und ebenso wenig wird ein Katholik, der nur einigermaßen in den Geist seiner Kirche eingedrungen ist, die Abschaffung eines Dogmas oder eine Aenderung in den einfachen Vorschriften der göttlichen Moral verlangen. Eher kann man der Meinung sein, daß gewissen veränderten Verhältnissen gegenüber, welche das moderne Leben in Staat und Gesellschaft mit sich gebracht hat, auch die Stellungnahme der Kirche eine andere sein müsse, als früher. In dieser Allgemeinheit wird der Satz vielleicht nicht zu bestreiten sein, aber er ist auch völlig leer und unfruchtbar. Faßt man dagegen einen bestimmten Fall ins Auge, so braucht man sich nur sorgfältig alle die Momente zu vergegenwärtigen, welche bei seiner Beurteilung vom kirchlichen Standpunkte aus pflichtgemäß in Betracht zu ziehen sind, um die große Zurückhaltung zu würdigen, welche die kirchliche

Autorität Neuerungsvorschlägen gegenüber zu beobachten pflegt. Auf der anderen Seite muß man es freilich auch bedauern, wenn mittelalterliche Theorieen über das Verhältnis von Kirche und Staat, als wären sie geltendes Recht, in Lehrbüchern vorgetragen werden. Damit liefert man nur den Gegnern willkommene Waffen.

Man kann ferner der Meinung sein, und ich selbst habe mich anderswo in diesem Sinne ausgesprochen, daß ein übertriebener Konservatismus, wie er sich ab und zu in unseren Kreisen bemerkbar macht, dem wissenschaftlichen Aufschwunge hinderlich ist. Derselbe äußert sich in verschiedener Weise. Manche scheinen zu glauben, um jede Beeinträchtigung der kirchlichen Autorität fern zu halten, müsse man von dem katholischen Historiker verlangen, daß er auch in der Schilderung der Vergangenheit überall als Verteidiger der Organe dieser Autorität auftrete. Ich würde das für eine unmögliche Zumutung und für eine ihr Ziel verfehlende Pädagogik halten. Die Geschichte der Kirche als Ganzes betrachtet, ist Entfaltung und Betätigung des in ihr pulsierenden höheren, aus göttlicher Quelle stammenden Lebens. Aber Entfaltung und Betätigung vollzogen durch menschliche Mitwirkung, an Menschen und durch Menschen. Mitwirkung aber schließt jederzeit die Möglichkeit von Hemmung und Widerstand ein. Nicht immer und nicht überall hat die Kirche siegreich alle Hindernisse überwunden, welche Schwäche und Eigensucht ihr entgegensetzten. Bis zu den höchsten Stellen der Hierarchie hinauf ist Weltsinn und weltliche Lust vorgedrungen. Es gibt Perioden in der Geschichte der Kirche, in welchen uns ihr göttlicher Ursprung nur dadurch deutlich wird, daß sie so tiefer Verderbnis ihrer Glieder nicht erlegen ist. Man darf dem katholischen Historiker nicht gebieten, daß er beschönige, was nicht beschönigt werden kann. Es wäre zugleich ein arger Irrtum, wenn man meinte, Verschleierung der Tatsachen könne jemals apologetisch wirken. Unbedingte Wahrheitsliebe ist in der Geschichtswissenschaft das oberste Gebot, die leiseste Versündigung dagegen wendet sich gegen den Urheber und damit zugleich gegen die Sache, welcher er dienen wollte.

Uebertriebener Konservatismus ist es ferner, wenn man glaubt, jeder historischen Kritik zum Trotz überkommene Meinungen früherer Zeiten festhalten zu müssen, sei es, daß sie sich auf vermeintlich wunderbare Vorkommnisse beziehen oder auf den Werdegang irgend welcher kirchlichen Institution oder auf den Ursprung eines in hohem Ansehen stehenden Bestandstücks der kirchlichen Literatur. Oft genug hat freilich die Kritik sich selbst korrigieren müssen, oft genug haben spätere Generationen im Namen der Wissenschaft wieder hergestellt, was eine frühere in demselben Namen zerstört hatte. Eben darum aber sollte man in unseren Kreisen nicht zu ängstlich sein. In der festen Zuversicht, daß das innere Heiligtum der Kirche uneinnehmbar ist, weil von Christus auf den Felsen gegründet, kann man gleichmütig zusehen, wenn da oder dort ein Außenwerk verlassen wird, welches früheren Zeiten wichtig schien, oder ein Zierat zerstört, den frommer Sinn anbrachte, der aber vor einem geläuterten Geschmack nicht bestehen kann.

Eine andere Frage aber ist, ob zu dem unberechtigten Konservatismus auch das Festhalten an den überkommenen Lehrsystemen der eigentlichen Theologie zu rechnen sei. Ich schicke sogleich voraus, daß ich mir nicht anmaße, denjenigen Ratschläge erteilen zu wollen, welche allein über die Einrichtung des theologischen Unterrichtes zu entscheiden haben, und ich schließe zugleich ausdrücklich die Frage aus, welche vor kurzem zu teilweise recht lebhaften Auseinandersetzungen geführt hat, ob und inwieweit in dem Unterrichte der theologischen Moral die kasuistische Methode beizubehalten sei. Was dann noch übrig bleibt, ist die Stellung zur Scholastik, dem christlich modifizierten Aristotelismus, welchen das Mittelalter ausgebildet hat und der noch heute die Grundlage oder, wenn man lieber will, das Werkzeug für den Aufbau der wissenschaftlichen Theologie abgibt. Nachdem ich mich seit 40 Jahren mit Aristoteles und der mittelalterlichen Philosophie beschäftigt habe, darf ich mir wohl ein Wort hierüber gestatten.

Die Scholastik ist ein Glied in jener kontinuierlichen Entwickelung, von der ich gesprochen habe. Sie entstand diesseits der Alpen, als zuerst in den germanischen Ländern wissenschaftliches Leben zu erblühen begann, zum Teil in Anlehnung an dürftige Ueberbleibsel der antiken Literatur. Als dann aber zu Anfang des 13. Jahrhunderts die Gelehrten des christlichen Abendlandes durch die Vermittelung der Araber mit den Hauptschriften des Aristoteles bekannt wurden, entnahmen sie diesen das Mittel, um den von den Vätern überkommenen Stoff zu einem umfassenden, ebenso großartigen als übersichtlichen, überall auf scharfumrissenen Begriffen ruhenden, theologischen Lehrgebäude auszugestalten. In der harmonischen Verarbeitung der verschiedenen Elemente, wobei zugleich die mitgeschleppten, aber einer fruchtbaren Verwertung unfähigen Schlacken endgültig ausgeschieden werden, wie in der systematischen Gliederung ist Thomas von Aquin, der Fürst der Scholastik, noch heute unerreicht. Auf seinen Schultern stehen alle späteren. Systematische Theologie ist ihren wesentlichen Bestandteilen nach auch heute noch scholastische Theologie. In ihr ist der aus göttlicher Offenbarung stammende Inhalt mit der der griechischen Philosophie entlehnten Form die innigste Verbindung eingegangen. Bis in unsere Katechismen hinein begegnen wir den Formeln, welche Thomas von Aquin ausgeprägt hat. Die Scholastik kurzerhand als unzeitgemäß verwerfen, heißt, sich außerhalb der Entwickelung stellen, heißt da wieder anfangen, wo die ersten Begründer der kirchlichen Wissenschaft begonnen haben, heißt die geistige Arbeit der Jahrhunderte ignorieren und für sich in Anspruch nehmen, diese Arbeit allein und selbständig zu leisten. Wer wagt es, einen solchen Anspruch zu erheben? Wer vermißt sich einer derartigen Leistung?

Auf der anderen Seite ist freilich zuzugeben, daß die Scholastik ein geschichtliches Gebilde ist, wie das Aristotelische System, das sie in sich aufgenommen hat, wie die griechische Philosophie überhaupt, deren reifstes Erzeugnis das Aristotelische System darstellt. Die Begriffe der Aristotelischen Metaphysik ruhen auf der griechischen Naturanschauung, welche die unbefangene Anschauung des gewöhnlichen Lebens ist. Sie waren dem Mittelalter vollkommen kongenial, weil seine Naturanschauung die gleiche war. Die unsere dagegen ist so vielfach mit den Theorieen und Hypothesen der fortgeschrittenen Naturwissenschaft versetzt, daß uns die Aristotelischen Begriffe nicht mehr ohne weiteres verständlich sind. Es genügt, an die von Materie und Form zu erinnern, welche in der Theologie als brauchbare Kategorieen zur Verwendung kommen, uns aber nicht mehr, wie den mittelalterlichen Scholastikern, als unmittelbare Abstraktionen aus der Erfahrung gelten. Und daher glaube ich in der Tat nicht, daß wir für alle Zeit und in allen Punkten bei der Theologie der Vorzeit stehen bleiben müssen. Die Möglichkeit besteht, da und dort in das theologische Lehrsystem Begriffe und Begriffsverknüpfungen hineinzuführen, welche geeignet sind, den unveränderten Gehalt in einer unserer Denkweise näher liegenden Fassung darzubieten.

Die Möglichkeit besteht, aber sie in irgend belangreichem Umfange zur Wirklichkeit zu machen, reicht die Kraft eines Einzelnen, ja selbst die konzentrierte Arbeit eines Menschenalters nicht aus. Wer dazu mitwirken will, muß über eine erschöpfende Kenntnis der scholastischen Theologie und Philosophie verfügen, er muß alle die Motive kennen, die zur Ausgestaltung eines wichtigen Terminus, zur charakteristischen Formulierung eines Lehrsatzes geführt haben. Erst dann kann er den Versuch machen, sich Punkt für Punkt mit der Scholastik auseinanderzusetzen und, falls er Besseres zu bieten weiß, gegen die Scholastik abzusetzen. Solange aber diese Arbeit nicht geleistet ist, wird man gut tun, sich an bewährte Vorbilder zu halten und in Thomas von Aquin den vornehmsten Führer in der Theologie zu verehren. Mit abschätzigen Urteilen, mit vorlauter Kritik ist hier wie anderwärts nichts getan. Das aber ist ein Fehler, dem auch Wohlmeinende nicht selten unterliegen, daß sie aufgeregt durch wirkliche oder vermeintliche Schäden, die sie im kirch-

lichen Leben oder der kirchlichen Wissenschaft erblicken, sofort in harte Kritik ausbrechen. Werden sie dann von berufener oder unberufener Stelle, in freundlichen oder unfreundlichen Worten auf das Nutzlose ihres Beginnes hingewiesen, so ziehen sie sich verstimmt zurück und die Gefahr besteht, daß sie auf ihrem isolierten Standpunkte sich in heftigen Klagen oder bitteren Angriffen erschöpfen, während sie, mit ganzem Herzen in der Gemeinschaft stehend, Ersprießliches hätten leisten können.

Die Görresgesellschaft hat von Anbeginn an den Wunsch gehegt, alle katholischen Gelehrten des Vaterlandes zu gemeinsamer freudiger Arbeit zu vereinigen. Verschiedene Ansichten über strittige Punkte wird es immer geben, wie es verschiedene Temperamente gibt und verschiedene Weisen, sich auszudrücken. Aber über solch kleine Unterschiede sollte die Begeisterung für die gleiche hohe Aufgabe hinausführen. Wir haben der in naturalistischer Denkweise versunkenen Welt den Beweis zu erbringen, daß rechte Wissenschaftlichkeit und katholisches Bekenntnis mit einander verträglich sind. Vereinigen wir uns in diesem Ziele, verständigen wir uns, lassen wir kein Kliquenwesen unter uns aufkommen, verhüten wir durch offene friedliche Aussprache, wozu diese Versammlungen Gelegenheit bieten, daß nicht einer extremen Rechten, welche durchaus und in allem am Alten festhalten will, eine extreme Linke gegenübertritt, welche in kecker Oppositionsluft Gefahr läuft, die Grenzen der Kirchlichkeit zu überschreiten.

H. V. Indem ich diesen Gesinnungen Ausdruck gebe, von denen ich weiß, daß sie mit mir die sämtlichen Leiter unserer Gesellschaft beseelen, drängt sich mir ganz von selbst das Bild des Mannes auf, der ihr mehr vielleicht als irgend ein Anderer von Anfang an Maß und Richtung vorgezeichnet hat, und die Wunde, die sein Tod geschlagen, fängt neu zu bluten an.

Am 24. Mai d. J. ist das Mitglied unseres Ehrenpräsidiums, der hochw. Herr Erzbischof von Köln, Dr. Hubertus Simar, einer tückischen Krankheit erlegen, die ihn plötzlich, mitten in der Erfüllung seiner Berufspflichten ergriffen hatte. Er gehörte dem Vorstande der Görresgesellschaft seit der Konstituierung an, zuerst lange Jahre als stellvertretender Generalsekretär, dann, nach seiner Erhebung zum Bischof von Paderborn, als Ehrenpräsident. Die Verdienste, die er sich in der erstgenannten Stellung erwarb, sind in der bei Gelegenheit der vorjährigen Jubelfeier erschienenen Festschrift im einzelnen gewürdigt worden. Weit bedeutsamer aber als die hier entfaltete opferwillige Tätigkeit war uns jederzeit sein Rat und sein Vorbild.

Er war ein Mann von unerschütterlicher kirchlicher Gesinnung. Was das in den siebziger Jahren des zu Ende gegangenen Jahrhunderts zu bedeuten hatte, kann vielleicht nur der vollkommen ermessen, der die Stürme der Konzilszeit an einem ihrer Centralpunkte, in Bonn, miterlebt, wer es gesehen hat, wie die von den Feinden der Kirche geschürte Bewegung Säulen der Orthodoxie in ihre Wirbel zog. Noch erinnere ich mich lebhaft, welchen Eindruck es hervorrief, als bekannt wurde, Professor Simar habe im Kolleg sich persönlich zu der theologischen Lehrmeinung von der Unfehlbarkeit des Papstes bekannt und die sichere Erwartung ausgesprochen, das Konzil werde dieselbe zum Dogma erheben. Daß er zu den Leitern unserer jungen Gesellschaft gehörte, konnte als sichere Gewähr dafür gelten, daß dieselbe ihre Tätigkeit in engem Anschlusse an die kirchliche Autorität ausüben wollte.

Aber er war nicht minder ein Mann von gründlicher, allseitiger Bildung, von reichem theologischem Wissen; ein Mann, der die Wissenschaft achtete und wußte, was sie fordert. Die berufsmäßige Beschäftigung mit der systematischen Theologie brachte es mit sich, daß er die Forschung nicht durch neue Ergebnisse bereichern konnte, wie es die verlockende Aufgabe des Historikers ist. Aber seine viel gebrauchten Lehrbücher ruhen durchaus auf selbständigen wissenschaftlichen Studien. Das reiche Material an Aussprüchen der

Väter und älteren Theologen, das er seiner Dogmatik mitgab, ist, wie ich aus eigenem Wissen bekunden kann, nirgendwo aus dritter Hand entlehnt, sondern aus den Quellen selbst geschöpft. — Als in den ersten Jahren ihres Bestehens mehrfach und von gewichtiger Seite der Versuch gemacht wurde, die Tätigkeit der Görresgesellschaft in populäre Bahnen zu lenken, hat Simar stets mit Nachdruck daran festgehalten, daß die Förderung ernster Wissenschaft ihre Aufgabe bleiben müsse.

Als Theologe stand er in allen Hauptfragen auf dem Boden der Scholastik; er war ein gründlicher Kenner und begeisterter Verehrer des h. Thomas. Dabei aber war er jeder Engherzigkeit und jeder Versteifung auf das Programm einer besonderen Richtung oder Schule abgeneigt. So sicher er den Maßstab der Kirchenlehre handhabte, so unbefangen konnte er über Fragen reden, die mit dem eigentlichen Inhalte des Dogmas nur in loserem Zusammenhange standen. So wies er den Gedanken einer möglichen Umbildung der Scholastik keineswegs ab, und ich erinnere mich, daß er gelegentlich seinen Zweifel aussprach, ob der Aristotelische Substanzbegriff sich werde halten lassen.

Bei alledem war ihm die Wissenschaft kein totes Gut, sie war ihm zur Gesinnung geworden, die in Tat und Leben überging. So kam es, was wenige erwartet haben mögen, daß der stille, zurückgezogene Professor, als ihn die Vorsehung auf den Bischofsstuhl berief, sofort ein hervorragender Mann des Kirchenregimentes wurde, der jederzeit ganz genau wußte, was er wollte. Was er in dem neuen Berufe geleistet, welche Hoffnungen die Kölner Diöcesanen auf ihren Erzbischof gesetzt hatten, entzieht sich einer Besprechung an dieser Stelle. Auch weiß ich zu gut, daß es dem Sinne des Heimgegangenen wenig entspräche, wenn ich ihn in tönenden Worten feiern wollte. Und der Kummer des Freundes verbirgt sich ohnehin am liebsten in der Tiefe des Herzens. Das Wenige aber mußte gesagt werden, um dankbar hervorzuheben, in welch engem Zusammenhange der zu früh verstorbene Erzbischof von Köln mit den treibenden Gedanken der Görresgesellschaft gestanden hat.

Nun aber, nachdem dem teuren Entschlafenen sein Recht geworden, lassen Sie mich, h. V., der Freude Ausdruck geben, daß wir auch heute zu den Füßen eines erlauchten Kirchenfürsten sitzen dürfen. Möge der hochw. Herr Kardinal, in dem der deutsche Episkopat mit Stolz seinen Führer erblickt, der Görresgesellschaft sein gnädiges Wohlwollen schenken, möge er auch uns fürderhin Ratgeber und Führer sein.

III. Ansprache des Herrn Kardinals Kopp

in der ersten öffentlichen Sitzung zu Breslau am 7. Oktober.

Hochansehnliche Versammlung!

Nach den schönen, lichtvollen Ausführungen des verehrten Herrn Präsidenten, die Ihre ganze Aufmerksamkeit sichtlich gefesselt haben, wird es außerordentlich schwer sein, etwas mit einer gleichen Wirkung zu sagen. Wäre es deshalb nicht besser gewesen, wenn ich die Aufforderung Ihres Präsidenten abgelehnt hätte?

Ich glaube indes, daß ich in der Reihe der Redner doch eine Aufgabe erfüllen kann, nämlich Ihre hochgespannte Aufmerksamkeit etwas auszulösen, um Sie für die nachfolgenden Vorträge desto empfänglicher zu machen. Und dieser Aufgabe will ich mich unterziehen, hochverehrte Versammlung, und im voraus um Nachsicht bitten, wenn ich nicht den hohen

Gedankenflug erreiche, in dem der verehrte Herr Präsident Sie in die höchsten Gebiete geführt hat.

Ich muß aber der Aufforderung umsomehr nachkommen, als ich dem verehrten Herrn Präsidenten Dank schuldig bin. Zunächst schulde ich ihm herzlichen Dank für den schönen, von Ihnen mit Beifall aufgenommenen Nekrolog, den er meinem hochwürdigen verstorbenen, leider viel zu früh verstorbenen Mitbruder Dr. Simar gewidmet hat.

Einen ferneren Dank muß ich dem verehrten Herrn Präsidenten aussprechen dafür, daß er über uns Schlesier ein so mildes Urteil gefällt hat. Freilich klang es anfangs wie ein leiser Vorwurf, als er darauf hinwies, daß zum ersten Male die Görres-Gesellschaft in Schlesien und seiner Metropole tage. Aber er hat diese Pille mit so vielem Angenehmen verzuckert, daß es nicht schwer geworden ist, sie zu verschlucken. Freilich, wenn die Tatsachen nicht so überzeugend sprächen, würde der Vorwurf den Schlesiern nicht erspart werden, daß sie anscheinend ihre viel gerühmte Gastfreundschaft den Mitgliedern des Görresvereins hätten entziehen wollen. Wiederholt ist in früheren Jahren Breslau oder eine andere schlesische Stadt zum Versammlungsorte der Görres-Gesellschaft auserkoren worden; aber immer ist die Durchführung dieser Absicht verhindert worden durch Umstände, welche durch menschliche Macht nicht abgeändert werden konnten. Daß aber der Görresverein in Schlesien eine feste Stellung hat, beweist nicht allein der Eifer, mit welchem die Schlesier zu dieser Versammlung geeilt sind, nicht allein die zahlreichen Aufnahmen der Mitglieder, die sich infolgedessen ergeben haben, es beweist auch die herzliche Freude, mit der die Schlesier die Versammlung begrüßt haben.

Auch der Oberhirt des größten Teiles der katholischen Schlesier nimmt für sich das Recht in Anspruch, Sie mit gleicher Herzlichkeit zu begrüßen, und er hat Ihnen diesen Gruß mit seinen Wünschen am heutigen Morgen bei dem heiligen Opfer gewidmet.

Aber, hochansehnliche Versammlung, es wartet Ihrer noch ein anderer Gruß von einer höheren Stelle. Im Laufe der Nacht ist mir ein Telegramm zugegangen von unserem gemeinsamen Vater, Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. Gestatten Sie, daß ich Ihnen dasselbe vorlese:

(Die Versammlung erhebt sich und hört stehend die Verlesung an.)

Cardinal Kopp Prince-Evêque. Breslau.

A l'occasion de l'assemblée générale, que l'association de Goerres va avoir à Breslau, le Saint-Père charge votre Eminence de renouveler l'assurance de la paternelle bienveillance en annonçant bénédiction Apostolique aux membres réunis de la dite association.

Card. Rampolla.

Aus diesen kurzen aber herzlichen Worten Sr. Heiligkeit entnimmt die hohe Versammlung gewiß mit Freuden, wie derselbe mit herzlicher Teilnahme auf unsere Versammlung sieht und von dem Wirken und der Arbeit des Görresvereins Förderung und Fortschritt auch für die kirchliche Wissenschaft erwartet. Sie sind also als treue Glieder und Kinder Ihrer Kirche, Sie sind als katholische Gelehrte, als Vertreter der katholischen Wissenschaft nunmehr genügend legitimiert.

Aber, hochansehnliche Versammlung, wir haben eben von unserem Herrn Präsidenten gehört, wie gerade diese Eigenschaft als ein Makel an Ihrem Gelehrtenberufe angesehen wird. Er hat mit bewegter Stimme auf Erscheinungen hingewiesen, die in jüngster Zeit uns vor Augen getreten sind. Ich kann es nicht unterlassen, seinen Ausführungen etwas weiter nachzugehen.

Gerade in jüngster Zeit hat die Beurteilung der katholischen wissenschaftlichen Arbeit und des Verhältnisses der katholischen Gelehrten zur kirchlichen Lehrautorität die Geister

gewaltig aufgeregt und Veranlassung gegeben, sie aus der Zunft der Gelehrten auszuschließen. Nun, hochansehnliche Versammlung, etwas mehr Liebe, etwas mehr wahre Toleranz und Gerechtigkeitssinn würden in diesen Zeiten den Geistesblick weniger trüben und die Augen für die Beurteilung der Stellung anderer gewiß reiner und klarer machen.

Muß sich denn die für den wissenschaftlichen Lehrbetrieb so sehr in Anspruch genommene Voraussetzungslosigkeit nicht auch in dieser Richtung betätigen? Doch hier sehen wir gleich den ersten Widerspruch mit den so sehr betonten Prinzipien wissenschaftlicher Arbeit. Mögen wir auch durch die Berufung auf die Jahrtausende lange Arbeit unsere Kirche gegen den Vorwurf verteidigen, als sei sie eine Feindin der Wissenschaft; mögen wir auch darauf hinweisen, daß wohl die Kirche die Hüterin der Wahrheit ist, um die menschliche Erkenntnis vor nebelhaften Träumereien zu bewahren, daß aber die Kirche die von Gott den Menschen verliehenen geistigen Anlagen als Talente ansieht, welche nach dem Willen des Schöpfers zu seiner Verherrlichung in unausgesetzter Arbeit nach Vertiefung der Erkenntnis angelegt werden müssen; mögen wir auch geltend machen, daß die Kirche bemüht ist, ihrerseits alle Wege der Wissenschaft zu eröffnen, aber andererseits auch bestrebt ist, die Wissenschaft von gefährlichen Wegen zurückzuhalten, welche zu unklaren Träumereien führen: alle unsere Versicherungen finden bei den Vertretern der sogenannten freien Wissenschaft kein Gehör. Sie halten an dem einmal von ihnen aufgenommenen entstellten Bilde fest, in dem ihnen das Verhältnis der katholischen Wissenschaft zur kirchlichen Lehrautorität erscheint. Wir machen hier ganz dieselbe Erfahrung, die wir auch in der Beurteilung der Gebräuche und Lehren unserer heiligen Kirche machen. Hier wie dort scheitern alle unsere Belehrungsversuche an den von Jugend auf so sorgsam gepflegten Voraussetzungen.

Mit Recht hat der verehrte Herr Präsident in seinen schönen Ausführungen auf die Verschiedenheit der Weltanschauung hingewiesen, welche den katholischen Gelehrten von den Vertretern der freien Wissenschaft trennt. Der katholische Gelehrte steht auf dem Boden der gläubigen Weltanschauung, welche nicht die Weltanschauung der freien Wissenschaft ist. Aber wie der katholische Gelehrte getragen wird von seiner Weltanschauung, so wird auch der Anhänger der freien Wissenschaft getragen von seiner ungläubigen Weltanschauung; und wie der katholische Gelehrte gebunden ist von seiner Weltanschauung, so kann auch der Vertreter der freien Wissenschaft nicht vorgeben, seine Weltanschauung beeinflusse nicht seinen wissenschaftlichen Standpunkt.

Aber noch mehr, meine Herren! Die Aufgabe der Wissenschaft ist die Erkenntnis des Wahren. Die Erkenntnis des Wahren ist aber nicht schrankenlos frei; sie ist gebunden an Tatsachen. Der Naturforscher, der Geschichtsschreiber hält sich zunächst an die Tatsachen, die ihm gegeben sind, die vor ihm liegen. Das Gegebene in der Geschichte und in der Natur ist der Gegenstand seiner Forschung. Aber wie das Auge nicht sehen kann, was es will, sondern nur, was sich ihm darbietet, so ist es auch mit der menschlichen Erkenntnistätigkeit. So lange das Denken normal ist, steht es niemandem frei, Tatsachen anzunehmen oder abzulehnen. *Frei ist die Wissenschaft nur in der Verarbeitung der Tatsachen.* Solche Tatsachen sind auch die Offenbarungswahrheiten. Auch auf sie findet das Gesagte Anwendung, und in der Verarbeitung der Offenbarungstatsachen ist der katholische Gelehrte ebenso frei, wie jeder andere Gelehrte in seinen Forschungen. Nehmen wir nur die katholische Geistesarbeit in Bezug auf die Tatsachen der Offenbarung. Auch sie unterzieht der katholische Gelehrte seinen Forschungen, um diese Wahrheiten für die Menschheit fruchtbar zu machen, um sie mit der natürlichen Erkenntnis in Verbindung zu bringen, mit einem Worte, für das irdische und ewige Leben Nahrung aus diesen Tatsachen zu ziehen. Diese Tatsachen selbst kann er nicht umgestalten, nicht verändern, er muß sie nehmen, wie sie ihm vorliegen. Aber die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Arbeit

erweitern die Erkenntnis und befruchten ihre Anwendung auf das Leben. Bei diesen Forschungen knüpft der katholische Forscher an die Arbeit der Vergangenheit und prägt die Form nach dem Bildungsstandpunkte seiner Zeit und Zeitgenossen aus.

Ist das nun, hochansehnliche Versammlung, nicht auch im allgemeinen und in kurzen Umrissen die Methode der freien Forschung? Ist sie in dieser Beziehung freier als der katholische Gelehrte? Ist sie unabhängiger von der Gesamtheit der menschlichen Geistesarbeit, um nicht zu sagen von der Erziehung und Vorbildung, der Umgebung und Zeitströmung?

Allerdings, hochansehnliche Versammlung, ist der katholische Gelehrte noch durch etwas anderes gebunden; er ist gebunden durch die Lehrautorität seiner Kirche. Nun, worin besteht die Lehrautorität der Kirche? Jesus Christus hat die Einrichtung getroffen und die Bestimmung gegeben, daß das von ihm gesprochene Wort durch alle Zeiten bis ans Ende der Welt in der Menschheit fortklingen soll, damit es ihr zum Heile und zur Nahrung für das ewige Leben diene. Wo aber haben wir die Bürgschaft für die ungetrübte Reinheit dieses Heilsschatzes und Glaubensinhaltes? Der Erlöser hat dazu seine Kirche gegründet und ihr die Aufgabe gestellt, immerfort Zeugnis für sein Wort abzulegen. Und damit dieses Zeugnis untrüglich sei, hat er sie unter die Leitung des Heiligen Geistes gestellt, der durch die Wirksamkeit der Kirche den Glaubensschatz und Inhalt der Welt vermittelt. Insofern ist also der katholische Gelehrte gebunden an und durch die Lehrautorität seiner Kirche. Aber, was für ihn vom höchsten Werte ist, das ist das Gefühl der Sicherheit, mit dem er an seine Forschungsarbeiten gehen kann.

Nun wissen wir, hochansehnliche Versammlung, daß gerade über dieses Verhältnis die Vertreter der freien Wissenschaft ihren vollen Spott und Hohn ergießen. Sie nennen dieses Verhältnis ein ängstliches Seitwärts- und Rückwärtssehen, und sie haben für dasselbe den nicht schönen Vergleich eines Eisenbahnzuges erfunden. Nun, uns wird dieser Spott nicht beirren! Darauf hat schon der verehrte Herr Präsident in seinen Ausführungen hingewiesen. Für uns ist nicht maßgebend, wie diejenigen das Verhältnis ansehen, welche mit Voreingenommenheit unsere Einrichtungen betrachten, sondern für uns ist maßgebend, wie sich dieses Verhältnis in den Urkunden unseres Glaubens darstellt. Und in ihnen hat Jesus Christus sich klar und deutlich darüber ausgesprochen. Indem er von sich sagt, er sei die Wahrheit und gekommen, um Zeugnis abzulegen von der Wahrheit, und indem er seine Kirche bevollmächtigt, immerfort bis an das Ende der Zeiten seine Wahrheit zu bezeugen, trifft er die Bestimmung, wie dieses gegenseitige Verhältnis beschaffen sein soll, indem er in den feierlichsten Augenblicken seines Lebens angesichts seines Erlösungstodes die Worte ausspricht: „Ich will, daß sie eins seien!“ Das Abbild dieser Einheit aber erblickt der hl. Apostel Paulus in dem Verhältnisse der Glieder zu dem menschlichen Leibe.

Die katholische Wissenschaft ist also ein vollberechtigtes Glied an dem Organismus der Kirche, sie ist Bein von ihrem Bein, sie nimmt teil an dem Leben der Kirche, dessen höchste Stufe das **sentire cum ecclesia** ist, und das durch den H. Geist in ihr pulsiert.

Wohl ist die Kirche die Hüterin des Wahrheitsschatzes und immerfort bemüht, die Kleinodien rein zu halten von dem Staube menschlicher Unvollkommenheit und Fehlbarkeit. Aber diesen Glaubensschatz unterzieht die katholische Wissenschaft ihrer Forschung, um ihn in die natürliche Erkenntnis, soweit es möglich ist, aufzunehmen, und sie verwendet dazu die menschliche Geistesarbeit aller Zeiten; das heißt aber nicht mit fremden Gewändern drapieren, sondern aus dem gemeinsamen Bildungsschatze sich kleiden. Oder soll die katholische Wissenschaft allein davon ausgeschlossen sein? Soll sie ausgeschlossen sein,

an dem allgemeinen Bildungsschatze der Menschheit teilzunehmen, sie, welche durch die Jahrhunderte hindurch redlich das ihrige in diesen Schatz hineingelegt hat?

Der katholische Gelehrte ist also durch die Lehrautorität in seinen Forschungen nicht behindert; sie ist kein Hemmnis für ihn, er findet vielmehr in der und durch die Lehrautorität die festeste Stütze und den festesten Rückhalt. Die menschliche Forschung, hochansehnliche Versammlung, wandelt beständig an den Abgründen des Irrtums. Den Seinigen aber ruft Christus zu: „**Non turbetur cor vestrum, neque formidet**". Ja, der katholische Gelehrte kann ohne Unsicherheit und Unruhe an seine Forschungen gehen, kann sie soweit ausdehnen, wie es menschlichem Geiste nur möglich ist. Er wird immer an der Hand der Kirche den Rückweg zur Wahrheit finden, an der sanften Hand der Kirche, welche ihre Macht, wie der heilige Paulus sagt, nicht **in destructionem**, sondern **in aedificationem** gebraucht, welche die Geister nicht unterdrückt, sondern mit ihnen das hohe Gebäude der Wissenschaft bis in die höchsten Stufen ausbauen will.

Der katholische Gelehrte und wir alle können also ruhig den Spott der freien Wissenschaft hinnehmen. Sie ist nicht freier als die katholische, nur ist sie oft weniger voraussetzungslos.

Das sind einige von den schönen Gedanken, welche der hochverehrte Herr Präsident in der ersten Reihe seiner Ausführungen so schön und faßlich und doch so erhaben vorgeführt hat.

Nun würde ich noch einige Worte sagen müssen über die zweite Reihe und ganz besonders über *jenes ungestüme Streben katholischer Gelehrter in unseren Zeiten*, von dem der hochverehrte Herr gesprochen hat. Nun, meine Herren, seine Worte haben nach jeder Richtung hin meinen ganzen Beifall gefunden. Aber Sie haben selbst gezeigt, daß auch Sie Ihren Beifall denselben nicht entzogen haben. Ich enthalte mich deshalb, auf diesen Gedanken weiter einzugehen, zumal von einer anderen Stelle diese Sache ausführlich jetzt erörtert wird. Doch möchte ich in das schöne Gedankengewebe, das der hochverehrte Herr vor Ihren Augen geliefert hat, noch einen Faden einflechten.

Mit Recht hat er darauf hingewiesen, das Abtragen von einigen Außenwerken, die Zerstörung von einigen Zieraten an dem Gebäude katholischer Wissenschaft dürfe uns nicht beirren. Ich kann dieser Mahnung meine Zustimmung nicht versagen und beziehe auch hierauf die Worte des Evangeliums: **Non turbetur cor vestrum, neque formidet.**

Nicht weniger angenehm hat mich der Ausspruch berührt: Das erste Prinzip eines katholischen Forschers müsse absolute Wahrhaftigkeit sein. So ist es, hochansehnliche Versammlung.

Nur reine, volle Wahrheit, das ist das Prinzip des katholischen Forschers. Aber, meine Herren, der katholische Gelehrte ist nicht allein Forscher, er ist auch Lehrer, Lehrer in Schrift und Wort, und da meine ich, daß man nicht das Verfahren Chams zu seinem Vater Noeh nachahmenswert finden, noch die Reife des Urteils seiner Zuhörer und Leser außer acht lassen dürfe.

Nun, hochansehnliche Versammlung, ich danke dem hochverehrten Herrn Präsidenten noch einmal für den wahrhaft katholischen Ausdruck dieser wichtigen Wahrheiten. Wir sind treue Glieder und Kinder der katholischen Kirche. In ihrem Lichte, im Lichte ihrer Wahrheit wollen wir leben und arbeiten, mitarbeiten an allem Aufschwung der menschlichen Verhältnisse, arbeiten an aller Vertiefung und Erweiterung der menschlichen Erkenntnis, arbeiten an aller wahren Kultur. Dabei wollen wir uns mit den Worten Tertullians trösten: **Neque de scientia neque de disciplina ut putatis aequamur!**

IV. Das römische Institut der Görres-Gesellschaft im Jahre 1902.

Für den finanzwirtschaftlichen Teil der Arbeiten bestand seit Neujahr die Hauptaufgabe darin, verloren gegangene Hauptbücher der **camera Apostolica**, namentlich den **liber de beneficiis vacantibus**, durch andere Aufzeichnungen zu ersetzen. Die beiden Quittungsbände 9 und 12 aus der Serie der Obligationen schienen das Gewünschte zu bieten, doch ergab sich, daß dieselben nur Quittungen zu den bereits im **liber de diversis** verzeichneten Beträgen enthalten, bei welchen Dr. Göller die vollzogene Zahlung schon angemerkt hatte. Als viel ergiebiger erwies sich eine neue Durchsicht der einzelnen Kollektorien, z. B. der spanischen, welche für die drei ersten Jahre Johanns XXII. auch die Benefiziengelder verzeichnet. Ferner findet sich in Collect. 373 ein Faszikel mit den Quittungen dieser Art für das Jahr 1320/1. Derselbe Band enthält ähnliche Nachweise für England und außerdem die vom Papste ausgestellten Quittungen für die einzelnen Bankhäuser in Rom, für verschiedene Kollektoren, für die Census der päpstlichen Vasallenländer und fast für sämtliche Zehntgelder des **liber de decimis**, wobei die Quittungen nicht selten noch weitere Aufschlüsse geben als die betreffenden Hauptbücher. So wurde zu den regelmäßigen Aufzeichnungen der letzteren eine Fülle von ergänzendem und erläuterndem Material gewonnen, welches zum größten Teile seine Stelle in den Anmerkungen erhalten hat. Weniger Arbeit verursachte die Rubrik der **census et visitationes** und der **servitia communia**, da hier die Quittungen fortlaufend vorliegen. Gegen Ende dieses Jahres hofft Dr. Göller bestimmt mit dem Drucke beginnen zu können.

Dr. Reichenberger in Regensburg hat den Druck des ersten Bandes kaiserlicher Nuntiatur, der die Zeit von Ende 1584 bis März 1587 umfaßt, fortgesetzt und den Text in Stärke von 29 Bogen abgeschlossen; die noch fehlende Einleitung mit Register wird im Laufe dieses Herbstes hinzukommen. Die Fortsetzung hat Mathaus-Voltolini in der früher beschriebenen Weise gefördert und um manche neue Materialien bereichert, namentlich aus den Berichten des Nuntius in Polen, Annibale di Caseno, Erzbischof von Neapel, und des Kardinallegaten Aldobrandini aus den Jahren 1587 f., in welchen sich fast alle Depeschen aus Polen wegen der Doppelwahl nach Stephan Bathorys Tode sehr eingehend mit deutschen Verhältnissen beschäftigen. Auch der Briefwechsel der deutschen Bischöfe mit der Kurie gab vielfachen Aufschluß. Die kritische Verarbeitung und Kommentierung des Ganzen ging gleichen Schrittes nebenher, soweit die Hilfsmittel dazu in Rom zur Hand sind; das übrige hofft Mathaus im Laufe der Sommermonate nachtragen und so den Band bis 1. Januar druckfertig machen zu können.

Die Tätigkeit des Unterzeichneten war zunächst durch den Druck des zweiten bezw. vierten Konzilsbandes in Anspruch genommen, wobei sich immer wieder aus römischen wie außerrömischen Fundstellen wertvolle Zusätze und Ergänzungen ergaben. Bis jetzt sind 50 Bogen gesetzt, etwa die Hälfte des Bandes, der außer der Vorgeschichte von 1536—45 noch die Akten der vier ersten Sessionen umfassen wird. Diesen Akten, die sich auf die Kongregationsberatungen und auf die definierenden Sessiones verteilen, mußte sich daher an zweiter Stelle die Aufmerksamkeit zuwenden; dieselben sind in der textkritischen Behandlung vollständig, in der sachlichen Kommentierung nahezu abgeschlossen, so daß der Druck, der während der Sommermonate eingestellt werden mußte, mit Anfang Oktober wieder aufgenommen und ohne fernere Unterbrechung fortgesetzt werden kann. Eine Spezialuntersuchung über die Akten und andere Konzilsmaterialien ergab die Tatsache, daß dieselben auf Anordnung der Päpste Urban VIII. und Innocenz X. den beiden

römischen Geschichtsschreibern des Konzils, Terenzio Alciati und Sforza Pallavicini, in ausgiebigster Weise zur Verfügung standen. (Vergl. Röm. Quartalschr. 1902, Heft 3.) Die Einleitung für die Zeit vor 1536 wurde fortgesetzt und wird, da alles andere im wesentlichen erledigt ist, bald zum Abschlusse gelangen. Ein mehrtägiger Aufenthalt in Mantua führte zu wichtigen Aufschlüssen aus dem Archive der Gonzaga über die Weigerung des Herzogs Federigo, seine Hauptstadt für das Konzil zur Verfügung zu stellen, wenn nicht der Papst den Unterhalt einer beträchtlichen militärischen Besatzung übernehme. Nicht ohne Nutzen war auch ein wiederholter Besuch von Trient, wo die 40 Kopialbände der Mazzolenischen Sammlung zwar keine neue Ausbeute, aber doch eine gewisse Probe dafür lieferten, daß nichts Wesentliches übersehen worden ist.

An nächstfolgender Stelle wird der erste Band der Konzilskorrespondenz bis zur Translation nach Bologna im März 1547 und darüber hinaus erscheinen, bearbeitet von Oberlehrer Dr. Buschbell in Krefeld. Natürlich ergibt sich bei diesem Zweige eine beständige Bezugnahme auf die parallelgehenden Arbeiten von Druffel-Brandi in den Monumenta Tridentina, ohne daß jedoch der Nutzen, der daraus für unsere Zwecke erwächst, sehr in die Wagschale fällt. Es konnten der Bearbeitung fast überall die Originale zu Grunde gelegt werden, die sich teils zu Rom, teils zu Florenz oder Parma befinden; für die politische Korrespondenz vor und nach der Translation wird allerdings auch das Archiv von Simancas in Spanien heranzuziehen sein. In jedem Falle hofft Dr. Buschbell den Band ohne Unterbrechung an den im Drucke befindlichen anschließen zu können.

Prof. Dr. Merkle in Würzburg arbeitet an der Fortsetzung der Konzilstagebücher und an den Akten von Bologna (1547—49), Dr. Postina, Pfarrer in Münchhausen b. Mothern i. Unterelsaß, an den Akten aus der Zeit Julius III. (1551/2), der Unterzeichnete an der Fortsetzung der Akten unter Paul III. und an der Schlußperiode unter Pius IV.

Im Drucke befinden sich außer den beiden erwähnten Bänden ein Manuskript von Prof. Msgr. Dr. Kirsch in Freiburg (Schw.): Die Annaten der deutschen Benefizien im 14. Jahrh., eine Fortsetzung der früheren Publikationen finanz- und kulturgeschichtlichen Inhaltes, und von P. Ehrle S. J.: Martini de Alpartil Chronica actitatorum temporibus Benedicti XIII. (Petri de Luna), eine sehr wichtige Quellenschrift, an die sich eine reiche Sammlung von Dokumenten anschließt. Der Umfang von Text und Darstellung machte hier eine Teilung in zwei Bände nötig, so daß die Serie der Quellen und Forschungen eine Bereicherung um vier Bände erfährt. Nach Abschluß dieser Drucke sind außer den bereits erwähnten zu erwarten: die Fortsetzung der Kölner Nuntiatur von 1590 folgt in der Bearbeitung durch Dr. L. Schmitz, Privatdozenten in Münster, und eine Arbeit von Prof. Dr. Meister daselbst über die Geheimschriften im diplomatischen Verkehr der Kurie. Archivar Dr. v. Domarus in Wiesbaden gedenkt die Monate Oktober bis Dezember in Rom zuzubringen, um an die Regesten des Papstes Hadrian VI. die letzte Hand anzulegen.

Rom, 1. Oktober 1902.

Msgr. Dr. Ehses.

Nachtrag (Oktober bis Ende Dezember 1902).

In den finanzwirtschaftlichen Arbeiten hat Dr. Göller die Forschungen, zu denen der Band Collect. 373 Anlaß gab, mit gutem Erfolge fortgesetzt. Es galt nämlich, die dort verzeichneten Quittungen und Papstschreiben, die sich über das ganze Pontifikat Johanns XXII. erstrecken, auch in den vatikanischen Registern nachzuweisen. Es zeigte sich, daß namentlich die sogenannten Sekretregister das Gesuchte fast bis zur Vollständigkeit und

meistens bereits in guter Zusammenstellung bieten. Aber auch die übrigen Registerbände, besonders die Littera de curia, waren reich an Cameralmaterial, das jedoch vielfach mit dem in den Sekretregistern gefundenen identisch ist. Zur möglichsten Sicherheit mußten aber neben den vatikanischen Registern auf die Originalbände von Avignon, von welchen jene eine nicht ganz vollständige Abschrift enthalten, herangezogen werden, eine zwar sehr ergebensreiche, aber auch langwierige Arbeit, da sich Schriftstücke aus der Zeit Johanns XXII. in die Register sämtlicher Nachfolger bis auf Benedikt XIII. (de Luna) verirrt haben (ca. 300 Bände) und sich dazu dort in einem sehr ungeordneten Zustande befinden. Im einzelnen wird Dr. Göller das Ergebnis in einem eigenen Aufsatze beleuchten.

Die Verhandlungen für den Druck des ersten Bandes, der zu jeder Zeit beginnen kann, sind mit dem Verlag von Ferd. Schöningh in Paderborn eingeleitet.

Der Unterzeichnete ist noch immer vornehmlich durch den Druck des zweiten Konzilsbandes in Anspruch genommen. Der ausgedehnte Kommentar, dessen Notwendigkeit sich auch bei den eigentlichen Konzilsakten ergab, führte dazu, den Text des Bandes nach der dritten Sessio vom 4. Februar 1546 abzuschließen, da hier zugleich die Vorbereitung der Beratungen im engeren Sinne ihr Ende erreicht und dann sofort in die wichtigen dogmatischen und reformatorischen Verhandlungen eingetreten wird. Das vollständig druckfertige Manuskript dieses Schlußteiles ist bereits an den Herderschen Verlag abgegangen, der nach der Weihnachtspause den Druck wieder beschleunigt und bis Anfang März zu beendigen hofft. Bis dahin wird auch die bereits weit vorgeschrittene Einleitung über die entferntere und nähere Vorgeschichte des Konzils vollendet sein, die gegenwärtig den Hauptgegenstand der Arbeit des Unterzeichneten bildet. Was an freier Zeit übrig blieb, wurde auf die Akten aus der letzten Konzilsperiode und auf Untersuchungen über die Akten selbst nach ihrer formalen und redaktionellen Seite verwendet.

Der Königl. Archivar Dr. M. v. Domarus in Wiesbaden hat in den Monaten Oktober und November die Nachtragsarbeiten über die Regesten des Papstes Hadrian VI. zum völligen Abschluß gebracht und dazu noch eine Reihe wichtiger Bände im hiesigen Staatsarchiv erledigt, die ihm bei seinem früheren Aufenthalte nicht hatten zugänglich gemacht werden können.

Auf Grund des vollendeten Textdruckes von Dr. Reichenbergers Nuntiaturband (1584—1587) ist nunmehr auch Mathaus-Voltolini damit beschäftigt, der Fortsetzung für die Jahre 1587—1590 die abschließende Form zu geben.

Die übrigen im letzten Jahresberichte erwähnten Druckwerke schreiten voran.

Rom, 5. Januar 1903.

Msgr. Dr. Ehses.

Vereinsgaben der Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland.

(Die vergriffenen Schriften sind nicht aufgeführt.)

Komm.-Verlag von J. P. Bachem, Köln. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

1877. I. **Prof. Dr. Th. Simar, Der Aberglaube.** 2. Aufl. M. 1.20.

1878. III. **Dr. J. B. Heinrich, Clemens Brentano.** M. 1.80.

1879. I. **Fr. Hettinger, Die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri** in ihren Grundzügen. M. 2.25.

III. **Heinrich Rodenstein, Bau und Leben der Pflanze, teleologisch dargestellt.** M. 1.80.

1880. III. **Jos. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde.** II. Theil. M. 1.80.

1881. I. **Leopold Kaufmann, Albrecht Dürer.** M. 1.80.

1882. II. **Karl Unkel, Berthold von Regensburg.** M. 1.80.

III. **Prof. Dr. P. P. M. Alberdingk-Thijm, Philipp van Marnix, Herr von Sanct-Aldegonde.** Ein Lebensbild aus der Zeit des Abfalls der Niederlande. M. 1.20.

1883. II. **Dr. Karl Grube, Gerhard Groot und seine Stiftungen.** M. 1.80.

III. **Dr. Herm. Cardauns, Der Sturz Maria Stuart's.** M. 1.80.

1884. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus Norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts.** Franciscaner, Dominicaner, und andere Missionare. M. 1.80.

II. **Prof. Dr. Hipler, Die christliche Geschichts-Auffassung.** M. 1.80.

1885. I. **Fr. Wilh. Woker, Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani, Bischofs von Spiga, spätern apostolischen Vicars von Norddeutschland.** Deutsche Angelegenheiten, Friedens-Verhandlungen zw. Papst u. Kaiser 1703—1709. M. 1.80.

1886. I. **Dr. W. Pingsmann, Santa Teresa de Jesus.** Eine Studie über das Leben und die Schriften der hl. Theresia. M. 1.80.

II. **Dr. Anton Pieper, Die Propaganda-Congregation und die nordischen Missionen im siebenzehnten Jahrhundert.** M. 1.80.

III. **Fr. Wilh. Woker, Agostino Steffani, Bischof von Spiga i. p. i., apostolischer Vicar von Norddeutschland. 1709—1728.** M. 1.80.

1887. I. **Aurel Adeodatus, Die Philosophie und Cultur der Neuzeit und die Philosophie des h. Thomas von Aquino. — Prof. Dr. Dittrich, Die mittelalterliche Kunst im Ordenslande Preußen.** 106 S. geh. M. 1.80.

II. **Franz Schauerte, Gustav Adolf und die Katholiken in Erfurt.** M. 1.80.

III. **H. Keiter, Joseph von Eichendorff.** Sein Leben und seine Dichtungen. M. 1.80.

1888. I. **Dr. Franz Hettinger, Dante's Geisteshgang.** M. 2.25.

II. **Dr. J. H. Schwicker, Peter Pázmány, Cardinal-Erzbischof u. Primas von Ungarn und seine Zeit.** M. 1.80.

III. **Joseph Plaßmann, Die veränderlichen Sterne.** Darstellungen der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse u. Erklärungs-Versuche. M. 1.80.

1889. II. **P. Gabr. Meier, Süddeutsche Klöster vor hundert Jahren.** Reise-Tagebuch des P. Nep. Hautinger O. S. B., Bibliothekar von St. Gallen. M. 1.80.

III. **Dr. Franz Falk, Die deutschen Meß-Auslegungen von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1525.** M. 1.20.

1890. II. **Dr. Fr. Falk, Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdrucks bis zum Jahre 1520.** Mit 9 Facsimiles. M. 1.80.

III. **A. M. von Steinle, Edward von Steinle und August Reichensperger in ihren gemeinsamen Bestrebungen für die christl. Kunst.** Aus ihren Briefen geschildert. Mit 2 Kunstbeilagen. M. 2.—.

1891. I. **Leopold Kaufmann, Zehn Vorträge über Kunst von Maler Philipp Veit.** Mit einer Kunstbeilage: Bildnis des Malers Veit. M. 2.—.

II. **Dr. Albert Ebner, Propst Joh. Georg Seidenbusch und die Einführung der Congregation des hl. Philipp Neri in Baiern und Oesterreich.** Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert. M. 1.50.

1892. I. **Joseph Plaßmann, Der Planet Jupiter. Darstellung der wichtigsten Beobachtungs-Ergebnisse und Erklärungs-Versuche.** M. 1.80.

II. **Hespers, Karl, P. Schynse's letzte Reisen. Briefe und Tagebuchblätter.** M. 1.80.

1893. I. **Dr. J. P. Kirsch, Die christlichen Cultusgebäude im Alterthum.** Mit 17 Abbildungen. M. 1.80.

II. **Dr. Heinrich Weber, Der Kirchengesang im Fürstbisthum Bamberg.** M. 1.20.

III. **Nikolaus Paulus, Johann Wild. Ein Mainzer Domprediger des 16. Jahrhunderts.** M. 1.50.

1894. I. **Jul. Bachem, Die bedingte Verurtheilung.** M. 1 20.

II. **Dr. G. Schnürer, Die Entstehung des Kirchenstaates.** M. 1.80.

III. **Ludwig Schmitt, S. J., Johann Taufen, der dänische Luther. 1494—1561.** Zur vierhundertjährigen Feier seiner Geburt. M. 2.—.

1895. I. **Prof. Dr. Wilhelm Schneider, Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins.** M. 2.25.

III. **Dr. H. Cardauns, Die Märchen Clemens Brentano's.** M. 1.80.

1896. I. **Prof. Dr. Heinrich Finke, Carl Müller, Sein Leben und künstlerisches Schaffen.** Mit dem Bildniß Carl Müller's und sechs Bildertafeln. M. 2.70.

II. **Professor Dr. Konrad Miller, Monialium Ebstorfensium mappa mundi** mit Kurze Erklärung der Weltkarte des Frauenklosters Ebstorf vom Jahre 1284. M. 2.—.

III. **Julius Bachem, Bedingte Verurtheilung oder Bedingte Begnadigung?** M. 1.20.

1897. I. **Dr. Franz Kampers, Mittelalterliche Sagen vom Paradiese und vom Holze des Kreuzes Christi.** M. 1.80.

II. **Kirsch, Dr. J. P., Die Acclamationen und Gebete der altchristlichen Grabschriften.** M. 1.80.

III. **Jurbonsen, Dr. Friedrich, Die Sage von der Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaume".** M. 1.80.

1898. I. **Prof. N. Scheid, S. J., Der Jesuit Jakob Masen, ein Schulmann und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts.** M. 1.50.

II. **Prof. Dr. Heinr. Finke, Der Madonnenmaler Franz Ittenbach.** Mit dem Bildnis des Künstlers und Abbildungen von 11 seiner Werke. M. 2.—.

III. **Dr. Joseph Wilpert, Die Gewandung der Christen in den ersten Jahrhunderten.** Vornehmlich nach den Katakomben-Malereien dargestellt. Mit Abbildungen. Geh. M. 2.—.

1899. I. **Alexander Kaufmann, Thomas von Chantimpré.** M. 1.80.

II. **Dr. Augustin Wibbelt, Joseph von Görres als Litterarhistoriker.** M. 1.50.

III. **Joseph Dahlmann, S. J., Das altindische Volkstum und seine Bedeutung für die Gesellschaftskunde.** M. 2.25.

1900. I. **P. Bernhard Duhr, S. J., Die Stellung der Jesuiten in den deutschen Hexenprozessen.** M. 1.80.

II. **Dr. Johannes Bumüller, Aus der Urzeit des Menschen.** Mit Abbildungen. M 1.80.

III. **Dr Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres aus den Jahren 1804 u. 1805.** M. 1.80.

1901. I. **Dr. Herm. Cardauns, Die Görres-Gesellschaft 1876—1901.** Denkschrift zur Feier ihres 25 jährigen Bestehens, nebst Jahresbericht für 1900. M. 1.80.

II. **Dr. Wilhelm Loffen, Der Anteil der Katholiken am akademischen Lehramte in Preußen.** Nach statistischen Untersuchungen. M. 2,50.

III. **Dr. Jos. Mausbach, Die katholische Moral, ihre Methoden, Grundsätze u. Aufgaben.** Ein Wort zur Abwehr und zur Verständigung. 2. Auflage. M. 2,50.

1902. I. **Dr. H. J. Wurm, Die Papstwahl.** Ihre Geschichte u. Gebräuche. M. 2,—.

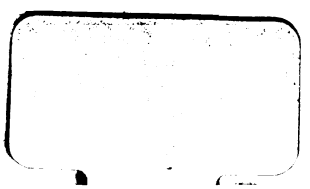
II. **Prof. J. Wimmer, Palästinas Boden mit seiner Pflanzen- und Tierwelt vom Beginn der biblischen Zeiten bis zur Gegenwart.** Historisch-geographische Skizzen. M. 1.80.

III. **Dr. Franz Schultz, Charakteristiken und Kritiken von Joseph Görres.** Zweite Folge. M. 1.80.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.



Widener Library
3 2044 090 843 780